Digitized by Google

Gt. coll. 61/(1791

Quartalschrift

Digitized by Google

Digitized by Google

Neue

Quartalschrift

zum

Unterricht und zur Unterhaltung

aus den

neuesten und besten

Reisebeschreibungen

gezogen.

1791.

Erstes Stück.

Berlin,

bei Arnold Wever.

t. coll. 01/1791

8 B

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Digitized by Google

I.

Beschreibung von Madrid.

Madrid, welches eigentlich nur ein Flecken (Villa) ist, hat sich doch durch den langen Aufenthalt der Könige zur vornehmsten Stadt in Spanien erhoben. Einige glauben, es sey das Mantua Carpetanorum der Alten. Der dürre undankbare Boden umher ist zum Theil schuld, daß man, indem man sich der Stadt nähert, kaum glaubt, daß dieß die Residenz eines großen Monarchen sey. Die Wirthshäuser zwei Meilen von der Stadt sind eben so schmutzig, elend, und von allem entblößt, als in sämmtlichen Gegenden des Reichs. Man sieht keine Bäume, kein angenehmes Grün, außer an der Seite des Manzanares bei Buenretiro, und den neu angelegten Spatziergängen. Die Stadt liegt auf einigen niedrigen Hügeln von einem groben erdartigen Sande. In Ansehung des Meeres ist die Lage hoch: denn es geht gegen das mittelländische Meer immer bergab. Alle Flüsse in der Nachbarschaft fallen in den Tajo, der ins Weltmeer fließt. Nordwestwärts sieht man die hohen Guadaramagebirge liegen, welche im Winter die kalten schneidenden Nordwinde veranlassen, die Westwinde sind hingegen warm und bringen Regen.

Digitized by Google

Wer Madrid von einem Thurme betrachtet, hält das Land umher für eben und wellenförmig, und sieht fast keine Hügel und Thäler. Gleichwohl aber hat es viel Ungleichheiten und Ravinen, die sich nicht bemerken lassen, wenn man das Land horizontal ansieht. Dieß fällt Reisenden deutlich auf; man mag nach Madrid kommen, von welcher Seite man will, so verliert sich die Stadt, wenn sie sich zum erstenmal zeigt, etlichemal wieder aus dem Gesichte. Die Ursachen der Ungleichheit setzt Bowles in der unmerklichen Abnahme der Felsen, im zufälligen Widerstand der Erde, in der Unbeständigkeit des Bettes der Flüsse, in der schrecklichen Schnelligkeit der Bäche, in der Gewalt der Ströme vom Regen, welche die Erde aufreißen und wegführen; in den unterirdischen Quellen, welche den Boden untergraben, und endlich in der Verderbung durch den Regen mit der Länge der Zeit. Diese Ursachen sind vereint und getrennt hinreichend in einem Lande Hügel und Ravinen hervor zu bringen; und wenn man nur auf die Wirkung einer noch so kleinen Quelle oder Bachs in der Gegend von Madrid Acht hat, so sieht man, in wie kurzer Zeit das Wasser das Erdreich untergräbt, und merklich Hügel und Ravinen hervorbringt.

Madrid hat keine Befestigungswerke und Graben, sondern ist nur zur Verhütung des Unterschleifs der Accise mit einer schlechten Mauer von Lehm umgeben. Man rechnet, daß um die Stadt ohne den Garten und Schloß Buenretiro zu umgehen drei Stunden erfordert werden. Unter den funfzehn Thoren verdient bloß das neue von Alcala in Ansehung der Architektur einige Achtung. Es ist auf beiden Seiten von innen und außen mit Säulen versehen, und hat auch noch andere Verzierungen.

Digitized by Google

Der kleine Fluß Manzanares fließt auf der West- und Südseite der Stadt, und ist mit zwei ansehnlichen steinernen Brücken versehen. Die Segovische Brücke, welche nach dem Stadtthore gleiches Namens führt, besteht aus neun Bogen von Quadersteinen mit einer Brustlehne, auf der in gewissen Entfernungen große steinerne Kugeln stehen. Philipp II. ließ sie 1584 durch den berühmten Johann de Herrera aufführen, und sie kostete über 200,000 Dukaten. Sie ist über 1000 Schritte lang, beim Eingang 22 Schritte breit, verengt sich aber in der Mitte bis auf zwölf Schritte. Die andre Brücke heißt die Toledische, und geht auf der Südseite der Stadt über den Fluß, und führt zum Thor von Toledo. Philipp V. ließ sie 1718 bauen. Sie hat auch neun Bogen, und nimmt sich gut aus, nur hat sie, wie die meisten spanischen Brücken, zu viel Blenden.

Von der öffentlichen Promenade am Manzanares, la Fevrida, welche im Frühling und Sommer stark besucht wird, ist bereits am Schlusse des vorigen Briefes geredet. Ueber dieses hat Ferdinand VI. und insonderheit der jetzige König Carl III. gesucht, den Einwohnern von Madrid durch Anlegung verschiedner Alleen mehrere Annehmlichkeiten zu verschaffen, wovon man sonst in dieser öden Gegend nichts wußte. Eine große Allee von Pappelbäumen ist um Buenretiro vom Thore von Alcala bis zu dem der Recollekten, und eine andre unter Ferdinand VI. von dem Spatziergange las Delicias und dem Wege dabei, und von dem Thore de Atocha bis nahe an den Fluß angelegt. Allenthalben sind Bänke von Quadern mit eisernen Rücklehnen.

Die meisten Straßen sind breit und gerade. Zu den größten und lebhaftesten gehören die Hauptstraßen Alcala,

Digitized by Google

Atocha, Toledo und die große Straße. Insonderheit ist die Alcalastraße am Eingange fast 200 Schritte breit, so daß zwanzig Kutschen neben einander fahren können. Ehemals war Madrid die schmutzigste Stadt von der Welt; noch vor dreißig Jahren war sie nicht gepflastert, und des Nachts wurden alle Nachtstühle auf die Gasse geschüttet, welches bei dem heißen Clima einen unerträglichen Gestank verursachte. Der jetzige König hat dieses nicht nur abgeschafft, sondern alle Gassen auch pflastern lassen, so daß Madrid jetzt keiner Stadt an Reinlichkeit nachstehen darf. Von dem Pflaster haben wir bereits oben geredet. In allen Gassen sind auf den Seiten zwei Fußwege von großen viereckigen Steinen, aber etwas zu schmal angelegt, damit die Fußgänger bequem gehen können, ohne der Beschwerde von den spitzigen Kieseln in der Mitte der Gasse ausgesetzt zu seyn. Die Fläche dieser großen Steine bleibt immer eben, weil sich weder Wagen, noch Kutschen, noch Pferde und Maulesel derselben bedienen können, und die Fußgänger gehen reinlich und gemächlich darauf. Alle funfzehn bis sechzehn Schritte stehen Lampen, wodurch Madrid schön erleuchtet wird, wenn kein Mondenschein ist.

Die Häuser sind mehrentheils von Backsteinen, manche auch von Granit und Holz; die der Adel bewohnt, sind von außen beworfen und angestrichen. Vor den Fenstern, die insgemein Balkons haben, sieht man lauter eiserne Gitter, wenigstens im untern Stock, vielleicht Ueberreste der jetzt verloschenen Eifersucht. Manche Häuser sind fünf, sechs bis sieben Stockwerke hoch, insonderheit auf dem großen Platze (plaza major). Leute von Mittelstande bewohnen einzelne Stockwerke, daher ist der allgemeine Eingang, wo viele Familien beisammen wohnen, insgemein kothig, zu ge-

Digitized by Google

geschweigen, daß der Platz hinter der Hausthüre zum Behältniß übelriechender Unreinlichkeiten gemacht wird. Der unterste Stock eines neu erbaueten Hauses ist für den König, aber der Eigner kauft sich gemeiniglich los. Die Hausmiethe ist sehr theuer: wer vollends Hausgeräthe dazu haben will, muß einen übertriebenen Preis dafür bezahlen. Wer Glasfenster liebt, muß sie sich machen lassen, sonst sind keine zu haben. Ueberhaupt sind die Häuser schlecht, und nur zur Schau gebauet, auf Bequemlichkeit ist nicht gedacht. Gewöhnlich geht man durch zwei oder drei große Zimmer von keinem Nutzen, bis man in einen kleinen Winkel kommt, wo die Familie sich aufhält. Jedoch giebt es auch einige prächtige Palläste, die von denen aus den Statthalterschaften zurück gekommenen Vicekönigen, oder den vornehmsten Grandes erbauet worden. Sie haben Höfe und Thorwege, welche bei andern nicht sind. Die meisten dieser Palläste unterscheiden sich aber nicht sowohl durch schöne Architektur, durch Bequemlichkeit und Zierlichkeit, als durch die Größe. Sie haben weder Gärten noch Gallerien, ein Paar ausgenommen, wovon unten. In Ansehung der Wirthshäuser sind Fremde übel daran; die Fontanad'oro, und das Maltheserkreuz sind die besten, die übrigen schlecht. Von Wein- und Kaffeehäusern weiß man vollends gar nichts. Dillon giebt die Anzahl der Häuser nur auf 9 bis 10000 an, Herr Büsching hingegen auf 13100.

Madrid hat etliche freye Plätze, die im Ganzen betrachtet weder sehr schön noch regelmäßig sind, wenn man etwa ein Paar ausnimmt. Die vornehmsten sind la Plaza de San Joachimo, del Sol, de Lasganitas, de San Domingo, de la Covada und la Plaza Mayor. Der

Platz del Sol ist schön, acht ansehnliche Straßen laufen hier zusammen, welches Abends, wenn solche insgesammt erleuchtet sind, einen vortreflichen Anblick macht. Der beste und regelmäßigste Platz ist der sogenannte große. Er hat 1536 Fuß im Umfange, und meistens schöne Häuser von fünf Stockwerken, die Anzahl beläuft sich auf 136. Sie sind mit Balkons versehen, und ruhen auf Pfeilern, welche vier bedeckte Gänge machen, darunter man spatzieren gehen kann. Es ist schade, daß dieser ansehnliche Platz zum Kräutermarkt bestimmt ist. Sonst wurden hier die Stiergefechte gehalten, allein seit 1760, da der jetzige König den Thron bestieg, hat man ihn nicht dazu gebraucht.

Außer diesem Platze haben die übrigen, und auch die Kreuzwege auf dreißig öffentliche Springbrunnen, die aber wegen des schlechten Geschmacks keinen sonderlichen Beyfall verdienen: insonderheit zeichnen sich die beyden auf den Plätzen del Sol, und Anton Martin durch das lächerliche und abgeschmackte aus. Das Wasser ist ungemein leicht und rein, doch wird es aus allen Quellen nicht von gleicher Güte geschätzt. Dem von Berro giebt man den Vorzug, wenigstens trinkt der König und der Hof kein andres Wasser, er mag sich auch aufhalten an welchem Orte er will. Viele Leute nähren sich davon, daß sie das Wasser aus den besten Brunnen auf Eseln in irdenen Krügen zum Verkauf herumführen. Ueber die Güte des Wassers in Madrid darf man sich um so weniger wundern, wenn man bedenkt, daß es aus den Gebirgen von Guadarama kömmt, und sich sieben bis acht Meilen lang durch einen Kies- und Sandboden, der keine fremden Materien mittheilt, filtrirt. Hingegen hat das Wasser auf dem St. Ludwigsmarkt, und in der großen Bernhardsgasse, welches vermuthlich über eine Thonlage fließet, einen Bodensatz.

Das schöne Wasser macht, daß es vielleicht keinen Ort giebt, dessen Einwohner so wenig Wein und so viel Wasser ihrer Gesundheit unbeschadet trinken, als in Madrid. Bei dieser Gelegenheit müssen wir der Ziegen gedenken, welche die Stadt täglich zweimal Früh und Abends mit frischer Milch versorgen. Es werden nämlich alle Tage einige Heerden nach Madrid getrieben, und daselbst gemolken. Man führt sie auf die Felder, um auf den freien Plätzen zu weiden. Ueber dieses fressen sie im Frühling und Sommer die Blätter oder das Gras von der Gerste, die in den nah gelegenen Feldern ausdrücklich für sie gesäet wird. Diese wächset so dick, daß ein Fremder sich keine Vorstellung davon machen kann. Im Winter bei wenigem Gras nähern sich die Ziegen von den Blättern, welche die Kräuterweiber auf dem Markte wegwerfen. Des Nachts geben die Hirten ihnen viel Salz, um sie zum trinken zu reizen, und desto mehr Milch zu erhalten, daher ist die Abendmilch allemal besser, als die Frühmilch.

Außer den bereits erwähnten Alleen, die seit einigen Jahren angelegt sind, und der Fevrida am Manzanares, giebt es noch zwei Oerter zum spatzierengehen in Madrid, nämlich den Prado und las Delicias. Der letztere liegt auf der Seite des Atochathores, verdient aber den Namen nicht sehr, zumal seitdem man den Kanal de Manzanares unvollendet liegen lassen, und das stehende Wasser darin einen unaufhörlichen Gestank verursacht. Wenn er fertig ist, und alsdann Fall genug hat, so werden sich hoffentlich diese bösen Ausdünstungen verlieren, und er muß den benachbarten Ländern unstreitig dadurch vortheilhaft seyn, daß er den Handel und die Communication erleichtern, und verschiedene Mühlen treiben wird.

In der Vertiefung zwischen dem Pallast Buenretiro und der Stadt liegt der Prado, der einen großen sehr langen und breiten Raum einnimmt. Er war sonst ungemein ungleich, ist aber unter dem jetzigen Könige durch den Grafen Aranda sehr verschönert. Man hat mehrere Alleen von Bäumen gepflanzt, eine Menge steinerne Bänke mit eisernen Lehnen gesetzt, und die Wege für die Fußgänger breit und angenehm gemacht. Die lehmerne Mauer, und die schlechten zum Retiro gehörigen Gebäude sind weggerissen, und an deren Stelle ist ein eisernes Gitterwerk angelegt, das mit Pfeilern, worauf Vasen stehen, abwechselt. Vom Thore von Alcala gehen vier Reihen Bäume nach dem Prado und formiren einen edlen Zugang. Dieß ist die Promenade, wo man Abends, wenn auch der Hof nicht da ist, oft 2 bis 300 Kutschen zählt, und wo sich vornemlich die Damen, welche Langeweile haben, täglich einzufinden pflegen. Die Kutschen fahren hinter einander her in der Runde herum. Uebrigens ist diese eingeschränkte Spatzierfahrt ein sehr mäßiges Vergnügen, weil man immer in einer Wolke von Staub eingehüllt ist. Man besprengt den Prado zwar im Sommer alle Tage, aber die Hitze des Clima, und die Menge der Wagen macht diese künstliche Befeuchtung bald unmerklich. Keine freye Aussicht darf man hier nicht suchen; aber die tiefe Lage schützt den Prado doch wenigstens einigermaßen für die scharfe Luft, und die schneidenden Winde, denen man, wenn er hoch läge, gewiß ausgesetzt seyn würde. Was gewönne man auch durch eine freye Aussicht, da die umliegende Gegend traurig, kahl und wüste ist? Uebrigens ist der Prado schon in den alten spanischen Romanen der Schauplatz unzähliger Liebesgeschichten; und es fehlt vermuthlich auch noch jetzt nicht an Abentheuern, die hier vorfallen.

Wenn

Wenn einige Reisebeschreiber von 300000 Einwohnern in der Stadt Madrid reden, so ist das sehr übertrieben, weil nicht einmal halb so viel Menschen darin leben. Bei einer *unter* Ferdinand VI. angestellten Zählung fand man nach Herrn Büsching

Einwohner von 18 bis 60 Jahren	26043
über 60	1641
unter 18	13907
Dienstboten	10676
Arme	735
Tagelöhner, die keine Häuser haben	207
Wittwen	5660
Andere Weiber und Kinder von allerlei Alter	42168
	101037

Der Verfasser über Sitten Spaniens zählt ohngefähr 140000. In Dillons Reisen Th. 1. S. 68 werden die Kirchspiele specificirt, und da geben deren 15 in dem Jahre 1778

1466 Ehen.
4031 Geborne.
1477 Todte. *)

Dieser gewaltige Unterschied erklärt sich aber dadurch, daß hier sowohl die Kinder, als die in den Spitälern des Hofes, und in den Klöstern Gestorbenen fehlen. Ohne diese starben in den Kirchspielen und Spitälern 3483 Personen, und 4372 wurden gebohren, mit Einschluß der Fremd-

*) Im Jahre 1781 wurden gebohren 4842 und starben 4365. Unter den Todten fehlen aber die Kinder und die in den Klöstern verstorbenen.

Fremdlinge, die zu St. Gines getauft worden. Dieses Verzeichniß ist aus dem Madrider Staatskalender genommen. Man sieht aber leicht, wie mangelhaft und unbestimmt es ist, und daß man sich folglich nicht darauf verlassen kann. Der Pater Caimo bemerkt, daß jährlich in der Residenz 50000 Schöpse und 12000 Ochsen verzehrt werden.

In gedachtem Verzeichnisse der Pfarrkirchen oder Kirchspiele werden nur 15 specificirt, der Verfasser über Sitten Spaniens giebt 18 an, und Herr Büsching nur 13 nebst 6 Filialkirchen. Die Anzahl der Klöster beläuft sich auf 66; nämlich 35 für Mönche und 31 für Nonnen, und die von den Hospitälern, Armenhäusern und Collegien rc. auf 22.

In Ansehung der Polizey ist Madrid in verschiedene Distrikte eingetheilt, von denen jeder wieder viele kleinere unter sich begreift. Jeder große Distrikt hat einen Richter, der alle unbedeutende Zänkereien und kleine Verbrechen entscheidet und bestraft. Die Civil- und Criminalgerichtsbarkeit erstreckt auf fünf Meilen rund um die Stadt. Man kann von derselben an den königl. Rath von Castilien appelliren. Die Gerechtigkeit wird langsam verwaltet, und ist ziemlich feil. Die Kirchen sind hier zwar nicht durchgängig Freistätte für Mörder und Bösewichter, doch hat sich die Geistlichkeit dieses unverzeihlige Recht für zwei zu erschleichen gewußt, als es den übrigen genommen ward. Es giebt eine Gesellschaft in dieser Stadt, von der einige Abends auf der Gasse gehen, und mit ihren Stäben auf das Pflaster stoßen, um denen, die Kranke im Hause haben, anzudeuten, solche herauszubringen, da sie dieselben denn ins Spital führen. Sie sorgen auch für Arme, wenn solche

solche auf der Gasse liegen. Die Spitäler sind durchgehends reinlich und die Verpflegung ist zu loben, wie man denn auf letzteres immer ziemlich mit Gewißheit schließen kann, wenn die Aufwärter ihre Arbeit aus Bewegungsgründen der Religion verrichten.

Der Staub und andere Unbequemlichkeiten machen, daß ein Fremder in Madrid nicht wohl zu Fuße fortkommen kann. Miethkutschen oder Fiakers giebt es nicht, sondern man muß einen Glaswagen (Carosse de Remise) auf einen ganzen Tag miethen. Sie sind mit Maulthieren bespannt, und kosten täglich ohngefähr drei Thaler.

Der neue Pallast ist die Residenz des jetzigen Königs, wenn er sich in Madrid befindet. Er steht auf der Stelle des Alcazars oder alten maurischen Pallasts, den viele der nachfolgenden Castilianischen Könige bewohnt, und daran Philipp II., III. und IV. große Summen verwendet haben. Als solcher aber 1734 abbrannte, faßte Philipp V. den Entschluß, einen neuen aufzuführen, der größer und prächtiger, als alle andere Residenzen in Europa, seyn sollte. Er wählte den Juvarra dazu, einen Mann, der die edle Simplicität der griechischen Architektur nicht kannte, sondern sich seiner eigensinnigen Einbildungskraft überließ; wovon man Beweise genug an seinen vielen Gebäuden in Turin sieht. Er verfertigte einen Plan und ein noch vorhandenes Modell, welches sich aber theils für den bestimmten Platz nicht schickte, theils zu ungeheure Summen kostete, theils auch wegen Staatsursachen, weil man das Geld zu andern Absichten brauchen wollte, nicht ausgeführt ward. Unterdessen starb Juvarra, und sein Schüler Sacchetti, der aber von des Lehrers falschem Geschmack angesteckt war,

machte

machte einen neuen Entwurf, den Philipp V. genehmigte, und 1737 mit dem Bau anfangen ließ.

Der Platz des Buenretiro wäre wegen der dabei befindlichen Gärten weit schicklicher dazu gewesen. Der neue Pallast hat zwar wegen seiner hohen Lage eine ungemein weite Aussicht, er steht aber auf der einen Seite am Rande einer steilen Anhöhe, und an der andern so nahe an den Häusern der Stadt, daß kein Garten Platz findet. Was für ein Unterschied zwischen den Aussichten beider Schlösser? Vom neuen Pallast sieht man über eine große Strecke schlecht angebaueter Hügel; von Buenretiro auf den besten Theil der Stadt, auf die neuen Anlagen der Spatziergänge, auf die Gärten, die man so weit vergrößern, und mit neuen Plantationen vermehren könnte, als man es für gut fände. Das Ganze ist plump: daher man es wegen der acht Fuß dicken Mauern mit einem Benediktinerkloster verglichen hat. Die Fenster sind mit Zierrathen überhäuft, und wo die Architektur ein simples Ansehen haben soll, scheint sie unter der ungeheuren Last der Steine zu versinken. Inzwischen sind doch auch einzelne gute Theile daran, und die innern Merkwürdigkeiten, insonderheit der Schatz von Malereien, verdienen alle Achtung und Aufmerksamkeit eines Kunstliebhabers.

Das ganze Gebäude ist von weißen Steinen, und jede Seite dieses erstaunlichen Vierecks hat 470 Fuß. Die Hauptfassade liegt gegen Mittag, wo das Gebäude eigentlich drei Stockwerke hat; gegen Morgen und Abend hat es vier und gegen Mitternacht fünf ohne die Souterrains zu rechnen. Jedes Stockwerk hat eine Reihe von 21 Fenstern. Die Vorderseite hat fünf Thore, und über das mittelste eine Gallerie, die von vier Säulen getragen wird. Bis

zum

zum ersten Stock sieht man nichts, als eine ungeheure plumpe Masse ohne allen Zierath, und auf dieser Unterlage ruht das übrige Gebäude, welches zwar nicht ganz jonischer Ordnung ist, aber ihr doch am nächsten kommt. Die Fassade hat zwölf Säulen, vier im Mittelpunkt, und vier an jeder Ecke. Der Zwischenraum ist mit Wandpfeilern ausgefüllt. Die Nordseite hat acht Säulen in der Mitte, und die Kapitäle der Wandpfeiler sind dorisch. Ueber dem Sims des ganzen Gebäudes läuft ein Geländer, welches verhindert, daß man das bleierne Dach nicht sieht. Es stehen Urnen und Vasen von Stein darauf. Die Fenster in der Mitte der Fassade des ersten Stocks sind viel zu sehr mit Zierathen überladen, und sind der Simplicität des Gebäudes ganz entgegen. Der innere Hof ist so groß, daß 50 Kutschen darin umlenken können, und hält 195 Fuß ins Gevierte.

Weil die Nordseite gedachtermaßen an einem steilen Abhange liegt, so ist hier mit großen Kosten eine bequeme Auffahrt angelegt, damit der König nicht durch die Stadt fahren darf, und gleich in das Thal des Manzanares hinab kommen kann. Unten am Fuß des Hügels steht das Thor St. Vicente, welches auf die Art eines Triumphbogens gebauet ist. Die Terrasse läuft sehr gemach an. Sie läuft von der Stiege de Harnieros und dem neuen Springbrunnen del Abanico längst dem Gestade des Flußes bis zu einem großen Platze vor dem neuen Thore fort, und von diesem Thore bis nach der segovischen Brücke, ist auch ein mit Bäumen bepflanzter und mit Springbrunnen besetzter Weg angelegt.

Beim Eintritt in den Pallast sieht man einen auf plumpen Säulen ruhenden gewölbten Gang vor sich, der nichts

nichts edles hat, sondern durch seine Schwerfälligkeit mißfällt. Dieser führt zur großen mit vielen Zierathen versehenen Haupttreppe. Daran sind die zwölf Säulen ein Beweis vom Eigensinn des Sacchetti; denn die Kapitäle sind mit Löwen, Schlössern und dem Halsband des güldnen Vließes versehen. Die Stufen und das Geländer sind von schwarzgeflecktem Marmor.

Die Thüre des Zimmers der Garde hat zwei schöne Säulen von Jaspisartigem Marmor, und an der Decke hat Joh. Baptist Tiepolo die Schmiede Vulkans und andre Gruppen gemalt. In dem folgenden sogenannten Tanz- oder Säulensaale sieht man von Corrado, der auch die Haupttreppe geliefert hat, die Religion und die Kirche auf einem Throne von Wolken, mit einem sehr lebhaften Kolorit auf nassem Kalk. Die Säulen sind von eben der wunderlichen Ordnung, als die auf der Treppe. Die Decke im Vorzimmer des Königs ist von der Hand des Tiepolo; die spanische Monarchie reich bekleidet, stützt sich auf einen Löwen, an der andern Seite spielt Apoll die Leier, und weiter unten stürzt Herkules eine von den Säulen um, die von ihm den Namen haben.

Im folgenden Saale, welcher wegen der kostbaren Spiegel und der reichen Möblen der größte und prächtigste des Pallasts ist, hat Tiepolo über dem Simse die verschiedenen Provinzen Spaniens und Indiens gemalt, und solche durch das einer jeden eigenthümliche Costum bezeichnet. Der Saal ist 120 Fuß lang, mit Purpursammt reich mit Gold gestickt ausgeschlagen; er hat zwölf Spiegel in kostbaren Rähmen, zehn Fuß hoch, und zwölf Tische vom feinsten spanischen Marmor. Im Speisezimmer des Königs hat Mengs, der sich überhaupt in diesem

Pallast

Pallast in seiner ganzen Größe gezeigt, und alle seine Zeitgenossen weit hinter sich gelassen, die Vergötterung Trajans, der mit seinen Tugenden umgeben ist, abgebildet. Am andern Ende der Decke sieht man den Tempel der Unsterblichkeit, und die Musen, wie sie den Ruhm dieses Kaisers besingen.

Das Gesprächzimmer stößt dicht daran, und eben dieser große Künstler hat an der Decke den Jupiter gemalt, wie er den Herkules in der Versammlung der Götter krönt, und ihn für seine Thaten belohnt. Vier Basreliefs mit den Thaten dieses Helden sind von Philipp de Castro. Das chinesische Kabinet ist mit großen porzellanen Platten aus der Fabrik von Buenretiro belegt. Die Zierathen sind daran plump, und die Farben und Vergoldungen grob aufgetragen. Ueberhaupt ist der Geschmack sonderbar, ob es gleich Kosten und Arbeit genug erfordert haben mag. An der Decke des Speisesaals hat Franz Bayeu die Eroberung von Granada durch Ferdinand und Isabelle, und im Zimmer darneben Velasquez den Columbus vorgestellt, welcher Ferdinanden und Isabellen die neue Welt darbietet. Die vier Basreliefs an den Ecken stellen Mexiko, Peru, Chili und die philippinischen Inseln vor.

Das vornehmste in diesem neuen Pallast ist die herrliche Sammlung von Gemälden, die, wenn sie in einem Zimmer hingen, eine der prächtigsten Gallerien ausmachen würden. Wie möchten unsre Leser mit der Anzeige von allen ermüden, deswegen führen wir nur die vornehmsten an, und folgen darin dem Briefe, welchen der berühmte Mengs an den Abt Ponz geschrieben, und Urtheile über diese Kunstwerke hinzugefügt hat, die desto merkwürdiger

 sind,

sind, da sie aus der Feder eines so großen Künstlers kommen.

Im Vorzimmer des Gemachs des Königs sieht man von Tizian den Sisyphus, Prometheus, vier weibliche und männliche Portraits, darunter er selbst von seiner eignen Hand ist; von Rubens: Venus, die dem Liebesgott die Augen verbindet, eine dergleichen, die sich in dem vom Amor gehaltenen Spiegel sieht, Adam und Eva in Lebensgröße, und darneben eine Kopie davon. Von Tintoretto Judith und Holophernes, und die Marter der heil. Ursula mit ihren Gefährtinnen. Von Paul Veronese: Venus, welche den schlafenden Adonis mit dem Fächer kühlt, wie auch Cephalus und Procris. Auf den Tischen stehen acht antike Büsten: vier von Porphyr stellen römische Kaiser vor, und unter den vier marmornen ist eine Venus.

Im Gesandtschaftssaal befinden sich einige schätzbare Büsten von Marmor, unter andern ein Kopf des Seneka in antiken Geschmack von Bernini.

Im Speisezimmer des Königs sind vier Gemälde mit Thaten des Herkules von Rubens. Sieben Portraits in Lebensgröße von Velasquez, darunter Philipp III. und IV. zu Pferde nebst ihren Gemahlinnen, und der Herzog von Olivares. Es herrscht viel Stärke im helldunklen darin, er kannte die Wirkung vortreflich, welche die Luft thut, wenn sie zwischen den Gegenständen angebracht wird, um sie von einander zu trennen, und Mannigfaltigkeit ins Ganze zu bringen. Am Gemälde Philipps IV. ist das Pferd und alles vortreflich. Auf den Tischen dieses Saals sind verschiedene Medaillons von Marmor und vier Büsten.

Im

Im Gesprächzimmer sieht man Philipp II., der seinen neugebohrnen Sohn dem Ruhme darbietet, und Carl V. gewaffnet zu Pferde von Tizian: den Infant Don Ferdinand auch zu Pferde von van Dyck. Ein sehr hochgeschätztes historisches Gemälde der Infantin, die unter dem Namen Margaretha Maria von Oestreich Kaiserin war, ist von Velasquez, wobei er sein eignes Portrait angebracht hat. Neben ihr stehen verschiedene junge Mädchen mit zwei Zwergen. Die Entführung der Europa, und Venus mit dem Adonis sind von Tizian.

Im Ankleidungszimmer sieht man von Velasquez: den Merkur und Argus in einer schön gerathenen Landschaft, Vulkans Schmiede, und Apoll, der vermuthlich kommt ihm die Untreue seiner Frau anzukündigen; einen Alten mit Papieren in der Hand; einen Wasserausrufer, der einem Kinde zu trinken giebt. Dies Gemälde beweist die genaueste Nachahmung der Natur; er beobachtete die Vertheilung von Licht und Schatten aufs Genaueste, und ahmte zuweilen den harten Abwechselungen der Natur so pünktlich nach, daß er dadurch etwas ins trockne und unsanfte fiel. Im Bacchusfeste, wo derjenige, der den Bacchus vorstellt, seine Gesellschafter, die eben so besoffen sind, als er, krönet, herrscht ein leichtrer und sanftrer Stil, als im vorhergehenden Gemälde, denn hier ahmte er der Natur weniger nach, wie sie wirklich ist, sondern mehr, wie sie uns zu seyn scheint. Aber das Gemälde, darin er seine richtige Kenntniß von der wahren Nachahmung der Natur am meisten beweiset, sind seine Spinnerinnen.

Von Murillo hängen in diesem Zimmer: die Verlobung der Maria; eine Geburt; eine Verkündigung; ein

heiliger Johannes und das Jesuskind; eine heil. Familie; Maria mit dem Kinde; ein schlafendes Kind. Murillos Charakter besteht in einer ungewöhnlichen Sanftheit des Pinsels; doch ist sein erster Stil von dem letztern sehr verschieden. Die angeführten sind vom ersten, und mit vieler Stärke und Einsicht gemalt, haben aber das sanfte Kolorit seiner letzten Arbeiten nicht.

Von Spagnolett befindet sich hier eine heil. Maria aus Aegypten; eine Magdalena; ein heil. Johannes und ein heil. Bartholomäus. Spagnolett erreicht den Velasquez in Vertheilung von Licht und Schatten nicht, weis auch nicht die Gradationen der Tinten so zu beobachten, noch bei jenem so sehr bewunderten durchsichtigen Dunst der Luft nachzuahmen. Hingegen hat sein Kolorit mehr Glanz und Stärke. Die Flucht nach Aegypten, und die Opferung Isaacs sind von Lukas Giordano. Seine Arbeiten sind von zweierlei Art, verschiedene haben ein starkes Kolorit in seines Meisters Spagnoletts Manier, aber seine gewöhnlichste und seinem Geschmacke angemessenste Manier, und die sich in seinen meisten Arbeiten findet, nahm er von Peter von Cortona an. Uber dieses sieht man noch in diesem Zimmer drei Bildnisse von Titian, zwei von van Dyck, vier Stücke von Teniers, eine Himmelfahrt der Maria von Guido und eine Geburt von Mengs.

In einem Seitenkabinet hängen 20 kleine Bilder von Teniers und eine Landschaft von Wouwermann.

In dem Saale, durch den man in das königliche Schlafgemach geht: Maria mit dem schlafenden Kinde, dem Johannes die Füße küßt, länglich rund, von Giordano. Der heil. Jacob, ein Ecce homo, und eine betrübte

trübte Maria von Murillo. Ein heil. Franziscus von Assisi, und ein heil. Hieronimus von Spagnolett. Die heil. Magdalena von van Dyck, eine heil. Familie von Mengs.

Im Schlafzimmer trifft man ein Gemälde von Mengs an, die Abnehmung vom Kreuze, welche durch den wahren, naturvollen rührenden Ausdruck der Figuren nach und nach die Seele unwiderstehlich erweicht. Man muß es sehen, um sich einen Begriff zu machen, wie sehr dieser große Künstler die Natur studirte, und das rührend-erhabene in seiner Gewalt hatte.

In den für die Königin bestimmten Zimmern, welche die Infantin jetzt inne hat, hängen ebenfalls viele Gemälde. Das Leichenbegängniß eines Kaisers, der auf einem Scheiterhaufen liegt, rund umher sind kämpfende Gladiatoren. Dieß Gemälde von Lanfranco ist nach Mengs Urtheil ein Innbegriff der vollkommensten Schönheiten, deren die Malerei fähig ist. Die Zeichnung kommt den *schönsten Antiken* gleich; verschiedene Schattirungen sind Raphaels würdig, so wie die Leichtigkeit im helldunklen, darin Corregio so stark war. Bei allem dem wirft dieser Künstler mehr nur Spuren seiner großen Anlagen hin, als daß sie sorgfältig ausgeführt seyn sollten.

Von Jordans ist hier ein großes Gemälde, darin er Rubens abgebildet hat, der ein nackendes Weib malt; ferner vier Stücke aus der Geschichte Simsons, und noch viere aus der Fabellehre. Von Tizian das Bildniß Philipps III. und die Schändung der Lucretia. Das Helldunkle seiner Gemälde besteht nicht in der Schwärze der Schatten, sondern in der eignen Einrichtung und Vertheilung der Lokalfarben. Tizians Portrait neben der Lukretia ist

von van Dyck. Von Paul Veronese eine Frau, und ein kleines Gemälde mit einem Jünglinge zwischen Tugend und Wollust. Darunter hängen zwei Hofnarren von Velasquez und zwei Kinder von Guido.

Im nächstfolgenden Gemach: von Lanfranco ein Kaiser, der eine Rede an seine Soldaten hält, und eine Seeschlacht. Von Poussin ein Opfer des Priaps. Von Jordan: Esau verkauft seine Erstgeburt, und Bathseba im Bade. Von Carl Maratti zwei weibliche halbe Figuren mit Blumenkörben. Von Tizian eine heil. Magdalena mit einem Drachen zu ihren Füßen. Von Spagnolett der heil. Bartholomäus, den ein Henker schindet. Von Corrado verschiedene Landschaften und Blumenstücke.

Der Speisesaal der Infantin ist reich an Werken des Lukas Giordano, nämlich die Marter des heil. Laurentius, vier Gemälde aus dem Leben der Maria, und noch vierzehn andre verschiednen Inhalts. Ein Gemälde, darin sich Teniers selbst in der Mitte einer Bildergallerie gemalt hat.

In dem daran stoßenden Saale: vier große Stücke aus der Geschichte Salomons von Giordano. Eine Landschaft mit Figuren, ein Ball und der Raub der Proserpina von Rubens. Vorzüglich aber schätzt man von ihm den Priester zu Pferde mitten im Walde, der einem Kranken das Abendmahl reicht, und ein Graf von Habsburg führt das Pferd am Zügel. Vier Bildnisse zu Fuß von Velasquez: Maria und Jesus, und ein Bild Jesu von Murillo. Der heil. Ferdinand, welcher vor der Maria kniet, von Claudio Coëllo.

In der dazu gehörigen Schlafkammer: zwei Wunder des heil. Antons von Padua, zwei Stücke aus der

Ge-

Geschichte Salomons, die Geburt der Maria, die Ueberschattung, und einige Heiligen Bilder von Jordans. Der heil. Anton von Padua betet das Jesuskind an von Carl Moratti. Der heil. Johannes und das Begräbniß Christi von Spagnolett. Christus wird im Oelgarten gefangen genommen, von van Dyck. Der Engel befreyet den Apostel Petrus aus dem Gefängnisse, von Guercino.

In den Gemächern des Prinzen und der Prinzessin bemerkt man, wenn man mit dem Vorzimmer anfängt: den Fischzug, Christus, der die Verkäufer aus dem Tempel jagt, Salomon mit der Königin von Saba, und vier Schlachten von Lukas Giordano. Christus mit den Schriftgelehrten im Tempel von Paul Veronese. Die Entführung des Ganymedes; der Wettstreit des Apollo und Marsyas; ein Saturn; ein Narcissus; die Centauren, welche die Frau des Pirithous entführen, sämtlich von Rubens. Ein Gemälde mit verschiednen kleinen Spitzbuben, die mit Lumpen bedeckt sind von Villavincentio, einem Schüler des Matthias Preti: das Nebenbild dazu ist von Giordano, und die Judith von Murillo.

Eines von der Prinzessin ihren Kabinetten ist mit kleinen, aber fast durchgehends schönen Bildnissen angefüllt. Ein Bacchusfest aus der besten Zeit Tizians. Einige Kinder, die um eine Statue der Venus spielen; eine heil. Familie, die man dem Raphael zuschreibt, Kenner halten sie mit mehrerem Grunde für eine Arbeit des Julius Romanus, die Raphael ausgebessert hat. Maria, die das Kind anzieht, und die Anbetung im Oelgarten von Corregio. Zwei Kinder, die mit einem Lamme spielen, und eine verschleierte Frauensperson, mit über einander geschlagenen Händen, von Leonh. da Vinci. Die Findung Moses

 von

von Paul Veronese. Einige der besten Arbeiten Albert Dürers, unter andern sein Bildniß von 1498, und der Tod der Maria, der die Apostel beistehen. Die Anbetung der drei Könige von Bassano. Eine ganze Figur, die auf dem Clavier spielt, von Poussin.

Im Ankleidungszimmer des Prinzen hängt eines der besten Gemälde von Rubens; Maria mit einigen Heiligen umgeben, die ihr die Aufwartung machen, in einer schönen Landschaft, darin man Kinder sieht, die mit einem Lamme spielen. Zwei einander ziemlich ähnliche Bilder der heil. Rosalia, und die heil. Magdalena, die von einem Engel auf einem Wolkenthrone erhalten wird, von van Dyck. Fünf Stücke zur Lebensgeschichte des heil. Gaetans von Andr. Vaccaro. Eine heil. Familie von Murillo. Die Marter des heil. Bartholomäus, darin die Henker voll Ausdruck sind; Magdalena die sich auf einen Todtenkopf stützt; der heil. Benedikt, und der heil. Hieronymus von Spagnolett. Eine schöne Wüste, darin sich Paulus der Einsiedler, und der Abt St. Anton an einem Bache unterreden, von Velasquez. Eine betrübte Maria, und ein Ecce homo bis auf den halben Leib, von Tizian. Die Geburt der Maria, ein großes Bild, von Andreas Sacchi.

Im Speisesaal des Prinzen hängen verschiedne Portraits, darunter fünf von Tizian, ein weibliches von van Dyck, und eines dergleichen in einem blauen weißgestreiften Kleide von Paul Veronese. Es giebt hier auch viele von Velasquez Arbeiten; darunter die geschätztesten sind; der Marquis de Piscario empfängt die Schlüssel einer überwundnen Stadt. Hinter den beiden Befehlshabern sind einige Soldaten mit einem bewundernswürdigen Ausdruck

druck gemalt. Ferner Menippus und Aesopus, zwei ganze Figuren, und eine Jagd im Prado. Susanna und die beiden Alten, von Paul Veronese. Zwei chemische Werkstätte von Teniers. Ulysses entdeckt den jungen Achilles am Hofe des Lycomedes, von Rubens. Susanna, die von den beiden Alten angeklagt wird, von Anton Coypel. Judith, die den Holophernes enthauptet hat, von Tintorett. Sechs Stücke zur Geschichte Salomons, von Solimene. Eine Hexenscene, klein, von Spagnolett nach Raphaels Zeichnung gemalt.

Der Billiardsaal pranget mit folgenden Stücken des Jordans. Die vier Welttheile; drei Schlachten; drei Stücke zur Geschichte Davids; Curtius opfert sich seinem Vaterlande auf, und Seneca mit geöffneten Adern. Isaak, der nach dem Gefühl den Jakob für Esau hält, von Spagnolett. Argus und Merkur; und ein Greis mit einem Satyrskopfe und einer Larve in der Hand, von Rubens. Die aus den Zähnen des vom Cadmus getödteten Drachen hervorgewachsenen Krieger, und Atalanta und Hippomenes scheinen von Jordans, oder sonst einem Nachahmer Rubens zu seyn.

In den Zimmern der Infanten sind die besten Stücke. Absalom, der an seinen Haaren hängt, von Giordano. Karl V. redet seine Soldaten an, von Tizian. Das brennende Troja und Simson unter den Philistern, wie er ihren Tempel umstürzt, von Giordano. Progne, die dem Tireus seinen Sohn zu essen giebt, Archimedes, Herkules, der die Hydra tödtet, der Wettstreit des Pan und Apollo, und der Proserpinen Raub, von Rubens. Eine Rachel von Paul Veronese.

Noch ist eines der allerberühmtesten Gemälde Raphaels zu erwähnen, welches den Kunstkennern unter dem Namen dello Spasimo di Sicilia bekannt ist, aber damals, als Mengs den oben angeführten Brief schrieb, noch keinen bestimmten Platz hatte. Es stellt Christum vor, der sein Kreuz trägt, und zu den sein Schiksal beklagenden Weibern im prophetischen Geiste sagt: sie sollten ihrer Kinder Schicksal bei dem bevorstehenden Unglück Jerusalems beweinen. Raphael malte es zu Rom für die Kirche der Maria dello Spasimo (des höchsten Schmerzens), woraus die Spanier Pasmo de Secilia gemacht haben. Nach dem Vasari ging dies Meisterstück auf dem Meere verloren, ward aber unbeschädigt wieder gefunden. Augustin Veneziano hat es, wiewohl sehr mittelmäßig, gestochen.

Ein so berühmtes Gemälde verdient es, daß wir hier das Urtheil des großen Mengs einrücken, der nicht bloß Künstler, sondern auch ein großer Kenner und scharfsichtiger Beurtheiler war, wie seine Schriften beweisen. Christus ist als vom Kreuze und den Qualen niedergedrückt, nicht aber als darunter erliegend, vorgestellt. Sein Kopf ist göttlich; er scheint von einem prophetischen Geiste entflammt, und der Zuschauer glaubt seine Weissagung zu hören. Maria liegt auf den Knieen; da sie ihrem Sohn nicht helfen kann, so bedient sie sich des einzigen ihr übrigen Mittels, durch Flehen und Thränen die Wuth der Soldaten zu mildern. Magdalena scheint mit Jesu zu reden, und unterstützt ihn. In der ganzen Figur Christi ist der Ausdruck edel und beseelt; seine linke auf einen Stein gestützte Hand, und die Falten des Ermels, die der Bewegung des Armes zu folgen scheinen, enthalten ein vortrefliches Detail. Mit der Rechten hält er das Kreuz

sehr

sehr fest, als wollte er denjenigen abhalten, der es ihm zur Erleichterung scheint abnehmen zu wollen. Eine große Raphaels würdige Idee, wodurch er ausdrückt, daß Christus freiwillig litt. Die verschiedenen Stellungen der Soldaten, und ihr charakteristischer Ausdruck, sind nicht weniger bewundernswürdig. Derjenige, der Christum am Stricke zieht, scheint eben nicht zu wünschen, bald an der Richtstätte anzulangen; der andre, der eine Bewegung macht, um das Kreuz aufzuheben, fühlt Mitleid, und der dritte, der Christo mit der Lanze droht, drückt die ganze Hartherzigkeit eines gemeinen Kerls aus, der noch gern die Qualen eines unglücklichen Schlachtopfers vermehrt, das ihm seine Obern übergeben. Kurz, alles ist herrlich, Zeichnung, Composition, Ausdruck und Kolorit; es ist eine Gruppe, daran alle Theile vollkommen, und deren Ganzes entzückend ist.

Aus den Wohnzimmern kommt man durch eine große Gallerie zur Kapelle des Pallastes, welche nicht groß, aber von ovaler Form ist, und sich in einer Kuppel endigt. Sie hat sechzehn korinthische Säulen von Marmor. Es fehlt ihr eine edle Simplicität, man könnte sie wegen der überladenen Zierathen ein aufgeputztes Betzimmer nennen. Die Sakristei hat gute Gemälde, unter andern eine Kreuzabnehmung von Albrecht Dürer mit Figuren in Lebensgröße. Christus, Maria und der heil. Augustin auf einem großen Gemälde von Murillo, und der Kampf Lucifers mit dem Erzengel von Giordano.

Gegen den Pallast über nehmen sich die königlichen Ställe sehr gut aus. Sie machen ein großes Gebäude, so breit, als der Pallast, aus. Gaspar de Vega hat es unter Philipp II. angegeben. Ueber den Ställen ist eine

Rüst-

Rüstkammer, welche dadurch merkwürdig wird, daß hier viele alte Rüstungen und Waffen der ehemaligen Könige von Spanien aufbewahrt werden. So sieht man hier z. E. die Statuen verschiedner Könige zu Pferde mit den Harnischen, die sie bei gewissen merkwürdigen Gelegenheiten getragen, als Carl V. mit der Rüstung, die er bei dem Zuge gegen Tunis trug, den Harnisch der Königin Isabelle, der Gemalin Ferdinands, des letzten Königs von Granada, mit dem Zunamen der kleine. Manche Waffen haben treffliche halb erhobne Arbeit. Das Schild, welches Pius V. an Don Juan von Oestreich schenkte. Die Schwerdter des Pelagius, Rolands, Cid und Bernard del Carpio; verschiedne ächte Damascener Säbel, die in der Schlacht bei Lepanto erobert worden. Merkwürdig sind insonderheit die Rüstungen der Incas von Peru, worunter eine Art von Harnisch ist, der aus verschiedenen Stücken Fischbein zusammengesetzt ist, mit einer scheuslichen Larve, die am Helm hängt, von denen man sagt, daß sie dem Montezuma zugehört haben soll u. s. w.

Gleich neben dem neuen Pallaste ist die königliche Bibliothek: das Gebäude ist groß, und besteht aus zwei Flügeln, die einen rechten Winkel zusammen ausmachen. Sie ist öffentlich, welches eine große Bequemlichkeit für Studirende wäre, wenn die Wissenschaften eifriger getrieben würden. Man kann fordern, was man will, und erhält die Bücher gleich, wenn sie da sind. Diese Bibliothek ist erst angelegt, seitdem das Haus Bourbon auf den Thron gestiegen ist, und sie wird noch beständig vermehrt, dafür wird nichts mehr, oder sehr wenig für die Bibliothek im Escurial angeschafft. Sie ist ziemlich zahlreich, es fehlen aber viele der neuesten und wichtigsten Werke.

El Buen Retiro.

Der Buen Retiro ist eigentlich ein königl. Lustschloß ganz nahe an der Ostseite von Madrid, welches Philipp IV. aufführen ließ, und alle Ländereien, welche den großen dazu gehörigen Garten ausmachen, von ihren Eigenthümern dazu kaufte. Das Gebäude ist nicht sonderlich, es besteht aus vier Hauptseiten, die zusammen ein richtiges Viereck ausmachen, und an jeder Ecke ist ein Pavillon angebracht. Die Zimmer sind ungeheuer groß, aber schlecht eingerichtet, und daher zur Wohnung gar nicht bequem. Ferdinand VI. verwendete viel auf ihre innere Verzierung, und sie enthielten vortrefliche Gemälde. Seitdem aber der neue Pallast unter der jetzigen Regierung zu Stande gekommen ist, hat man die besten Möblen und vornemlich die vorzüglichsten Malereien, dorthin geschafft, und sie sind oben angezeigt. Man sieht hier nunmehr öde Säle, und verlaßne Zimmer, inzwischen sind noch schöne Spiegel aus der Fabrik von St. Ildefonso, und insonderheit auch viele gute Malereien, zurück geblieben, weswegen ein Liebhaber der Kunst es sich nicht gereuen lassen darf den Buen Retiro zu besuchen.

Der Saal, darin sich die Deputirten der Stadt versammlen, die in der Staatsversammlung der Cortes Sitz und Stimme haben, prangt mit zwölf großen Gemälden, welche die glänzenden Thaten der Spanier, und einige ihrer berühmtesten Feldherrn vorstellen. Sie scheinen nach dem Leben gemalt zu seyn, und sind von spanischen Künstlern. Z. E. Die Belagerung von Breda unter dem Marquis von Spinola von Joseph Leonardo; der Succurs Valenza's am Po durch den Coloma wird dem Johann de la Corte zugeschrieben, den Kopf des Generals hat aber Velasquez ge-

gemalt. Das schönste von allen, und welches vorzüglich auffällt, ist von Anton de Pereda verfertigt. Es stellt vor, wie der Marquis von Santa Cruz die Schlüssel von Genua aus den Händen des Doge empfängt, dessen Miene voll edler Heiterkeit ist, aber doch den Weisen im Unglück bezeichnet. Die kühnen Züge des Siegers sind durch eine mitleidige Empfindung über den Anblick des ehrwürdigen Greises, der sich ihm unterwirft, gemildert. Unter diesem hängen wieder kleinere Gemälde, worauf unter andern die Thaten des Herkules vorgestellt sind.

Franz Ricci hat in einem Saale das Blutgericht, oder Auto da Fé gemalt, welches 1680 unter Carl II. gehalten wurde; es war eines der grausamsten, die je gehalten worden, und wird ein ewiger Schandfleck der spanischen Nation bleiben. Dieß Gemälde verdient sorgfältig aufbewahrt zu werden, um der jetzigen und künftigen Generationen zur Warnung zu dienen, dieß schaudernde Schauspiel der Intoleranz nie wieder aufzuführen. Ein Mahomedaner und achtzehn Juden wurden elendig verbrannt.

Im Saal del Despacho die Schlacht Constantins mit den Maxentius, eine große Zeichnung, die man für ein Original von Raphael hält. Die Vermälung der heil. Catharina klein von Parmeggiano. Der Hauptmann von Canaum von Paul Veronese. In dem Gemache, wodurch man zum Concerthause (El Cason) geht, hat Ludwig Vanloo Phillipp V. nebst seiner ganzen Familie, auf einem großen Stücke gemalt. Einige andre Stücke sind in Tizians und van Dycks Manier.

Der Cason besteht aus einem oblongen Gebäude, welches auf der Gartenseite mit dem Pallaste zusammenhängt.

hängt. Der Hauptsaal ist zu Bällen, Concerten und Festen bestimmt. Ringsherum läuft eine Gallerie für die Musikanten und Zuschauer. Der Sims ist schwerfällig, und es sind auch zuviel Vergoldungen überhäuft, der Saal verdient aber um der Decke willen gesehen zu werden, welche ein Meisterstück des Lucas Giordano ist, darin viel Erfindung, Feuer und Geschmack herrschen, und die man wegen der Harmonie des ganzen bewundern muß. Die Hauptidee ist die Entstehung des Ordens vom goldnen Vließe im Jahr 1429. Philipp der Gütige, Herzog von Burgund, empfängt aus den Händen des Herkules das Vlies, welches er mit Hülfe der Argonauten erbeutet hatte. Alle Provinzen der Monarchie unter allegorischen Bildern vorgestellt. In der höchsten Spitze des Gewölbes ist eine Himmelskugel mit dem Thierkreise, daran der Widder hervorsticht. Auf den Seiten sind die Titanen, welche die Pallas nebst den andern Göttern überwunden hat. Ueber der Thür, wodurch man hineintritt, sitzt die majestätische Figur von Spanien auf einer Weltkugel, zu ihren Füßen liegen die Wuth und die Feinde der Religion, die ein schrecklicher Löwe, der zu brüllen scheint, in Furcht erhält. Ueber der spanischen Monarchie bilden die Tugenden ein Chor. Auf der Wand zwischen den Fenstern sieht man den Apoll mit seinen Musen; und in den Ecken die vier Weltalter in allegorischen Figuren. Unter dem Simse sind ringsherum die Thaten des Herkules.

In dem Vorzimmer zu diesem Saale sind auch viele Malereien von dem Pinsel des Giordano zu bemerken: sie stellen Schlachten, z. E. die Eroberung von Granada rc. auf nassen Kalk vor. In dem ovalen Spiegelzimmer am Ende des Cason hat eben dieser Meister an der kleinen

Kuppel

Kuppel die aufgehende Sonne abgebildet, wie sie von den verschiednen Nationen in ihren eigenthümlichen Trachten angebetet wird.

Das Theater ist geräumig, und hat fünf Reihen, jede von sechzehn Logen. Des Königs seine hat vier Gemälde von Jacob Amiconi, der 1752 in Madrid starb. Das Ende der Bühne öffnet sich nach dem Garten, so daß man den Prospekt nach Belieben ändern und verlängern kann.

Die Bühne ist groß, die Dekorationen sind zahlreich und schön. Die Maschinen gehen bis auf 60 Fuß unter der Erde. Aus allen Logen sieht man die Sänger bequem, und die Stimme verbreitet sich allenthalben. Hier war es, wo der berühmte Farinelli, der größte Sänger unsers Jahrhunderts, unter Ferdinand VI. zur Bewunderung aller, die ihn hörten, sang. *) Jetzt wird das Theater aber gar nicht mehr gebraucht.

Die Gärten von Buen Retiro sind weitläuftig, beinahe eine Meile lang, und haben viel angenehme Partien. Sie werden aber, weil der König nicht herkommt, vernachlässigt, ob sie gleich mit wenigen Kosten weit artiger und natürlicher eingerichtet werden könnten. Der Zutritt steht jedermann frei; Vornehme und Geringe ziehen aber lieber die staubigte Promenade des Prado vor. In demselben

*) Carlo Broschi Farinelli kam 1737 aus England nach Spanien, erhielt 12000 Thlr. Gehalt, und sang bei Philipp V. nur in Concerten. Er galt so viel wie der erste Minister bei Ferdinand VI. In den letzten Jahren belief sich seine Einnahme auf 24000 Thaler. Er ging mit grosen Reichthümern nach Bologna, wo er vor wenig Jahren gestorben ist.

selben ist eine Porzellanfabrik angelegt, welche artige Sachen liefert, die aber bis jetzt nur für den König sind. Es arbeiten auf 300 Personen darin; worunter viele Italiener sind. Man hat auch die Einsiedeleien beibehalten, die schon hier waren, als Philipp IV. die Ländereien zum Garten ankaufte.

Das Merkwürdigste ist die schöne Statüe Philipp IV. zu Pferde von Bronze, welche in einem besondern Blumengarten steht. Man kann die kühne Stellung des Pferdes mit beiden Vorderfüßen in der Luft nicht genug bewundern. Der Künstler Tacca in Florenz verfertigte sie nach einem Gemälde des Velasquez. Man hielt die Stellung wegen der ungeheuren Last *) für unmöglich, allein Tacca wandte mit Beihülfe des Galilei die Grundsätze des Gleichgewichts dabei an, und brachte sie glücklich zu Stande. Er starb bald darauf für Gram, wegen der harten Begegnung des großherzoglichen Ministers. Aber sein Sohn Ferdinand kam damit nach Madrid, und richtete sie glücklich von den drei Stücken, woraus der Guß bestand, auf. Es ist Schade, daß ein solches Meisterstück nicht auf einem öffentlichen Platze für jedermanns Augen steht, sondern in einem engen mit Mauern umgebnen Raum eingeschlossen ist.

Der Garten ist durch das bereits erwähnte schöne eiserne Gitterwerk vom Prado getrennt; die übrige Ringmauer ist mit verschiednen schlechten marmornen Büsten besetzt. Ein Stück desselben heißt der Garten des heil. Paulus, und ist mit drei Statuen von Bronze geziert, darunter die

*) Man gebrauchte zum Guß 656 Quintal, jeden zu 128 Pfund Metall, welches beinahe 84000 Pfund beträgt.

die von Karl V., welche die gefesselte Wuth mit Füßen tritt, von Leon Leoni vornemlich zu merken ist. Mit der Rechten setzt er seinen Spieß auf das Knie, der sich an Trophäen lehnenden Wuth, und mit der Linken faßt er seinen Säbel. Die Rüstung besteht aus mehrern Stücken, die man aus einander nehmen kann, da denn der Kaiser nackend bleibt. Die beiden andern Statuen stellen Philipp II. in einem Alter von 29 Jahren, und die Maria von Ungern im Wittwenkleide vor, und sind von eben dem Meister.

In der Mitte des Gartens ist ein artiger Springbrunnen mit der Statue des Narcissus von Bronze. Die Wasserwerke dieses Gartens sind überhaupt kostbar, weil das Wasser dazu weit hergeführt werden muß. Ein großer Teich oder See hält 300 Schritte ins Gevierte, und diente sonst der königl. Herrschaft zur Belustigung, um darin zu fischen. Im Garten des heil. Paulus werden viele Früchte für den König gezogen. Man sieht insonderheit viele sogenannte Pilzsteine (pietre fungoso), die aus Italien kommen, und eine vortrefliche Art von Pilzen hervorbringen. Das Katzenkraut (Teucrium Marum L.) wächst in großer Menge, weil man einen Balsam daraus verfertigt.

Die Kirchen in Madrid sind überhaupt nicht groß, hin und wieder verräth sich in den kleinen Kuppeln, Thürmchen und andern Dingen der maurische Geschmack. In andern ärgert sich der Kenner über verdrehte Säulen, wunderbare Simse und Postemente, welche einen eigensinnigen Architekten anzeigen. Anstatt Marmor und gute Gemälde anzubringen, sind die meisten mit Vergoldungen und schimmernden Zierathen überladen. Die Altäre steigen mit ihrem hölzernen Schnitzwerk bis ans Gewölbe, und sind mit einer ungeheuren Menge von Wachskerzen illuminirt.

Die

Die dreizehn Pfarrkirchen heißen St. Maria, St. Martin, St. Gines, St. Nicolas, St. Salvador, St. Juan, St. Cruz, St. Pedro, St. Andres, St. Miguel, St. Justo, St. Sebastian und St. Jago. Wir wollen nun einige derselben, und die vornehmsten Klosterkirchen kurz anzeigen.

In Ansehung der Gemälde ist die Kirche vom heil. Paschalis eine der vornehmsten. Den heil. Franciscus, den ein Engel unterstützt, in der ersten Kapelle linker Hand hat der ältere Palma, die Heimsuchung der Maria in der zweiten Giordano, und die Marter des heil. Stephanus in der vierten van Dyck gemalt. Christus an der Säule in der ersten Kapelle rechter Hand ist von Alessandro Veronese, der Pabst, welcher einem General die Fahne der Kirche giebt, in der dritten Kapelle, von Tizian. Maria mit dem Kinde, das den Johannes küssen will, an einem Pfeiler neben der Kanzel, von Leonhard da Vinci. Der heil. Gregorius im päbstlichen Ornat knieend vor dem heil. Ignatius und Franz Xaverius, von Guercino. Ueber der Sakristeythüre, und gerade gegen über die Taufe Christi und die Marter des heil. Stephanus, beide von Spagnolett. Ueber dem Altare der heil. Anton von Padua, welcher seinen Vater errettet, sehr kräftig, aber schwarz, vom Cavalier Calabrese. Der Hauptaltar ist von schlechter Angabe, hat aber ein schönes Gemälde, die Empfängniß Mariä, von Spagnolett, und auf jeder Seite hängt noch ein merkwürdiges Bild. Die heiligen drei Könige von Paul Veronese, und wie man der Herodias das Haupt Johannes bringt, von Caravagio. In der Sakristey werden die Schüler von Emaus und eine Geburt Christi für Orginale von Andreas Schiavone gehalten. Der Hauptmann von Capernaum von Paul Veronese; der

sterbende Jacob segnet Ephraim und Manasse, von Guercino. Drei schöne Köpfe, wovon einer in Tizians und der andre in des Spagnoletts Manier gemalt ist.

Die prächtige Capelle des heil. Isidors, des Schutzpatrons von Madrid, den man aber jetzt nach dem sogenannten Kaiserl. Collegium, welches den Jesuiten gehörte, gebracht hat, liegt neben der Pfarrkirche St. Andreas. Die Mauern sind mit kostbarem Marmor überzogen, und das Grabmal hatte schöne Säulen von Jaspis. Philipp IV. bauete diese Capelle und wandte über 200,000 Piaster drauf. Vier Gemälde von Franz Rizzi und Johann Carregno stellen die Geschichte dieses Heiligen vor, welcher ein gemeiner Taglöhner in der Gegend von Madrid war.

Das gedachte Collegium ist jetzt in eine königl. Kirche verwandelt, welche dem heil. Isidor gewidmet worden, dessen und seiner Frau der heil. Maria de la Cabeza Gebeine anjetzt hier ruhen. Die Vorderseite ist zwar in Ansehung der Ordnungen von bizarrer Architektur, gehört aber doch zu den schönsten in Madrid. Gleichen Vorwurf verdient auch das Innere, obgleich die Kuppel schön ist. Verschiedene Statuen heiliger Tagelöhner von Peregra gehauen, sind aus jener Capelle hieher geschafft. Unter den Gemälden der Capellen und Altäre merken wir nur an: den heil. Franz von Gonzaga, von der Hand des Franz Rizzi, die Bekehrung Pauli, und den heil. Franz Xaver, der einen Indianer tauft, von Girordano. Die Kuppel hat Coëllo; und an der Decke der Sakrystey Palomino die Canonisation des heil. Franz Xavers auf nassem Kalk, und an den Wänden noch vier Stücke gemalt. Die Anbetung der drei Könige von Tizian ist aufgemalt.

Die

Die bei der Capelle des heil. Isidors befindliche Pfarrkirche St. Andreas hat außer einer guten Statue dieses Heiligen von Peregra und einigen Malereien von Coello nichts besonders.

Die zum Trinitarierkloster gehörige Kirche in der Atochastraße, verdient desto mehr Aufmerksamkeit, weil sie in der Architektur unter den Kirchen in Madrid einen vorzüglichen Platz behauptet, und von einem Schüler des Anton de Herrera angegeben ist. Sie ist auch eine der größten Kirchen; deren korinthische Pilaster und Gebälke einen gereinigten Geschmack beweisen. Das Gemälde des Hauptaltars ist von Donoso, so wie auch ein Theil der Kuppel. Das übrige in der Kirche kommt meistens von der Hand des Palomino. Die Statue des Heilandes auf dem Altar in der Sakrystey ist von Caspar Becerra in einem guten Stil gearbeitet. Das Kloster hat Alphonsus Marcos angegeben; es ist ebenfalls von guter Architektur, und besteht aus 28 Bogen, die auf dorischen Pfeilern ruhen. Die Treppe ist nach dem Muster von der im Escurial angelegt.

In der Pfarrkirche St. Michael hat Anton Pereda gute Beweise seiner Kunst hinterlassen: nämlich einen heil. Petrus, einen heil. Paulus und die Evangelisten. Die heil. Theresia ist von Franz Solis, und die heil. Catharina von Cano. In der Kirche des Klosters Corpus Christi verdient das heil. Abendmahl auf dem Hauptaltar von Carducho gesehen zu werden. Von ihm ist auch das große Altargemälde im Kloster der Barfüßer Franciscaner St. Gil.

Die zu einem Nonnenkloster gehörige Kirche der heil. Isabelle ward zu Ende des 16ten Jahrhunderts in gutem

Geschmack aufgeführt. Die Empfängniß am Hauptaltar ist von Spagnolett. Die Geschichten der Apostel in der Kirche herum, der heil. Johannes als ein Kind in der Wüsten, und Maria, welche den Leichnam Christi hält, sind insgesammt von eben dem Meister. Einige andre Gemälde sind ebenfalls von spanischen Meistern. Z. E. der heil. Thomas von Villeneuve, der Allmosen austheilt, und der heil. Nicolaus, der einige Seelen aus dem Fegefeuer erlöset, von Matthias Jerezo, der heil. Apostel Philippus von Coëllo ꝛc. Ein neuerer spanischer Maler Anton Velasquez hat bei der Gelegenheit, daß die Kirche vor einigen Jahren erneuert worden, verschiedenes auf nassem Kalk gemalt.

Das Kloster der Maria d'Atocha, welches vor der Stadt an den Gärten des Buen Retiro liegt, ist ein artiges Gebäude; wir führen es nur deswegen an, weil in der dazu gehörigen Kirche bei Siegen und andern Feierlichkeiten das Te Deum laudamus angestimmt wird.

Im Nonnenkloster der heil. Theresia hängt eine herrliche Copie der berühmten Verklärung Raphaels in Rom, welche man für eine Arbeit seines Lieblingsschülers Giulio Romano hält. Es ist schade, daß sie nicht bequem genug für den Zuschauer hängt. In der Hospitalkirche der Flamländer (de los Flamencos) sieht man ein vortrefliches Gemälde von Rubens, welches die Marter des heil. Andreas in Lebensgröße vorstellt.

Die Kirche der Heimsuchung, oder der Salesianerinnen, ist die neueste und schönste in Madrid, weil sie von Ferdinand VI. und seiner Gemalin Maria Barbara gestiftet, und von 1749 bis 1757 gebauet ist. Dieß ist die

die einzige Kirche, darin die Verzierungen nicht überhäuft sind und ins kindische fallen. Die Altäre sind nicht mit natürlichen und künstlichen Blumen geziert: es hängen auch keine Kanarienvögel darin, welche die Zuhörer beim Messelesen mit ihrem Zwischern — erbauen. Die Kirche ist von korinthischer Ordnung und ziemlich groß. Der Hauptaltar prangt mit sechs grünen siebzehn Fuß hohen marmornen Säulen aus Granada mit Kapitälen von Bronze, das Gemälde desselben die Heimsuchung ist von einem neuen neapolitanischen Maler Franz de Muro. Die Hauptthüre hat marmorne Basreliefs von Dominicus Olivieri, welcher auch die meiste Bildhauerarbeit in der Kirche und an der Vorderseite geliefert hat.

Jeder der übrigen Altäre hat zwei grüne marmorne Säulen, die sich aber nicht genug heben, weil die Wandpfeiler aus gelben violettgefleckten Marmor sind. Von den Altargemälden führen wir nur eine heil. Familie von Cignaroli aus Verona, und den heil. Franz Xaver mit andern Heiligen von abgedachtem Franz de Muro an. Der Kreis unter der Kuppel hat dorische Pfeiler: in den Abtheilungen derselben haben Anton, Ludwig und Alexander Velasquez verschiedne Handlungen aus dem Leben der Maria und der Evangelisten abgebildet.

Das Grabmal Ferdinands VI. hat Sabatini angegeben und Franz Guitieres die Bildhauerei ausgeführt. Sein Aschenkrug ruht auf zwei Löwen von Bronze, und auf demselben ist ein Basrelief, welches die drei schönen Künste vorstellt, welche Ferdinand aufnimmt und beschützt. Ein Theil des Aschenkrugs ist mit einem Tuche bedeckt, darauf zwei weinende Kinder sitzen. Das eine hebt einen Zipfel des Tuchs empor, und das andre hält einen Degen.

Hinter dem Aschenkruge erhebt sich eine Pyramide mit der Zeit, welche in einer Hand den Medaillon Ferdinands hält, und mit der andern darauf zeigt. Vor dem Grabmahl stehen zwei kolassalische Statuen der Gerechtigkeit und des Ueberflusses, welche mit dem übrigen Monumente kein gutes Verhältniß haben. Am Fußgestelle ist die Inschrift in einer Marmorplatte gehauen.

Das Grabmal der Königin ist viel einfacher. Man sieht bloß ihr Bildniß in einem Medaillon, das von Joh. Leon gearbeitet ist, und einige Kinder, die ihn tragen. Außer verschiednen Kostbarkeiten in dieser Kirche wiegt eine große silberne Lampe, die an drei Ketten hängt, 350 Pfund.

Das Collegium der Maria von Aragon der Augustiner stiftete eine Dame der Königin Anna, Philipps II. Gemalin, und ließ sie durch Dominicus den Griechen aufführen. Von ihm rührt auch das meiste von den ausschweifenden Malereien und Bildhauerarbeiten an dem Altar her.

In Ansehung der Baukunst ist das Kloster des heil. Philipps mit dem Zunamen el Real eines der besten in der Hauptstadt. Andreas von Nantes gab 1600 den Plan an, und Franz Mora verbesserte ihn. In diesem Kloster lebte der Gelehrte und mehrmalen erwähnte Pater Flores, der sich durch sein Espanna sagrada in vielen Quartbänden und durch eine Beschreibung der Medaillen der spanischen Kolonien und Municipalstädte, in drei Bänden, in der gelehrten Welt bekannt gemacht hat. Das Kloster hat eine ziemlich gute Bibliothek.

Die Karmeliter Barfüßer (los Carmelitas Descalzos) haben in ihrer Sakrystey, Bibliothek und Oratorium

rium gute Gemälde. Der heil. Ferdinand, eine ganze Figur, und Bileam auf seiner Eselin von Giordano. Ein Krucifix, und eine Empfängniß von Murillo; die Krönung Davids vom Cavalier Calabrese. Moses schlägt Wasser aus dem Felsen, die Findung Mosis, und eine heil. Familie mit verschiedenen Engeln von Giordano. Die Anbetung der drei Könige; Tobias und seine Frau bei einem Kaminfeuer; die Köpfe des Propheten Elias, des Apostels Petrus und Paulus, insgesammt von Rembrand. Karl V. redet seine Soldaten an, von Tizian. Ein Philosoph und ein todter Christus, von Spagnolett. Vieler andern Gemälde nicht zu gedenken; dieß Kloster macht allen andern in Madrid den Rang in diesem Punkte streitig.

Die Kirche der Benediktinerinnen Monserrat hat außer einem vortreflichen hölzernen Krucifix von Alphonsus Cano nichts merkwürdiges. Im Kloster bewahrt man die Handschriften des gelehrten Don Ludwig de Salazar, welcher 1734 starb, und sich als Chronikenschreiber von Castilien und Indien bekannt gemacht hat.

Die dem heil. Martin gewidmete Pfarrkirche hat der Baumeister Ordonner zu Anfange des 17ten Jahrhunderts aufgeführt, und für sich selbst darin eine Capelle angelegt, darin Eugenius Caxes eine Geburt Christi, und die Anbetung der heil. drei Könige gemalt hat. In dieser Kirche liegt der berühmte Don Georg Juan, welcher den Ulloa und Condamine auf der Reise in Südamerika zur Ausmessung und Bestimmung der Figur der Erde begleitete. An der Kirchwand sieht man sein Profil in Basrelief mit einer lateinischen Inschrift. Er war ein geschickter Mathematiker, und hat 1748 astronomische Beobachtungen, 1757 zu Cadix ein Handbuch für Seeleute, und

in eben dem Jahre zwei Bände über den Schiffbau und Erleichterung der Regierung der Schiffe herausgegeben. Der gelehrte Benediktiner Sarmiento hat hier auch seine Grabstätte gefunden. Durch seine und des Quevedo Bibliothek ist die von diesem Kloster eine der besten in Madrid geworden.

Die Kirche des Descalzas Reales hat eine einfache gute Vorderseite mit einer schönen Thüre, deren Verzierungen nicht ohne Geschmack sind. Der Hauptaltar von des Becerra Angabe wird für den schönsten in Madrid gehalten. Er hat drei Abtheilungen: die erste besteht aus vier jonischen Säulen, an deren Postementen man die Apostel in Basrelief sieht; die zweite aus vier römischen Säulen mit einem Kruzifix in der Mitte; die dritte aus einer Gruppe von Statuen, welche die Auferstehung Christi abbildet. Die beiden Seitenaltäre sind neuer und haben schöne Säulen von Porphyr mit Capitälen von vergoldetem Bronze. In einer Capelle linker Hand vom Hauptaltar ist das Grabmal der Infantin Juana, Tochter Karls V. und Mutter Königs Sebastian von Portugal, welche dieses Kloster 1560 stiftete. Ihre marmorne Statue in einer knieenden Stellung ist eine der besten Arbeiten des Pompeo Leoni.

Die öffentlichen Gebäude in Madrid sind außer den Kirchen weder in großer Anzahl, noch prächtig. Diejenigen, welche in der Bauart und in der Größe einigen Vorzug verdienen, lassen sich leicht zählen: die folgenden sind ohngefähr die vorzüglichsten. Der Pallast der Rathsversammlungen (de los Consejos) ist ein ansehnliches dauerhaftes Gebäude, dessen guter Stil den Absichten, wozu es gebauet worden, entspricht. Die Post hebt das Ansehen

sehen des Platzes del Sol, des schönsten in der Stadt, vorzüglich und hat ein trefliches Ansehen, ob sie gleich nur von Ziegelsteinen gebauet ist. Das Zollhaus ist eine Zierde der Alcalastraße und 1769 von Franz Sabatino aufgeführt. Es ist von weißen Steinen, siebzehn Fenster breit, vier Stockwerke hoch, und hat fünf Eingänge in der Vorseite. Es hat geräumige und bequem angelegte Niederlagen. Dieß Gebäude dient aber noch zu mancherlei anderm Gebrauch, weil sich nicht nur die Administration der königl. Einkünfte überhaupt, sondern auch der einzelnen Theile derselben, z. E. von Tabak, u. a. m. darin befindet.

Die Gefängnisse, Carcel de Corte genannt, sind ihrer Bestimmung gemäß in einem richtigen Geschmack angelegt, und deswegen ein Gebäude von guter Architektur. Die Vorderseite ist simpel und majestätisch. Das Portal hat sechs Säulen mit drei Thüren. An den Seiten des zweiten Stocks des Portals stehen die Statuen der vier Kardinaltugenden, und auf dem Giebel ein Engel mit dem Schwerdte. Sie sind insgesammt von der Hand des Anton Herera und nicht schlecht.

Es ist bereits an einem andern Orte erinnert worden, daß die Hospitäler in Madrid sehr reinlich gehalten werden. Ihre Anzahl ist beträchtlich: es giebt allein fünf für auswärtige Nationen, für die Italiener, Franzosen, Portugiesen, Niederländer und Irländer, darunter auch die Engländer und Schottländer begriffen werden. Das sogenannte allgemeine Hospital für die Männer hat 1500 eiserne Betten, die in verschiedenen Gallerien und Zimmern stehen. Wer sich meldet, wird ohne Unterschied bei Tage und bei Nacht aufgenommen, ohne daß er zuvor um Erlaubniß anfragen darf. Verschiedene Träger stehen be-

bereit, um eine Person, die es verlangt, sogleich abzuholen. Am Haupteingange hält sich beständig ein Arzt auf, der die Ankommenden befragt, und ihnen den für ihre Krankheit bestimmten Ort anweiset. Die Kranken werden hier vorzüglich gut gewartet. Ein jeder bekommt früh eine Tasse Schokolade mit Zwieback; und bei der Besserung werden sie nicht so sehr mit Speisen eingeschränkt, wenn der Arzt es nicht ausdrücklich verordnet.

Die Einkünfte des Hospitals werden auf 150000 Piaster geschätzt; überhaupt werden die hiesigen Hospitäler nicht, wie in manchen andern Ländern, z. E. viele in England, durch freiwillige eingesammlete Beisteuern erhalten, sondern ein jedes hat seine liegenden Gründe, und andre bestimmte Einkünfte. Unter den Aufwärtern des obgedachten Hospitals sind viele Mönche vom Orden San Juan de Dios: eine würdige Beschäftigung für diesen Stand, der auf solche Weise der menschlichen Gesellschaft, nicht wie andre Orden, zur Last wird. Gewisse Brüderschaften haben die Aufsicht über das Hospital, die Mitglieder derselben besuchen sie nach der Reihe, sorgen für gute Ordnung und Wartung der Kranken, und steuern der Nachlässigkeit der Aufwärter. Auch Adeliche halten es für keine Schande, in diese Brüderschaften zu treten. Sie untersuchen vornehmlich die Rechnungen, damit die Einkünfte nicht schlecht angewandt oder geschmälert werden. Die Kirche ertheilt für diese guten Werke Indulgenzen, und man ist damit zufrieden. Von der sogenannten heil. Brüderschaft *) gehen täglich bei Einbruch der Nacht einige umher, und suchen die Armen auf, die sich unter den

*) La Santa Hermandad.

den Hallen der Kirche und den Thorwegen der Häuser hinlegen und schlafen. Sie schaffen solche in ein Hospital, wo sie den folgenden Morgen ein Stück Brod und ein paar Eyer zum Frühstück bekommen. Die Gesunden werden fortgeschickt, und die Kranken bleiben bis zur ihrer Genesung da.

Außer dem bereits angezeigten großen Operntheater im Buen Retiro, welches seit des jetzigen Königs Regierung gar nicht gebraucht wird, giebt es zwei Theater in Madrid für andre Schauspiele. Von der schlechten Beschaffenheit der Stücke, die aufgeführt werden, haben wir bereits zu Anfang des sechsten Briefes geredet. Das Theater de la Cruz hat drei Reihen, jede von 15 Logen, und in einem Theile des Parterre Bänke.

Der jetzige König hat zu Anfang seiner Regierung ein großes ovales Amphitheater bauen lassen, welches mit einer dreifachen Gallerie für 5 bis 600 Zuschauer umgeben ist, und im Carnevall wöchentlich zweimal zu Maskeraden und Bällen gebraucht wird. Ringsumher sind Sitze, und es können 300 paar zugleich darin tanzen. Die Person zahlt 20 Realen für den Zutritt, der keiner wohl gekleideten Maske versagt wird. An den vier Ecken sind breite Treppen, welche nach den Gallerien und in die großen Zimmer führen, wo man warmes und kaltes Essen, und alle mögliche Erfrischungen um einen billigen Preis haben kann. Die Aufwärter sind alle dunkelbraun gekleidet. In ein paar Seitenzimmern stehen etliche Betten, wenn etwa jemand gähling krank wird, zu welchem Ende auch jedesmal ein Arzt und Wundarzt bei der Hand seyn müssen. Vier Tanzmeister weisen die Unwissenden zurecht. Die im Amphitheater zu beobachtenden Regeln sind in einem kleinen

Buche gedruckt. Wer die Schranken des Wohlstandes nicht beobachtet, oder sonst Händel anfängt, wird in ein besondres Zimmer von der Garde geführt, und bis zum folgenden Morgen bewacht. Das Zimmer für die Mannspersonen hat die Ueberschrift: Reficht für die Hähne, und das für das andre Geschlecht: Reficht für die Hennen. Niemand darf hier Gold und Silber oder Juwelen, ausgenommen einen Ring, tragen.

Mit diesem Amphitheater muß das Circelrunde nicht verwechselt werden, welches 1749 von Holz zu den Stiergefechten erbauet worden. Seit des jetzigen Königs Regierung werden sie hier beständig gehalten, weil er verboten hat sie auf dem großen Marktplatze, der sonst dazu bestimmt war, anzustellen. Der Kampfsplatz hat 160 Fuß im Durchmesser. Zwei Reihen, jede von 110 Logen, sind bedeckt, die übrigen Sitze haben gar keine Bedeckung, welches bei der Hitze der Sonnenstrahlen äußerst beschwerlich ist. Der Gewinn aus diesen Plätzen ist für die königl. Spitäler.

Man findet in vielen Büchern eine Nachricht von den grausamen, und die Menschheit entehrenden Schauspielen, welchen man hier so begierig zusieht. Sie stellen viele ekelhafte Auftritte bei Gelegenheit zerrißner Hunde, durchstochener Pferde, und gemarterter Stiere dar: gleichwohl ist dieser Anblick bei den Spaniern zur Leidenschaft geworden: und das zu zärtlichern Empfindungen gestimmte weibliche Geschlecht, die Vornehmsten, welche eine feinere Erziehung haben sollen, nicht ausgeschlossen, sieht ihnen mit einer Begierde, wie dem angenehmsten Lustspiele, zu. Die Nation würde sich vielleicht über viele Dinge eher zufrieden geben, als über den Verlust der Stiergefechte.

Clarke

Clarke beschreibt in seinen Briefen eines dieser feierlichen Stiergefechte, welches 1760 beim Einzug des jetzigen Königs auf dem großen Markte gegeben wurde. Sie kosten große Summen, die gewöhnlichen sind aber mit weit geringerm Aufwande verknüpft. Um unsern Lesern inzwischen einen kurzen Begriff von den Stiergefechten, wie sie gewöhnlich in Madrid und in andern Städten des Reichs gehalten werden, zu geben, wollen wir den Verfasser über die Sitten Spaniens reden lassen, der solche am kürzesten beschreibt.

Vor dem Gefecht treten einige Häscher (Alguazils), ein Notarius, und der Büttel, in gehöriger Ordnung auf den Kampfplatz, und es wird eine königl. Verordnung verlesen, darin einem jeden, der nicht zum Gefecht gehört, bei Strafe der Geißelung untersagt wird, in die Schranken zu treten, und mit dem Stier zu kämpfen. Nach diesem erscheinen die zum Gefecht bestimmten Personen, nämlich die Matadores, oder solche Fechter, welche die vornehmste Rolle spielen, und dem Stier den tödtlichen Stich versetzen, die Picadores, welche ihn zu Pferde mit Lanzen angreifen, und die Venderillos oder Banderillos (Fähnchenträger) die ihn zu Fuße necken, und zu dem Ende Stäbe von einer Elle haben, die mit einem papiernen Fähnchen, und einer Spitze mit Wiederhaken versehen sind, welche sie mit vieler Geschicklichkeit dem Stier in die Haut zu werfen pflegen; oft sind Schwärmer daran, die, wenn der Stab in des Thieres Haut steckt, losplatzen, ihn brennen und vollends wüthend machen. Den Beschluß des Zuges machen einige schön geschmückte Maulesel, welche bestimmt sind, die getödteten Stiere und Pferde wegzuschleppen.

Nach

Nachdem die Kämpfer viele Verbeugungen gegen den Corregidor und die Logen gemacht haben, tritt der erste Alguazil hervor, und der Corregidor läßt ihm die Schlüssel zum Behältnisse der Stiere zuwerfen, und zugleich erschallt die Musik. Bei Eröffnung der Thüre sind die Picadores schon auf ihrem Posten. Die rechten Liebhaber stellen sich der Thüre gegen über und schließen aus dem ersten Angriff des Stiers auf den Erfolg des Kampfs, und ob er ihnen viel Vergnügen machen wird. Entspricht der Stier ihrem Wunsche, so stürzt er sich mit einem Sprunge auf den ersten Picador, der ihm seine Lanze muthig entgegen hält, aber wehe ihm, wenn er nicht fest im Sattel bleibt, und der wüthende Stier ihn zum zweitenmal angreift, weil er alsdenn aus dem Gleichgewicht ist, und sein Pferd nicht vertheidigen kann, das denn schwer verwundet wird, und den Reuter oft abwirft, oder gar mit ihm zu Boden stürzt, wenn er sich nicht durch einen behenden Sprung rettet; behält der Picador aber den Bügel, und treibt den Stier zurück, und die übrigen Picadors thun eben das, so erschallt von allen Seiten ein lautes Bravo.

Alsdenn geht die Trompete, und der Stier muß eine zweite Art von Kampf ausstehen. Die Picadors ziehen sich zurück, und die Venderillos treten an ihre Stelle. Ihr Angriff ist etwas gefährlich; sie halten die gedachten Stäbe mit eisernen Spitzen in die Hand, und stellen sich damit gegen den Stier. In dem Augenblick, da dieser den Kopf niederbiegt, um sie zu durchbohren, stoßen sie ihm ihre Fähnchen in den Nacken. Sie führen dies gefährliche Unternehmen mit unglaublicher Leichtigkeit und Geschicklichkeit aus. Das Thier wird dadurch vollends wüthend und brüllt. Die Venderillos springen einer nach dem an-

dern

dern hervor: und bald ist der Kopf des Thiers mit diesen blutigen Stäben bepflanzt.

Endlich kommt der Matador; jeder Auftritt dieses grausamen Schauspiels wird mit Lermblasen bezeichnet. Der Matador hält in einer Hand einen langen Degen und in der andern Hand einen seidnen Mantel, und so stellt er sich dem Stier entgegen, dessen Tod nun entschieden ist. Er stößt ihm den Degen zwischen den Hörnern bis zum Herzen hinein, der Stier wankt, das Blut stürzt ihm zum Maul und Nase heraus, bis er fällt, und zum Schranken hinausgeschleppt wird. Der letzte Stier ist insgemein Embolado, d. h. er hat Kugeln auf den Hörnern, und wird dem Vergnügen des Volks Preis gegeben, so daß jeder in den Kampfplatz treten, und seine Geschicklichkeit daran versuchen kann. Man sagt, daß sich bei jedem Stiergefecht ein Beichtvater mit geweihtem Oel in einer besondern Loge aufhalte, um die letzte Oelung zu geben, wenn etwa jemand tödtlich verwundet werden sollte.

Vortheilhafter für die Verfeinerung der Sitten und für das Reich wäre es, wenn der hohe und reiche Adel, anstatt diesen blutigen mördrischen Schauspielen beizuwohnen, einen Geschmack an den schönen Künsten fände, Sammlungen anlegte, und dadurch, daß er jungen Künstlern Arbeit verschaffte, etwas beitrüge, die Künste in Aufnahme zu bringen, und den Geschmack der Nation zu bilden. Aber in diesem Punkte sieht es schlecht aus: und die Spanier werden noch lange hinter andern cultivirten Nationen zurück bleiben, wenn junge Genies nicht aufgemuntert werden, sich durch Hoffnung guter Aussichten empor zu schwingen. Wenn man drei bis vier Sammlungen ausnimmt, die noch dazu mittelmäßig sind, so fragt der Lieb-

haber vergebens nach etwas, das den Namen eines Kunstkabinets verdient.

Die vornehmste und fast einzige Sammlung besitzt der Herrzog von Medina Celi, und sie hat das Verdienst, daß sie ziemlich gut und sorgfältig aufgestellt ist. Sie besteht vornehmlich in alten und neuen Bildhauerwerken. Wir führen unter den Antiken an: ein Basrelief von der Leda; einen Altar; eine sitzende Figur und eine Schlange, die sich um einen Baum windet; ein Paar Basreliefs, welche Triumphe und eine Seeschlacht vorstellen. Ein Medaillon des Nero; eine Victoria auf einem zweispännigen Wagen; zwei Reuter, vermuthlich Castor und Pollux. Unter den ganzen Figuren sind: drei gruppirte Liebesgötter; ein Amor auf einem Delphin reitend; die Büste des Vitellius, Trajanus und Marcus Aurelius. Zwei Statuen von Basalt mit einem Gewand von orientalischem Alabaster. Der Kopf des Socrates ebenfalls aus Basalt. Es werden in diesem Kabinet auch schöne Rüstungen, Helme &c. von treflicher halberhabener Arbeit aufbewahrt. An dieses Kabinet stößt die herzogl. Bibliothek, welche öffentlich ist, und jedermann zum Gebrauch offen steht. Im Pallaste hängen verschiedene gute Gemälde von Spagnolett und van Dyck.

Des Herzogs von Alba Sammlung besteht aus Gemälden, darunter einige Stücke von großem Werthe sind. Das vornehmste ist die Venus des Corregio, die Schule der Liebe genannt, weil Merkur zu den Füßen der stehenden Göttin sitzt und den Liebesgott lesen lehrt. Ein Bild von unglaublicher Anmuth. Eine heil. Familie von Raphael. Das Bildniß der unglücklichen Königin von England, Anna Boleyn, durch van Dyck nach einem andern Stücke kopiert.

Der

Der durch seine in den Niederlanden verübte Grausamkeiten berüchtigte Herzog von Alba, von Tizian.

Der Herzog von Infantado besitzt verschiedne gute Gemälde von Rubens und andern niederländischen und spanischen Meistern. Die Sammlung des Herzogs von Santistevan zeichnet sich durch viele Stücke von Giordano aus. Er hat auch viele Zeichnungen von diesem und andern Meistern.

Das königl. Naturalienkabinet verdient um so mehr einer Erwähnung, da es das einzige in Madrid ist, und man hier vor nicht langen Jahren kaum wußte, was das für ein Ding sey. Es wird im zweiten Stockwerk eines schönen dazu erkauften Gebäudes aufbewahrt, dessen erster Stock der königl. Akademie de San Fernando oder der Malerakademie angewiesen worden. Die Thüre zu diesem Pallaste der vereinigten Natur und Kunst hat zwei Säulen dorischer Ordnung, und am Giebel lieset man die treffende Inschrift:

Carolus III. Rex naturam et artem sub uno tecto in publicam utilitatem consociavit. A. 1774.

Seit 1775 ist dieses königl. Kabinet öffentlich und wird beständig stark vermehrt, weil der König sich sehr dafür interessirt, und den Vicekönigen und Gouverneurs in Amerika befohlen, alle Merkwürdigkeiten, die ihnen vorkommen, einzuschicken. Der Grund dazu ward mit der beträchtlichen Sammlung gelegt, welche Don Pedro Davila, ein geborner Peruaner, in Paris gesammlet hatte. Der König kaufte ihm solche ab, ließ sie aus Paris kommen, und machte ihn zum Aufseher darüber. Alles ist in zierlicher Ordnung, und die Zimmer, deren Anzahl sich auf zwölf erstreckt, werden wöchentlich zweimal geöffnet, und

außerdem Standespersonen besonders gezeigt. Davila verfertigt über alles ein genaues Verzeichniß.

Durch die Anstalten des Königs hat das Kabinet schon sehr gewonnen. Das mineralogische Fach ist sehr vollkommen, und übertrifft an Werth vielleicht alle Sammlungen in Europa. Unter andern bewahrt man ein Stück Gold von 22 Karat fein, und 16 Mark 4 Unzen spanischen Gewichts schwer, welches in Kalifornien gefunden und dem Könige von dem Unterkönige in Mexiko, der 1771 eine Expedition dahin unternahm, geschenkt worden. Verschiedene merkwürdige Proben Silbererz, Rosicler genannt, aus dem Bergwerke Guadalcanal in Estremadura. Goldkörner aus der Provinz Sonora in Neuspanien, und zwar aus den sogenannten Placer de la Ciene Guita, welche man bald einen bald vier Fuß tief findet. Das Gold, welches der Dammerde am nächsten liegt, ist von besserm Gehalt und dunkler von Farbe, als das tiefer liegende. Gediegnes Silber aus den Bergen de lo Risona, funfzehn Meilen nordwärts von den Missionen de Cucurpe. Unter den kostbaren Gold- und Silberstufen sind unvergleichliche Stücke von rothgüldnen Erz, krystallisirter Schwefel, blaues Kupfererz, Platilla genannt, welches in einem Hügel ohnweit Molina gefunden wird, und grüne gelbe, mit Kalkerde untermischte Streifen hat. Ein viereckiger vollkommen schöner Opal. Die Marmor- und Agatensammlung ist sehr vollständig.

Große Vögel sind noch nicht viel da: einige spanische Adler, und ein Paar Strauße sind die vornehmsten; hingegen ist die Anzahl kleiner amerikanischer Vögel, von unendlich mannichfaltigen Farben, desto größer. Von Insekten ist ebenfalls noch kein zahlreicher Vorrath vorhanden,

auch

auch ist die Sammlung der Säugthiere klein. Man sieht das Skelet eines vor wenig Jahren in Madrid gestorbnen Elephanten; einen ausgestopften amerikanischen Ochsen oder *Zebulo* (beim Büffon *Zebu*); den großen Ameisenbär (Myrmecophaga jubata L.), der ebenfalls noch vor ein Paar Jahren in Madrid lebte, und nicht bloß Ameisen, sondern auch zugleich vier bis fünf Pfund klein zerschnittenes Fleich verzehrte; ein Faulthier, Rennthier u. a. m. Fische sind nicht häufig, könnten aber aus den amerikanischen Meeren erstaunlich vermehrt werden; das Fach der Schlangen und Embryonen oder monströsen Geburten ist schwach; hingegen ist schon ein großer Vorrath von Korallen, Madreporen, Muscheln und andern Seeprodukten vorhanden. Ein besondres Zimmer ist dem Hausgeräthe, den Waffen, Kleidern, ꝛc. verschiedner indianischer Völker bestimmt. Es sind auch Produkte von Otaheiti da, welches die Spanier Amath nennen. Eine Sammlung von Vasen, Becken, Bechern, Tellern ꝛc. alles aus dem feinsten Agath, Amethyst, Bergkrystall, u. dergl. gemacht; Cameen und hohlgeschnittene Steine, welche Philipp V. aus Frankreich mitbrachte. Die Sammlung von Büchern und Kupferwerken zum naturhistorischen Fache wird beständig von Davila vermehrt.

Wir haben bereits im sechsten Briefe vorläufig der in Madrid errichteten Akademien erwähnt; es ist aber nöthig, sich etwas weitläuftiger dabei aufzuhalten. Die älteste ist die Real Academia Espagnola, welche bereits 1714 gestiftet wurde. Sie hat die Reinigung und Verbesserung der spanischen Sprache zur Absicht, und wählte deswegen einen Schmelztiegel auf brennenden Kohlen zum Wappen, mit dem Motto: er reinigt, bestimmt, und giebt Glanz. Sie be-

besteht aus 24 Mitgliedern, den Direktor mit eingeschlossen. Des schönen Wörterbuchs der spanischen Sprache in sechs Quartanten ist im zweiten Briefe gedacht; sie arbeitet jezt an einer neuen Ausgabe, wovon 1778 bereits die Buchstaben A und B heraus waren, welche 4000 Wörter mehr, als die erste, enthalten. Man stritte sich damals nur noch, ob auch alle Kunstwörter darin aufgenommen werden sollten, wovon die meisten lieber ein besondres Wörterbuch verlangten.

Die zweite Akademie ist der Geschichte gewidmet, und 1738 mit königl. Privilegien bestätigt. Es war anfangs eine Privatgesellschaft, die ihr Absehen auf allerlei Gegenstände der Literatur gerichtet hatte, und sich nachgehends auf die Erklärung und Erhaltung der Denkmäler der spanischen Monarchie einschränkte. Der Direktor bleibt es Lebenslang, und jezt bekleidet diese Stelle der durch viele Schriften, insonderheit durch die mehr gerühmte Abhandlung über die spanische Industrie berühmte Don Pedro Rodriguez Campomanes. Die Akademie besizt über 200 Handschriften voll interessanter Bemerkungen. Jeder Akademist sezt unter seine Arbeiten seinen Namen, um dafür zu bürgen. Durch die Bemühung dieser Akademie ist vor etlichen Jahren die Volkszählung betrieben worden, da man denn zwischen zehn und eilf Millionen Seelen herausgebracht hat. Darüber sind die Beweise in verschiednen Folianten, und 20 genauen Charten enthalten, welche die Bibliothek aufbewahret. Im Jahr 1778 nahm die Akademie den durch seine Geschichte von Amerika berühmten Robertson zum Mitgliede auf, und schrieb ihm einen Brief voller verdienten Lobeserhebungen über sein Buch. Gleichwohl verbot die Regierung ein Jahr darauf

das

das Buch und alle Uebersetzungen davon, folglich auch die von der Akademie in der Arbeit befindliche spanische, ja sie befahl sogar, daß zwei Akademisten das Buch widerlegen sollten. Die Akademie hatte das Herz zu antworten, daß sie dazu bereit sey, vorausgesetzt, daß man ihr erlaube, zwei andre zu erwählen, die das Werk vertheidigten.

Daß es mit der dritten oder der Akademie der schönen Künste nicht viel zu bedeuten habe, ist schon bei Gelegenheit des Zustandes derselben in Spanien überhaupt im sechsten Briefe gesagt worden. Ihr Präsident ist der jedesmalige Staatsminister, und verschiedene Grandes sind Mitglieder. Sie versammlet sich im untern Stock des Gebäudes, wo sich das Naturalienkabinet befindet. In den Zimmern stehen Gipsabdrücke der besten Antiken, und an den Wänden hängen Gemälde neuerer spanischer Meister, darunter viele sehr mittelmäßig sind. Im Versammlungssaal hängt das Urtheil des Paris vortreflich von Albani gemalt. Einige Zeichnungen und Risse haben hier wegen der Personen, die sie bei ihrer Aufnahme in die Akademie lieferten, einen Platz gefunden; sie sind nämlich von der Hand der Infanten. Man sieht hier auch eine Susanne von Rubens.

Bei Gelegenheit der Anzeige von dieser Akademie der Künste müssen wir den Liebhabern doch einige der jetzigen besten Künstler in Spanien anzeigen, wozu wir beim Abdruck des sechsten Briefes aus gänzlichem Mangel neuerer Nachrichten nicht im Stande waren. Seit der Zeit ist des Cavanilles kleine merkwürdige Schrift über den gegenwärtigen Zustand von Spanien zu Berlin in der Uebersetzung erschienen. Wir entlehnen die Namen daraus, lassen es aber dahin gestellt seyn, ob Cavanilles ihnen

 nicht

nicht aus gar zu großer Vaterlandsliebe ein höheres Verdienst beilegt, als sie bei unpartheyischen Richtern verdienen würden.

In der Baukunst rühmt er die von Rodrigues, Arnal und Gasco aufgeführten Gebäude, und den Traktat über die Baukünst von dem Professor Don Benito Vouls. Ein Paar trefliche Bildhauer sind kürzlich gestorben, nämlich Don Philippe de Castro und Don Francisco Guttierez; letzterer hat das Grabmahl Königs Ferdinand VI. und die Ceres im Prado geliefert. Es leben aber auch noch Künstler von vorzüglichem Verdienst: Don Manuele Alvarez, Toledo, Mena, Adam. Ersterer hat ein vollkommenes Modell von König Philipps V. Statue zu Pferde verfertigt. Als Maler stehen im Ruf Vergara, Bayeux und Maella, welche sich hauptsächlich durch den Unterricht des großen Mengs gebildet haben. Don Manuele Salvador Carmona, Selma und Montaner sind vortrefliche Kupferstecher; ersterer lernte die Kunst auf seines Königs Kosten in Paris, und ist auch außerhalb Spanien durch seine Arbeit bekannt. Die Kupfer zur prächtigen Ausgabe des Don Quixotte und zur Uebersetzung des Sallusts beweisen die Geschicklichkeit spanischer Meister. In der Stempel- und Steinschneiderkunst haben Prieto, Gil, Sepulveda und Cruz Meisterstücke geliefert, welche allen übrigen in Europa an die Seite gesetzt werden können. In dieser Kunst haben die Spanier es fast weiter gebracht, als andre Nationen; die prächtige Ausgabe des vom Infanten Don Gabriel übersetzten Sallusts, ist der Triumph der Buchdruckerkunst, und um so merkwürdiger, weil Stempel, Matricen, gegossene Lettern, Papier, kurz alles dazu in Spanien verfertigt ist. Der

Drucker

Drucker heißt Don Joachim Ibarra. Die Abhandlung von samaritischen Münzen von Bayer, die prächtige Ausgabe der spanischen Geschichte, und andre Werke mehr sind von nicht minderer typographischer Schönheit. Der wichtigen Landchartendruckerei des Lopez ist im zweiten Briefe gedacht. Vor wenig Jahren hat man auch eine Notendruckerei in Madrid angelegt, welche sehr saubere Musikalien liefert.

Die medicinische Akademie wird unter allen vieren in Madrid am wenigsten geachtet. Die Spanier sind in der Medicin, Chirurgie und Anatomie noch ungemein weit zurück, woran zum Theil Vorurtheile, zum Theil Mangel an Gelegenheit die Schriften und Entdeckungen der andern aufgeklärten europäischen Nationen kennen zu lernen, schuld sind.

Zu den nützlichen und wichtigen Anstalten der jetzigen Regierung gehört die 1784 unternommene Einrichtung einer Lehranstalt für die Chirurgie zu Madrid. Um dieselbe recht nützlich zu machen, wurden sieben praktische Wundärzte auf königliche Kosten auf Reisen geschickt, um die Kenntnisse fremder Länder in diese Anstalt zurück zu bringen.

Den ausgebreitetsten Nutzen von allen diesen Gesellschaften würde unstreitig die ökonomisch patriotische der Freunde des Landes (Amigos del Pays) haben, wenn sie mit noch größerm Eifer und besserm Nachdruck betrieben würde. Sie soll den Ackerbau, Künste und Handwerker aufmuntern und befördern, es sey nun durch guten Rath, durch Vorschüsse, oder durch Beobachtungen, die sie zu dem Ende bekannt machen will. Die Gesellschaft ist 1775 gestiftet und eine Nachahmung der bekannten Englischen

zur Aufmunterung obiger Gegenstände, es fehlt hier aber theils das englische Geld, theils auch der wirkliche Eifer und die Kenntnisse, doch ist nicht zu zweifeln, daß doch nach und nach viel Gutes dadurch wird bewerkstelliget werden.

Eine der ersten guten Anstalten dieser Gesellschaft ist die Flachsspinnerei, wovon man bisher in Spanien nichts gewußt hat. Der Unterricht wird Kindern beiderlei Geschlechts umsonst ertheilt, einige arme Kinder bekommen auch noch täglich eine Kleinigkeit an Geld, und die geschicktesten darunter Prämien. Jedermann, der fleißig ist, wird aufgenommen. Die Mitglieder haben in den Zusammenkünften keinen Rang, der geringste Kaufmann ist dem Erzbischoffe gleich. Jedes Mitglied giebt jährlich ohngefähr sieben Thaler zur Casse, wofür die Schriften gedruckt und Prämien ausgetheilt werden. Die Lehrer geben die sieben Thaler nicht, bekommen aber auch nichts, wer wird sich also damit abgeben? Man hat Modelle von Pflügen und anderm Ackergeräthe aus England kommen lassen, mit denen die Versuche gut ausgefallen sind. Jeder lieset seine Abhandlungen selbst ab, und sie werden nachher beurtheilt, Anmerkungen dazu gemacht, und die es verdienen, dem Druck übergeben. Zänkereien, Vorwürfe, u. dergl. sind gänzlich aus der Gesellschaft verbannt. Die Gesellschaft hat die löbliche, aber freilich mit vielen Schwierigkeiten verknüpfte Absicht, in den Städten, Flecken und Dörfern, Schulen zu stiften, um mehr Aufklärung unter das Volk zu bringen. Ein Mitglied soll zum Oberaufseher der Schulen gesetzt werden, doch keine andere Autorität, als die eines guten Hausvaters darüber haben. Daß noch andre dergleichen patriotische Gesellschaften

schaften in verschiednen Städten des Reichs mit dieser verbunden sind, ist bereits im ersten Briefe gesagt worden.

Die Fabriken in Madrid sind von keiner großen Erheblichkeit. Was von den schönen und bildenden Künsten gesagt worden, nämlich daß es wenige geschickte Männer darin giebt, und daß die, welche sich darin hervorthun, gemeiniglich Ausländer sind, das gilt auch von den Fabriken und Handwerken. Die Residenz wimmelt von Franzosen und Italienern, die solche treiben, und gemeiniglich, wenn sie sich fett gesogen haben, wieder fortgehen. Bei den Eingebornen haben alle Anstalten und Ermunterungen des Hofes bis jetzt noch keine große Veränderung, Thätigkeit und Anstrengung bewirkt. Man hat z. E. eine Tapetenmanufaktur angelegt, welche den Gobelins in Paris ziemlich nahe kommt, und wozu die königl. Maler die Farben und Zeichnungen angeben. Allein sie sind so kostbar, daß nur begüterte sie kaufen können, und ohne königl. Unterstützung würde sie vielleicht bald eingehen. Es verdienen zwar einige Menschen ihr Brod dabei: allein es fehlt noch an so viel allgemein nützlichen Manufakturen, die dem Reiche einen unendlich wesentlichern Vortheil verschaffen würden, daß man dieser gar leicht entbehren könnte. Gleiche Bewandtniß hat es mit der Porzellanfabrik im Park von Buen Retiro, deren wir oben Erwähnung gethan haben. Die nützlichste Fabrik ist ohnstreitig die von Hüthen, welche wegen der aus dem spanischen Südamerika kommenden Vicognewolle vortrefliche Waare und in solcher Menge liefert, daß bereits 1768 die Einfuhr aller fremden Hüthe in die benachbarten Provinzen verboten ward. Eine Fabrik von Spielkarten ist auch neuerer Zeit errichtet worden. Ziegelbrennereien sind

sind zwar vorhanden, aber sie liefern schlechte Waare. Ponz gesteht selbst, daß sie aus einer sandigten und vermuthlich wegen des theuren Holzes schlecht ausgebrannten Erde verfertigt werden, und machen, daß die Fußböden Risse bekommen, und daß Häuser, wenn viel gegangen wird, voller Staub sind; die Ziegel bleiben auch nicht kühl, ob sie gleich mit Wasser benetzt worden. Die ansehnlichste Fabrik ist die vor nicht vielen Jahren angelegte Salpeterfabrik, welche, wie Cavanilles versichert, schon über 4000 Personen beschäftigt.

II. Die

II.

Die Pelew = Inseln.

(Aus: Nachrichten von den P. J. in der Westgegend des stillen Oceans. Hamburg 1789.)

Die Palos= oder Pelew= (Pelju) Inseln liegen zwischen dem fünften und dem neunten Grad nördlicher Breite, und zwischen 130° und 136° östlicher Länge von Greenwich, in einer von Nordost nach Südwesten laufenden Kette. Sie sind insgesammt lang und schmal, von mittelmäßiger Höhe, und alle, so weit unsere Engländer untersuchen konnten, mit Waldungen reichlich gekrönt. An ihrer Westseite werden sie von einem Korallenrief umschlossen, dessen Ende man von der Höhe zu Orulong nicht absehen konnte. An einigen Stellen erstreckt sich dasselbe fünf bis sechs Seemeilen weit vom Lande, nirgends kommt es demselben näher, als auf zwei oder drei Seemeilen, so weit man nämlich die Lage desselben hat berichtigen können. Unsere Leser werden sich hier erinnern müssen, daß die Antelope nicht zu dem Entdeckungsgeschäfte ausgerüstet war; es befanden sich am Bord dieses Postschiffes keine Naturforscher und Botaniker, keine Zeichner, und überhaupt keine in den Wissenschaften bewanderte Männer, die alle vorkommende Gegenstände mit eigenem Scharfsinn, und gehörigen Vorkenntnissen untersuchen, oder der Natur auf ihrem labyrinthischen Pfade folgen konnten. Ein Wurf des Schicksals machte

machte die Mannschaft der Antelope mit diesen Inseln bekannt, und während ihres dortigen Aufenthalts ging ihr Dichten und Trachten nur auf ihre Befreiung aus der schrecklichsten aller Lagen, der gänzlichen Absonderung von der übrigen Welt.

So traurig ihr Loos ihnen im ersten Augenblick scheinen mußte, so schnell zertheilten sich die Wolken, die es umhüllten, sobald sie sich mitten unter einer Race von Menschen befanden, die über den Wunsch, von ihrem Unfall Gebrauch zu machen, weit erhaben waren, ein Herz für die Leiden der Fremdlinge hatten, ihren Bedürfnissen mit Güte abzuhelfen geneigt, und edel genug waren, zu ihrer Rettung mitzuwirken. Die Engländer besaßen Dinge, die für diese Menschen den höchsten Werth hatten, Eisen nämlich und Waffen. Der Schiffbruch des malayschen Fahrzeugs hatte ihnen zum erstenmal einige wenige Stücke Eisen zugeworfen; die Feuergewehre hatten sie erst durch den Schiffbruch unserer Landsleute kennen gelernt. Sie hätten sich ohne Zweifel dieser für sie so erwünschten Gegenstände mit Gewalt bemächtigen können, denn der Unsrigen waren mit Inbegriff des Capitains und des Wundarztes nur sieben und zwanzig streitbare Männer. Allein ihre Begriffe von moralischer Rechtschaffenheit versagten diesem Gedanken den Zugang zu ihrem Herzen; sie thaten Verzicht auf die Vortheile der Uebermacht, und nahten sich ihren Gästen nur mit dem Lächeln des Wohlwollens.

Eine Reihe von Freundschaftsbezeugungen zu einer Zeit und von einem Volke, zu dem man sich eines ganz andern versehen hatte, mußten unsere Engländer gewinnen; der Umstand kam hinzu, daß ihr Beistand dem Könige Abba-Thulle gerade zur Zeit ihres Schiffbruchs gegen seine Feinde

Feinde zu Statten kam, und solchergestalt entspann sich bald ein vertrauterer Umgang zwischen den Eingebohrnen und unserer Schiffsgesellschaft. Während eines Aufenthalts von dreizehn Wochen hatten folglich diese letzteren Gelegenheit, die Sitten und Gemüthsart der Eingebohrnen zu beobachten, und mit ihrer Regierungsform, wie mit ihren Gebräuchen bekannt zu werden. Konnten sie der gesetzgebenden Macht nicht in allen ihren abgeleiteten Zweigen folgen, so war es doch leicht ihre Quelle zu entdecken, und mit Zuverläßigkeit gewahr zu werden, daß die höchste Gewalt in der Person des Königs

Abba-Thulle

als des ersten Mannes im Staat, existirte. Man betrachtete ihn, allem Anschein nach, als den Vater seines Volks, und ob er gleich keine äußern Abzeichen seiner Würde an sich trug, bezeugte man ihm dennoch die gebührende Ehre. Seine Rupacks oder Befehlshaber nahten sich ihm mit der größten Ehrerbietung, und die gemeinen Unterthanen, so oft sie bei ihm vorbei gingen, oder ihm ansprechen wollten, legten ihre Hände auf den Rücken, und beugten sich zur Erde. Diese Verbeugungen oder Zeichen der Unterwürfigkeit machten sie sogar, so oft sie an einem Hause oder einem Orte vorübergingen, wo sie ihren König vermutheten, und erst nachdem sie sich aus seiner Gegenwart entfernt zu haben glaubten, setzten sie ihren gewöhnlichen Gang wieder fort. Abba-Thulle bezeugte sich bei jeder Gelegenheit sanft und herablassend, jedoch alle Zeit mit Würde; er hörte alles an, was seine Unterthanen vorzubringen hatten, und seine Güte und Freundlichkeit ließ sie nie mißvergnügt von sich. Obwohl nun dieser Mann zu Pelew in so hohen Ansehen stand; war er doch, soviel unsere

unsere Engländer erfahren konnten, nicht der Beherrscher aller ihnen bekannt gewordnen Inseln jener Gruppe. Die Rupacks von Emungs, Emillegue und Artingall, und der Rupack Maath waren in ihren Bezirken unabhängig. Abba-Thulle hatte indessen mehrere Inseln unter seinem Zepter, und alle folgende Beobachtungen beziehen sich lediglich auf seinen Staat, ob es gleich wahrscheinlich ist, daß dieselbe oder eine sehr ähnliche Verfassung auf den übrigen Inseln statt findet.

Bei jeder wichtigen Veranlassung berief er die Rupacks und Staatsbeamten zusammen. Die Rathsversammlung ward unter freiem Himmel gehalten, und die viereckigten gepflasterten Plätze, welche im vorhergehenden so oft erwähnt worden sind, waren dazu bestimmt. Der König trug den Gegenstand der Berathschlagung vor, und empfahl ihn ihrer Betrachtung; ein jeder Rupack, ohne von seinem Sitz aufzustehen, gab seine Meinung, und sobald die Sache entschieden war, stand der König auf, und endigte die Versammlung. Nach derselben pflegten sie oftmals eine Stunde lang in vertrauter Unterhaltung zu verplaudern.

Wenn der König, es sey im Rath oder sonst wo, durch einen gemeinen Mann eine Bothschaft erhielt, so mußte dieser sie in einiger Entfernung und mit gedämpfter Stimme einem Rupack von geringem Range ansagen. Der Rupack verneigte sich demüthig an des Königs Seite, und überbrachte ihm die Bothschaft wieder mit gedämpfter Stimme und abgewandtem Angesicht. Die Befehle des Königs waren, wie es scheint, unumschränkt, wenn er gleich in keiner wichtigen Angelegenheit den Rath der Vornehmen zuzuziehen versäumte. In der Rathsversammlung saß der König

König auf einem besonders für ihn bestimmten Stein, die übrigen Rupacks hingegen nahmen nicht immer denselben Platz ein, sondern setzten sich bald zur Rechten bald zur Linken des Königs.

Des Nachmittags saß der König öffentlich, er mochte sich zu Pelew oder bei den Engländern auf Orulong befinden, um theils die Bitten und Anliegen seiner Unterthanen anzuhören, theils Uneinigkeiten, die etwa unter ihnen vorgefallen waren, zu schlichten. Da die Pelewaner zu wenig hatten, um in großen Zwist darüber zu gerathen, und da es unter ihnen keine Advokaten gab, welche sie gegen einander aufbringen konnten, so wußte vermuthlich ein jeder die Gränze zwischen Recht und Unrecht zu finden, und die Uebertretungsfälle mußten selten seyn. So oft dieser Fall sich ereignete, sprach der König sein Mißbilligungsurtheil aus, welches sie der allgemeinen Verachtung aussetzte. Wo das Herz noch unverdorben ist, kann ein solches Urtheil kräftiger als ein Criminalgesetz wirken. Hier konnte man sich nicht auf die ungewisse Deutung von fünfhundert nachlässig abgefaßten und übelverstandenen Gesetzen berufen, deren Dunkelheit in gesitteten Ländern den durchtriebenen Bösewicht oft durchschlüpfen läßt, und den Beleidigten nur noch härter drückt. Glückliche Menschen! die weder mit dem hohen Grad der Verfeinerung, noch mit der subtilen Casuistik bekannt sind, wodurch das Laster den Schein der Tugend erhält! Die von den übertäubenden Rednerkünsten nichts wissen, womit man den gemeinen Menschenverstand einschläfern und entkräften kann! Die sich vom Daseyn gebildeter Völker keine Vorstellung machen konnten, wo es ungleich kostspieliger ist, um Gerechtigkeit anzusuchen, als sich dem Betrug und der Unterdrückung freiwillig hinzugeben;

ben; keine Vorstellung von Völkern, wo man nur dem Eidschwür, nicht dem Wort eines Mannes glaubt; und wo es Menschen giebt, die durch wissentlich ausgesagte Unwahrheiten das Eigenthum und das Leben ihrer Mitbürger anzugreifen wagen, indeß sie feierlich den Herrn der Heerschaaren zum Zeugen anrufen! Die Kinder der Natur von der Verderbniß der Welt abgesondert, folgten nur der mütterlichen Stimme, statt alles Gesetzes; sie hatten wenige natürliche Bedürfnisse, und nichts von allem, was sie sahen, konnte Künstliche in ihnen erwecken. Ein jeder ging seinen eigenen unbedeutenden Geschäften nach, und wie man aus einem vierteljährigen Umgang schließen konnte, betrugen sich die Eingebohrnen friedlich und liebreich gegen einander. Ausbrüche von Leidenschaft und Zänkereien ward man nie gewahr. Selbst wenn Kinder sich stritten oder balgten, suchten die Erwachsenen ihre Verbitterung durch Verweise zu unterdrücken, und äußerten ihr Mißfallen daran.

Der General.

Des Königs Bruder, Raa-Kuk, hatte nach ihm, als General aller seiner Kriegsvölker, die größte Gewalt. Es war seine Obliegenheit, die Rupacks zusammen zu berufen, daß sie den König in den Krieg begleiten möchten, oder zu irgend einem andern Endzweck. Seiner Oberbefehlshaberstelle ungeachtet, kamen aber die Befehle zum Angriff, u. s. f. jederzeit vom Könige selbst, wenn er in Person zugegen war, wie solches auf dem zweiten Zuge gegen Artingall deutlich in die Augen fiel. Die Canots, die zu dem Ende in Bereitschaft lagen, brachten damals alle Entschlüsse des Königs und alle Maasregeln, die er zu nehmen für gut fand, an den General. Als des Königs ältester Bruder, ist

ist der General zugleich Kronerbe; denn in Pelew kommt die Thronfolge nicht eher auf die Kinder des Königs, als nachdem sie durch seine Brüder gegangen ist; dergestalt, daß nach Abba-Thullens Tode, Raa-Kuk, und nach diesem Arra-Kuker, sodann aber erst Abba-Thullens ältester Sohn regieren sollte. Unter der Regierung Arra-Kukers würde Qui-Bill, der älteste Sohn Abba-Thullens, alsdann der Thronfolger, und zugleich Erbgeneral werden; wie dann auch Li-Bu, sobald sein Bruder König geworden wäre, als General ihm hätte nachrücken müssen.

Der Minister.

Den König begleitete jederzeit ein besonderer Befehlshaber oder Rupack, welcher allem Anschein nach kein Erbamt, sondern eine Bestallung hatte. Er befand sich immer zunächst an der Seite des Königs, und wurde immer zuerst um seinen Rath gefragt; allein ob sein Amt geistlich oder weltlich, oder beides zugleich war, konnten unsere Engländer nicht mit Gewißheit erfahren. Man rechnete ihn nicht unter die Zahl der Krieger, auch trug er niemals Waffen; er hatte nur Eine Frau, dahingegen die übrigen Rupacks zwei hatten. Die Engländer wurden nie in seine Wohnung eingeladen, oder in dieselbe eingeführt, ob man sie gleich in die Häuser der meisten übrigen Befehlshaber geführt hatte.

Die Rupacks.

So zahlreich diese Klasse von Einwohnern war, konnte man doch nicht umhin, sie Oberhäupter (Chiefs) zu nennen, welches nach europäischen Begriffen von den Unterschieden der Stände ohngefähr durch den Adel ausgedrückt werden könnte.

könnte. Sie waren indessen nicht alle von einerlei Range, wie man an der Verschiedenheit ihres Knochenrings am Arm erkennen konnte. Es wurden auch im Beiseyn unserer Leute nach der zweiten Schlacht zu Artingall einige Rupacks creirt. Der König allein ertheilte diese Würde und ihr Abzeichen, auf die bereits in der Aufnahme des Capitains Wilson in den höchsten Knochenorden beschriebene Weise. Die vornehmsten Rupacks begleiteten insgemein den König, und standen jederzeit fertig auf seinen Wink, ihm auf irgend eine Expedition mit einer Anzahl gehörig bemannten, mit Spießen und Speeren versehener Canots zu folgen, und bei ihm so lange zu bleiben, bis er ihnen die Erlaubniß mit ihren Vasallen nach Hause zu reisen, ertheilte. In diesem Theil der Regierungsform scheint zwar eine Spur des Feudalsystems durchzuschimmern; allein die Unsrigen hatten nicht Zeit genug, diese inneren Staatsverhältnisse zu erforschen, und ihnen war es daher jederzeit vorgekommen, daß der Titel Rupack ein persönliches, nicht erbliches Unterscheidungszeichen wäre, die königliche Familie ausgenommen, die nothwendigerweise zu dieser Klasse gehören mußte. Zu bestimmen, wie weit sich die Macht und die Vorrechte der Rupacks erstrecken, bleibt ebenfalls künftigen Untersuchungen aufbehalten, indem man jetzt gar leicht etwas ganz unzuverläßiges über diesen Punkt vorbringen könnte.

So viel ist gewiß, alle Rupacks vom ersten Range wurden zu Abba Thullens Berathschlagungen berufen, bezeugten ihm bei jeder Gelegenheit den augenscheinlichsten Gehorsam, und standen gleichwohl bei dem übrigen Volk in hohem Ansehen.

Eigenthum.

Wenn man bedenkt, daß die Engländer während ihres Aufenthalts auf den Pelew-Inseln ihre Aufmerksamkeit vornehmlich auf ihre eigene Angelegenheiten richten mußten, so wird man leicht zugeben, daß sie wenig Zeit übrig behielten, sich nach einem Gegenstand von dieser Art zu erkundigen. Was sie davon erfuhren, läuft dahinaus, daß das Eigenthum der Einwohner sich lediglich auf ihre Handarbeit und die Früchte ihrer eigenen Anstrengung erstreckte; in Absicht der Grundstücke aber nur bedingt war, indem der König der einzige Eigenthümer aller Ländereien zu seyn schien. Die Behausung eines Mannes, sein Hausrath, sein Canot, ward als sein Privateigenthum angesehen, imgleichen das ihm angewiesene Grundstück, so lange er dasselbe baute; verließ er aber den Platz, und begab sich mit seiner Familie an eine andere Stelle, so fiel der Grund dem Könige anheim, der ihn nach Willkühr verschenken, oder denen, die um Erlaubniß ihn anzupflanzen anhielten, zuerkennen konnte. Eine jede Familie hatte ein gewisses Erdreich, wovon sie sich ernährte, und dessen Bearbeitung die Nothwendigkeit von ihr heischte. Die Zeit, welche diese Sorge für natürliche Bedürfnisse ihnen übrig ließ, pflegten die Einwohner von Pelew zu kleinen Kunstarbeiten anzuwenden und dadurch einen doppelten Endzweck zu erreichen, sich nämlich zu beschäftigen, und in Wirksamkeit zu erhalten, sodann aber auch sich einige Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen.

Produkte.

So weit unsere Engländer die Insel Kururaa, wovon Pelew die Hauptstadt ist, in Augenschein nahmen, erblickten sie überall den äußersten Fleiß des Bauers. Auch

 die

die übrigen Inseln, wo die Unsrigen anlandeten, waren mit Bäumen von verschiedener Art und Größe bedeckt. Einige von diesen Bäumen hatten einen sehr ansehnlichen Wuchs, wie man nach denen aus ihren Stämmen verfertigten Canots urtheilen kann, wovon die größten acht und zwanzig bis dreißig Mann führen. Bauholz gab es von mannichfaltiger Art, und darunter insbesondere Ebenholz, und einen andern Baum, der, sobald man ihn anbohrte, eine dicke, weiße Flüssigkeit, wie Milchrahm, aus der Wunde fließen ließ. Man fand auch eine Art von Manschenillebäumen, bei deren Fällung die Unsrigen Blasen und Geschwülste bekamen, weil ihnen (wie die Eingebohrnen ihnen solches zu verstehen gaben) der Saft des Baums auf den Leib gespritzt war. Es war dieses übrigens eine von den Holzarten, welche den hiesigen Insulanern verdächtig und von übler Vorbedeutung schien, weshalb sie auch den unsrigen riethen, sich derselben nicht zu bedienen. Der merkwürdigste Baum in ganz Pelew war an Größe und Ausbreitung der Aeste, dem Kirschbaum, so wie an Blättern der Myrte ähnlich. Er hatte aber keine Rinde, sondern nur eine äußere Bekleidung, die nicht dicker als eine Spielkarte, und von Farbe etwas dunkler als das Inwendige, obgleich von eben so dichtem Gewebe war. Das Inwendige war von der Farbe des Mahogonyholzes, und so erstaunend hart, daß die wenigsten englischen Werkzeuge es angriffen, sondern fast unaufhörlich ihre Schneide daran verloren. Daher mußten sich unsere Engländer frühzeitig entschließen, auf den Gebrauch dieses Holzes bei ihrem Schiffbau Verzicht zu thun. Sie fanden hier ferner den Kohlpalmbaum (Areca), den Catappnußbaum (Terminalia Catappa), dessen Nüsse wie Mandeln aussehen, die Carambola, und die wilde Brodfrucht, oder Riomal,

wie

wie sie bei den Eingebohrnen heißt. Yams (Arum esculentum Linn.) und Kokosnüsse waren die vorzüglichsten Nahrungsartikel, und wurden folglich mit besonderer Sorgfalt angepflanzt. Jene, die Yams (oder eigentlich Aronswurzeln), waren von der graugesprenkelten Art; von diesen, den Kokospalmen, sah man überall weitläuftige Wäldchen, welche zugleich Nahrung und Schatten verliehen. Die Betelnuß wächst sehr häufig, und wird unreif von den Pelewanern genossen, dahingegen in Indien durchgängig die Sitte herrscht, sich ihrer nur im trocknen Zustande zu bedienen. Pisangs und Bannanen, bittere Pomeranzen und Citronen waren zwar vorhanden, jedoch nicht in einiger Menge; sie kamen folglich nur bei einem Besuch, oder bei seltenen Feierlichkeiten zum Vorschein. Dahin gehört auch der vorhin erwähnte Jambuapfel, den die Engländer erst bei Li-Bus Ankunft zu sehen bekamen. Man hat außerdem noch etwas Zuckerrohr, und einen großen Ueberfluß am Bambusrohr in Pelew; auch wächst daselbst die Gilbwurz oder Curcuma, welche zum Färben gebraucht wird, und womit sich auch die Weiber die Haut gelb anstreichen. Zum Bemalen ihrer Häuser bedienen sie sich rother und gelber Ocher.

Es giebt auf allen diesen Inseln, wohin die Engländer gekommen sind, keine Getraideart, auch kein einziges vierfüßiges Thier, ausgenommen einige bräunlich graue Ratten, welche wild in den Wäldern umher liefen, und drei oder vier magere Katzen, die vermuthlich mit irgend einem Stück Floß oder Canot, welches am Rief scheiterte, hieher gebracht worden sind. Vielleicht stimmte diese vorhergehende Erscheinung die Insulaner, unsere beiden Hunde, die zum Unglück beide von männlichem Geschlechte waren, so sehr zu bewundern.

In der Klasse der Vögel nennen wir zuerst den gemeinen Hahn und die Henne, die man auf den Pelew-Inseln häufig antrifft. Sie sind daselbst kein zahmes Hausgeflügel, sondern laufen in den Wäldern herum, nähern sich doch aber gern den Häusern und Pflanzungen. Bei der einfachen Lebensart der Pelewaner und der geringen Abwechslung ihrer Speisen ist es seltsam, daß sie sichs nicht hatten einfallen lassen, diese Vögel zu essen, bis unsere Landsleute hinkamen, und ihnen sagten, daß sie gut schmeckten. Auf Verlangen des Königs schossen die Engländer etliche Hühner und kochten sie; er war der Erste, der davon kostete, und da er das Fleisch wohlschmeckend fand, pflegte er in der Folge öfters davon zu essen. Die Unsrigen hatten also das Verdienst, die Insulaner mit einer neuen Speise zu beschenken. Es machte ihnen übrigens Vergnügen zuzusehen, wenn ein Engländer einige Hühner erlegte, und zu dem Ende waren sie sehr bereitwillig, sie hervorzujagen. Auch verdient noch angemerkt zu werden, daß, obgleich die Einwohner von Pelew kein Hühnerfleisch essen, sie doch in den Wäldern die Eyer, die sie daselbst fanden, aufzuzehren pflegten; allein von frischgelegten hielten sie nicht viel, sondern die rechte Delikatesse bestand darin, wenn sie ein halb ausgebildetes Küchlein mit hinunterschlucken konnten.

Es finden sich auch Tauben in den Wäldern, und wenn sie ausgebrütet sind, nehmen die Insulaner die Jungen aus dem Neste, und füttern sie vor ihren Häusern, wie bereits erwähnt worden ist. Sie sitzen auf einer Steige, an einem Bein fest gebunden, und werden mit Yams gefüttert. Die Taube hält man für einen großen Leckerbissen, wie aus dem sparsamen Gebrauch erhellt, wozu

über-

überdies nur Personen von einem gewissen Range berechtigt sind. Die Pelewaner besitzen eine bewundernswürdige Fertigkeit, auf die Bäume zu klettern, um die Taubennester, oder was sonst der Gegenstand ihrer Nachsuchungen ist, herunter zu holen. Außer diesen Gattungen von eßbaren Vögeln pflegten sie keine andere Art zur Nahrung zu gebrauchen; von den Unsrigen erhielten sie noch zwei Gänse, die von ihrem Schlachtvieh allein übrig geblieben waren.

Sonst bemerkte man allerlei Vögel von herrlichem Gefieder, die jedoch wahrscheinlich in andern Ländern zwischen den Wendekreisen auch angetroffen werden. Unter den kleinen Sängern waren einige, deren Kehle sehr melodische Töne hervorbrachten, insbesondere einer, der Morgens und Abends so sanft wie ein Flageolet zu pfeifen pflegte. Oft glaubten unsere Leute unter dem Baume zu stehen, auf welchem er saß; allein keiner hat mit Gewißheit sagen können, daß er ihn je gesehen.

An Fischen von allerlei Art hatte man großen Ueberfluß; außer der großen Sorte, die wir oben beschrieben haben, gab es mehrere kleinere, von herrlichen Farben und Gestalt; unter andern einen, dem ein großes Horn aus der Stirne wuchs, und den die Engländer deshalb den Einhornfisch nannten. Er hatte eine rauhe Haut, wie ein kleiner Hay, dem er auch an Gestalt und Farbe ähnlich war. Die graue Seebarbe (Mullet) ward von den Insulanern oft roh gegessen. Den Hay tödten sie, wenn sich einer innerhalb des Korallenriefs verirrt, mit ihren Spießen, hernach befestigen sie Stricke um den Fisch, und ziehen ihn ans Land; sie halten ihn für einen Leckerbissen. Schaalenthiere giebt es dort von mehreren Gattungen; z. B. den Seekrebs, der im mittelländischen Meere und an einigen

andern europäischen Küsten angetroffen wird, und die See-Schildkröte, welche die Insulaner kochen, und wovon sie viel zu halten pflegen. Außerdem hat man daselbst Austern, Miesmuscheln, und mancherlei Herzmuscheln, imgleichen die Kima oder große Gienmuschel (Chama gigas Linn.), welche letztere oft von den Einwohnern, die im Tauchen sehr geübt sind, aus einer Tiefe von sechs bis sieben Faden herauf geholt wird. War die Muschel sehr groß, so mußten sich zwei Taucher zugleich daran zu machen, um sie empor zu heben. Das Thier wird roh gegessen.

Die Pelew-Inseln, von der See betrachtet, erscheinen als ein hügeliches, unebenes, mit Waldungen bedecktes Land. In einigen Gegenden war ihr Inneres sogar gebirgig, die Thäler aber weit ausgebeitet, lieblich und reich an herrlichen Aussichten. Das Erdreich war durchgehends fett, und mit Grase reichlich bewachsen, welches, da kein Vieh vorhanden war, um es abzuweiden, sehr hoch wuchs, und sodann von der Sonne verbrannt und ausgedörrt wurde. Einen Fluß haben unsere Engländer zu Pelew nicht gesehen; das frische Wasser, dessen sich die Einwohner bedienen, besteht in kleinen Quellen, oder in Teichen, wovon man eine große Anzahl bemerkte. Auf der Insel Orulong war die Hauptquelle auf der Westseite der Insel; die Engländer sammelten daselbst nicht nur so viel Wasser, als sie zu ihrem Trinken bedurften, sondern füllten auch täglich etwas in Fässer, bis sie einen hinlänglichen Vorrath zur Reise hatten.

Lebensweise.

Ueppigkeit kann mit einer so geringen Verschiedenheit von Lebensmitteln schwerlich bestehen. Bei gewissen Gelegenheiten bereiten indessen die Einwohner von Pelew, außer

außer ihren gewöhnlichen Speisen eine Art von Süßigkeiten oder Confituren, mit Hülfe eines von dem Palmbaum, oder dem wild wachsenden Zuckerrohr erhaltenen Syrups, welcher zugleich zur Bereitung ihres süßen Getränkes dient. Von Süßigkeiten gab es drei verschiedene Sorten. Die erste, die zugleich am häufigsten zu haben war, machte man aus dem Kern alter Kokosnüsse, zu grobem Mehl geraspelt, mit Syrup vermischt, und über einem gelinden Feuer zur gehörigen Dicke gekocht. Die annoch warme Masse ward in Blätter gewickelt, und erhärtete mit der Zeit so sehr, daß man sie kaum mit Messern schneiden konnte. Die Eingebohrnen nannten sie **Wuttell**, und unsere Matrosen **Würgehund**. Die zweite Sorte verfertigte man von den bereits erwähnten Mandelähnlichen Catappnüssen, wovon man die Kerne ganz (ungequetscht) im Syrup kochte, und dann in Blätter wickelte. Die dritte war ein klares, feuchtes, durchsichtiges Süß, welches Capitain Wilson vor seiner Abreise erhielt, und zwar in der großen hölzernen Suppenschale, die man bereits bei dem *ersten* Besuch in Pelew gesehen hatte. Abba-Thulle sagte dabei, indem er dem Capitain das Geschenk überreichte, die Schale sey von ihm, das darin enthaltene aber hätten seine Weiber für den Capitain mit eigener Hand bereitet. Der Capitain bemerkte, daß dieses Gericht von allem bisher gesehenen verschieden war, und wünschte zu wissen, wovon es bereitet würde. Raa-Kuk fertigte unverzüglich einen Menschen ab, der in Zeit von einer Stunde mit ein Paar frisch ausgerissenen Pflanzen wiederkam. Die Wurzeln dieses Gewächses, welche an Gestalt, Größe und Farbe einer Rübe ähnlich sahen, werden zur Bereitung dieser Süßigkeit gebraucht; die Blätter sind drei Fuß und drüber lang, schmal und grün. Capitain Wilson wollte

etwas von der rohen Wurzel kosten, allein die Eingebohrnen ließen es nicht zu, und gaben ihm zu verstehen, daß sie übel schmeckte, indem sie ausspuckten, als ob sie etwas widriges im Munde hätten. Diese Zubereitung hielt sich nicht so gut, als die beiden vorigen, sondern ward sehr bald sauer. Außerdem hatte man noch eine Art, die Kokoskerne zu einem Brei zu raspeln, welcher mit etwas von dem süßen Getränk, und ein wenig Pomeranzensaft gemischt, aussahe wie Molken und Käsematten.

Von derjenigen Zubereitung der Fische, wodurch sie sich ein Paar Tage lang aufbewahren lassen, ist oben ausführlich geredet worden. Andere Fischsorten wurden in Seewasser gekocht, und ohne Tunke gegessen; den Seekrebs pflegte man ebenfalls zu kochen. Hingegen kleinere Schalthiere, und selbst die Kimamuschel wurde roh gegessen, indem man nur ein wenig Pomeranzen- oder Citronensaft drüber ausdrückte. Die graue Seebarbe wurde zwar zuweilen gekocht, öfter aber roh verzehrt; gleich nachdem man diesen Fisch gefangen hatte, machte man ihn rein, legte ihn eine Stunde lang an die Sonne, um ihn ein wenig zu härten, worauf er völlig nach ihrem Geschmacke war.

Die Pelewaner haben kein Salz, und bedienen sich auch keiner Brühe oder Würze zu allem, was sie essen. Ihr Getränk ist eben so ungekünstelt, wie ihre Speise; bei dem Essen pflegten sie gewöhnlich das in den Kokosnüssen enthaltene Wasser oder die sogenannte Kokosmilch zu trinken. Reines Wasser tranken sie nur selten, und überhaupt erstaunten die Unsrigen über die gar geringe Quantität des Getränks, welche sie zu sich nahmen. Bei ihren Besuchen, oder bei festlichen Gelegenheiten schien ihnen jedoch ihr

süßes

süßes Getränk, und ihr Sherbet zu schmecken, welcher letztere zum Unterschied nur etwas Pomeranzensaft enthielt.

Die Insulaner standen gemeiniglich bei Tagesanbruch auf, und das erste Geschäft sowohl der Männer als der Weiber war das Baden im frischen Wasser. Die Badeplätze waren für jedes Geschlecht abgesondert, und ein Mann, dessen Geschäft ihn in die Nähe des Weiberbades führte, mußte seine Annährung durch einen gewissen Ruf zu erkennen geben; antwortete ihm alsdann eine weibliche Stimme, so durfte er nicht weiter gehn, sondern mußte entweder einen andern Weg nehmen, oder warten, bis die Weiber das Bad verlassen hatten.

Die Stunde des Frühstücks war ohngefähr um acht Uhr. Sollte eine Rathsversammlung gehalten werden, so pflegte es nach dem Frühstück zu geschehen; der König und seine Rupacks versammelten sich, und das gemeine Volk ging an sein gewöhnliches Tagewerk. Um Mittag ward Mahlzeit gehalten, und bald nach Sonnenuntergang zu Abend gegessen; zwei Stunden später legte man sich zur Ruhe. Diese gesetzte Tagesordnung ward jedoch an öffentlichen Festen bei Seite gesetzt, indem man bei solchen Gelegenheiten die Nacht hindurch zu tanzen pflegte.

Man hatte kein anderes Zeitmaaß, als die Höhe der Sonne. Die Jahrszeiten wurden wie in andern zwischen den Wendekreisen belegenen Ländern in regnichte und trockne getheilt. Auch eine gewisse Kenntniß des gestirnten Himmels können wir den Insulanern nicht absprechen, denn sie wußten den Unsrigen einige Sterne mit Namen zu nennen.

Soweit die Pelew-Inseln von den Engländern gesehen worden sind, schienen sie sehr volkreich in allen ihren

Ge-

Gegenden zu seyn, ob man gleich die Zahl der Einwohner nicht bestimmen konnte. Eine wahrscheinliche Berechnung ließe sich indeß wohl machen, wenn man zum Grunde legt, daß Abba-Thulle und seine Alliirten in der letzten Expedition gegen Pellelew an viertausend Mann zusammen hatten, wobei es den Unsrigen vorkam, daß ohngefähr die nämliche Anzahl streitbarer Männer zurück geblieben war, und daß wenn man auch gewollt hätte, alle Canots im Lande vermuthlich die ganze Anzahl der Krieger nicht hätten fassen können.

Der Fußboden der Häuser in Pelew steht ohngefähr drei Fuß hoch über der Erde, auf grosen dicken Steinen von länglicher Gestalt, die gleichsam aus einem Steinbruch gehauen schienen. Die Grundbalken ruhen auf dieser Unterlage, und auf denselben sind aufrechte Stützen errichtet, welche wieder andere liegende, zusammengefaßte und durch hölzerne Nägel befestigte Balken tragen. Die Zwischenräume werden mit künstlich und dicht geflochtenen Bambusröhren und Palmblättern so gut ausgefüllt, daß keine Nässe eindringen kann, und die Wohnung warm und bequem ist; auch dient die Erhöhung von der Erde dazu, die Häuser trocken zu erhalten. Zu den Fußböden nimmt man die Planken, und zwischen denselben läßt man hin und wieder ein Paar Zoll weit Raum. In einigen Häusern aber bedient man sich anstatt der Planken gespaltener großer Bambusröhre, die durch das beständige Auftreten sehr glatt und schlüpferig werden. Inwendig haben die Häuser keine Abtheilung, sondern das Ganze ist ein großes Zimmer. Der Feuerheerd ist in der Mitte angebracht, und etwas niedriger, als der Fußboden; unter demselben liegt kein Holz, und der ganze untere Raum wird mit hartem Schutt ausgefüllt. Das

Feuer ist immer nur sehr klein, wie es zum Kochen der Yamswurzeln nöthig ist. Des Nachts unterhält man gewöhnlich ein kleines Flämmchen, um den Thau zu zertheilen, und die Mücken durch den Rauch zu verjagen. Die Fenster, die eigentlich auch eben so gut Thüren heißen könnten (denn vor einem jeden liegen steinerne Schwellen, um hineinzusteigen), gehen bis zur Fläche des Fußbodens hinab. Damit die Anzahl dieser Oeffnungen bei windigem oder regnichtem Wetter keine Ungelegenheit verursachen könne, hat jedes Fenster einen Rahmen oder Laden von Bambu, eben so durchflochten, wie die Wände des Hauses, und auf einem Bambusrohr laufend, dergestalt, daß man beim Ein- und Ausgehen den Laden leicht zur Seite schieben kann. Zu oberst auf den Wänden liegen Queerbalken, über welchen sich das Dach, wie bei uns die Scheunendächer, mit einem scharfen Rücken in der Mitte erhebt. Inwendig ist alles leer, dergestalt, daß die Wohnungen hoch und lüftig genug sind. Von Außen wird das Dach mit dicht geflochtenen Bambu- oder Palmblättern gedeckt. Die hier beschriebenen Häuser sind die gewöhnlichsten; es giebt deren einige, die wohl sechzig bis achtzig Schuh lang sind, und zum öffentlichen Gebrauch bei Versammlungen oder Volksfesten dienen. Auch zu andern Zeiten pflegen die Insulaner sich daselbst zu versammeln und mit einander zu plaudern. Die Weiber bringen dann ihre Arbeit mit, und nehmen Theil an der Unterredung. Die eigentliche Wohnungen sind nur kleiner, aber in allen Stücken von gleicher Gestalt und Bauart. Die Herrschaft pflegte sich auf einer Seite des Feuerheerds, und die Bedienten auf der andern aufzuhalten.

In einem Lande, wo man sich keiner eisernen Werkzeuge bedient, wo alles Nützliche und Brauchbare nur das

Werk

Werk der Zeit, Geduld und Anstrengung ist, und wo Nothdurft endlich die Mutter der Erfindung wird, können die Hausgeräthschaften nicht zahlreich seyn.

Zu den wesentlichsten Stücken rechnen wir eine Art kleiner Körbe, welche den Einwohnern so unentbehrlich sind, daß sie sie fast immer mit sich umhertragen. Es giebt deren verschiedene Sorten, und einige sind überaus zart und niedlich, aus Streifen von Pisangblättern gewebt. In denselben steckt gemeinhin etwas Betel, ein Kamm und Messer; imgleichen ein Stück Bindfaden, um in Nothdurft sogleich etwas zusammenbinden zu können. Eine andere Sorte ist von Holz, mit einem Deckel, sehr mühsam ausgeschnitzt, und mit eingelegten Stücken von Muschelschale verziert. Diese Körbe hängen im Hause zum Nutzen und Zierrath.

Die besten einheimischen Messer sind weiter nichts, als große Stücke von der Perlauster, dünngeschliffen, und von außen etwas poliert. Die schlechteren Messer werden aus Stücken von Miesmuscheln oder aus einem gespaltenen, und am Rande sehr scharfschneidigen Bambu verfertigt; auch diese sind überaus brauchbar.

Die Kämme sind von Pomeranzenholz gemacht. Der Griff und die Zähne werden aus einem Stück geschnitten, nicht wie in einigen Südsee-Inseln, aus vielen festverbundenen Stücken zusammengesetzt.

Ohne den Korb mit Betelnüssen geht niemand aus dem Hause. Die gemeinen Leute haben gepulverten Tschinam (oder Muschelkalk) in einem kurzen Stück Bambu, und streuen ihn über die Nuß, bevor sie dieselbe in den Mund stecken. Die Rupacks oder Vornehmen halten ihren

Tschinam

Tschinam in langen dünnen glattgeschliffenen, an jedem Ende mit eingelegten Muschelschalen oft recht artig verzierten Bambustäben.

Die Fischhacken sind von Schildkrötenschale gemacht. Den Bindfaden, die Stricke, die Fischnetze verfertigen die Eingebohrnen auf eine sehr geschickte Art aus dem faserigen Wesen der Kokußschale. Die Matten, auf welchen man schläft, und womit man sich zudeckt, werden aus Pisangblättern geflochten.

Dasselbe Blatt dient bei Tische statt der Teller, und die Kokosschale ist das gewöhnliche Trinkgeschirr, welches zuweilen eine sehr feine Politur erhält. Aus einem gewissen Ton verfertigen die Insulaner eine Art irrdener, röthlichbrauner Gefäße oder Schüsseln, meistens von länglicher ovaler Form, worin sie Wasser, Fische, Yams u. s. w. kochen. Sie gehen mit dieser Waare sehr behutsam um, bringen sie immer sehr langsam und allmählig an das Feuer, und verrücken sie mit vieler Sorgfalt, wenn es geschehen muß, wahrscheinlicher Weise, weil sie noch nicht gelernt haben, sie hinlänglich auszubrennen.

Ein Gebünd Kokosfasern bildet den Besen, womit die Insulaner ihre Wohnungen kehren. Zur Aufbewahrung des Wasservorraths giebt es kein anderes Mittel, als große Bamburohre, welche fünf bis sechs Zoll im Durchmesser halten, an der Quelle zu füllen, sie im Hause aufrecht hinzustellen, und so oft man Wasser braucht, das obere Ende, welches zu diesem Behuf eine Art von Ausschnitt hat, zu neigen.

Die Aexte zu Pelew sind denen nicht unähnlich, welche man in so großer Anzahl aus den Inseln der Süd-

see nach England gebracht hat. Die Schneide besteht aus dem dicksten Theil der Keimamuschel, welches man an einer Seite schleift, bis es eine Schärfe bekommt. Indessen schätzen sich die Eingebohrnen sehr glücklich, Eisen an die Stelle dieses Muschelstücks zu setzen, so oft sie es habhaft werden konnten. Eine andere Art Aexte bewegen sich in einem Falz oder einer Rinne, dergestalt, daß man die Schärfe bald der Länge nach, bald der Queere anlegen, und das ganze Werkzeug beides, wie eine Axt, und wie eine Hacke gebrauchen kann. So ungeschickt übrigens diese Aexte aussehen, so sehr erstaunten gleichwohl die Engländer, daß die Eingebohrnen in so kurzer Zeit einen Baum damit umhauen konnten. Es ist wahr, sie büßten auch immer etliche bei einer solchen Arbeit ein.

Was wir bis hieher vom Hausrath erwähnt haben, sind lauter unentbehrliche Stücke; der Erfindungsgeist hatte aber noch einige andere hinzu gethan, die sich nicht mehr auf unmittelbare Bedürfnisse bezogen, und in jenem Lande für Gegenstände des Luxus gelten können. Man trifft daselbst Schildkrötenschale von vorzüglicher Schönheit an, und die Einwohner verstehen die Kunst sie in kleine Schüsseln und in Löffeln zu modeln, mit welchen sie bei gewissen Gelegenheiten ihre Fische oder ihre Yamswurzeln essen. Einige vornehme Frauenzimmer tragen auch Handgeschmeide und Ohrringe von Schildpad, letztere mit eingelegten Muschelstücken. Man hat nicht dahinter kommen können, wie diese Kunst in Schildpad zu arbeiten entdeckt worden ist, und eben so wenig, wie die Insulaner dabei zu Werke gehen. Es ist wenigstens merkwürdig, daß sie einen Stoff, den die Natur ihnen darbietet, noch weiter zu ihren Endzwecken vorzubereiten wissen.

An großen Festtagen brachte man gewöhnlich die mehrmals erwähnte große Suppenschale zum Vorschein, welche wie ein Vogel aussieht, und wovon der Deckel den Rücken des Vogels bildet. Sie enthielt ohngefähr sechs und dreyßig englische Quarten, und ward für den König und seine Rupacks mit süßem Getränk gefüllt. Sie war Abba-Thullens Eigenthum; und wenn man bedenkt, wie viel Zeit und Geduld zur Verfertigung dieses einzigen Gefäßes in seiner Art erforderlich war, so gab der König, indem er es dem Capitain Wilson bei seiner Abreise schenkte, keinen geringen Beweis von der auf jenen Inseln so gewöhnlichen Freigebigkeit, vermöge welcher die guten Leute jederzeit bereitwillig waren, sich ihrer kostbarsten Sachen zu berauben, um ihre Freunde damit bereichern zu können.

In der Schlacht bedienen sich die Pelewaner vorzugsweise des Speers oder der Lanze; diese ist gewöhnlich zwölf Fuß lang, von Bambu mit einer Spitze von hartem Holz, welche Widerhacken hat, dergestalt, daß wenn sie einmal eingedrungen ist, es sehr schwer hält, sie wieder heraus zu ziehen, ohne das Fleisch zu zerreißen, und die Wunde sehr zu erweitern. Der Wurfspieß und die dazu gehörige Schleuder werden ebenfalls im Kriege gebraucht. Die Schleuder ist ein zwei Fuß langes Holz, welches der Länge nach eine Rinne hat. In dieser liegt die Spitze des Wurfspießes fest. Der Spieß ist von Bambu, und wie der Speer, mit einer Spitze von sehr hartem schwerem Holze versehen. Wenn man den Spieß werfen will, biegt man ihn mit der Hand, bis der Schaft von Bambu einen Bogen macht, von dem man schon aus Erfahrung weiß, daß die Federkraft desselben hinreichend sey, den Spieß bis an das vorgesetzte Ziel zu schnellen. Man läßt ihn also

aus der Rinne schlüpfen, und er fliegt hin, und fällt, nach den Gesetzen der Schwere, mit der Spitze voran, auf die Köpfe der Feinde. Die Eingebohrnen wissen diesen Wurfspieß mit unglaublicher Geschicklichkeit zu richten, und er ist tödtlich in einer ungeheuren Entfernung. Die Speere hingegen können nicht über funfzig bis sechszig Fuß weit geworfen werden. Eine andere Art Speere, welche achtzehn Fuß lang ist, wird nur gebraucht, wenn es zum Handgemenge kommt.

Einige Rupacks nehmen auch ein Schwerdt mit sich in die Schlacht, welches von hartem Holze gemacht, und mit eingelegten Muschelstücken verziert ist. Es gehört ebenfalls nur für das Handgemenge, und ist schwer genug, um einen Schedel zu spalten.

Endlich sahen unsere Engländer auch einige Dolche vom Stachel des Giftrochen, der von der Spitze nach dem andern Ende abwärts mit Widerhacken besäet ist. Sie werden in Scheiden von Bambu aufbewahrt, und das Heft ist von Holz in eine groteske Form geschnitzt. Das ganze Gewehr ist nicht über dreizehn englische Zoll lang.

Auf die Waffen folgen die Canots mit desto größerem Rechte, da die Schlachten der Pelewaner gewöhnlich zu Wasser geliefert werden.

Wie die meisten Canots in der Welt werden sie aus einem Stamme gehölt; allein unsere Engländer, die sonst in vielen andern Ländern dergleichen Kähne gesehen hatten, waren der Meinung, daß die hiesigen an Zierlichkeit und Schönheit der Form alle anderen überträfen. Der Baum, dessen sich die Insulaner zu dem Ende bedienen, wird ansehnlich hoch, und ist der Aesche sehr ähnlich. Die Canots wer-

werden in- und auswendig roth angestrichen, und mit eingelegten Muschelschalen von verschiedener Gestalt verzieret. Wenn sie im vollem Staat ausfahren, ist der Spiegel und der Schnabel mit allerlei Muscheln verziert, die auf einem Strick gereiht in Festons hängen. Das kleinste Canot, welches hier zu Lande gebaut wird, kann vier bis fünf Mann, das größte fünf und zwanzig bis dreißig tragen. An einer Seite haben sie einen Ausleger, und ihr Segel ist dreieckig und von Matten gemacht. In einer sehr stürmischen See können sie sich nicht halten; daher wagen sich auch die Eingebohrnen nicht leicht außerhalb des Riefs, weil innerhalb desselben keine hohen Wellen zu befürchten sind, und sie sich im Sturm dicht unter dem Lande halten können. Bei einem feierlichen Besuch pflegen die Ruderer, wenn der König oder die Rupacks vom höchsten Range von dem Landungsplatze nicht mehr weit entfernt sind, ihre Ruder mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit zu schwingen, indeß das Canot mit stattlicher Langsamkeit einher zieht. Sonst können sie auch ganz erstaunlich schnell damit fortkommen, und auf den Zügen gegen Artingall flogen die kleinen Canots, welche die unsrigen Fregatten nannten, mit den Befehlen des Königs, wie Pfeile hin und her, und schienen kaum das Wasser zu berühren. Auf der Expedition gegen Pellelew, wo mehr als dreihundert Canots von verschiedener Größe versammelt waren, gewährte diese Flotte einen prächtigen und glänzenden Anblick.

Die Einwohner dieser Inseln sind starke, wohlproportionirte Leute, von etwas mehr als mittler Statur. Ihre Farbe ist um vieles dunkler, als diejenige, die man gemeiniglich die indianische Kupferfarbe nennt, jedoch

nicht schwarz. Ihr Haar ist lang und fliegend, es kräuselt sich von selbst, und daher läßt es sich leicht in eine große freie Locke rund um den Kopf kämmen, welches die gewöhnliche Tracht ist. Von den Weibern haben einige sehr langes Haar, und lassen es auf dem Rücken herabhangen. Es ist bereits erwähnt worden, daß die Männer ganz und gar unbekleidet einher gehen; die Weiber tragen ein Paar kleine Schürzen, oder eigentlicher, dichte Franzen, eine vorn, eine hinten, ohngefähr zehn Zoll lang, und sieben Zoll weit, aus Kokosfasern gemacht, welche in lange Streifen gezupft, und von verschiedenen Schattirungen gelb gefärbt sind. Diese ihre einzige Kleidung binden sie sich mit einer ganz einfachen Schnur um die Hüften; vornehme Weiber reihen eine Art Korallen auf die Schnur, und Erre Beß (des Königs Tochter) hatte dergleichen von einer Art groben Karneol. Als sie hörte, daß Capitain Wilson eine Tochter hätte, gab sie diese Schnur dem jungen Heinrich Wilson vor seiner Abreise, als ein Geschenk an seine Schwester.

Männer und Weiber sind tattauirt, oder wie es diese Insulaner nennen, melgotht. Die Operation wird, soviel unsere Engländer erfahren konnten, in einer gewissen Periode der Jugend vorgenommen; denn Kinder von beiderlei Geschlecht hatten keine Punkturen. Die Männer durchboren den linken, die Weiber beide Ohrlappen; einige der ersteren tragen Korallen darin, die letzteren pflegen entweder ein Blatt, oder einen eingelegten Ring von Schildkrötenschale hineinzuhängen. Auch der Nasenknorpel wird sowohl bei Männern als Weibern durchbort, und man sieht oft, daß sie etwas grünes, oder eine Blüthe, die ihnen ins Auge fällt, abpflücken und hineinstecken.

Die

Die Erwachsenen, beiderlei Geschlechts, geben ihren Zähnen einen schwarzen Ueberzug, vermittelst einer Beitze; allein die Engländer hatten keine Gelegenheit, während ihres Aufenthalts in Pelew die Operation, welche langwierig und schmerzhaft seyn soll, anzusehen, oder zu erfahren, was man dazu braucht. Auf der Reise nach England lernte Capitain Wilson erst von Li-Bu, wie man dabei verfährt. Der Prinz hatte nehmlich eine große Freude darüber, daß er auf der Insel St. Helena etwas Kreuzwurz (groundsel senecio) fand, und fing sogleich an, die Pflanze zu kauen, und sich die Zähne damit zu reiben. Capitain Wilson sagte ihm, das Kraut sey nicht eßbar, allein Li-Bu erwiederte, er kenne es wohl, es wachse auch in Pelew, wo man vier andere Kräuter dazu nehme, sie zusammen zerquetsche, mit etwas Muschelkalk in einen Teig knete, und davon alle Morgen auf die Zähne schmiere, um sie schwarz zu färben. Der Patient liegt dabei mit dem Kopf auf der Erde, und läßt den Speichel zum Munde hinausfließen. Des Nachts nimmt man den Teig ab, und reicht dem Patienten etwas zu essen. Am folgenden Morgen geht die Operation wieder vor sich, zu deren Vollendung fünf Tage erfordert werden. Li-Bu beschrieb sie als etwas sehr lästiges, wobei man sehr übel würde.

Sowohl Männer als Weiber schwimmen mit außerordentlicher Fertigkeit und scheinen im Wasser vollkommen so gut fortzukommen, und so bequem zu existiren, als auf dem Lande. Die Männer können ganz vortrefflich untertauchen, und wenn sie etwas im Meeresgrund erblickten, das ihnen merkwürdig schien, sprangen sie unverzüglich über Bord, und brachten es mit sich herauf.

Die Ehen der Pelewaner sind vermuthlich nur bürgerliche, wenn gleich unverletzbare Verträge. Mehrheit der Weiber wird gestattet, allein selten hatte ein Mann mehr als zwei Weiber. Raa-Kuk hatte deren drei, und der König fünf, die aber nicht zusammen wohnten. Sie scheinen nicht eifersüchtig auf ihre Weiber zu seyn, und lassen sie an allen ihren Vergnügungen Theil nehmen.

Wenn eine Frau schwanger ist, so schläft sie nicht bei ihrem Manne, obgleich sie ihn begleitet. Diese Sitte wird durchgehends selbst unter dem gemeinen Volk beobachtet, und den Schwangeren erzeigt man während dieser Periode besondere Aufmerksamkeit. Wo ein Befehlshaber sich mit seinen beiden Weibern sehen ließ, saß gewöhnlich eine neben ihm auf jeder Seite, und das Volk schien ihnen weiter keine besondere Achtung, außer derjenigen, welche die Höflichkeit erheischt, zu bezeigen. Einer von den Engländern suchte einst, sich der Gemahlin eines Rupacks durch etwas, was wir auffallende Beflissenheit nennen würden, gefällig zu machen; allein Arra-Kuker gab ihm auf eine sehr höfliche Art zu verstehen, daß ein solches Betragen nicht schicklich sey.

Die Kinder erhalten bald nach der Geburt einen Namen, wobei vermuthlich keine weitere Ceremonie statt findet. Eine von Abba-Thullens Gemahlinnen ward von einem Prinzen entbunden, während daß sich unsere Engländer auf Orulong befanden. Zum Zeichen der Hochachtung gegen den Capitain, nannte der König diesen Sohn Capitain.

Von der Begräbnißfeier, welcher Herr Sharp auf der kleinen Insel Pethoull beiwohnte, findet man bereits im vorhergehenden eine ausführliche Beschreibung. Während der Zeit, daß man hier Raa-Kuks Sohn zur Erde

be-

bestattete, ging eine ähnliche Feier zu Pelew vor sich, welcher Herr M. Wilson beiwohnte. Ein junger Mann, der in eben der Schlacht, wo des Königs Neffe blieb, tödtlich verwundet worden, und hernach an seinen Wunden gestorben war, wurde auf folgende Art begraben. Ein großer Haufe von Insulanern begab sich nach einem kleinen Dorf, welches ohngefähr zwei englische Meilen von dem Hauptorte oder der Residenz des Königs entlegen war; und als Herr Wilson hörte, daß der König selbst dort hingegangen sey, mischte er sich aus Neugierde unter das Gedränge. Als er an Ort und Stelle kam, fand er einen großen Zulauf von Menschen um einen gepflasterten Platz, auf welchem Abba-Thulle sich niedergelassen hatte. Die Leiche brachte man aus einem nah gelegenen Hause. Als der Zug bei dem Könige vorüber ging, hielt man ein wenig inne, und der König, ohne sich von seinem Sitz zu erheben, sprach einige Augenblicke lang mit vernehmlicher Stimme; worauf die Prozession ihren Weg fortsetzte. Da die beiden Dollmetscher abwesend waren, konnte Herr Wilson nicht entscheiden, ob dasjenige, was der König sagte, etwa eine Lobrede auf den Verstorbenen, der den Tod fürs Vaterland gestorben war, vorstellen sollte; es schien ihm wenigstens nicht unwahrscheinlich, wenn er sich an die feierliche Sprache des Königs und das ehrfurchtsvolle Stillschweigen der Menge erinnerte.

Herr Wilson folgte sodann der Leiche bis an den Begräbnißplatz. Eine etwas bejahrte Frau, die er entweder für die Mutter oder eine nahe Angehörige des Verstorbnen hielt, stieg aus dem neugemachten Grabe hervor, wohin sie sich vermuthlich aus zärtlicher Besorgniß, daß alles wohl bereitet seyn möchte, begeben hatte. Sobald der Leichnam

in die Grube gelegt wurde, huben die Weiber ein großes Klaggeschrei an. Hier, wie bei dem Begräbniß von Raa-Kuks Sohne, waren außer den Trägern keine andern Mannspersonen zugegen; die letzten traurigen Pflichten gegen die Todten überließ man der Zärtlichkeit des schwächern Geschlechts. Die Männer versammelten sich nur, in dumpfes Stillschweigen versunken, um die Leiche, ehe man sie noch zu Grabe trug; inwohnende Geistesstärke oder Ueberlegung lehrte sie, sich mit männlicher Ergebung in die Schicksale der Menschheit zu wafnen, und alle Aeußerungen der Schwäche zu unterdrücken.

Ihre Gräber haben bestimmte Plätze, und sehen ohngefähr eben so aus, wie in unsern Dorfkirchhöfen; die Erde wird zu einem langen schmalen Rücken drüber gehäuft. Einige hatten auch einen Stein dabei errichtet, oder auch wohl einen andern flach darüber gelegt, und mit einem geflochtenen Zaum, wie eine Horde, umschlossen, damit man nicht darauf treten könnte.

Unter derjenigen Menschenrace, welche durch die neuerlichen Schiffahrten näher bekannt geworden ist, giebt es wenige Völkerschaften, die nicht unter gewissen Umständen eine Bekanntschaft mit Religionsbegriffen, wenn gleich Aberglauben und Götzendienst darin verwebt waren, geäußert haben sollten. Unsere Landsleute bemerkten indessen, während ihres Umgangs mit den Pelewanern keine besondere Gebräuche, und überhaupt nichts, was den Anschein eines öffentlichen Gottesdienstes hatte. In ihrer Lage wußten sie theils zu wenig von der Landessprache, um sich auf diesen Gegenstand einzulassen, theils wäre es unvorsichtig gewesen, Nachforschungen anzustellen, welche die Eingebohrnen vielleicht übel ausgelegt hätten. Ihre Gedanken

danken waren endlich so sehr auf ihre Abreise gerichtet, daß sie froh waren, das freundschaftliche Verkehr mit den Insulanern auf alle Art und Weise zu unterhalten.

Allein, obgleich auf allen von den Engländern in Augenschein genommenen Inseln nirgends eine den gottesdienstlichen Gebräuchen gewidmete Stätte angetroffen ward, so hieße es doch zu weit gegangen, wenn man nunmehr behaupten wollte, daß die Einwohner von Pelew schlechterdings gar keine Religionsbegriffe hätten. Kann es nicht unabhängig von allen äußerlichen Ceremonien eine Religion des Herzens geben, welche das Gemüth erwecken kann, die Gottheit der Natur in ehrfurchtsvollem Schweigen zu betrachten? Ohne jenes gesegnete Licht erkannt zu haben, welches der christlichen Welt einen unfehlbaren Pfad zur Glückseligkeit und zum Frieden zeigt, konnten die Pelewaner durch das bloße Licht der Vernunft die Vortreflichkeit der Tugend und die zeitlichen Vortheile der moralischen Rechtschaffenheit erkannt haben. Der Leser wird hoffentlich aus den bisher erzählten Begebenheiten zur Gnüge ersehen haben, daß die Einwohner dieser neu entdeckten Inseln einen festen tief eingewurzelten Sinn für die großen sittlichen Pflichten besaßen; dieser Sinn war die Richtschnur ihres Wandels, glänzte aus allen ihren Handlungen hervor und zierte ihren ganzen Lebenslauf. Diesem Gefühl und diesen Grundsätzen müssen wir ihren Fleiß, ihre Arbeitsamkeit, ihr Wohlwollen zuschreiben; sie geben ihnen Festigkeit und Muth, des Lebens im Augenblick der Gefahr nicht zu achten; Geduld in Unglück, und Ergebung im Tode! Kann jemand, wenn er alle diese Umstände wohl erwägt, sich noch vorstellen, daß die Einwohner von Pelew ohne einiges Vertrauen, ohne einige Hoffnung dahinlebten, so bleibt mir nur noch die Versicherung übrig, daß seine Vor-

stel-

stellungen vom Menschengeschlechte von den meinigen verschieden sind.

Aberglaube ist ein sehr unbestimmtes, vielfassendes Wort. In den Jahrhunderten der Aufklärung nennt man Aberglauben das Kind der Unwissenheit; allein nirgends hat man ihn je angetroffen, wo er nicht mit der Religion in Verbindung gestanden hätte. Nun hatten aber die Pelewaner ohnstreitig einigen Aberglauben, und ein Beispiel davon ist der Wunsch ihres Königs bei dem Bau des Schiffes, daß man ein gewisses Holz, welches er von übler Vorbedeutung hielt, herausnehmen möchte. Sie hatten überdieß eine Vorstellung von einem bösen Geiste, der oft die menschlichen Anschläge zu zernichten sucht. Als Herr Barker, der Steuermann, rückwärts von der Staffelei herunterfiel, war Raa-Kuk zugegen, und machte die Anmerkung, der böse Geist habe ihm diesen Streich gespielt, weil man das Unglücksholz nicht aus dem Schiffe genommen hätte.

Während der Fahrt von Pelew nach China bemerkte man am Prinzen Li-Bu etwas, mit den Ahndungen ziemlich übereinstimmendes. Man erinnert sich nämlich, daß er während seiner Seekrankheit gesagt hatte, es betrübe ihn, daß sein Vater und seine Verwandten jezt über ihn jammerten, indem sie wüßten, was er in dem Augenblick empfände. Er hegte eben diese Besorgnisse ihrentwegen, als er die Annährung des Todes fühlte.

Von der Zuverlässigkeit der Zeichendeuterei schienen die Pelewaner fest überzeugt zu seyn. So oft etwas wichtiges unternommen werden sollte, glaubten sie, indem sie die Blätter einer Binsen ähnlichen Pflanze spalteten, und die Streifen dieses langen schmalen Blatts auf der Rück-

seite

seite des mittelsten Fingers abmaßen, beurtheilen zu können, ob es glücklich oder unglücklich ausfallen würde. Herr M. Wilson bemerkte gleich bei seinem ersten Besuch in Pelew, daß man auf diese Art das Schicksal befragte. Der malayische Dollmetscher erklärte hernach den Engländern, daß man damit hätte herausbringen wollen, ob ihre Ankunft ihnen Gutes oder Uebles prophezeihte. Eben so bemerkten einige der Unsrigen, daß der König bei verschiedenen Gelegenheiten diese Art von Orakel befragte, zumal bei der zweiten Expedition gegen Artingall. Hier zeigte er sich ungeneigt, sein Canot zu besteigen, und ließ alle seine Leute warten, bis er die Blätter so herumgeworfen und gedreht hatte, daß er damit zufrieden war, und sich einen glücklichen Ausgang des Treffens versprechen konnte. Es muß übrigens noch erinnert werden, daß der König der einzige war, der sich, so viel die Unsrigen wenigstens bemerkten, mit diesen Wahrsagerkünsten abzugeben pflegte.

Die ängstliche und zärtliche Besorgniß eines Vaters um seinen Sohn, den er eben den Händen der Fremdlinge anvertraute, und durch sie in entfernte, ihm höchst unvollkommener Weise nur denkbare Länder führen ließ, bürgt uns dafür, daß er bei einer so äußerst wichtigen Gelegenheit nicht versäumt haben werde, sein Orakel mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit zu befragen, und es scheint nicht minder gewiß, daß alles in seiner Einbildung ein viel versprechendes Ansehen haben mußte. Allein diesesmal konnten ihm seine betrüglichen Blätter nur Lügen prophezeihen; sonst hätten sie den Vater mit der bangen Ahndung erfüllt, den Sohn, den er aus seinen Armen entließ, nie wieder zu sehen.

Ich muß bei dieser Veranlassung einige, bereits an ihrem Ort erwähnte Begebenheiten nochmals in Erinne-

rung

rung bringen. Zwei bis dreimal war Raa-Kuk, nebst einigen andern Insulanern, zugegen, als Capitain Wilson des Sonntags Abends seine Mannschaft um sich her versammelt hatte, und ihnen die Gebete vorlas. Weit entfernt einiges Befremden über diese Handlung zu erkennen zu geben, schien es vielmehr, als ob sie vollkommen begriffen, daß dies die Art sey, wie die Engländer sich an den unsichtbaren Gott wendeten, von welchem sie Schutz erwarteten. So verschieden ihre eigenen Meinungen über diesen Gegenstand von den unsrigen seyn mochten, betrugen sie sich doch dabei mit der äußersten Ehrbarkeit, als ob sie Theil daran zu nehmen wünschten und beobachteten das tiefste Stillschweigen, so lange der Gottesdienst währte. Der General erlaubte seinen Leuten nicht ein Wort zu sprechen, und wollte nicht einmal eine Bothschaft vom Könige anhören, welche während dieser Zeit bei den englischen Gezelten eingetroffen war.

Die Ceremonie, welche Raa-Kuk bei dem Begräbniß seines Sohnes vornahm, hatte völlig das Ansehen einer gottesfürchtigen Handlung, wie er nämlich einige Worte für sich aussprach, indem er die Kokosnüsse, und das Gebund Betelblätter zeichnete, welche die alte Frau auf dem Grabe des Jünglings niederlegen sollte. Desgleichen, als er die Kokosnüsse und andere Obstkerne auf der Insel Orulong pflanzte, schienen die Worte, die er mit gedämpfter Stimme über jedem Samen sprach, indem er ihn der Erde anvertraute, den Anwesenden gleichsam eine Segensformel über den zukünftigen Baum zu bedeuten. Endlich sprach auch der König bei dem letzten Abschied von Li-Bu einige feierliche Worte, welche dieser mit Ehrfurcht zu empfangen schien; die Unsrigen glaubten daher, daß dies ebenfalls ein väterlicher Segen war.

Zuletzt gehört noch eine Unterredung hieher, welche zwischen dem Capitain Wilson und Li-Bu vorfiel, nachdem sie sich schon einige Zeit in England aufgehalten hatten. Der Capitain sagte ihm, die Absicht des Betens in den Kirchen sey, die Menschen besser zu machen, damit, wenn sie stürben und begraben würden, sie droben (indem er auf den Himmel zeigte) wieder leben möchten. Li-Bu antwortete ihm sogleich mit großem Eifer: es ist eben so in Pelew; die bösen Menschen bleiben in der Erde, die guten gehen in den Himmel, und werden sehr schön. Dabei hielt er seine Hand in die Luft und bewegte seine Finger auf und ab, ein Flattern anzudeuten. Deutlicher läßt es sich wohl nicht darthun, daß die Pelewaner die Fortdauer des Geistes nach der Auflösung des Körpers glauben.

Diese verschiedenen Thatsachen mußten zusammengestellt, und mit der Moralität des Volks in Verbindung gesetzt werden, damit nunmehr der Leser selbst entscheiden möge, (Li-Bus Aussage nicht einmal gerechnet) ob es wahrscheinlich sey, daß ein solcher Grad von Ehrbarkeit im Lebenswandel, ein so durchgreifendes Gefühl von Gerechtigkeit, Schicklichkeit und Feinheit ohne irgend ein leitendes Religionsprincip bestehen konnte. So viel glaube ich wenigstens mit Recht behaupten zu dürfen, daß wofern die Pelewaner dies alles wirklich ohne Religionsbegriffe leisteten, sie das Glück gehabt haben müssen, den Satz ausfündig zu machen, und zu Herzen zu nehmen, daß die Tugend ihr eigener Lohn ist.

Das Betragen der Pelewaner gegen unsere Engländer blieb vom ersten bis zum letzten Augenblick sich selbst gleich, gefällig und freundlich, mit einer Art von Höflichkeit, welche

welche die Unsrigen wirklich in Erstaunen setzte. Sie äußerten jederzeit eine Besorgniß lästig zu werden, welcher sie oft ihre Neugierde aufopferten. Bei der Abreise der Engländer, da so mancher das Beste, was er hatte, hergab, und zwar oft von Dingen, womit sie nichts weniger als reichlich versehen waren, bewies ihre Freigebigkeit, ein menschenfreundliches, von Wohlwollen erglühendes Herz. Als aber unsere Landsleute aus Mangel des Raums zuletzt die Freundschaftsgaben, womit man sie überhäufte, von sich ablehnen mußten, sah man in ihren bittenden Augen und Geberden, womit sie um die Annahme ihrer Geschenke flehten, den lebhaftesten Ausdruck des Schmerzes mit dem Opfer ihrer Liebe zu spät gekommen zu seyn.

Es lag nichts prahlerisches in diesem Betragen gegen die Fremden. Waren sie nicht von aller Welt abgesondert, und hatte sich der Karakter eines Fremdlings ihrer Einbildungskraft je darstellen können? Es war genug, daß sie die Noth der Unsrigen empfanden, um den Wunsch rege werden zu lassen, alles, was sie hatten, mit ihnen zu theilen; sie kannten nicht jene weltliche Freigebigkeit, die ihre Gaben nur alsdann erst reicht, wenn sie in der Ferne schon die Wiedervergeltung sieht. Ihre Brust hatte nie diesem unreinen Eigennutz Raum gegeben; ihr Wohlthun floß aus inwohnender Güte, aus den reinen Quellen der Liebe, welche Menschen mit Menschen einigt. Jene unvergeßliche Scene war folglich der Triumph der menschlichen Natur; die Freigebigkeit der guten Pelewaner befriedigte den Sinn, aber ihre Tugend rührte zugleich das Herz.

Unsere Landsleute haben vielfältig bemerkt, daß eben dieser zuvorkommende, hülfreiche Geist der wahren Höflichkeit

lichkeit (urbanity) in allen Verhandlungen der Insulaner unter sich hervorleuchtete. Auffallend war ihre zärtliche Sorgfalt für das andere Geschlecht, und nicht minder gefällig das Betragen gegen einander. Daher hatten die Engländer bei aller Verschiedenheit die Auftritte, denen sie während ihres Aufenthalts in jenen Inseln beiwohnten, nie Gelegenheit, etwas, das einem Streit, oder einem Ausbruch drr Leidenschaft ähnlich sah, zu bemerken; ein jeder schien das Seinige zu thun, ohne sich um die Geschäfte des Nachbars zu bekümmern. Die Mannspersonen arbeiten in ihren Pflanzungen, oder sie fällen Holz, verfertigen Aexte, drehen Schnüre und kleine Stricke, bauen Häuser oder Canots, oder stricken Netze, und machen andere Fischergeräthschaften. Viele beschäftigen sich mit der Verfertigung der Speere, Wurfspieße und anderer Waffen; einige machen Ruder für ihre Kähne, oder schnitzen Hausgeräth, oder bereiten und brennen den Muschelkalk. Wer Geschicklichkeit genug besitzt, eine nützliche Arbeit zu dirigiren, wird von den Eingebohrnen ein Tackalby genannt; dahin gehören die Baumeister der Canots, und diejenigen, welche die Kunst verstehen, Stücke von Muschelschalen einzulegen, imgleichen die Arbeiter in Schildkrötenschale und die Töpfer.

Wo es an guten, zweckmäßigen Werkzeugen fehlt, und jede Arbeit durch diesen Mangel erschwert wird, kann zwar der Kunstfleiß bei dem größten Eifer nur langsam zum Zwecke gelangen; allein er läßt sich dennoch nicht abschrecken. Beharrlichkeit bis auf einen gewissen Grad getrieben, erreicht endlich das Ziel, und man hat in Europa mit Erstaunen so manches Werk der Kunst aus den neuen südlichen Entdeckungen betrachtet, dessen zierliche Gestalt

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

und vollendete Arbeit auf das unwidersprechlichste beweisen, wie weit es die bloße Geduld mit den einfachsten Werkzeugen, und ohne Künstlerhandgriffe bringen kann.

Jeder Einwohner von Pelew muß seinen täglichen Lebensunterhalt mit täglicher Arbeit verdienen. Diese Anstrengung forderte das Bedürfniß, mithin erblickte man hier nicht einmal unter den Vornehmen einen Müßiggänger; im Gegentheil, Personen vom höherm Range pflegten durch ihr Beispiel die Untergebenen zur Arbeit und Thätigkeit anzufeuern. Der König selbst war der beste Axtmacher auf der ganzen Insel, und so oft er kein wichtigeres Geschäft hatte, sah man ihn gewöhnlich bei seiner Arbeit. Die Weiber nahmen ebenfalls Antheil an den nothwendigen Arbeiten. Sie bereiteten die Yamspflanzungen, und jäteten das Unkraut aus, welches auf den gepflasterten Dämmen zwischen den Steinen aufsproßte. Sie flochten Matten und Körbe, besorgten das Innere des Haushalts und übten auch die Kunst zu tattauiren. Diejenigen, welche sich diesem letzteren Geschäft unterzogen, nannte man Tackalby artheil, weibliche Künstler. Die Sitten des andern Geschlechts waren gefällig, obgleich von aller Neigung zur Ausschweifung weit entfernt. Insgemein verwarfen sie allen vertrauten Umgang mit unsern Leuten, und ahndeten eine ungeziemende oder unfeine Aufführung mit einem ihnen wohlanständigen Gefühl der Züchtigkeit.

So fließen die Jahre des Lebens in geduldiger Geschäftigkeit dahin, ohne daß man bei der aufgeweckten Gemüthsart dieses Völkchens besorgen darf, daß es viele trübe oder niedergeschlagene Augenblicke hat. Die Pelewaner kennen weder die Leidenschaften, welche der Ehrgeiz weckt, noch die Sorgen, welche von dem Ueberfluß unzertrennlich sind.

sind. Ihr Daseyn ist einem Strom ähnlich, der ruhig und eben fließt; die Ereignisse des Lebens können zwar seine Oberfläche kräuseln, allein wie bald kehrt nicht die Stille des Gleichgewichts zurück, wo Stärke des Geistes herrscht? Ihr Glück steht fest, auf unerschütterlichem Grund; das Wenige, was die Natur und die Vorsehung ihnen darbieten, genießen sie mit Zufriedenheit und frohem Sinn, und ihre Brust hegt keine Wünsche, deren Befriedigung ihnen versagt ist. Daß die gesitteten Nationen das Gegenstück zu diesem Gemälde liefern, wird, dünkt mich, niemand leugnen können. Man sehe nur die vielen trübseligen Gesichter der trägen, geschäftlosen Menschenklasse, und die zügellose Frechheit jener andern, die ihre Zwecke mit Gewalt und Ungerechtigkeit zu erreichen, und die heiligen Bande der Gesellschaft zu zerreißen sucht! Der Leser wird uns wenigstens zugestehen, daß unsere Pelewaner, nach diesen Hauptzügen ihres Karakters zu urtheilen, der Menschheit Ehre machen, und daß die Einfalt ihrer Sitten, bei aller Unwissenheit ein rührendes Schauspiel gewährt. Hier sehen wir eine despotische Regierungsform ohne einen einzigen Zug von Tirannei; die Macht des Herrschers hat keinen andern Gegenstand, als das gemeine Beste, und die Unterthanen schauten mit Ehrfurcht zum Monarchen hinan. Seine Milde und ihr Vertrauen geben dem Staate Harmonie und Bestand; sanfte Sitten sind das Resultat dieser Verbindung, und ein brüderliches, uneigennütziges Verkehr beruhet fest auf diesem Grunde.

Ich kann mir leicht vorstellen, daß die Verheerung der Pflanzungen und Häuser auf einer kleinen zu Pellelew gehörigen Insel, und der Gebrauch, die Gefangenen nieder zu machen, manchem Leser, mit der in diesem Werke den

Pelewanern durchgängig zugeschriebenen Menschlichkeit und Sanftmuth einen häßlichen Contrast zu bilden scheinen werden. Was das erstere betrifft, so könnte ich zwar behaupten, daß die Verwüstung in Feindes Land keine unerhörte Maasregel in den Annalen der Geschichte sey, und daß man wohl wisse, sie mit der politischen Nothwendigkeit zu bemänteln; allein ich gestehe selbst, daß sich ein so hartes Verfahren mit der in Pelew herrschenden Maxime, den Feind nicht unvermuthet zu überfallen, und ihm sogar von einem vorhabenden Angriff im Voraus Nachricht zu geben, schlecht zusammenreimen läßt. Ich bin daher sehr geneigt, zu glauben, daß diese neue Kriegsmanier sich von dem malayischen Günstling des Königs herschreiben möchte, weil sie dem Edelmuth, womit man hier sonst gegen einander zu streiten pflegte, so gar sehr entgegengesetzt ist.

Als Capitain Wilson den General Raa-Kuk über die Behandlung der Gefangenen einen Vorwurf machte, entschuldigte sich dieser mit der Antwort, daß es nicht immer so gewesen sey, und seine Gründe schienen eine politische Nothwendigkeit, weshalb man den Gefangenen nicht das Leben schenken durfte, darzuthun. Nach der bei ihnen üblichen Art des Angriffs können sie jederzeit nur eine sehr geringe Anzahl von Gefangenen machen. In dem Haupttreffen zu Artingall, dem die Engländer beiwohnten, wurden nur neun Mann gefangen, obgleich die Insulaner diese Anzahl für sehr beträchtlich hielten. Von diesen kann man aber nicht eigentlich sagen, daß sie in kaltem Blute niedergestochen wurden; es war vielmehr der Beschluß des Treffens, wo die Wuth der Verbitterung oder der Rache sich noch nicht gelegt hatte; und gewöhnlich war es jemand, der einen Verwandten oder einen Freund in der Schlacht

ver-

verloren hatte, oder selbst an seinen Wunden litt, der den gefangenen Feinden den letzten Stoß gab. Da die feindlichen Inseln einander so nahe liegen, war es übrigens so gut als unmöglich, die Gefangenen zu behalten; man hatte keine Gefängnisse, um sie daselbst zu fesseln, auch war noch kein Cartel zur Auswechslung errichtet. Die frei umhergehenden Gefangenen konnten leicht in einem Anfall von Rachsucht den König oder seine Vornehmen ermorden. Der General versicherte auch den Capitain Wilson, daß man vergebens versucht hätte, sie als Sklaven zu behalten. So sehr es also unsere Empfindungen empört, daß bei den Pelewanern ein Gebrauch obwalte, den man unter den amerikanischen Wilden und den zahlreichen Völkerschaften von Afrika wieder findet (wiewohl man die geringe Anzahl der Schlachtopfer in Pelew nicht vergessen muß): so bleibt uns doch weiter nichts übrig, als die politische Nothwendigkeit zu beklagen, welche über unsere neu entdeckten Inseln, so wie über viele andere ungebildete Völker, einen Schatten wirft.

Ein Schriftsteller sollte billig im Voraus darauf bedacht seyn, wie er jeden Tadler entwaffnen, und jedem Einwurf begegnen möge. Bei so manchen guten Anlagen im Karakter der Pelewaner wird man ihnen vermuthlich doch ihren Hang zum Diebstahl vorwerfen, wie solches, vielleicht mit gar zu großer Strenge gegen die Eingebohrnen der Südseeinseln geschehen ist. In Pelew schränken sich indessen die Beispiele dieser Vergehungen lediglich auf die niedrigste Volksklasse ein, und auch alsdann dünkte es den König und seine Vornehmen eine Verletzung der Gastfreundschaft; sobald man über eine heimliche Entdeckung klagte, ruhten sie nicht eher, bis das Gestohlne aufgesucht,

und wenn es sich finden ließ, zurückgegeben ward. Sollte ein orientalischer Fürst in seinem prächtigen Schmuck, zufällig einen Diamanten von seinem Kleide verlieren, und ein armer Bauer, der sich vom Werth des Steines einen Begriff machen könnte, ihn auf seinem Wege im Staube glänzen sehen, so dürfte man fragen, wo der Mann zu finden wäre, der Selbstverläugnung und Gewalt genug über sich selbst besäße, um vorüber zu gehen, und ihn nicht zu berühren? Ein Nagel, ein Werkzeug, ein Stück altes Eisen, ist für jene Insulaner dieser Diamant. Sie wissen nichts von einem Criminalgesetz, welches den Diebstahl verbietet, und wenn es ihnen einfiel, sich das Eigenthum eines Fremden zuzueignen, hatten sie die Erleichterung ihrer täglichen Arbeit zum Augenmerk, und begriffen, wie viel leichter sie vermittelst jener Werkzeuge oder jenes Metalls verrichten würden, was ihr unermüdetes Beharren doch nur auf eine unvollkommene Weise darstellen konnte. Ich darf mich also kühnlich auf das Zeugniß der Vernunft berufen, wenn ich behaupte, daß sie mehr als Menschen hätten seyn müssen, wenn sie weniger als menschlich gehandelt hätten. Fürwahr, das wäre das tugendhafteste unter allen Völkern, wo das Gewissen jedes einzelnen Einwohners im Augenblick der ruhigen Ueberlegung ihm keiner größern Sünde, als der Benutzung eines Stückchens Eisen, welches vor seinen Füßen lag, ziehen könnte!

So laßt uns denn, im Namen der Menschlichkeit! unsere Mitmenschen nicht so strenge beurtheilen. Ist jemand geneigt, die liebreichen Einwohner von Pelew wegen eines so kleinen Fehlers zu tadeln, so will ich wenigstens hoffen, daß er kein Mitglied aufgeklärter und gesitteter Nationen sey. Diese müssen ja vor allen andern von der Unwirksamkeit der vortrefflichen Gesetze, und von der gänz-

lichen Unfähigkeit ihrer eigenen Polizei, die Laster der Menschen zu verhüten, überzeugt seyn. Sind doch die Vorkehrungen der Klugheit, die weisesten Entwürfe und aller Nachdruck der Gewalt oftmals nicht hinreichend, um des Nachts ihr Eigenthum, und am hellen Tage ihre Person ganz sicher zu stellen! Sie dürfen es nicht vergessen, daß jedes Schloß und jeder Riegel eine Satyre auf alle bürgerlichen Verträge ist. Mit Schmerz und Unwillen müssen sie sich erinnern, daß der freche Räuber nicht der einzige Widersacher ist, gegen welchen sie auf ihrer Hut seyn müssen; denn sie liegen jenem gefährlichen Angriff offen, welcher unter der Larve der Freundschaft geschieht, und nur zu oft den Edlen, der sich ihr mit vollem Zutrauen überläßt, außer den Gränzen alles gerichtlichen Schutzes hinausrückt. Es giebt vielleicht keine Art Leiden, welche gefühlvollen Menschen so fürchterliche Quaal verursacht, als diese Folgen eines Verbrechens, das nicht unter der Ahndung des Gesetzes steht.

Indem wir also jener sehnlich erwarteten Zeitläufte harren, wenn Aufklärung, Wissenschaft und Philosophie uns in allen ächten Tugendübungen befestigt haben werden, ziemt es uns, diejenigen Fehler, von denen wir uns selbst noch nicht haben losmachen können, an unserm Nächsten mit Nachsicht zu behandeln. Haben die erleuchteten Söhne Europens, mitten im Genuß jener Vorzüge, welche andern Weltgegenden nicht zu Theil wurden, so langsame Fortschritte zur moralischen Vollkommenheit gemacht, so können sie sich selbst nicht nachdrücklicher verdammen, als indem sie von den hülflosen unwissenden Kindern der südlichen Welt noch mehr als von sich selbst erwarten.

III.

Der Thurm zu Vincennes.

(Aus Mercier's neuestem Gemälde von Paris, 2ter Band. Leipz. 1789.)

Freien Fußes (sagt Hr. M.), hab' ich die Zugbrücke jenes furchtbaren Thurms betreten, der sonst ein Staatsgefängniß war, und nun zerstört ist. Die Schilderhäuser standen leer; die Zugbrücke wurde nicht hinter mir aufgezogen. Ich lächelte beim Anblick der Trümmern durch die sich die ersten Ausgänge erweitern. Ich ging in diese Kerker hinein, die mit dreifachen eisernen Thüren verwahrt sind. Wie mancherlei Vorstellungen übernahmen nicht meine Seele beim Anblick dieser Schlösser und Riegel, dieser eisernen Betten, an welchen noch Ueberreste von Ketten herunterhingen! Ueberall drang ich hin, als hätte eine unsichtbare Gottheit die abscheulichen Aufseher verscheucht gehabt.

Ich besah diesen Thurm, ohne Gefangener zu seyn; ich führte eine schöne Frau. Ich machte hier den unumschränkten Herrn. Im Scherz schloß ich meine Begleiterin, ihrer Klagen ohnerachtet, unter den dreifachen Thüren ein, deren Riegel stärker als ihre niedlichen Arme waren. Mit der Stimme einer Flehenden ließ ich sie sechs Minuten lang, durch die ungeheuren Schlösser hindurch, um Gnade bitten, und als ich nun die lettre de cachet wieder aufhob, mußte sie

sie mir mit einem Kusse dafür lohnen. Doch bald konnten wir nicht mehr scherzen; nach und nach ergriff uns Schaudern. „Antwortet mir, öde Mauern, rief ich unwillkühr„lich aus; hallt von dem Aechzen wieder, das ihr so man„nichfaltig gehört habt. Lebensüberdruß und Verzweiflung „haben hier gewohnt. Und wozu diese eisernen Thüren? „Waren denn keine Menschen hier eingeschlossen, sondern „Riesen, die sie hätten erbrechen können? O hätte einmal „ein nachläßiger Gefangenwärter sie aufzuschließen verges„sen, diese Gewölbe wären Ugolino's vermauerter Kerker „für euch geworden.“ Diese schwermüthigen Betrachtungen vernichteten die Gewalt der Schönheit; und der Ausdruck des Mitgefühls verscheuchte von dem Munde meiner Begleiterin den namenlosen Zauber ihres Lächelns. Zitternd drückte sie mir die Hand, als wollte sie mir sagen: „ach! wenn Sie hier wären!“ Es wurde düster in unseren Seelen.

Niemals habe ich einen Mann wegen seiner edlen Schriften oder wegen seines männlichen Muthes im Gefängniß gewußt, daß ich nicht an seinem Leiden Theil genommen, seine Ketten mitgefühlt hätte. Wenn ich Abends allein bin, und die Lampe mir zu meinen Arbeiten leuchtet, dann versetze ich mich zu ihm, spreche ihm Muth zu, ermuntere ihn einige Jahr zu leiden, damit man ihn nach Jahrhunderten noch loben und ihm danken möge: seine Denkungsart wird dann die meinige, und ich mache mir beinahe Vorwürfe, daß ich nicht auch Fesseln trage. Hier waren der Kardinal von Retz und der große Condé ebenfalls in Gefangenschaft. Hier haben Richter, Kerkermeister und Henker große Männer geplagt, die vielleicht zu wichtigen Revolutionen gemacht waren. Unterdessen daß Montesquieu schrieb, mußten sich Menschen lebendig hinter un-

beweglichen Thüren einschließen lassen. Welch ein fürchterliches Recht die Menschen einzusperren! Eine Stimme sagt: „er soll eingezogen werden!“ und ein Kerker öffnet sich und verschlingt uns.

Hier, sagt' ich weiter zu mir selbst, haben Stolz, Rachsucht, Egoismus, Eigensinn, Irrthum, Dummheit, in Zeiten die nicht so glücklich als die unsrigen waren, ein Liedchen, ein Sinngedicht, ein fliegendes Blatt bestraft; und wer weiß, wie weit die Verläumdung manche muthvolle Schrift mit dem Namen Pasquill entehrt hat!

Ich stieg dann, auf halbeingefallenen Treppen, bis in die Thurmspitze hinauf. Die Kuppel ist bombenfest; als hätte man den Gefangenen auch den Trost vom Donner der Bomben erschlagen zu werden, rauben wollen.

In allen Kerkern fand ich Spuren von der traurigen Spielerei des Mangels an Beschäftigung. Leute die sonst in ihrem ganzen Leben nichts gemacht hatten, von solchen Leuten sah ich an den Mauern Gemälde nach Art der Wilden. Eins von diesen Gemälden fiel mir vorzüglich auf; ich fand es erhaben. Der Gefangene hatte verschiedene Thürme von einem Gefängnisse gezeichnet, und auf jeden Thurm einen Kopf. Da er nicht mehr über das Dach sehen, noch gesehen werden konnte, welches doch sein Wunsch war, so hatte der Unglückliche sich in Gedanken über den Thurm, in dem er saß, erhoben. Diese Köpfe hatte er auf den Thurmspitzen fünf- bis sechshundertmal nach einander abgeändert. Gewiß, so einfach und so rührend hat sich noch nie der Kummer eines Gefangenen ausgedrückt.

Andere hatten Crucifixe gemalt; entweder aus Andacht oder zur Aufmunterung zur Geduld.

Und

Und ich, ich sagte ganz leise zu mir selbst: wo ist wohl die great charter, die Grundstütze der englischen Verfassung, und weiland auch der unsrigen? Wo ist die Akte habeas corpus, auf welche die Engländer so stolz sind? — Richelieu's Schatten erschien mir in einem Winkel des Kerkers; und ihm zur Seite der Pater Joseph, der Ex-Kapuziner, den man den Erfinder der Spione und der lettres de cachet nennen kann, so weit dehnte er den Gebrauch von beiden aus. Beide schienen sich mir näher zu drängen, und jenes furchtbare raison d'etat, das Schrecklichste in der Sprache, zu wiederholen.

Leise sagt' ich weiter zu mir selbst: die Engländer und Franzosen sind doch von einem Punkte ausgegangen, als sie ihre politische- und Criminalverfassung gründeten: denn in jener berühmten Zusammenkunft der Etats-generaux im Jahr 1355 unterzeichnete König Johann eben die Urkunde, die noch jetzt die Grundfeste und den Stolz von England ausmacht. So haben sich also die beiden benachbarten Nationen, die von einem Standorte ausgegangen waren, im Wesentlichen von einander entfernt. Doch meine artige Gesellschafterin wurde gewahr, daß ich zu ernsthaft wurde; sie schloß mich also in die Arme und sagte: „lassen Sie uns gehen!“

Von diesem durchbrochenem Thurme sieht man die Bastille. Der berühmte Howard, einer von jenen seltenen Menschen, die ihr Leben der Menschheit widmen, und ihre zu sehr vergessenen Rechte in Schutz nehmen; Howard hat alle dem Despotismus gehörigen Kerker durchsucht. Grüfte die vor jedermann verschlossen waren, hat er durchspäht; über seinen Anblick sind Unglückliche erstaunt, die funfzehn Jahre lang nichts anders gesehen haben, als die

sprach-

sprachlose, furchtbare Gestalt ihres Kerkermeisters. Nur in die Bastille konnte der unerschrockne Freund der unglückseligen Gefangenen nicht eindringen; hier half ihm weder seine Geschicklichkeit, noch sein menschenfreundlicher Eifer; so streng wird ihr Eingang und ihr Ausgang bewacht.

Dieses vorausgesetzt, könnte man die Entweichung des Herrn de la Tude, die unglaublich scheinen könnte, wenn sie nicht so ganz erwiesen wäre, unter die Wunderwerke rechnen. Sie ist einzig in ihrer Art; und wenn man bedenkt, wie viel Mühseligkeit, Arbeit, Angst und Schrecken sie gekostet hat, so möchte man wirklich Sterben für süßer halten, als Befreiung aus einem so gefahrvollen Gefängniß. Wenn also der Drang nach Freiheit auf so mühselige, langwierige und doch so ungewisse Mittel führt, welche Quaal mag nicht Beraubung jener Freiheit seyn, für die man das Unmögliche versucht? Denn der glückliche Erfolg dieses erstaunenswürdigen Gefangenen, ist eine wahre Ausnahme von den Wahrscheinlichkeiten der menschlichen Kräfte.

Ich gab meiner artigen Begleiterin die Erzählung von dieser Entweichung zu lesen. Seitdem verlangt sie schlechterdings ich soll sie in der offenen und eingerissenen Bastille herumführen, wie in dem halbzerstörten Thurme, wo keine Gefangene mehr sind. Ich habe ihr versprochen mein Möglichstes dazu beizutragen.

Im Jahr 1562 fiel der Blitz auf einen von den Thürmen des Arsenals, und sprengte ohngefähr zwanzig Centner Pulver in die Luft. Die Festung, die von Karl V. herrührt, blieb verschont. Sie steht noch, wiewohl in unsern Schriften zerstört; aber zertrümmern muß sie doch einmal!

Bicêtre.

B i c ê t r e.

Auch im Kerker wünscht der Mensch zu leben, denn er lebt sogar im schwarzen Loch im cachot noir von Bicêtre. Ohne Luft und ohne Licht, widerstrebt er den Martern der Einsamkeit, der Finsterniß und der Leere von Mangel an Beschäftigung. Selbst in einem solchen Zustande von Begräbniß bei lebendigen Leibe sucht er noch den Anfällen des Todes zu widerstehen. Leiden erstickt nicht in ihm die Liebe zum Leben. In seinem schauervollen Kerker ist er abgesondert von der ganzen Schöpfung; für ihn beschränkt sich die Welt auf seinen feuchten und dunkeln Aufenthalt; und dennoch, so eingegraben, wie er ist, scheut er sich doch seine armselige Laufbahn zu enden.

Es giebt wirklich dergleichen unterirrdische Kerker. Schief durchbrochene Pfeiler lassen das Tageslicht hineinfallen; aber welch ein Licht! Wenn ein Gefangener das cachot noir verläßt, und ins Freie kömmt, so wankt er wie ein Betrunkener; reine Luft berauscht ihn. An diese Bemerkung erinnerte man den Herrn Necker, als er sich in der Ursache von dem Wanken eines Gefangenen irrte. In einem solchen Falle sagen die Aufseher, müsse man den Gefangenen in einen weniger finstern Kerker zurück bringen, damit er nicht das Leben verliere; blos durch eine gewisse Gradation vom Einsperren kann er dem Tod entgehen. Und dieses Gefängniß ist gemeiniglich noch eine Begnadigung für einen Verbrecher, der in seinem Souterrain nicht einmal den engen Raum seines Kerkers frei genießen kann, weil er öfters mit einer schweren Kette an die Mauer gefesselt ist. Und das heißt Gnade! —

Belin

Beim Schlusse dieses Kapitels erhielt ich die traurige Ueberzeugung, daß noch vier oder fünf Gefangene in diesen Grüften eingesperrt wären, zu welchen man mit Fackeln hinunter steigen muß, und wo es weder Luft noch Licht giebt. In der Sprache von Bicêtre heißen diese Unglücklichen les cachotiers.

Außer Bicêtre, Charenton u. a. hat die Polizei noch mehr Zuchthäuser: eines hat sie zu Chateau Charollois in Neu-Frankreich anlegen lassen, ein anderes zu Montrouge. Die meisten von solchen Einsperrungen geschehen nicht nach gesetzlicher Verordnung; aber sie werden darum nicht weniger durch die Umstände nothwendig gemacht, und sind gleichsam Familiensachen. Die Blödsinnigen, die Wahnsinnigen, die Rasenden u. s. w. würden eine Menge Unheil anrichten, ehe sie durch die Gesetze im gewöhnlichen Gange aufgehalten werden könnten. Mißbrauch drängt sich freilich dicht an diese furchtbare Macht an; aber es giebt auch viele Verbrechen, die eine nachdrucksvolle Ahndung erfordern.

Der Pallast Luxemburg.

Schon seit vielen Jahren harrt er den Planen zu seiner Verschönerung entgegen; die Entwürfe dazu gehen langsam; nichts geschieht, nichts fördert; das Terrain findet keine Käufer; die vier und zwanzig großen Gemälde des Rubens sind nicht mehr da; an ihre Stelle hat man „Boudoirs" und kleine Zimmerchen angelegt; man seufzt, diesen Pallast, der einer von den schönsten Zierden der Hauptstadt seyn könnte, in einem solchen Zustand des Verfalls und der Zerstörung zu erblicken, als ob er in gerichtlichen Beschlag genommen wäre. Es ist eine Einöde, in

Ver-

Vergleichung mit dem Palais=Royal. Niemand sollte glauben, daß dieses schöne und große Gebäude, dem Bruder des Königs eigen gehörte.

Das Palais=Royal, das alle Fremde an sich reißt, trocknet, so zu reden, die andere Seite der Stadt aus. Alles strömt nach der Gegend des Palais=Royal zu, und die Vorstadt St. Germain leidet darunter. Es wäre zu wünschen, daß es hier ein Gegen= und Gleichgewicht gäbe, die Privatbesitzungen der Bürger würden dabei gewinnen, und beide Theile der Stadt würden an Wohlstand, Pracht, Volksmenge und Handel mit einander wetteifern.

Der Pallast Luxemburg könnte dann besucht werden, und einen der schönsten Theile von neuen beleben, der sich unvermerkt entvölkert. Die Karthäuser, die einen ungeheuren und kostbaren Platz einnehmen, der an Luxemburg stößt, bleiben aber taub gegen alle Vorstellungen, die man ihnen gemacht hat, um auszuziehn.

Wenn das Palais=Royal von Buhlerinnen und Wüstlingen wimmelt, und man dort laut die unanständigsten Reden führt, so bietet Luxemburg einen philosophischen, ruhigen, einsamen Spatziergang an.

Hier erscheinen ehrbare Bürgerfamilien mit ihren züchtigen Töchtern; Brüder wandeln, ohne zu erröthen, an der Seite ihrer Schwestern; der vierzigjährige Mann giebt seiner Gattin den Arm, die endlich seine Freundin geworden ist. Sittsamkeit herrscht in den Blicken wie in in der Kleidung; da tönt kein lärmendes Getümmel, kein verwirrtes Gemisch von zu freien Stimmen! Der Garten wimmelt von Menschen, und doch herrscht Stille. Hier trifft man fleißige Jünglinge an, ehrbare Gelehrte, Geistliche,

liche, ernsthafte Personen, Hausväter die ihren Pflichten und ihrem Stande treu bleiben, Studirende, die sich der Sittenlosigkeit des Jahrhunderts entziehen, und neidisch auf einen künftigen, guten Ruf sind. Die Ausschweifungen der Stadt verbannen sich von selbst, aus diesem friedlichen Garten, wo Lüderlichkeit und Frechheit nie Auge oder Ohr ärgern. Man kann hier den weisen Marc Aurel lesen, und das ist viel gesagt, denn im Palais-Royal dürfte man das nicht wagen; das erhabene Buch würde schnell, voll Schaam über die Auftritte um ihn her, in die Tasche des Lesers zurückschlüpfen, um sich aller Augen zu entziehn.

Man kann bei den Schweizern an den Thüren zu essen bekommen; man speiset im Freien, unter Lauben, was sehr gesund ist. Die Zurichtung der Speisen hat hier weniger von der Garküche an sich, als anderswo; man ißt auch hier nicht so theuer, wie bei den unverschämten Traiteurs oder „Restaurateurs" im Palais-Royal. Wie sich doch alles zu einander paßt!

IV.
Reise nach dem Lande Bambouc.

Bambouc liegt östlich nach dem Lande Galam. Bei dem Dorfe Niacalelyagon, welches dem Siralic Thanane Niacalel zugehört, nimmt es seinen Anfang; gränzt gegen Norden an einen Theil des Königreichs Saracolet; gegen Westen an die Republik Bondou; gegen Süden an das Land der Glangars; und gegen Osten schließen es die Berge von Tambaoura ein, welche die berüchtigte Goldmine von Natacon enthalten.

Compagnon, ein Franzose, wagte zuerst das Land Bambouc zu bereisen; er fuhr den Niger hinab bis nach Pheleme, kam hernach bis nach Caynousa, und fand in dieser Gegend einige Eisen- und Galmeyminen. Er hielt irrig die Republik Bondou für das Land Bambouc, und beschrieb ein Land, das er niemals gesehen. Erzählte, daß sich hier reiche Gold- und Silberbergwerke befänden, und erlaubte sich die sträflichsten und abgeschmacktesten Unwahrheiten.

Die Ehre, dieses Land zuerst besucht zu haben, gehört Herrn Gasche, einem englischen Officier, der lange vorher auf dem Gambia dahin gekommen war. So wenig dieses zu leugnen ist, so war sein Aufenthalt doch nur sehr kurz, und er hat ihn nie beschrieben; anstatt, daß Compagnon, der alle Schwierigkeiten einer Reise in dieses Land

 kannte,

kannte, und vielleicht glaubte, daß Niemand weitere Bemerkungen machen würde, durch seine Nachrichten die Reisebeschreiber täuschte, die ihrer Seits das Publikum wieder mit den ungegründetesten Erzählungen unterhielten.

Ein so friedliches Volk, wie das von Bambouc, welches im ruhigen Besitz eines reichen Landes war, keines Menschen bedurfte, und in seinen Bergen unermäßliche Schätze verschloß, mußte freilich schwer dahin zu bringen seyn, Weiße, die es als eine kühne, verschlagene und vom Handelsgeist beseelte Nation kannte, bei sich aufzunehmen. Unsre Güter hatten wenig Reiz für sie. Ihr Gold gaben sie an die Marabouts von Gouguiourou und die Kaufleute Giangars, die ihnen Waaren dafür lieferten; den Weißen ließen sie nichts zukommen, weil sie wegen ihrer Goldminen Argwohn auf selbige hatten. Dieses Mißtrauen würde auch schwer zu heben gewesen seyn, wäre nicht ein günstiger Zufall dazwischen gekommen. Die Cassonen nemlich überzogen dieses friedliebende Volk mit Krieg, und zwangen dasselbe zu den Gebirgen seine Zuflucht zu nehmen. Dieses gab Herrn le Vens Gelegenheit, dem Thomane Niacalel, König von Farbana, den Antrag zur Erbauung eines Forts in seinem Lande zu thun, das ihn wider die feindlichen Einfälle der Cassonen schützte. Der Traktat wurde geschlossen, und Herr Suasse begab sich nach Farbana, und baute ein Fort. Herr le Vens versäumte eine so gute Gelegenheit nicht; er selbst verfügte sich in das Land des Thomane Niacalel, wählte und bezeichnete den Platz des Forts, und die gute Aufnahme dieses Volks bewog ihn seine Reise bis nach Samarinacouta, der Residenz des Siratic Macan, fortzusetzen. Er hatte die Absicht, von diesem Fürsten die Erlaubniß zu

einer

einer Niederlassung der Franzosen in seinem Lande auszuwirken. Aber er fand so viel Abneigung und Mißtrauen, daß er sein Vorhaben günstigern Ereignissen überlassen mußte. Diese zeigten sich bald, denn die Cassonen plünderten und verheerten das Land des Siratic Macan, und versetzten ihn und sein Volk in die äußerste Hungersnoth. Den Siratic Thomane schützte diesmal das Fort und schwere Geschütz. Dieses Beispiel brachte Macan auf andre Gedanken, und er sendete seine Kinder nach Galam, den Beistand der Weißen zu verlangen. Auf diese Weise erreichten wir unser Vorhaben mit diesem König in Freundschaft zu treten. Herr Payen wurde zu ihm geschickt, der mehrere Reisen nach Samarinacouta und der Mine von Natacon machte, und dem die Ehre gebührt, der erste Weiße zu seyn, der diese Mine sah, und den Siratic Thomane bewog Strohhütten bauen zu lassen, die wir dort antrafen. Die meisten Geographen verwechseln Bambouc mit Bondou, und halten sie für ein und dasselbe Land. Sie verdienen Entschuldigung, denn sie sind niemals da gewesen. Aber wie wird Compagnon, der über Pheleme dahin gekommen zu seyn versichert, die Kühnheit rechtfertigen können, zwei ganz verschiedene Sprachen für Eine, eine Republik für ein Königreich, ein Volk wie das von Bambouc, dessen Farbe röthlicht ist, für eines von der schönsten Schwärze, und ein unfruchtbares Land für ein Land auszugeben, wo die Halmen sechs Fuß höher als ein Mann zu Pferde wachsen? Hieraus mag das Publikum sehen, daß es hintergangen worden, und in der Folge wird es noch mehr davon überzeugt werden.

Gebräche es dem Lande Bambouc, wie die Schriftsteller auf des Compagnon Zeugniß versichern, an den

nöthigsten Bedürfnissen, und wäre der Grad der Trockenheit daselbst wirklich so hoch, daß das Stroh nicht einmal zu einer Länge gediehe, die Wohnungen damit decken zu können, so würde dasselbe freilich, ungeachtet seines Reichthums an Gold und andern Metallen, ein schlechtes und und unfruchtbares Land seyn. Aber ich will mich bemühen diese irrigen Eindrücke auszulöschen und die wahre Beschaffenheit dieses Landes, besonders für die Mineralogen, in ein helleres Licht zu setzen.

Das Land Bambouc besteht aus drei Königreichen, davon jedes seinen eigenen Negerkönig hat, dem die Mandingoes den Beinamen Siratic geben. Jedes Reich nennt sich nach dem Namen seines Fürsten. Das des Siratic Thomane Niacalel, heißt das Königreich Niacalel von Farbana; das Reich des Siratic Macan wird Samarina Macan genennet, und des Moussa seines Nambia Moussa.

Farbana ist die gewöhnliche Residenz des Königs Thomane. Die übrigen ihm zugehörigen Hauptdörfer sind Niacalel Yagou, Fenore, Geratougoue, Molintaguet und Semaylla, wo eine Goldmine ist. Dieses Königreich nimmt bei dem Dorfe Niacalel seinen Anfang, und erstreckt sich bis nach dem Dorfe Guetala.

Die vielen Eisenminen und auch die große Anzahl Thiere, welche dieses Land verheeren, und schwer auszurotten sind, mögen Ursache seyn, daß dasselbe von dem Marigo an bis Colamba noch unbebaut liegt, ungeachtet es von einer Menge frischer Quellen durchwässert wird.

Das Reich des Thomane ist zwar dem Umfang nach größer als das Königreich Macan, dieses aber hat mehr angebautes Land und mehr Einwohner, indem es sehr volk-

reich ist. Auch befindet sich durch die fremden Kaufleute, die sich wegen der Goldmine von Natacon hier einfinden, mehr Reichthum unter den Leuten. Es erstreckt sich von dem Dorfe Guetata bis jenseits der Berge Tambaoura, die vom Dorfe Sirela, nordnordostwärts von Samarina, einer Kette fort bis zu dem Dorfe Cacoulou hinlaufen. Hier bildete die Natur durch den Berg, in Gestalt eines halben Mondes, ein prächtiges Thal. Viele herrliche Marigots *) durchschlängeln dasselbe, und das Land ist ausnehmend fruchtbar; demungeachtet bauen die Neger, die wenig auf die Zukunft bedacht sind, nie mehr davon an, als sie zum Lebensunterhalt nöthig haben. Die vornehmsten Dörfer dieses Königreichs sind Natacon, Samarina, Samarinacouta, Sireta, Dayaba, Gouingoutou, Coucouyan und Sytagoret.

In dem Reich des Syratic Moussa sind Bambia und Combadirie die beiden Hauptdörfer. Hier befindet sich eine Goldmine. Die Eingebornen, welche ein sehr bösartiges Volk sind, verkaufen ihr Gold gegen verarbeitetes Silber, als Armbänder und Fußketten, und gegen indische Tücher, an die Kaufleute von Bondou, die in Caravanen dahin gehen, um nicht ausgeplündert zu werden.

So groß die Volksmenge dieser drei Königreiche scheint, so besteht doch der größte Theil blos aus Weibern und Kindern, und glaube ich nicht, daß dreitausend streitbare Männer anzutreffen sind.

Nach dem Bilde, welches mir die Reisebeschreiber machten, glaubte ich große Pracht und Reichthümer bei diesen

*) Große Bäche.

diesen Königen anzutreffen, und fand das Gegentheil, fand die höchste Simplicität. Hier ist nur derjenige reich, der sich mit seiner Händearbeit Gold aus den Minen verschaft. Dieses aber gestattet dem König seine Würde nicht. Auch seine Weiber würden eine Unehre auf ihren Gemahl zu werfen glauben, wenn sie sich damit befaßten. Handel zu treiben ist ihm aus gleicher Ursache versagt, so wie auch seine Ländereien selbst zu bestellen, und da er nicht so reich ist, Arbeitsleute zu bezahlen, muß er dieses durch seine Kinder thun lassen, die sich dieser Arbeit gleichfalls schämen, und deswegen nur wenig Getraide bauen. Diese Könige sind folglich ärmer als ihre Unterthanen.

Von der Armseligkeit dieser Fürsten hatte ich leider selbst eine Probe auf meiner Reise nach Samarinacouta. Ich ließ mich nemlich von den Kindern des Siratic Macau begleiten, in der Hoffnung, ihr Ansehn würde mir unterwegs von großem Nutzen seyn. Ich nahm meinen Weg über Fenore und Coucouyan, zwei unter ihres Vaters Herrschaft stehende Dörfer, um daselbst Lebensmittel für die Neger, die ich bei mir hatte, zu erhalten, aber man bekümmerte sich hier so wenig um diese Prinzen, daß wir verhungert seyn würden, hätte ich nicht den Herrn der Dörfer Waaren zum Verkauf anbieten können. So gastfrei sonst dieses Volk ist, so bezeigte es sich doch diesmal sowohl gegen mich als gegen die Kinder des Königs hart, in der Hoffnung, von mir einige Geschenke zu erpressen.

In Samarina hoffte ich es besser zu finden, sah aber meine Erwartung getäuscht. Nackend erschien der arme König und gestand uns ohne Rückhalt, daß er außer Stand sey uns eine Ziege anzubieten, er wolle aber das Volk benachrichtigen, uns Lebensmittel zum Verkauf zu bringen.

Da ich Waaren bei mir hatte, die hier gut abgehen, so bekam ich bald Lebensmittel in Menge und um einen wohlfeilen Preis.

Der Anblick der schönen wohlbewässerten und mit Hornvieh bedeckten Ebenen dieses Landes ergötzt das Auge. Aber einen widrigen Eindruck auf unsre Vorurtheile macht der Gedanke, daß der König hierüber nichts zu gebieten hat, und nicht einmal seine Unterthanen zwingen kann, ein Stück Federvieh zu verkaufen. Ich würde dieses nicht geglaubt haben, aber ein zwei und zwanzig monatlicher Aufenthalt überzeugte mich sowohl von der Unmacht dieser Fürsten, als von ihrer Armuth, indem während dieser langen Zeit ich nicht eine Henne, geschweige denn Gold und Ochsen erhandelt hatte, die dem König oder seinen Kindern gehört hätten; ja die Kinder desselben scheuten sich nicht einmal, wider unser Wissen mit unsern Bedienten die Ueberbleibsel des Tisches zu verzehren.

Diese Könige sind ihrer übeln Glücksumstände wegen sehr zudringlich, und da es in ihrer Macht steht, den Handel aufzuhalten, ja sogar zu verbieten, so muß man ihnen beständig Geschenke zollen, um nicht das Einverständniß zu stören. Man wird daher immer das Schlachtopfer der Habsucht dieser Fürsten. Denn schließt man auch Verträge mit ihnen, so fehlt es ihnen doch nie an einem Vorwand sie zu brechen, und da man sie nicht mit Gewalt zwingen kann, dieselben zu halten, so bleibt kein andrer Weg übrig, als Geschenke, welches mit der Zeit sehr lästig wird.

Trügen diese Fürsten nicht einen Strick um das Haupt und einen eisernen Ring um den Hals, Zeichen, die zwar sonst aller Orten für schimpflich gehalten werden, hier aber

die Macht des Fürsten, Gefangene zu machen, andeuten, man würde sie nicht von ihren Unterthanen unterscheiden, und für Könige halten. Sie haben weiter keine Prärogativen als die das Alter, welches von den Schwarzen sehr in Ehren gehalten wird, jedem gewährt. Ihre Gewalt ist so unbedeutend, daß keiner dieser Könige sich gegen seine Unterthanen die geringste Erpressung erlauben, oder ihnen etwas abfordern darf. Im Rath, das heißt, an dem Ort, wo das Volk, alt und jung, sich versammelt und über das, was vom Könige vorgetragen wird, berathschlagt, hat die Stimme des Fürsten nicht mehr Gewicht, als die einer andern Person. Er kann nicht befehlen, sondern muß bittweise zu Werke gehn. Nicht einmal darf er ohne Einwilligung des Volks Jemand an auswärtige Nachbarn bevollmächtigen, und der Abgesandte spricht im Namen der Unterthanen und des Königs. Um das Oberhaupt eines Dorfs von seinem Amt abzusetzen, muß er die andern Dorfoberhäupter zusammenberufen und seine Beschwerden anbringen, und hat er keine Freunde unter diesen, oder ist sein Gegner so reich, daß er einen Ochsen schlachten und die übrigen Oberhäupter traktiren kann, so verliert der König ohne Umstände den Prozeß.

Ungeachtet hier jeder nur so viel Land baut, als er zum Unterhalt seiner Familie nöthig hat, weswegen die Ländereien in geringem Werthe sind, so zieht doch derjenige die meiste Frucht, der sein Land am meisten bearbeitet, und daher geschieht es, daß der König, dessen ganze Hülfe blos auf seinen Kindern beruhet, nur eine geringe Quantität Hirsen, Guertes, Reiß und andre Produkte zieht, seine Unterthanen hingegen alles im Ueberflusse einsammeln.

Daß nun ein solcher Fürst, der Niemand hat, seine Ländereien zu besorgen, der keinen Handel treiben, und keine Schatzungen ausschreiben darf, nothwendig arm seyn müsse, läßt sich leicht begreifen.

Die beiden andern Könige besitzen eben so wenig Macht und Reichthum als Macan. Zu Thomane wird gar kein Handel getrieben, und es giebt daselbst auch nicht einmal Schlachtvieh zu verkaufen, sondern man muß, um sich Lebensmittel zu verschaffen, zur Republik Bondou seine Zuflucht nehmen; diese hat einen Ueberfluß an Hornvieh, und die Einwohner bauen auch Baumwolle, und verfertigen aus derselben schöne Zeuge, die sie blos mit Indigo, der hier wild wächst, schwarz färben. Diese Tücher bestehn aus sieben Streifen einer halben Elle lang, sind einen halben Fuß breit und werden ungefähr für eine Drachme Gold verkauft.

Man sollte nicht glauben, daß Fürsten, die so wenig Gewalt in Händen haben, den Weißen doch in ihrem Handel Schaden zufügen, und ihnen so viele Geschenke abdringen könnten. Allein man bedenke, daß der König mit diesen Geschenken seine vorzüglichsten Unterthanen auf seine Seite bringt, denen er, weil sie auch ihren Vortheil dabei haben, nur einen Wink zu geben braucht, um wider die Weißen Parthei zu ergreifen. Da nun der König weiß, daß die Weißen lieber alles ertagen, als den Handel gestört sehen, so ermangelt er nicht, denselben bei der geringsten Verweigerung zu unterbrechen, und schadet folglich auf diese Art den Weißen, ob er gleich nichts zu ihrem Nutzen thun kann.

Diese kleinen Königreiche sind erblich, und succedirt gewöhnlich der Sohn dem Vater; es sey denn, daß der

Sohn sich die Vornehmsten des Landes zu Feinden gemacht hätte, und diese unter dem Vorwand der Unfähigkeit sich des Rechts bedienten, einen Andern zu wählen. Diese Wahl kommt den Oberhäuptern der Dörfer zu, die in einer Versammlung berathschlagen, wen sie mit der königlichen Binde zieren wollen.

Hier in diesem Lande gilt das Alter mehr als Reichthum, auch geben diese Völker bei der Wahl eines Fürsten dem Armen gemeiniglich den Vorzug vor dem Reichen, weil sie vom letztern mehr zu befürchten haben.

Ueber jedes Dorf ist ein Oberhaupt gesetzt, das Farin oder Herr genennt wird. Die Gemeinde des Dorfs ernennt, der König bekräftigt dasselbe; letztres ist zwar eine bloße Formalität, denn diese Oberhäupter halten sich für unabhängig von dem König, und zeigen auch oft, daß sie es sind. Wenn sie sich mit der Gemeinde gut stehn, so kann sie der Fürst nicht in dem Besitz ihres Amtes stören, oder ihnen etwas anhaben. Sie dürfen von Niemanden Geschenke annehmen, haben aber auch nicht nöthig Jemanden Geschenke zu geben, selbst dem Könige nicht, von dem sie doch Vasallen sind.

Diese Oberhäupter haben eben keine sonderliche Autorität bei dem Volke; indessen verehrt dasselbe sie doch als Vorgesetzte mit vieler Unterthänigkeit. Es vertraut ihnen seine Angelegenheiten an: überläßt ihnen das Reguliren der Handelspreise mit den Kaufleuten, und ist mit diesen Preisen gewöhnlich zufrieden, denn obgleich dem Oberhaupt hierbei heimlicher Profit zufließt, der nach Verhältniß des auf die Lebensmittel gesetzten Preises groß oder klein ist, so würde dasselbe doch seinen ganzen Credit verlieren, wenn es

hierin von den übrigen Oberhäuptern abgehen würde, und es richtet sich daher gewöhnlich eins nach dem andern.

Der Ort der Rathsversammlung, welcher Bentaba genennt wird, ist eine auf dem öffentlichen Platz von Pfählen gemachte und mit einem Strohdach versehene Umzäunung, wo alle öffentliche Geschäfte abgethan werden. Ueber wen hier das Volk einen Spruch fällt, der muß demselben Folge leisten, oder sich aus dem Dorfe begeben.

Ungeachtet die Schriftsteller das Gegentheil versichern, so hat doch weder der König noch die Farinen über die Minen zu gebieten. Auch wird nicht blos zu einer bestimmten Zeit in denselben gearbeitet, sondern neun Monate im Jahr, das heißt, so lange, bis die schlimme Jahrszeit angeht, und zwar kann darin graben wer da Lust hat, wenn es nur ein Schwarzer ist. Von allen Orten kommen hier die Schwarzen hergelaufen, sogar von Sambagueslaye und von Bourbayoattoff. Es ist gleichfalls ungegründet, daß die Schwarzen das Gold, das sie gegraben haben, in eine gemeinschaftliche Masse zu tragen verbunden sind, und es hernach in gleiche Theile vertheilt wird; sondern wer am meisten Gold wäscht, der hat auch am meisten, und verkaufen sie dasselbe sogleich, wie es gewaschen ist. Ich selbst erhandellte zu Samarinacouta in einer Zeit von fünf Monaten, in ganz kleinen Stücken, wenigstens sieben Mark Gold.

Daß die Farinen das Volk mit einem Horn zusammen berufen, ist im Grund auch unrichtig, indem sie sich dieses Vorrechts nicht anders bedienen dürfen, als wenn es etwa die Annäherung des Feindes nothwendig macht.

Das ganze Land Bambouc ist gleichsam ein Gemische von Gold- Silber- und Eisenminen. Es ist ein ungeheurer Schatz, den zu benutzen, Unwissenheit und Aberglauben den Schwarzen verbieten; und sind sie fest überzeugt, daß derjenige sterben müsse, der eine Mine entdeckt, und nicht binnen acht Tagen dem Golde, das sie, (vielleicht mit Recht, aber in einem andern Sinne, als sie es nehmen) für einen Hexenmeister halten, eine schwarze Kuh opfern kann. Gewiß ist es, daß die Berge von Tambaoura nicht ohne Goldminen sind. Ja ich glaube sogar, daß in ihrer Mitte die Hauptmine ist, in welcher sich die übrigen koncentriren; denn was die Schwarzen Minen nennen, sind bloß die Schwefelausgüsse, die aus dem Berge kommen, welcher die Minen in einem halben Cirkel in sich faßt. Ich sah nur drei dieser Minen. Zur vierten zu gelangen verhinderte mich die große Wildheit der Eingebornen, die kaum die Kaufleute ihrer Farbe dulden.

Die Mine von Natacon ist die beträchtlichste. Sie befindet sich in einem kleinen etwa dreihundert Fuß hohem Berg, der tausend oder zwölfhundert Schritte im Umkreis hat. Die obere Höhe dieses Bergs gleicht einer runden Kuppel und verliert sich weiter herab in einen schrägen Abhang. Er liegt fünf viertel Meilen von Samarinacouta, mitten in einer sieben Meilen breiten Ebene, nemlich, er ist rechter Hand drei, und linker Hand vier Meilen von den Berge in Tambaoura entfernt. Die Kette dieser Berge gestattet nur einen einzigen Zugang zu der Mine, der sich gerade gegen den Eingang der Oeffnung des halben Cirkels der Berge befindet. Ungeachtet diese Berge eben keinen anmuthigen Anblick gewähren, indem sie sehr hoch und ganz kahl sind, so entspringen in ihnen doch eine Menge leben-

lebendiger Quellen, die sich in Bäche ergießen und in ihrem Lauf diese schöne Ebene, deren schwarzer und leimichter Boden Hirsen, türkisches Korn, Reiß, Pistacien und Erbsen im Ueberfluß hervorbringt, befruchten. Viele dieser Marigots verbreiten sich auch in die Ebene außerhalb der Oeffnung der Berge, eine Ebene, die über zwanzig Meilen sich erstrecket, und machen sie nicht weniger fruchtbar, als das innere Thal. Diese Marigots führen alle eine große Menge Goldschmorgel in ihrem Bette, wie ich aller Orten sehr genau beobachtete, und welches ein sichres Zeichen des Reichthums der Ader dieser Goldmine ist.

Einer dieser Marigots fließt unten an dem kleinen Berge her, der die berüchtigte Goldmine von Natacon enthält. In diesem Marigot waschen die Schwarzen das Gold. Allerlei Arten Bäume, davon einige eine außerordentliche Höhe haben, bedecken die Oberfläche dieses kleinen Bergs, und in der Regenzeit wächst auf demselben Gras oder Halmen von zehn bis zwölf Fuß hoch. Er hat keine Felsen, aber seine Erde ist mit einer Menge kleiner Körner oder Eisenminen bedeckt, und diese Menge nimmt zu, je näher man dem Gipfel kommt. Der schräge Abhang desselben ist von den Negern ganz umgewühlt, indem sie zwölf oder funfzehnhundert Löcher, deren Mündung im Umfang zehn oder zwölf Fuß beträgt, ganz nahe neben einander gegraben haben, welche ihre Schächte sind. Diese Schächte sind weder gewölbt noch gestützt, sondern sind schräg gegraben mit einer in die Wand gehauenen Treppe, vermittelst welcher die Negers nicht nur die Erde mit aus Palmblättern verfertigten Körben auf dem Kopf heraustragen, sondern auch die Schächte immer tiefer und tiefer graben. Da aber den Negern das Wölben und das zu Verhindrung

des Einstürzens erforderliche Gerüste, so wie auch der Gebrauch der Winden, die Erde damit heraus zu winden, unbekannt ist, so können sie selbige selten über zwanzig oder fünf und zwanzig Fuß tief graben, sondern müssen sie bei einer mäßigen Tiefe verlassen, und an dem Abhang dieser Berge wieder einen andern Schacht anfangen, weil sonst die Wände einstürzen, und, wie oft geschiehet, das Grab der Schwarzen werden. Statt dieser Treppen bedienen die Negers sich auch manchmal einer aus Rohr verfertigten Leiter, deren Sprossen sie an die beiden herabhängenden Seile mit einer Art Baumrinde befestigen, aus welcher die Schwarzen auch Stricke machen, und die viel Aehnlichkeit mit der Baumrinde hat, womit in der Pikardie die Pariser Brunnenseile verfertigt werden. Diese Leitern sind sehr kurz, und selten länger als acht oder zehn Fuß, woraus man urtheilen kann, daß die Schächte, die vermittelst derselben gegraben werden, eben nicht sehr tief seyn können.

Der aus diesen Schächten gezogene Schutt wird von den Negerweibern in Kürbisflaschen an den erwähnten Marigots gewaschen, und das Gröbste, zur Eisen- Magnet- oder Schmergelmine gehörige, weggeworfen. Auf dem Boden bleibt ein feiner mit sehr subtilem Goldstaub überzogener Schmergelsand, der schwer von einander zu sondern ist, und viel Zeit erfordert; weswegen den Tag über nur wenig Gold erlangt wird. Aber auch aus diesem Wenigen läßt sich auf den unermeßlichen Vortheil schließen, der herauskommen würde, wenn hierbei nach den Regeln der Kunst zu Werke gegangen würde.

Der Schutt dieser Schächte besteht von oben bis unten hin aus einer sehr leimichten Thonerde, die schichtweise zu liegen scheint, und mit verschiedenen Farben, und zwar

bei

bei jedem Schacht anders marmorirt sind. Je tiefer der Schacht gegraben wird, je mehr enthält diese Thonerde Schmergel und Gold, obgleich in derselben auch Magnet, Eisenkörner und sogar der grobe Schmergel, der Brockenweise am Ufer der Marigots angetroffen wird, und nur wenig Gold enthält, befindlich ist.

Ungeachtet der genauesten Nachforschung entdeckte ich in diesen Schächten doch keine Goldader, sondern alles, was ich mit Hülfe meiner Spaden und Karsten, womit ich mich versehen hatte, fand, waren blos Steine und Krystallmarmor, die einige Goldadern und Goldkörner enthielten, imgleichen verschiedene andre Steine von vergoldetem Schmergel und ein unreiner Lasurstein. Erwägt man aber den Ueberfluß an Schmergel und Gold, den diese Thonerde enthält, und nimmt dabei auf die geringe Tiefe dieser Schächte Rücksicht, so ist zu vermuthen, daß diese Mine nicht nur sehr reich sey, sondern auch daß die Metalladern nicht weit mehr entfernt seyn könnten, weil schon der bloße Schwefelausguß allenthalben nach dem Maße, als die Thonerde die Schwefeldünste an sich zu ziehen, zu verdicken und verkörpern fähig war, oder sich nah oder fern von der Mine befand, Gold erzeugte.

Diese Thonerde, welche den Goldschwefeldünsten gleichsam zum Abkühlungstrichter dient, und dieselben verhindert, bis zur Oberfläche der Erde zu dringen, wo sie dem Pflanzenreich und selbst den Bäumen sehr nachtheilig seyn würden, ist zugleich ein natürlicher Wasserbehälter, in welchem während der Regenzeit das Wasser sich sammelt und hernach über die Oberfläche dieses Bergs Feuchtigkeiten verbreitet, und ihn frisch und grün erhält.

Bei

Bei fernerer Nachforschung in diesen Schächten fand ich ein kleines, fest mit einem Schmergelstein verbundenes Stück Gold. Ich vermuthe deswegen, daß der Schmergel in den Adern eines marmorartigen Steins die Bährmutter des Golds dieser schönen Mine ist. Diese Beobachtung wäre in dem Betracht sehr wichtig, weil man den Adern folgen, und quer durch den Berg in einer Tiefe von mehr als dreihundert Fuß einen Gang durchführen könnte, ohne daß man wegen des Wassers etwas zu besorgen hätte; auf diese Weise könnte auch der Schutt, dessen Sediment beim Waschen allein schon die auf diese Mine zu verwendenden Kosten hundertfältig ersetzen würde, bequem von dem Wagen abgeholt werden.

Bambouc erhält seinen Reichthum nicht von der Mine von Natacon allein. Jenseits der Berge von Tambaoura, zu Nambia, liegt noch eine andere Mine, dessen Gold, ob es gleich eine blaßere Farbe hat, von den Schwarzen sehr hoch gehalten, und dem von Natacon vorgezogen wird, indem es mehr Dichtigkeit besitzt, und besser zu verarbeiten ist. Die jährlich an den Gambia gehenden Kaufleute Guyangars ziehen viel Gold aus dieser Mine; jedoch wird sie nicht so fleißig als die beiden andern Minen besucht, weil die Eingebornen den fremden Kaufleuten sehr hart begegnen, und diese ihr Leben in Gefahr setzen würden, wenn sie anders als in Karavanen dahin gingen.

Nie wollten Siratic Macan und Thomane, die Könige dieser Landschaft, es zugeben, wenn ich nach Nambia gehen wollte, und ihnen anlag, mich durch ihre Kinder dahin bringen zu lassen; selbst durch Geschenke und Anerbietungen waren sie nicht dazu zu bewegen, indem sie immer besorgten, ich möchte dort ermordet werden. Dieses überzeugte

zeugte mich, daß es unmöglich sey, über diese Mine etwas Positives zu erfahren, ausgenommen mit den Waffen in der Hand.

Nach den Nachrichten, die ich in Ansehung derselben von den aus diesem Lande kommenden Kaufleuten eingezogen habe, für deren Zuverlässigkeit ich aber nicht bürgen kann, hat der Berg dieser Mine, an dessen Fuß ein Marigot fließt, über vierhundert Fuß im Umkreis, und ist dieselbe so reich, als die zu Natacon, und würde sehr ergiebig seyn, wenn die Wildheit der Einwohner sie zu bearbeiten gestattete. So viel ist gewiß, daß fast alle von Arguin kommende Kaufleute nach Nambia statt nach Natacon gehen; doch kann ich nicht sagen, ob sie dieses wegen des bessern Golds thun, oder weil sie das Salz, womit sie handeln, dort höher anbringen können.

Vier Meilen von Farbana, im Lande des Thomane, befindet sich bei dem Dorfe Semaylla, in einem vierhundert Fuß hohen ganz schräg zugehenden Berg, die dritte mir bekannte Goldmine. Dieser Berg ist mit einem eisenartigen in rothem Marmor befindlichen Schmergel bedeckt, welcher den Schwarzen viel Mühe zu zerreiben, und beim Goldwaschen die taugliche Materie abzusondern kostet. Ueberhaupt ist diese Mine schwer zu bearbeiten, und das Gold derselben ist nicht so schön als das zu Natacon. Unten am Berge fanden wir einen Marigot, der aus den Bergen von Tambaoura zu kommen scheint, und einen Schmergel voller Gold mit sich führt. Um zu sehen, wie das Gold gewaschen wird, ließen wir einige Negerweiber arbeiten, welche damit den Anfang machten, daß sie mit einem Werkzeug ein Loch unter dem Wasser machten, um vermuthlich den Schutt, der durch die Kürbisflaschen ein-

geschöpft wird, desto leichter wieder wegzuschaffen. Unter der Thonerde fand sich eine Menge kleiner röthlicher Steine, die durch das Wasser losgeweicht werden. Nach dem Waschen blieb auf dem Boden der Kübisflasche ein sehr feiner Goldstaub zurück, der diesen Weibern viel Mühe zu sichten machte, und ich bekam vier Pfund und einige Unzen dieses Schmergels heraus.

Da ich zu wenig in Materien dieser Art bewandert bin, so kann ich zwar den Reichthum dieser Mine nicht bestimmen; allein, so viel ich muthmaße, ist sie nicht so reich als die zu Natacon.

Die Mine zu Combadirie zu beobachten, wo auch täglich gegraben wird, erlaubte mir der Argwohn der Schwarzen nicht. Indessen weiß ich doch so viel davon, daß sie in einem kleinen Berg befindlich ist, dessen Thonerde, wie bei den andern Minen, verschiedene Farben hat, und mit der, welche aus den Schächten von Natacon gezogen wird, viel Aehnlichkeit hat.

So sind die vier Minen des Landes Bambouc beschaffen, die von den Schwarzen bearbeitet werden, und deswegen am berüchtigsten sind, ob es gleich kein Zweifel ist, daß es hier noch mehrere Goldminen giebt; denn zu Guingoulu, zu Coba und zu Samarina sieht man Marigots die Goldschmergel mit sich führen; und da dieser Schmergel nur von den Bergen von Tambaoura, aus welchen diese Marigots entspringen, kommen kann, so läßt sich ganz natürlich schließen, daß diese Berge auch Goldminen enthalten.

Jedoch nicht blos Gold, sondern auch Eisenminen, die so reich sind, daß sie sich über die Oberfläche der Erde er-

ergießen, enthält das Land Bambouc. Das Eisen derselben, welches sehr fein, von vieler Dichtigkeit, und gut zu verarbeiten ist, hat einen förmlichen Silberklang, und läßt daraus vermuthen, daß bei einer Scheidung man Silber finden würde. Die Schwarzen verstehn recht gut, das Eisen zu schmelzen, und thun es täglich.

Die Minen dieses Landes liegen sehr tief, und da die Schwarzen die Geschicklichkeit nicht besitzen, dieselben zu bearbeiten, so bleiben so viele Reichthümer in der Erde gleichsam vergraben. Diese Minen müßten ausgehöhlt werden, und obgleich dieses viel Arbeit erfordert, so würde man doch schadlos dafür gehalten werden, indem blos der Schutt, wenn guter Gebrauch davon gemacht würde, die ganzen Kosten vergüten, ja noch einen großen Vortheil neben her gewähren würde.

Der Goldstaub, der in dem Schmergel angetroffen wird, entsteht aus den häufigen Ausgüssen der Goldschwefeldünste; denn diese Ausgüsse müssen eine Ursache haben, und diese kann keine andre seyn, als das von einer Lage Krystallmarmor und unreinen Azurstein eingeschlossene und eingepreßte Gold, durch welche Lage diese Dünste sich verkörpern und Zweige oder Adern bilden, und da dieser Dunst stets in seinem Lauf fortfährt, und die Thonerde, die er antrifft, ihn nicht zu verkörpern im Stande ist, so tritt er aus und bildet den Goldstaub.

Es ist zu verwundern, daß dieses Land, von dem es wirklich Schade ist, daß seine Reichthümer unbenutzt bleiben, noch nicht die Aufmerksamkeit der europäischen Mächte auf sich gezogen hat. Eine Unternehmung auf dasselbe würde eine der schönsten und einträglichsten unsers Erdkreises

seyn, und mit wenig Geld, mit fünfhundert Soldaten und einigem groben Geschütz würde man die Eroberung dieses Landes leicht machen, besonders wenn vorher die Oberhäupter durch Geschenke und gute Behandlung gewonnen würden, welches nicht viel Mühe kostete; auch hätte man nicht nöthig, wegen Unterhalt der Mannschaft Sorge zu tragen, indem das Land allenthalben die nothwendigsten Lebensmittel im Ueberfluß hervorbringt. —

Man darf nicht glauben, was einige Schriftsteller versichern, daß das Land Bambouc, blos wegen seiner Minen, vortreflich, außerdem aber ein unfruchtbares trocknes Land sey; vielmehr wird es allenthalben von einer Menge kleiner Flüsse durchwässert, die bei ihrem Austreten, welches alle Jahr in der Regenzeit geschiehet, die Erde befeuchten und düngen, und davon so viel Feuchtigkeit in der Erde zurück bleibt, daß die Käsebäume, Flaschenkürbisbäume, Tamarintenbäume, die schönsten Dornsträuche und viele andre Baumarten, die alle hier in ungeheurer Größe angetroffen werden, das ganze Jahr durch grün bleiben. Einige dieser Bäume tragen Früchte, die wegen ihrer Säure uns Weißen nicht behagen, von den Schwarzen aber, die daran gewöhnt sind, sehr gut gefunden werden. Auch giebt es hier so vortreflichen Honig, als vielleicht an keinem Ort in der Welt. So gemein derselbe hier ist, so verschwenden die Schwarzen denselben doch nicht, sondern heben ihn zum Verkauf auf, und sie würden diesen Handel zu einer ungemeinen Höhe bringen können, wenn sie Landbauverständige wären. Die Bienenkörbe werden gewöhnlicherweise auf Käsebäume, Flaschenkürbis- und Tamarintenbäumen gesetzt, und wenn sie gefüllt sind, weggenommen. Der Honig ist sehr weiß, allein da er durch die Hitze des Landes,

oder

oder durch die übele Zubereitung bald in Gährung kommt, so wird er gelb und mit Wachs so sehr vermischt, daß ihn die Weißen, wenn sie ihn gebrauchen wollen, erst filtriren müssen. Die Schwarzen essen keinen Honig, sondern bedienen sich dessen blos zu Zubereitung eines Getränks, Bedou genannt, von dem sie große Liebhaber sind, und welches auf folgende Art zubereitet wird. Sie lassen in einem großen Gefäße voll Wasser, das sie Canary nennen, und unsern irdnen Wasserkrügen ähnlich ist, ein wenig Hirsen aufkeimen; hierzu mischen sie verhältnißmäßig Honig, und setzen es acht oder zehn Tage der Sonne aus, wo es gähret und so stark wird, daß es leicht berauscht.

Da die Schwarzen leidenschaftliche Liebhaber der Milch sind, so findet man hier eine unglaubliche Anzahl Ziegen und Kühe, für die sie große Sorge tragen, indem hier der Aberglaube herrscht, daß durch die Vernachläßigung einer derselben auch die übrigen aus Verdruß sterben, und ihnen großes Unglück zuziehen würden.

Das Land hat vortrefliche Viehweiden, die mit sehr feinem Grase, welches die Ochsen mit Gierigkeit verzehren, bedeckt sind. Die Schwarzen sperren ihr Vieh nie in Wohnungen ein, sondern versammeln dasselbe in einer dem ganzen Dorfe zugehörigen gemeinschaftlichen Umzäunung, die Coraille genannt wird, und wo jeder das Recht hat, die ihm zugehörigen Kühe zu melken. Sie machen auch vortrefliche Butter, und bedienen sich derselben beim Reiß und Sanglet; auch reiben sie sich manchmal den Leib und die Haare damit, indem sie es nicht nur für eine Art Luxus halten, sich vom Kopf bis zu den Füßen mit Fett zu beschmieren, sondern auch behaupten, daß dieses Salben,

welches ihnen einen sehr ekelhaften Geruch giebt, ihre Kräfte unterhalte.

Es wächst hier auch eine Art Erbsen, welche unsern Pistacien vollkommen gleichen, und wenn sie im Ofen getrocknet werden, damit sie ihr Oehl von sich geben, wie Haselnüsse schmecken. Dieses Gemüse, welches die Schwarzen Guerte nennen, und wovon sie, vermischt mit Hirsen, eine große Consumtion machen, erweckt sehr vielen Appetit, und wächst in der Erde an seiner Wurzel, die eine Art hochgrüner Blätter, gleich dem Klee in Frankreich, treibt. Da ein einmal mit dieser Frucht besäetes Feld drei Jahre hinter einander geerndtet werden kann, ohne die geringste Arbeit weiter zu erfordern, so hat dieses Produkt für diese Völker, die lieber am Nothdürftigen Mangel leiden, als die Erde bearbeiten, um im Ueberfluß zu leben, einen unschätzbaren Werth, und kömmt ihrer natürlichen Trägheit sehr zu statten. Außer dieser Art Pistacien giebt es hier auch Erbsen, die unsern grünen Erbsen gleichen, und blos der Farbe nach, die röthlich ist, davon verschieden sind; imgleichen große runde Erbsen, die an Geschmack und Farbe den kleinen Feldbohnen gleichen, sehr leicht zu verdauen, und besonders mit Fleisch sehr gut zu kochen sind; auch trifft man weiße Bohnen hier an, die wie unsre weißen welschen Bohnen schmecken.

Vom Waizen und dem übrigen Getraide, woraus in Europa das Brod gebacken wird, wissen die Schwarzen nichts, ob es gleich kein Zweifel ist, daß dieses auch hier im Ueberfluß fortkommen würde.

Das türkische Korn, von dem es unbekannt ist, ob diese Völker dasselbe durch uns kennen lernten, oder ob wir es von ihnen bekommen, ziehen die Schwarzen in großer

Menge,

Menge, und machen das Couscou davon; indessen, damit sie die Mühe ersparen es klein zu stoßen, essen sie es am gewöhnlichsten, wenn es noch nicht zur Reife gekommen und noch keinen Balg hat, wohl am Feuer geröstet, als welches ein herrliches Mahl für sie ist.

Der Neger gewöhnliche Nahrung ist der Couscou und der Sanglet. Ersterer wird aus Hirsenmehl, das von der Kleye gesondert und mit einer Art von Schwinge gereinigt ist, gemacht. Je feiner dieses Mehl ist, um so lieblicher schmeckt der Couscou, der hier statt des Brods dient, und auf folgende Art zubereitet wird. Man mischt pulverisirte Blätter des Flaschenkürbisses unter dieses Mehl, wodurch dasselbe vermittelst starken Herumrührens körnig wie Sand wird, welches vermuthlich von der Vermischung der pulverisirten Blätter, die sehr klebricht sind, herrührt. Es wird hierauf mit Fleischbrühe angefeuchtet, und sobald die Mehlkörner diese Brühe eingesogen haben, wird das Fleisch darunter gemengt, welches Gemengsel den Weißen anfangs widerlich vorkömmt, mit der Zeit aber ihnen wohlschmeckt und für sie um so zuträglicher ist, weil es eine gesunde und nahrhafte Speise ist, die nie aus dem Magen aufstößt, oder Unverdaulichkeiten verursacht, und sogar Kranken gegeben werden kann.

Der Hirsen, der hier wächst, ist von zweierlei Art, und wird von den Schwarzen in den großen und kleinen Hirsen eingetheilt, davon der erste diesem Lande eigen zu seyn scheint, indem ich ihn wenigstens nirgends, als bei diesen Völkern, angetroffen habe, und der andre dem Hirsen, womit wir die Vögel füttern, gleicht. Letztrer wächst, ungeachtet der schon oft erwähnten unmäßigen Faulheit der Schwarzen, hier in großer Menge.

Die Schwarzen wissen das Austreten der vielen kleinen Flüsse, wovon dieses Land durchwässert wird, und die meistens aus lebendigen Quellen entspringen, wie zum Exempel der Marigot des platten Felsen, der seinen Ursprung auf dem Gipfel eines sehr hohen Berges hat, sehr gut zu benutzen, indem sie nemlich an den Orten, die der Ueberschwemmung am meisten ausgesetzt sind, Reiß säen, welcher Reiß so schön ist, als der aus der Levante, und dessen Halme, wie schon erwähnt worden, so hoch wachsen, daß sie sechs Fuß über einen Mann zu Pferde reichen. Die Schwarzen bedienen sich dieses Strohs, ihre Hütten damit zu decken, und flechten acht Fuß breite und dreißig bis fünf und dreißig Fuß lange Matten daraus.

Es hat aber dieses Land durch die feindlichen Einfälle und vielmaligen Verheerungen der Cassonen sehr viel gelitten, und war vorher noch weit schöner; und ich begreife deswegen nicht, was die Schriftsteller authorisirte, eine so reiche und fruchtbare Gegend in eine trockne und unfruchtbare Wüste zu verwandeln; denn kann man wohl ein Land unfruchtbar nennen, das Bäume von erstaunender Größe, alle Arten Gemüse, den schönsten Reiß hervorbringt, und das dem Vieh die herrlichsten Weiden gewährt?

Die Mandingoes, die Bewohner des Landes Bambouc, benutzen die Fruchtbarkeit desselben sehr wenig, und begnügen sich blos mit dem Nothwendigsten. Müßiggang und Ruhe ist ihre höchste Glückseligkeit. Sie sind vielleicht die einzigen Schwarzen, die sich nicht unter einander verkaufen, und man findet fast gar keine Sklaven unter ihnen, so nöthig sie dieselben auch zum Bau der Minen und Felder hätten. Gefangenschaft ist ihnen ein Gräuel, und keiner der Könige in dem ganzen Bezirk dieser Landschaft hat das

Recht Sklaven zu machen, sondern die Sklaven, die sie etwa haben, bekommen sie aus Bambaranna, von den Kaufleuten Guyangars, welche hier durch nach den Gambiefluß oder nach Galan gehen. Der gewöhnliche Preis eines Sklaven ist hier, in Gold bezahlt, zehn Drachmen.

Da das Land alle Nothwendigkeiten des Lebens hervorbringt, so treibt das Volk von Bambouc sehr wenig Handel mit seinen Nachbarn.

Die Bewohner von Bambouc bekennen sich zur mahometanischen Religion, das heißt, sie wissen den Namen Mahomet, jedoch dulden sie keine Marabour (eine Art Priester) unter sich, und der Gebrauch des Gebets und des Salam ist ihnen auch unbekannt. Sie verlangen sich auch nicht darin zu unterrichten, sondern scheinen sogar alle Gelegenheiten, etwas zu lernen, zu vermeiden.

Der Tanz ist ihre einzige Uebung, und besteht bei ihnen in einer Art wüthender Bewegung bei dem lärmenden Getöse von vier oder fünf Trommeln, die sie in einer Art von Tonmaaß schlagen.

Die Bamboucer leben nicht blos in einer Art politischer, sondern auch religiöser Unabhängigkeit, indem sie sich ihrer Religion in weiter nichts unterwerfen, als in der Beschneidung, die an Kindern, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, und zwar nur deswegen vollzogen wird, damit sie die Freiheit haben, sich zu verheirathen; denn es würde bei ihnen ein großes Verbrechen seyn, wenn ein Knabe oder Mädchen sich dem Vergnügen der Liebe überließe, ohne beschnitten zu seyn. Die Beschneidung aber scheint ihnen die Freiheit zu geben, sich diesen Ausschweifungen zu überlassen, ohne Gewissensbisse darüber zu haben,

oder dem Tadel ausgesetzt zu seyn. Bei dieser Ceremonie, welche jährlich einmal vorgenommen, und mit den Knaben angefangen wird, verrichtet an andern Orten ein Maraboux die Operation des Beschneidens; da aber die Bamboucer so klug sind keine Maraboux zu haben, so ist die Ehre der Verwaltung des Priesterthums dem Herrn des Dorfs vorbehalten.

Ein großes Getöse von Trommeln und andern Instrumenten macht den Anfang der Ceremonie. Es wird ein Ochse geschlachtet, den der Herr des Dorfs kauft, und von dem Jedermann zu essen erlaubt ist. Nach geendigter Mahlzeit zieht das Volk in einer Art von Prozession nach dem Ort, wo die Operation vorgenommen wird; die Instrumentenspieler voran, hierauf folgen Mädchen und Knaben paarweise, und auf diese alle Einwohner des Dorfs, die ein gräßliches Geschrei machen. Sobald sie angelangt sind, theilen sie sich in zwei Haufen, die Knaben auf die eine, die Mädchen auf die andre Seite, und das Oberhaupt des Dorfs erscheint mit einem Messer in der Hand zur Abschneidung der Vorhäute, welche auf das sorgfältigste in ein Gefäß aufbewahrt, und von dem Oberhaupt mit großer Ehrfurcht in die Erde vergraben werden. Ein gleiches geschieht auch mit dem kleinen Theil, dessen er die Mädchen beraubt.

Die Beschnittenen, Mädchen sowohl als Knaben, dürfen vierzig Tage lang nach dieser vorgenommenen Ceremonie nicht nach Hause kommen, sondern müssen in den Feldern herumirren, wo sie das Recht haben, sich aller Orten, nur nicht bei ihren Angehörigen, Essen zu holen. Da während dieser Zeit die Knaben und Mädchen auch keine Gemeinschaft mit einander haben dürfen, so laufen,

um

um diese Gemeinschaft zu verhindern, einige als Hexenmeister berüchtigte, mit Thonerde beschmierte, und mit Baumzweigen umhüllte Schwarze, Mamarambaux genennt, mit einer Peitsche in der Hand umher, und verfolgen die Knaben und Mädchen, und bedienen sich, wenn sie selbige erwischen, ihres Amts auf eine sehr unsanfte Weise, und zwar zur großen Zufriedenheit der Eltern, welche besondre Sorge tragen, die Mamarambaux, während der ganzen Zeit, daß ihre Kinder die vorgeschriebene Enthaltsamkeit beobachten müssen, recht gut zu füttern und zu pflegen.

Ein Bamboucer hat nach Verhältniß seines Vermögens mehr oder weniger Weiber, und braucht man eben nicht sehr reich zu seyn, um eine Frau zu nehmen, indem es genug ist, wenn ein Mann seiner Verlobten ein indisches Tuch, ein Halsband von Glaskörnern und einen Korb mit Hirsen geben kann, als um welchen Preis man selbst eine Königstochter erkauft. Die Einwilligung der Partheien und das Geschenk ist alles, was zur Verheirathung erfordert wird; und ist der Akkord geschlossen, so begiebt sich die Frau in des Mannes Hütte, gießt, indem sie sich herabneigt, Wasser über seine Füße, die sie hernach wieder abtrocknet, und in diesem geringen Merkmal von Unterwürfigkeit besteht die ganze Heirathsceremonie dieser Völker, die bei derselben keine Maraboux nöthig zu haben glauben.

Die Weiber eines Mannes, wenn er mehrere hat, wohnen, um allen Zwist unter ihnen zu vermeiden, jede in einem besondern Zimmer; genießen ihr Vermögen jede für sich; tragen jede für ihre Kinder insbesondere Sorge; und bereiten auch wechselsweise das Essen für ihren Mann,

der

der nie mit ihnen ißt, wöchentlich eine um die andre besucht, und, um keinen Anlaß zur Eifersucht zu geben, so klug ist, keiner derselben weder durch Geschenke, noch auf andre Art einen Vorzug merken zu lassen. Wenn auch eine Frau arbeitsam ist, und sich durch Goldwaschen und dergleichen ein Vermögen erwirbt, so gestattet ihr der Mann doch keinen größern Luxus, als den übrigen Weibern, und sie kann keinen andern Gebrauch von ihrem Vermögen machen, als daß sie mit ihren Kindern besser lebt.

Weiber und Mädchen überlassen sich hier für eine Kleinigkeit dem ersten dem besten, ohne daß es ihrer Ehre nachtheilig wäre. Nur bei den Weibern hat es die üble Folge, daß es auf den Mann eine Schande wirft, der sich jedoch auf keine andre Art rächen kann, als die Frau, mit Beibehaltung der Kinder, wegzujagen, und seine Klage in dem Bentaba anzubringen, wo der Buhler verurtheilt wird, dem beleidigten Mann einen Ochsen zu bezahlen, oder zu dessen Nutzen ausgeplündert zu werden. Dieses ist die einzige Strafe des Ehebruchs, welcher aber der Frau nicht hinderlich ist, sogleich einen andern und zwar manchmal weniger strengen Ehemann zu finden.

Die Bamboucer sind so wenig kriegerisch, daß sie sich nur im äußersten Nothfall der Waffen bedienen, und lieber Land und Güter verlassen, ehe sie handgemein werden. Nichts beweißt dieses mehr, als ihr Krieg mit den Cassonen, die, vier oder fünfhundert Mann stark, sie alle Jahre ohne den geringsten Widerstand ausplündern und ihr Land mit Feuer verheeren, ungeachtet die Cassonen keiner andern Waffen sich bedienen, als die Bamboucer, nemlich der Pfeile, die mit dem Safte der Wolfswurzel, welche hier im ganzen Lande angetroffen wird, vergiftet sind; diese

Pfeile

Pfeile bestehen aus einem Rohrstab, an dessen Ende ein spießförmiges Eisen befestigt ist, und kennen sie den Gebrauch befiederter Pfeile nicht, und bedienen sich auch des Bogens auf eine von allen Völkern verschiedene Art, indem sie denselben bei der Mitte dergestalt fassen, daß das äußerste Ende des Bogens wider die Erde gestützt ist.

Blos mit diesen Waffen ziehen die Bamboucer jährlich, in großer Anzahl versammelt, wider die wilden Schweine und reißende Thiere zu Felde, die sich auf keine Art zur Wehre setzen, und von ihnen mit großer Geschicklichkeit erlegt werden. Dieser Geschicklichkeit, den Bogen zu führen, bedienen sich aber die friedlichen Bamboucen nicht wider ihre Feinde, sondern ziehen sich auf die erste Nachricht vom Anmarsch derselben in ihre Felsen von Tamboura, welche für Leute, die diese Gegend nicht genau kennen, unzugänglich sind, zurück. Man kann hieraus abnehmen, wie wenig fünf oder sechshundert wohl bewaffnete und mit Steinstücken und Granaten versehene Weiße hier zu befürchten hätten, und daß sie sich die ganze Landschaft ohne einen Schwerdtstreich unterwürfig machen würden.

So wenig die Bamboucer für den König eingenommen sind, so wenig sind sie es auch für die Künste, und es giebt unter ihnen nur zwei Arten Handwerker, einen Schmidt und einen Sapater, davon der erstere das Eisen blos mit einem Hammer und einem Blasbalg bearbeitet, und mit diesen einzigen Werkzeugen Messer in Gestalt eines Dolchs, Beile und Instrumente die Erde damit aufzukratzen, denn mehr thun sie nicht, weil sie zu schwach sind, und nicht über zwei Finger breit in die Erde eindringen, verfertigt.

Der

Der Sapater ist ein Lederarbeiter, und bereitet dasselbe mit faulen, von dem Saamen eines gewissen inländischen Baums, dessen Namen ich vergessen habe, rothgefärbten Wasser. Diese Handwerker verfertigen auch für Männer und Weiber die sogenannte Gris Gris, denen die Schwarzen die Kraft Krankheiten zu heilen, wider Verwundungen zu schützen, und künftige Dinge vorher zu wissen, beilegen; und geht ihr Aberglaube in diesem Stücke so weit, daß sie den Verlust oder die Geringschätzung ihrer Gris Gris für das größte Unglück halten, das sie betreffen kann; nur gegen die Weißen glauben sie, daß dieselben ihre Kraft verlören, als welche sie für noch größere Hexenmeister halten, und versichern, wir besäßen die Macht ihre Gris Gris dermaßen zu bezaubern, daß sie unsre Feinde nicht vor unsern Kanonen, Granaten und Säbeln in Sicherheit setzen könnten.

Nichts bringt sie mehr in Furcht, als unsre Artillerie, deren bloßer Knall sie mit allen Merkmalen des Entsetzens in die Flucht treibt.

Da sie so schreckliche Wirkungen von den Kanonen sehen, ohne die Ursachen begreifen zu können, so behaupten sie, dieselben seyen keine Kriegsinstrumente, sondern Maschinen, Felsen damit zu zertrümmern, Waldungen niederzureißen und Elephanten zu tödten. Was würden sie sagen, wenn sie einige Bomben werfen und Minen springen sähen?

Dieses unwissende, aber doch gutherzige Volk, gewinnt unsre Achtung, durch seine Sittlichkeit und Genauigkeit die Pflichten der Gesellschaft zu erfüllen. Sie besitzen eine einnehmende Sanftmuth, haben einen Abscheu vor Fluchen und Eidschwüren, wiederholen oft die Maxime:

andern

andern nicht zu thun, was man sich selbst nicht gethan wissen will; haben den Glauben, die Guten erhielten nach dem Tode durch den Mahomet, den sie keinesweges für einen Gott, aber für einen sehr vertrauten Freund des Allerhöchsten halten, eine Belohnung, und, was an ihnen noch mehr Bewunderung verdienet, ist ihre Liebe zur Gastfreiheit, indem sie Niemanden dieselbe versagen, weswegen auch nie ein Schwarzer Mangel am Nothdürftigen leidet. Ein Reisender geht in das erste Haus, das ihm vorkommt, grüßt den Hausherrn, und setzt sich mit ihm zum Essen. Nach geendigter Mahlzeit kehrt er sich mit diesen Worten an den ihm mit freundlichen Angesicht entgegenkommenden Wirth: bißimalaye, laye, inlalaye amarada, souarallaye, das heißt, ich danke dir Bruder, Mahomet wird dich segnen; und mit diesem Hülfsmittel durchwandert er ein unermeßliches Land, ohne je an etwas Mangel zu leiden.

Die Unabhängigkeit und der Müßiggang, worin sie leben, vorzüglich aber ein gewisses Mißtrauen, das sie gegen die Weißen haben, verleitet sie manchmal gegen uns schelmisch zu seyn, indem sie alle die an uns begangenen Diebstähle als geschickte Streiche und als ein mit allem Recht erworbenes Gut betrachten; weswegen sie auch, wenn sie uns etwas genommen haben, sagen, sie hätten es gewonnen, und sind schwer dahin zu bringen, es wieder heraus zu geben.

Ihre Ergötzlichkeiten bestehen im Tobacksrauchen, im Tanzen und in Mährchen erzählen unter dem Bamba, welches letztere ihr Hauptvergnügen ausmacht.

Vor den häufigen feindlichen Einfällen der Cassonen trieben die Bamboucer einen beträchtlichen Handel mit Vieh und Gold, das sie theils nach Galam und theils nach

Gambie verkauften; aber seit die Cassonen ihr Land verheerten, wagen sie es kaum mehr dasselbe zu verlassen, um ihr Gold, ihre Ochsen und ihre Ziegen zu verkaufen. Sie sind beständig in Furcht, einigen Cassonen zu begegnen, die nicht unterlassen würden, sie zu berauben; und blos vor diesen ihren Einfällen geschützt zu seyn, wünschen sie Kanonen und Weiße zu haben.

Heut zu Tage schränkt sich der ganze Handel hier auf zwei Artikel ein, nemlich auf indische Tücher und Salz, nach welchen beiden Stücken dieses Volk sehr trachtet. An den Orten, wo die Negers in den Minen arbeiten, verkaufen sie die Lebensmittel unter sich nicht anders als gegen Gold, statt daß sie in den andern Cantons für kleine Glaswaaren erhandelt werden.

Ungeachtet die Schwarzen von Bambouc ihre Minen schlecht bearbeiten, viele Zeit und Mühe mit dem Goldwaschen, wodurch sie doch nur wenig Gold erhalten, verlieren, so treiben sie doch einen beträchtlichen Handel mit diesem Metall, und alles Gold, womit unten am Gambiefluß gehandelt wird, kommt aus Bambouc, und wird durch die Kaufleute Guyangars, welche ihnen Tücher aus Gambie, manchmal Pulver, und zuweilen kleine Glaswaaren dagegen geben, dahin gebracht. Demungeachtet geben die Bamboucer ihr Gold, welches sie aus Eigensinn, oder weil sie dessen Werth kennen, sehr lieben, ungerne weg, und so viel Anzügliches unsre Glaswaaren auch für sie haben, so schonen sie zwar ihre Lebensmittel nicht, aber Gold geben sie doch niemals dafür, als welches sie blos gegen verarbeitete Silberplatten, schwarze Leinwand und Tücher aus Senegal, die hier besonders gesucht werden, austauschen; weswegen auch ihre Weiber den Putz, den sie sich blos

durch

durch Gold anschaffen können, und der vorzüglich in einer viereckigten, aus zwei Stücken zusammengesetzten Silberplatte, und einigen Schnüren langer Korallen besteht, mit größter Sorgfalt aufheben.

Des Handels mit indischen Tüchern haben sich die Bondouer, welche alle Jahre, wenn die Arbeit in den Minen vorbei ist, nach Bambouc kommen, gleichsam bemächtigt. Diese bauen zu Hause Wolle in großer Menge, welche sie während der Regenzeit verarbeiten und hernach an die Bamboucer verkaufen; und haben diese Kaufleute zwei Arten indischer Tücher, davon die einen aus sieben Streifen bestehen, und ungefähr zwei Ellen lang und einen halben Fuß breit sind, welche sie an die Weiber, die sich damit den Unterleib bedecken, für eine Drachme Gold verkaufen. Von den andern, die für den Gebrauch der Männer bestimmt, und gröber sind, giebt der Kaufmann fünf Streifen fünf Daumen breites und anderthalb Ellen langes Tuch für achtzehn Drachmen Gold.

Das übrige Gold, welches nicht durch den jährlichen Einkauf indischer Tücher und des Weiberputzes aus dem Lande gegangen ist, bringen die Mohren durch ihr Salz, welches sie nach Galam verführen, und das von den Bamboucern außerordentlich hoch gehalten wird, an sich.

So ist die getreue Schilderung dieses Landes. Es verdient ohne Zweifel die Aufmerksamkeit des Staatsmannes. Aber jeder Rechtschaffene wird sich nie den Gedanken einer Eroberung erlauben, denn wie bald würdet ihr, würdige Bewohner von Bambouc, durch unsern Besuch das Unglück kennen, und eure sanften Tugenden mit Lastern vertauschen.

V.

Beschreibung der Insel Celebes.

(Neue Länder- und Völkerkunde. Leipzig 1790.)

Celebes liegt zwischen einem Grad und dreißig Minuten nördlicher, und fünf Grad dreißig Minuten südlicher Breite. Von Westen nach Osten erstreckt sich diese Insel auf fünf und vierzig Meilen. Ihr gegen Norden liegen die Philippinischen, und westwärts die Sundaischen Inseln, oder Java, Borneo und Sumatra. Gegen Osten die Molucken, und gegen Süden die Inseln zwischen Timor und Java, die von den Holländern ebenfalls des Handels wegen besucht werden. Die holländische Regierung von Macassar erstreckt sich über alle die Contoirs, welche die ostindische Compagnie auf der Westküste von Celebes besitzt. Dieser Theil der Küste heißt auch eigentlich Macassar. Die Contoirs auf der Ostküste gehören unter dem Gouverneur von Ternata, und dieser Theil der Insel wird eigentlich unter dem Namen Celebes begriffen. Die Insel hat eine hufeisenähnliche Form, und diese macht der südliche Meerbusen, oder die Bucht von Bony, mit dessen westlichen Ufer ich die Beschreibung der Küste anfangen will.

1) Lochoe, ein kleines Reich mit Bony verwandt, liegt im Innersten des Meerbusens.

2) Soping,

2) Soping, südwärts eilf Meilen davon, steht mit Bony im Bunde.

3) Fünf Meilen weiter gegen Süden, liegt Bony, der Hauptort des mächtigsten Reichs, welches nebst Macassar auf der Westseite die andern theils bezwungen, theils zu Bundsverwandten gemacht hat, und Landeinwärts nahe bei derselben ein Meer, mit Namen Tempe. Aus selbigem entspringt der Fluß Tjenrana, und an seinen Ufern ist eine Stadt erbauet, die von ihm den Namen führt. Hier hält der König von Bony seinen Hof, wenn er die innern Provinzen seines Reichs besucht.

4) Am südlichen Ende dieser Bucht liegen die südlichen Dependenzen der ostindischen Gesellschaft. Poelebanking und Gilsson, nebst den Residentschaften Boele-Combe und Bonthain, imgleichen die Insel Saleier und einige kleinere.

5) Das kleine Reich Turatto.

6) Nun folgt das Macassarische Reich, eigentlich Mankasar genannt. Die Könige desselben hatten sonst ihren Sitz im Schlosse Panakete in der Stadt Sambodipo. Seitdem dies aber 1667 erobert worden, bauten sie die Stadt Goah, die zwei Meilen von dem holländischen Kasteel Rotterdam liegt, aber von den Holländern 1779 ebenfalls zerstöhrt wurde.

7) Die der niederländischen Compagnie hier zugehörige Festung heißt Rotterdam. Das dabei gelegene Dorf Vlaardingen, war sonst die Stadt Macassar, welche die Holländer 1667 einnahmen.

Bontaback liegt nur eine halbe Stunde von der Festung und ist die Residenz des Königs von Bony, wenn er sich in der Nachbarschaft der Küste aufhält.

8) Wadjo oder Toadjo gegen Norden, von Bony aber landeinwärts, wird von vierzig Fürsten regieret, aus welchen ein Oberhaupt für den Krieg, und ein anderes für die bürgerliche Ordnung und Sicherheit erwählt wird. Der erste heißt in der Landessprache Patara, und der letzte Patenrang.

9) Zwischen diesem Staat und den nordlichen Provinzen der Compagnie, liegen noch verschiedene kleine Reiche, die theils von Bony, theils von Macassar abhängen. Zu den holländischen Besitzungen gehören 370 Negereien, oder blos von Eingebornen bewohnte Ortschaften, die von den Compagnieposten, Maros, beschützt werden, wo sich ein Resident aufhält.

Bei Cayely fangen die Besitzungen des Königs von Ternate an, welche die ganze östliche und nordliche Hälfte von Celebes einnehmen.

1) Cayely ist eine große Bucht, an welche die Länder von fünf und zwanzig kleinen Königen gränzen, von denen der König von Tabaly der vornehmste ist.

Dondo, Tontoly, Bowl und Caudipan haben viel Sago, auch Goldminen, die bis zwölf und funfzehn Faden tief bearbeitet werden.

2) Die Magonder, deren vornehmstes Dorf Salamadongan ist, bearbeiten auch Goldminen.

3) Von

3) Von allen dortigen Fürsten ist der König von Boelan der mächtigste auf der ganzen Nordküste, und er besitzt sehr einträgliche Goldminen.

Sechszehn Meilen von hier liegt Manado, wo die niederländische Gesellschaft ein Fort hat, Namens Amsterdam. Es ist 1703 erbauet, und 30 Meilen davon hat man erst kürzlich die Goldminen von Papasatoe zu bearbeiten angefangen, die aber nicht tiefer als sechs Faden gegraben werden.

Die Einwohner dieser Küste von Celebes schätzt man auf 55066 Seelen, unter denen 17000 streitbare Mannspersonen befindlich seyn sollen.

4) Von Manado gegen Süden liegt Gorontalo an einem Flusse, der ziemlich viel Goldstaub liefert. Hier hält die niederländische Compagnie ebenfalls ihren Residenten. Weiter gegen Süden bis an die Bucht Tamboceo wohnen die Biadjos,*) ein wildes Volk, das man auch in Borneo und andern benachbarten Inseln antrifft, und wie hier die Sage geht, in ältern Zeiten von Java ver-

*) Sie nennen sich selber Oran Badschu, und sind Mahometaner, die aber der Fischerei wegen keinen festen Wohnsitz haben, sondern bald hier bald dort sich auf den Küsten von Celebes und der benachbarten Inseln niederlassen. Ihre bedeckten Böte sind meistens ihre Wohnungen. Ursprünglich sollen sie von Johore, welches an der östlichen Einfahrt der Straße Malacca liegt, gekommen seyn. Vielleicht hat der Verf. dieses Aufsatzes über Celebes, Johore mit Java verwechselt. v. Forrests Voyage to new Guinea p. 372. Sie reden eine besondre Sprache, und leben beinahe ohne alle Regierungsform. Auf Borneo nennt man das Volk auch Dajacken.

jagt seyn soll. Ostwärts der Bucht von Tambocco, wo die Wohnorte der Bladjos anfangen, und sich bis an den Meerbusen Tambocco erstrecken, liegen die Inseln Pantjana. Sie haben viel Holz, liefern auch viele Sklaven, und waren sonst dem König von Ternate unterworfen. Jetzt erkennen sie den König von Buton als Oberherrn, der mit der Compagnie im Bunde steht, und jährlich Gesandten an sie absendet.

Die Berge von Celebes, welche Gold enthalten, und bei denen von den Eingebornen Gold gewaschen und gegraben wird, nehmen auf der Höhe der südlichen Seite von Boelang und an der nordlichen von Mogondo ihren Anfang und streichen von hier bis Dondo und den Meerbusen Domini. Auf der Höhe, wo die Küste von Celebes einen schmalen Hals macht, und das Gebirge so niedrig läuft, daß man in einem halben Tag von einem Strande zum andern kommen kann, ohne sich eben zu ermüden, da endigen sich die goldbringenden Berge. Denn hinter Parigy und Tamperana, auf der ganzen Seite von Celebes findet man bis nach Macassar keinen einzigen Platz, der Gold enthielte.

Ob nun zwar zwischen beiden angeführten Strecken von Bulang, bis zum Meerbusen Bulang Tamini schon sehr viel Goldwerke entdeckt sind, und wirklich bearbeitet werden, so ließen sich doch gewiß noch viel mehrere auffinden. Nur der große Mangel an Menschen in der Nachbarschaft der Goldberge, und der dort herrschende Aberglaube ist schuld, daß nicht alle bearbeitet werden. Denn sie wagen es nicht, selbst die goldhaltigsten Gegenden zu untersuchen, ehe nicht ein Wahrsager, dessen Kunst darin besteht, einen gewissen Vogel zu bemerken, und dessen

Stimme auszulegen, dahin allein und ohne alle Begleitung vorausgesandt worden. Dieser muß vorher die nöthigen Vorbereitungen machen, und vorzüglich den Vogel fragen, ob viel Gold an dem Orte anzutreffen sey, ob die Goldgräber auch wohl von Krankheiten befallen werden, ob wohl Berggeister die Arbeiter bei ihren Geschäften hinderlich seyn, oder gar zuweilen das Gold vor den Augen der Gräber verbergen möchten.

Wenn der Vogel auf alle diese Fragen erwünschte Antwort gegeben, dann muß der Wahrsager oder Talenga, so heißt er in ihrer Sprache, die Geister, die das Gold bewachen, durch allerhand Opfer und Gaben zu gewinnen suchen. Hierauf müssen erst einige wenige Gräber die Arbeit anfangen, welche nach Verlauf der Tage, die der Vogel bestimmt hat, allmählich vermehrt werden. Giebt aber der Vogel eine verneinende Antwort, dann untersteht sich kein Einwohner ein einziges Loch auch nur einer Spanne tief zu graben, und die Goldstrecken bleiben unbenutzt liegen.

Noch eine andere Ursache, daß so weitläuftige und reiche Minen so wenig Gold geben, liegt in der großen Abneigung, welche die Einwohner von Gorondalo und Limbot in deren Lande die besten Minen gefunden werden, gegen alles Goldgraben hegen, und darum daß ihnen gerade Werkzeuge fehlen, die doch unumgänglich zum Bergbau erfordert werden.

Die Art wie diese Goldminen bearbeitet werden, will ich nun beschreiben, so wie ich solche bei Popajatn beobachtet habe, wo man erst vor einem Monate die Arbeit angefangen hatte. Dieser Ort liegt 30 Meilen

von Gorondalo. Sobald die Einwohner in die Gegend gelangen, die ihnen der Wahrsager angewiesen, so berathschlagen sie sich vorher erst mit dem Vogel, welchen Platz sie zum Goldgraben wählen wollen. Hierauf suchen sie das Wasser aus den Flüssen nach dem Ort zu leiten, wo sie graben wollen. Hier muß ich noch anmerken, daß die Einwohner nie ihre Goldgräberei anfangen, wofern sie nicht Wasser nach ihrer Goldgrube leiten können. Denn dies ist nöthig, um die Erde und den Leim abzuspülen, damit die Steine und der feine goldhaltige Sand allein zurückbleiben. Kann das Wasser etwa nicht über den Fleck, wo sie graben, geleitet werden, oder liegen zwischen selbigem und dem benachbarten Flusse, Thäler, so machen sie eigene Leitungen von ausgehölten Wacken-Bäumen, die überall in Menge wachsen, und unterstützen diese mit abgekappten Stämmen. Sobald das Wasser nach der Goldgrube geleitet worden, so fängt die Mannschaft an zu graben, diese besteht bald aus acht, aus zehn oder zwanzig Arbeitern, und gräbt ein Loch von zwanzig bis vierzig Fuß ins Gevierte. Sie lassen hierauf die Erde so lange das Wasser Abfluß hat, durch beständiges Umrühren mit dem Wasser ablaufen. Ist die Grube aber schon so tief, daß das Wasser nicht mehr frei ablaufen kann, so müssen sie es ausschöpfen, bis sie auf den Steingrund kommen. Diese Steine werden innerhalb der Grube, doch ohne Kalk, auf einander gelegt, um statt Mauer zu dienen, und die Grube gegen Einsturz zu verwahren. Wird die Grube sehr tief, so stützen sie diese Steinwand auch wohl mit Balken. Unter den Steinen habe ich bisweilen Stücke gefunden, die drei bis fünfhundert Pfunde wiegen, und welche die armen Goldgräber, ohne alle andere Werkzeuge, als einige Bäume, blos mit ihren Händen aus der

Grube

Grube herausarbeiten müssen. So bald nun aber Erde, Leim und Steine aus der Grube gefördert worden, und sie auf schwarzen Sand (das sicherste Zeichen, daß hier Gold vorhanden, und den sie die Mutter vom Golde nennen) stoßen, so wird dieser oder die mit dem schwarzen Sand vermengte Erde in besondern Körben herausgeschaft. Mit diesen setzen sie sich am Wasser, nehmen eine Handvoll heraus, und legen dies auf ein rundes hölzernes Brett, welches Dulang genannt wird. Es enthält etwa achtzehn Zolle im Durchschnitt, und ist in der Mitte etwas ausgehöhlt. Gerade in der Mitte, wo das Brett am dicksten ist, bringen sie ein kleines Loch an, das mit einem Deckel versehen wird. Ist nun das Wasser nebst dem Sande durch die Bewegung ihrer Hände von dem Dulang abgespühlt, so bleibt das Gold wegen seiner Schwere auf demselben liegen, und wird von ihnen in dem mittlern Loche aufbewahrt, bis selbiges voll ist. Sie legen hernach die Goldkörner an Feuer, um sie zu trocknen, blasen den darunter noch etwa befindlichen Sand weg, und verwahren ihren Schatz in Bamburöhre.

Eine andere Art Gold zu gewinnen besteht darin, daß sie an der Seite eines Berges oder Hügels in der Nachbarschaft eines Flusses graben. Alsdenn säubern sie zuerst einen Platz am Ufer, tragen die Flußerde dahin, und spülen das Ungold ab, worauf der schwarze Sand nebst den Goldtheilchen liegen bleibt. Nachdem sie nun die Steine herausgearbeitet haben, so waschen sie das Gold auf die vorher angeführte Art auf dem Dulang heraus. Dies ist die leichteste Art Gold zu gewinnen, und so lange sie sich derselben in den goldhaltigen Gegenden bedienen können, geben sie sich nicht leicht mit dem Ausgraben der Erde und Steine ab.

Nach eine andere Methode ist blos in den neuentdeckten Minen, wie in Popajatu üblich. Sie gehen nemlich mit einem Korb auf dem Rücken, und einem spitzen wie ein Meißel geformten Eisen in der Hand längst dem Fluß und suchen in den Ritzen der Klippen und des Ufers umher. Sie finden hier auch wohl Goldstücken, die zwei, drei und mehr Realen *) am Gewicht betragen.

Die Art das Gold zu gewinnen, ist bei allen Völkern dieser Küste dieselbe, nur daß sie an einigen Orten nur zehn oder eilf Fuß tief graben, an andern hingegen zwölf und mehrere Klafter tief in die Erde arbeiten, und ihre Gruben wie in Europa gegen das Einstürzen mit Planken und Balken sichern müssen. In den Goldwerken, wo sie so tief graben, müssen sie ihre Arbeit bei Licht verrichten.

Ich habe gefunden, daß die Felsen, am Ufer der Flüsse, und selbst die meisten Steine, welche sie aus der Erde herausholen, da wo das Gold von gutem Gehalt ist, wie in Popajatu, Ankahulu und Tamallas meistens ein blaues oder auch gelbes Ansehen haben, so daß man Farbe daraus bereiten könnte, und sehr mürbe sind. Hingegen ist das Gestein in den Gegenden, wo das Gold von schlechtem Gehalt gefunden wird, meist von grauer und weißer Farbe, aber auch eben so zerbröcklich wie Kalkstein.

Wenn man eine neu aufgefundene Goldmine zu bearbeiten anfängt, so suchen sie ehe noch die Erde ausgegraben wird, hin und wieder in dem benachbarten Fluß, rühren

*) Real ist ein Goldgewicht in Batavia und den benachbarten Inseln. In der niederländischen Hauptstadt hält ein Mark neun Realen, und ein Real 48 Stüber.

rühren den Sand um, nehmen die Steine weg, und finden häufig Goldkörner von etlichen Realen an Gewicht, die wahrscheinlich durch Regengüsse von den Bergen abgespült wurden.

Die Werkzeuge, welche von diesen Goldsamlern gebraucht werden, bestehen eigentlich nur in einem länglichten spitzigen Eisen, in der Form eines Brecheisens, von anderthalb Fuß lang, und zwei Zoll dick, mit einem sehr langen Stiel. Die sich mehrere anschaffen können, haben auch eine eiserne Hacke, ein Beil, einen Dulang, den sich ein jeder selbst verfertigt, und ein kleines Schächtelchen für das Gold.

In allen Goldbergwerken, vorzüglich in denen, die weit von der Meeresküste entfernt sind, als Popajatu, Ankahulu und Pogiama ist es vor Aufgang und nach dem Untergang der Sonne empfindlich kalt. Daher stehen die armen Arbeiter sehr viel aus, die von Morgen bis zum Abend im Wasser sitzen müssen, so das Abends nach geendigter Arbeit ihr ganzer Leib ganz weiß mit Salpeter bedeckt ist.

Wenn in den Goldwerken gearbeitet wird, ist das Wasser des Flusses sehr trübe, und von einer rothgelben Farbe. Diejenigen, welche davon trinken, pflegen wohl von der Ruhr befallen zu werden.

Die Goldgräber sind nicht allemal gleich glücklich. Zuweilen arbeiten sie einen Monat und länger in den Goldwerken, und verzehren wohl bei ihrem schweren Geschäft zehn und mehrere Thaler, ohne nur einen einzigen für sich zu gewinnen. Oft müssen sie das Werk verlassen und an einer andern Stelle die Arbeit wieder von neuen anfangen.

In

In einer neuentdeckten Mine geht die Arbeit schneller von der Hand, aber in einer solchen, die seit einiger Zeit im Gange ist, können sie wohl einen ganzen Monat graben und arbeiten, ehe sie soweit kommen, das Gold auszuwaschen. In den Goldminen von Palella, welche sehr weitläuftig sind, findet man das Gold in ziemlicher Menge, aber nur von so geringem Gehalt, daß es nicht einmal achtzehn Karat hält.

Das beste feinste Gold findet man in Popajatu, Ankahulu, Pogiama, Wongo und Tontoly, und alles was hier gewonnen wird, hält ein und zwanzig Karat. In den andern Gegenden wird es nie über achtzehn Karat gefunden.

Einen Hauptgrund führen die Einwohner von Gorontala und Limbot gegen die Arbeiten in den Goldwerken an, daß sie so lange von ihren Frauen und Kindern in den von ihren Wohnungen entfernten Minen abwesend seyn müssen. Ferner, wenn ein armer Mann auch so glücklich ist, einen guten Fund zu thun, so wird es ihm meistens von den bei den Goldwerken sich aufhaltenden Häuptlingen und Vornehmen abgeschwatzt, oder abgezwungen, und wenn sie ihn recht großmüthig behandeln, gegen Waaren, die sie ihm aufs theuerste anrechnen, abgetauscht.

In der Gegend der Bergwerke von Ankahuli liegt ein Platz Namens Longi. Das dortige Gold ist von einem weit höhern Gehalt, als was aus Popajatu und andern reichen Minen kommt, allein weil der Arm des Flusses dahin nicht befahrbar ist, die Einwohner daher ihre Provisionen auf einem gefährlichen rauhen Weg auf dem

dem Rücken mitnehmen müssen, auch hier viel Kupfer gefunden wird, welches, ohne dabei die Probe mit Scheidewasser anzustellen, den besten betrügen kann, so wird derselbe wenig besucht. Es ist dies unter den Goldminen an der nordlichen und nordwestlichen Seite der Insel der einzige Platz, wo man Kupfer findet. An der südlichen und südwestlichen Seite bei Brool ist ein anderes dergleichen Kupferwerk, wo man sehr gutes rothes Kupfer gräbt, welches von so kleinen Korn, als der feinste Goldstaub ist.

In den Minen von Bombula, Batodulang und Ankahulu findet man sehr viel Bergcristall, und eine Art Stahlstein, der aber nicht in Popajatu angetroffen wird.

Ich habe beinahe in allen Bergwerken bemerkt, daß wenn die Arbeiter hin und wieder fünf, acht oder zwölf Faden tief gegraben haben, sie denn auf einen ebenen Stein- oder Felsengrund gerathen, den sie mit ihren Werkzeugen nicht durchboren oder sprengen können. Sie haben mich aber versichert, daß wenn es ihnen gelingen sollte, durch den Felsen zu kommen, sie wahrscheinlich viel Gold finden würden.

Bei Ankahulu, wo man diesen Felsengrund schon auf zwölf bis funfzehn Fuß Tiefe findet, habe ich bemerkt, daß durch den Felsen Spalten und Ritzen bis auf drei Finger Breite laufen, worin schwarze metallartige Theile gefunden werden, die wie Eisenrost aussehen, und stark mit Goldkörnern vermischt sind. Diese werden, nachdem der Grund von den Arbeitern rein gewaschen worden, mit ihren eisernen Werkzeugen, so weit sie damit in die Oeffnungen eindringen können, herausgearbeitet.

Weil ein Arbeiter in den Goldminen glücklicher als ein anderer ist, so kann man nicht mit Gewißheit angeben, wie viel Gewinn ihnen die Goldwerke abwerfen. In Popajatu, welches eine neuangefangene Mine war, habe ich wohl gesehen, daß einzelne Goldgräber in vierzehn Tagen auf ihrem Antheil für 200 Rthlr. werth an Gold erhalten, dahingegen weiß ich auch, daß in andern Gegenden ein ganzes Jahr gegraben und gewaschen worden und der ganze Gewinn der Arbeiter noch nicht 20 Rthlr. betrug.

Von den Völkerschaften, die Celebes bewohnen, sind die Boniers oder Buginesen, nebst den Macassaren, die bekanntesten. Letztre gehören zu den Vornehmsten, und sind durch die Waffen der Gesellschaft dahin gebracht, mit ihr im Frieden zu leben. Weil sie mit den Macassaren in beständigem Verkehr stehen, und ihre Besitzungen die Länder der Compagnie umgeben, sind sie in der Geschichte dieser Gegenden berühmt worden. Das mächtigste Volk aber sind jetzo die Bonier, wenn sie gleich vor hundert Jahren mit den vorhergehenden in keine Vergleichung kommen. Sonst haben die Bonier oder Buginesen eine mittelmäßige Leibesgestalt, eine braune Farbe, die aber etwas ins Helle übergeht. Manche von ihnen kommen den Weißen sehr nahe, vorzüglich die Weiber. Die Macassaren aber sind nicht so klein, haben auch ein männlicheres und kriegerisches Ansehen. Sie verabscheuen alle Verrätherei, wenn die Buginesen ihre Feinde nicht leicht offenbar anfallen, sondern sie hinterlistigerweise aus dem Wege zu schaffen suchen. Sie ermorden sogar diejenigen, von denen sie nicht beleidigt worden, sobald sie solches nur ohne entdeckt zu werden vollstrecken können, und Europäer

und

und Macassaren werden oft ihre Schlachtopfer, wäre es auch nur, wie sie selber sagen, um ihre Dolche oder Krissen zu poliren.

Ihre Krissen und Assagajen oder Spieße sind meistens vergiftet, eben so wie ihre kleinen Pfeile, die sie auf eine ziemliche Weite durch Blasröhren schießen.

Ihre Kleidung besteht in einem Stück rothen oder blauen Kattun, welches sie um den Leib winden, und zwischen den Beinen durchschlagen, so daß der Oberleib ganz nackend bleibt. Ein anderes Stück Kattun von der Größe eines Schnupftuchs, dient ihnen zur Bedeckung des Kopfs, und sie verbergen darin ihr pechschwarzes Haar. Sonst raufen sich beide Geschlechter an allen Theilen des Leibes alle Haare aus, so bald sich nur davon Spuren zeigen, so wie es in Ostindien überall gewöhnlich ist.

Unter ihnen ist ein Kartenspiel gewöhnlich, das wahrscheinlich portugiesischer Abkunft ist, und mit dem Taroc einige Aehnlichkeit hat, doch ohne zwei und zwanzig Trümpfe. Die vier Farben heißen bei ihnen Spada, Datu-dyens Castocke, Copascausel und Bulangrosy.

Die bonischen Frauen sind durchgehends schöner, als bei andern indischen Völkern, manche von ihnen würde man selbst in Europa für Schönheiten halten. Sie sind sehr verliebter Complexion, und lassen nicht leicht eine Gelegenheit vorbei, ihre Begierde zu befriedigen.

Die mahometanische Religion ist überall eingeführt, und diese erlaubt dem Mann vier rechtmäßige Frauen, wenn er so viele unterhalten kann. Sind beide Theile mit einander nicht zufrieden, so scheiden sie eben so leicht von

von einander, als sie sich vorher verbunden hatten. Bei ihren Begräbnissen werden wenig Umstände gemacht. Die Leiche wird in weiße Leinwand, oder vielmehr Kattun gewickelt, und so ins Grab gelegt. Ueber dasselbe werden hernach einige wohlriechende Blumen gestreut, und zwei Steine an beiden Enden desselben errichtet.

Das in dem eigentlichen Reiche Macassar durch die Portugiesen mit Hülfe der Macassaren erbaute Fort Rotterdam, worin der vornehmste holländische Befehlshaber auf dieser Insel seinen Sitz hat, liegt etwa funfzig Ruthen vom Ufer, ist gut und stark befestigt. Vor der Landpforte dehnt sich eine große Fläche aus, an derem nordlichen Ende die Negerei oder der Flecken Vlaardingen liegt. Hier wohnen die meisten Europäer. Die Straßen durchkreuzen einander in rechten Winkeln, und bestehn aus gut gebauten Häusern. Am Ende der einen steht das Waisenhaus, ein sehr ansehnliches Gebäude. Die Chinesen wohnen in einer Straße beisammen, welche von ihnen den Namen führt, auch Negerei genannt wird, doch eher den Namen einer kleinen Stadt verdient. Sie ist ringsumher mit einer Hecke umzäunt, und mit Thoren versehen, die des Nachts bewacht und verschlossen werden. In der Nachbarschaft von Vlaardingen liegen verschiedene Campongs oder Dörfer der Eingebornen ebenfalls unter holländischer Hoheit, nämlich das maleische und buginesische Campong, und seitwärts des Kastels, das Campong Baru, in denen wenig steinerne Häuser gefunden werden.

Die Rheede von Macassar ist in der guten Jahrszeit oder der südöstlichen Musson die schönste in ganz Indien, und sehr sicher. Sie wird von den Inseln Gros- und

Klein-

Klein-Lyly beschützt, und Schiffe, die dicht unter Gros-Lyly ankern, können hier auch in der schlimmern Jahrszeit liegen.

Die Lage der Oerter in dieser Gegend ist sehr angenehm. In einer ausgebreiteten Fläche von sieben bis acht Stunden Länge, und die sich ostwärts bis an ein hohes Gebirge erstreckt, das Gebirge von Bontchain genannt, ist das Land überall so weit das Auge reicht, mit Reißfeldern, Viehweiden, und kleinen Holzungen von Früchten und Bauholz liefernden Bäumen bedeckt, und von Buchen durchschnitten. Die verschiedenen Jahrszeiten hier unter dem Namen von Mussons bekannt, sind von derselben Beschaffenheit wie in Java. Den südöstlichen nennt man den guten und den nordwestlichen den schlimmen. Wenn der erste oder der gute regiert, so genießt das ganze Land westwärts des Gebirges Bonthain einen heitern Himmel und anhaltende Trockenheit. Hingegen hat die östliche Seite des Berges zu derselben Zeit Winter, oder Wind und Regengüsse, so daß in dieser Gegend in einem Distrikt von kaum acht Stunden, zwei ganz verschiedene Jahrszeiten herrschen.

Das vornehmste Produkt ist Reiß, doch nicht von der Güte, wie auf der Insel Java, Baumwolle, die man für die beste in ganz Indien hält, und woraus besondere Kleidungen für die Eingebohrnen verfertigt werden, die man Sarongs nennt, und Sklaven, die wie überall in diesen Gegenden mit Gewalt geraubt, oder hinterlistig eingefangen werden.

Zu den Besitzungen der holländischen Gesellschaft auf Celebes gehören das vorher schon genannte Fort Rotter-

dam, welches die Holländer 1667 eroberten, und unter 5° 7' südlicher Breite belegen ist. Wie weit sich die Gränzen des dazu gehörenden Gebiets erstrecken, ist nicht durch die mit den Eingebohrnen geschlossenen Traktaten bestimmt, die Valentyn im zweiten Theil des dritten Bandes seines bekannten Werks über Ostindien (S. 160 f.) gesammelt hat. Doch die Macassaren bestimmen sie folgendermaßen. Gegen Norden, bis an die äußersten Wohnungen des Fleckes Vlaardingen, gegen Süden bis zu Ende des Campongs Barru, und gegen Osten bis Bontuala.

Die nordlichen Provinzen bestehen in dem Lande Maros, der Halbinsel Sodian und einigen andern Distrikten, welche auf der großen Fläche zwischen Tello und Tanete liegen. Man nennt diese ganze an einander stoßende Gegend die Kornscheune von Celebes. Westwärts derselben ist das Meer, gegen Norden Maros und Tanete, gegen Osten Lamuiru, und gegen Süden das Königreich Macassar. Sie wurden sämtlich unter der Regierung des Königs von Macassar Allahudin, von den Holländern erobert, und von diesen unter die Großen von Macassar vertheilt, welche von denen ihnen zugetheilten Distrikten den Zehnten, und von den Unterthanen ordentliche Herrendienste genossen. In der Folge rissen sich diese nordlichen Gegenden bei den Unruhen, die in Macassar im vorigen Jahrhundert und zu Anfange des gegenwärtigen ausbrachen, von der holländischen Oberherrschaft los, wurden aber im August 1731 wieder bezwungen, und die Einwohner sind seitdem ruhige und treue Unterthanen der niederländischen Gesellschaft.

Ueber alle diese Provinzen hat ein Unterkaufmann die Oberaufsicht, der sich in der Schanze zu Falkenburg aufhält,

hält, welche in der Provinz Maros gelegen und nur mit Pallisaden umgeben ist. Unter ihm stehen verschiedene geringere Befehlshaber, die aus den Eingebohrnen von den Aeltesten gewählt, und von der holländischen Regierung in Macassar und Batavia bestätigt werden. Ihre Anzahl ist nach der Größe der Distrikten, die insgesammt 370 Negereien ausmachen, verschieden. In Maros sind fünf Regenten, in Siang nur einer; sie unterscheiden sich auch durch besondere Titel und heißen bald Paggev, bald Crain. Letzterer ist aber der gewöhnliche Titel der eingebohrnen Fürsten. Der größte Theil der Einwohner des dortigen holländischen Gebiets sind Buginesen und beschäftigen sich eifrig mit dem Landbau. Der König von Bony bestellt zwar wieder einige Regenten über sie, indessen sind sie eben sowohl, wie die wirklichen Unterthanen der Gesellschaft verpflichtet, den Zehnten von der Reißärndte zu entrichten.

Die entferntern Landschaften, welche sich jenseits des platten Landes bis ins Gebirge erstrecken, werden ebenfalls von Crains oder eingebohrnen Häuptlingen regiert, welche die ostindische Compagnie bestellt, und den Namen der ihnen untergebenen Negerei führen. Außer diesen Crains giebt es unter ihnen noch andere Häupter, die Galarangs heißen. Ihre Unterthanen müssen der Compagnie Holz und Bamburohr liefern, dessen ihre Posten und Festungen, zum Feuern, zur Ausbesserung und andern Bedürfnissen benöthigt sind.

Südwärts der Festung Rotterdam gehören der Gesellschaft die sogenannten südlichen Provinzen. Sie bestehen aus den beiden Landschaften Pulembanking und Galissong, welche in dem eigentlichen Reiche Macassar liegen,

aber durch einen andern kleinen unabhängigen Staat, Namens Sondrabony, geschieden werden. Die Bewohner beider Provinzen sind gute Soldaten, und die Galissonger hält man für vorzüglich erfahrne Seeleute, daher sie der Gesellschaft, wenn sie in diesen Gegenden Matrosen braucht, blos für die Kost zur See dienen müssen.

An der südlichen und östlichen Küste des Meerbusens Bony, welcher auf der südlichen Seite der Insel sich tief landeinwärts erstreckt, besitzt die Gesellschaft die Königreiche Bonthain, Bulecombe und Bera, nebst den dazu gehörigen Distrikten.

Die Regenten von Bonthain, waren sonst Bundsgenossen von Macassar, sind aber zweimal von den Holländern bezwungen, und seit dem sogenannten Bonaiscontrakt, durch welchen alle Fürsten von Celebes 1668 mit den Holländern verbunden wurden, Unterthanen derselben geblieben. Das Land ist sehr fruchtbar, liefert vielen Reiß, und hat eine sehr gute Bucht für allerlei Schiffe und Fahrzeuge. Die Einwohner sind gleich den Eingebohrnen von Bulecombe und Bera die ruhigsten und ergebensten Unterthanen der Gesellschaft. Bonthain wird von zweien Oberhäuptern regiert, die den Titel Crain führen. Unter ihnen stehen wieder verschiedene Galarangs oder Dorfoberhäupter.

Das Reich Bulecombe ist schon vorlängst an Macassar unterwürfig gewesen, und wird von Bonthain durch den Fluß Calecongang, und von Bera durch den Fluß Banpang geschieden. Es wird ebenfalls von zwei Crains, und etlichen diesen untergeordneten Galarangs regiert. In diesem

sem Reiche liegt an der Mündung des Flusses Calecongang die holländische mit Pallisaden umgebene Schanze Carolina, der Sitz des holländischen Unterkaufmanns und Residenten, der über alle drei Reiche die Oberaufsicht führt. Auch Bulecombe bringt viel Reiß hervor, hat gute Jagd und große Waldungen, die aber nur schlechtes Bauholz liefern. Die Rheede von Bulecombe ist im West Musson den Schiffen gefährlich, indessen können kleine Fahrzeuge bei hohem Wasser in die Mündung des Flusses Calecongang hieher einlaufen.

Bera oder das dritte den Holländern in dieser Gegend unterworfene Reich ist etwas gebirgicht, und giebt den Einwohnern zu ihrem Unterhalt nichts als Ouly oder Wurzeln. Ihren Reiß müssen sie von ihren Nachbarn eintauschen. Man findet hier auch Waldungen, die den Einwohnern und ihren Nachbarn von Bulecombe, das erforderliche Schiffsholz liefern, daher auch die Macassaren ihre vornehmsten Schiffswerfte an der hiesigen Küste angelegt haben. Sonst sind die Einwohner auch als tüchtige Soldaten berühmt, die zu Lande und zu Wasser mit gleicher Entschlossenheit und Tapferkeit fechten. Die Vermögendsten unter ihnen nähren sich vom Handel, und die übrigen vom Schiffsbau und Weben grober weißer baumwollenen Zeuge. Von letzterem liefern sie alle Jahre der Gesellschaft etwas statt des Tributs. Bera wird von zehn Regenten beherrscht, die jährlich einmal ins holländische Kasteel kommen um ihren Tribut zu entrichten.

Zu den holländischen Besitzungen dieser Gegenden gehört noch die Insel Saleyer. Sie ward im vorigen Jahrhundert von den Macassaren dem Könige von Ternate über-

überlassen, und von diesem kam sie hernach in die Hände der Gesellschaft. Saleyer ist sehr gebirgicht, besteht aus ansehnlichen Waldungen, in denen viel Hirsche leben, und erzeugt Uby und Batta. Den ersten Namen führt eine Art Wurzeln, und letztern eine Gattung Gersten, die den Einwohnern zum vorzüglichen Unterhalt dient. Aus der hier fallenden Baumwolle werden sehr viel grobe blau- und weißgestreifte Zeuge verfertigt. Die Insel ist unter vierzehn Oberhäupter vertheilt, welche jährlich einmal nach der Festung Rotterdam kommen, in Begleitung von 250 bis 300 ihrer Unterthanen, theils um die schuldigen Herrendienste zu verrichten, theils ihre Streitigkeiten unter einander entscheiden zu lassen. Das ganze Volk ist sehr sklavischer und niederträchtiger Art, indessen kurz angebunden, so daß, wenn es etwa nicht nach ihrem Sinne geht, sie mit Haus und Hof ihren Wohnort verlassen, und an einem andern Ort aufschlagen. Die Compagnie hat hier einen Unterkaufmann als Residenten, der in einem mit Pallisaden umgebenen Ort, genannt Defensie, unter dem 5 Gr. S. Br. sich aufhält.

Ihre beiden mächtigsten Bundsgenossen sind Macassar und Bony, wenn gleich beide Völker geschworne Feindschaft gegen einander hegen. Mit Macassar sind die Reiche Tello und Sondrabony verbunden, und mit dem andern Soping, Luhu und Tanete. Die beiden Reiche Wadjo und Mandhaar stehen mit keinem von beiden in einiger Gemeinschaft.

Goach oder das Reich Macassar erstreckte sich vor dem Kriege mit den Holländern von Bule in dem Meerbusen Bony bis an die Erdspitze Lassem, (Lassoa) von hier längst der

der Westküste nordwärts bis an Tanete. In diesem ganzen Landstrich ward ehedem die alte macassarische Sprache geredet. Der König von Goach kann nicht willkürlich regieren, und er darf nichts ohne Zustimmung der Großen seines Reichs unternehmen. Die Verbrechen werden ebenfalls nach Gesetzen und nicht willkürlich bestraft. Er hat seine Geheimenräthe, die Tomilangs heißen, und jede Megerei hat ihren besondern Vorsteher, der wie bereits oben gesagt worden, Galarang betitelt wird. Diese Einrichtung ist bereits im Anfange des sechsten Jahrhunderts, wahrscheinlich durch die Portugiesen eingeführt worden, die 1515 schon bis Celebes gekommen waren, und hier eine Niederlassung anlegen durften. Um eben diese Zeit wurden in Macassar Maaß und Gewichte gebräuchlich, die Waaren fing man an nach einem bestimmten Preise zu verkaufen, Pulver selbst zu verfertigen, und die Wälle von Goach mit groben Geschütz zu versehen. Zu gleicher Zeit erlaubten die Könige von Macassar, daß sich die Malayen in ihren Ländern durften ansäßig machen, einen Tempel bauen, und die mahometanische Religion frei ausüben. Diese breitete sich so schnell unter den Einwohnern aus, daß diese schon um 1588 eine Gesandtschaft nach Mecca abgehen ließen, um einen Geistlichen oder Hadje von daher zu erhalten, der sie in der neuen Religion gehörig unterwiese. Um 1603 war ganz Macassar bereits zu diesem Glauben bekehrt, und von ihnen wurden drei Jahre später die Buginesen zur Annahme des Islam gezwungen. Macassar erreichte in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts den höchsten Gipfel seiner Größe, da dessen Regenten nicht nur ganz Celebes beherrschten, sondern sich von den benachbarten umherliegenden Inseln, wie Mandelly Sangor, Bima, Buton und Sumbauwa Meister machten,

 mit

mit den Einwohnern von Baly Allianzen schlossen, und das erste Geld prägen ließen, welches wahrscheinlich die sogenannten goldnen Waaren gewesen sind, welche 60 holländische Stüber im Werthe betrugen.

Bony erstreckte sich im vorigen Jahrhundert längst der westlichen Küste des Meerbusens der noch von diesem Reiche den Namen führt. Die ersten Könige desselben kamen wie die ersten Oberhäupter der Macassaren vom Himmel herab, und wählten si . der dortigen Sage nach, ebenfalls Fürstinnen des Himmels zu Gemalinnen. Dieser erste Regent hat die Landesgesetze verfaßt, die noch unter ihnen gelten. Er hat die Standarte des Reichs verfertigen lassen, auch die sieben Wahlherren angestellt, die von den Einwohnern Matouas Pietas genannt werden. Diese Würde haftet erblich auf sieben Geschlechtern, doch hat es sich auch wohl getroffen, daß zwei bis drei Pietas aus demselben Hause stammen. Sonst können diese wichtige Stelle Männer sowohl als Frauen bekleiden. Alle wichtige, das Beste des Reichs betreffende Sachen werden von diesen Wahlherren entschieden, vorzüglich bestimmen sie die Wahl und Absetzung der Landesherren, auch Krieg und Frieden.

Außer diesen beiden großen Reichen liegen zwischen denselben und in der Nachbarschaft des Gebiets der Holländer an der westlichen Küste des Meerbusens Bony, und nordwärts noch verschiedene andere kleine Staaten, wie Tello, Soping, Luhu, Tauette u. s. f. Diese sind zum Theil ganz unabhängig, theils mit Bony oder Goach verbunden, oder Unterthanen der Holländer. Von ihnen ist aber nicht mehr bekannt, als was eben von ihnen bemerkt worden.

Süd-

Südwärts von Celebes liegen folgende Inseln, mit denen die Einwohner ein starkes Verkehr haben. Zuerst das Eiland Floris, auch Ende genannt, zwischen dem achten und neunten Grad südlicher Breite, welches sich von Osten nach Westen auf 42 Meilen erstreckt. Von Sumbauwa, welches Floris gegen Westen liegt, ist diese Insel nur wenige Meilen entfernt, und wird stark von den Einwohnern von Celebes besucht. Auf der äußersten Spitze der Ostküste liegt eine portugiesische Festung, Namens Larantuka, deren Einwohner aber sogenannte schwarze Portugiesen sind, und mit zu denen in Timor Angesessenen gehören. Diese schwarzen Portugiesen sind zwar ursprünglich europäischer Abkunft, haben sich aber längstens der Herrschaft ihres Königs entzogen. Von Timor kommen zu gewissen Zeiten catholische Missionarien zu ihnen, welche ihre Kinder taufen, und die wenigen Ueberbleibsel des Christenthums unter ihnen zu erhalten suchen. Sonst treiben die Einwohnern von Celebes, besonders die Unterthanen der beiden Reiche Mandhar und Wadjo, einen ziemlichen Handel mit diesen ausgearteten Europäern, und kaufen dorten Sklaven, Vogelnester, Schildkrötenschalen, wilden Zimmt und Sandelholz ein.

Sonst ist Floris unter vielen Negereien oder Dörfern vertheilt, in welchem der älteste Einwohner das meiste zu sagen hat, einen allgemeinen König aber erkennen sie nicht über sich. Indessen gehören dem Könige von Bima, einem Regenten der benachbarten Insel Sumbauwa, der in vorigen Zeiten sich leicht der ganzen Insel hätte bemeistern können, einige Negereien. Im Jahr 1756 hat die Gesellschaft auch den Einwohnern von Macassar Erlaubniß ertheilt, mit Floris zu handeln, doch dürfen sie bei Strafe

der Confiscation keinen wilden Kaneel von dorther einführen, womit ehedem so wie mit andern verbotenen Waaren, selbst von den Unterthanen der Holländer, ein für die Compagnie sehr nachtheiliger Handel getrieben ward. Daher gehen jährlich in den Monaten Februar und März sehr viele leichte macassarische Fahrzeuge, die bei Windstillen fortgerudert werden, dahin, und setzen etwas Gold, blaue und rothe Salempuris (baumwollene Zeuge) von der schlechtesten Sorte, schlecht Porcelain, Elfenbein und inländische Kupferarbeiten, gegen Sklaven, Oel, Tauwerk, auch Vogelnester und Schildpat um, und kehren im August und September wieder zurück.

Die Sklaven, welche für tüchtige Arbeiter gehalten werden, finden guten Abgang, und sie werden zu 45 bis 50 holländische Reichsthaler verkauft. Eben so vortheilhaft ist der Handel mit Klappusöl und Tauwerk, so daß diese Schiffahrt der vornehmste Nahrungszweig der armen Einwohner der Insel Saleyer ist, und nicht nur viele Einwohner von Macassar, sondern auch niederländische Kaufleute vortheilhaft beschäftigt.

Die Insel Sumbauwa wird durch die Straße Sapi von Floris geschieden, die von einem sogenannten an derselben belegenen Dorfe diesen Namen führt. Sie wird vorzüglich in Kriegszeiten, von chinesischen heimkehrenden Fahrzeugen befahren. Die Insel liegt zwischen dem achten und neunten Grad südlicher Breite, und erstreckt sich auf 60 Meilen von Osten gegen Norden.

Sumbauwa wird durch sechs besondere von einander unabhängige Könige regiert, nämlich durch die Häupter von Bima, Sumbauwa, Dompo, Tambora, Sangar und

und Papekat. Sie sind insgesammt nach alten Verträgen Bundsgenossen der Gesellschaft, und müssen einander bei allgemeiner Gefahr, oder wenn einer von ihnen feindlich angegriffen wird, mit ihrer ganzen Macht unterstützen, und die Compagnie ist von allen Schutz- und Schirmherr.

Dem Range nach folgen diese Könige folgendermaßen auf einander. Erstlich Bima. Dies Reich ist häufigen Erdbeben unterworfen, und liegt an der Ostseite der Insel an der Straße Sappy. Wie bereits gesagt worden, gehören zu Bima einige Negereien auf der benachbarten Insel Floris, die Einwohner haben eben dieser Besitzungen wegen viele Streitigkeiten mit Macassar gehabt. Bima liegt etwa 45 Meilen südwärts von Macassar und es kann das ganze Jahr durch hin und her gefahren werden.

Die Compagnie treibt allein den Handel auf Sumbauwa, und den dort belegenen Reichen, und erhält von Bima Sapanholz, Reiß und Cadjang. Ersteres ist der wichtigste Artikel, doch selten erhält die Gesellschaft so viel als sie braucht. Das Holz darf nicht kürzer, als etwa drei Fuß geliefert werden, und darunter muß kein Wurzelholz seyn. Bei schlechten Aerndten haben die Holländer auch wohl Reiß von hier geholt, allein selten wächst hier mehr, als die Einwohner bedürfen, und oft können sie kaum so viel einärndten. Mit dem Cadjang, einer Art Hülsenfrucht, die unter der Erde wächst, zu Oel geschlagen wird und allein in Bima gedeihet, wenn gleich die Einwohner der andern Reiche häufig dazu ermuntert worden, geht es nicht besser, und kaum kann der holländische Präsident von diesen Waaren des Jahrs sieben bis acht Lasten einsammeln.

Sumbauwa, welches auf dem westlichen Ende der Insel liegt, hat einen ziemlich großen Umfang. Es ist aber nicht mächtiger, als die andern Reiche, weil die Großen, denen verschiedene Negereien gehören, so viele Gewalt besitzen und häufig unter einander in Kriege verwickelt sind. Wenn sie es sämmtlich mit dem Sultan halten, steht er in großem Ansehen, sind aber nur einige mißvergnügt, denn geräth alles in Verwirrung, und er ist selber für seine Person nicht sicher.

Die große Negerei Sumbauwa ist sehr befestigt, und mit einer sechs Fuß dicken Mauer umgeben. Die einzigen Feinde, welche dies Reich zu fürchten hat, sind die Baller, die selbigen vor etwa funfzig Jahren die Insel Lombock entrissen. Die Wadjoer von Celebes treiben einen starken Handel hieher mit Opium, Kattun und andern Waaren, sie besitzen auch in der Nachbarschaft von Sumbauwa eine ansehnliche Negerei. Die angeführten Waaren kaufen sie in Batavia, auch wohl in den englischen Niederlassungen auf der Westküste von Sumatra ein. Diesen Handel mit fremden zum Theil verbotenen Waaren kann die Compagnie nicht hindern, selbst wenn sie hier einen Residenten halten wollte, weil das Land so weit entfernt liegt. Wollten sie noch einen besondern Posten auf der Westküste anlegen, so würde doch der Schleichhandel nicht aufhören, weil die Fahrzeuge, an mehreren andern Orten, selbst in der Nachbarschaft des holländischen Postens anlegen können. Die meisten Einwohner dieser Gegend sie äußerst träge, dabei aber sehr diebisch, und Menschenraub, sollten sie auch ihre eigenen Freunde als Sklaven wegcapern, ist bei ihnen weder strafbar noch schändlich. Diese Räubereien werden daher von ihnen ziemlich öffentlich getrieben, und

was

was sie dabei gewinnen, besteht meistens im Opium, das sie vom größten bis zum kleinsten übermäßig lieben.

Die Compagnie erhält von Sumbauwa blos Sapanholz. Sonst konnte damit wohl ein ganzes Schiff befrachtet werden, als Lombock noch zu diesem Reiche gehörte, jetzt aber bekömmt sie kaum 2 bis 3000 Picols, jeder von 120 bis 125 Pfund, und zu dieser Lieferung müssen sie noch stark angetrieben werden.

Dompo liefert der holländischen Gesellschaft auch Sapanholz, aber weit weniger. Sie tauscht hier etwas Wachs ein, welches aber schlecht und mit Büffeltalg vermischt ist. Sonst wird hier auch Schwefel ausgeführt, und man glaubt, hier eine Perlbank zu finden. Wenigstens werden dann und wann von den Einwohnern gute Perlmuscheln aufgefischt.

Tambora ist eine kleine gebirgichte Landschaft, deren Berge Reiß, doch nicht zum hinlänglichen Unterhalt der Einwohner, liefern. Sie tauschen aber diese Waare gegen Wachs ein, das in den dortigen Waldungen in Menge und von besonderer Güte gefunden wird. Der König zieht auch nebst seinen Unterthanen viele Pferde auf, wodurch sie die ihnen fehlenden Produkte ersetzen. Die Einwohner sind wie in Sumbauwa wegen ihrer Tapferkeit berühmt, und geben gute Soldaten ab, dagegen die andern Insulaner von blöder und feiger Gemüthsart sind.

Sangar ist sehr klein und hat keine andere Produkte als Reiß. Der dortige Landesfürst wird von den übrigen kleinen Königen dieser Insel kaum als Sultan erkannt.

Papekat

Papekat gränzt mit Sumbauwa, und ist wie das vorhergehende Reich klein und unbedeutend. Die Gesellschaft zieht aus demselben gar keine Waaren, und es wird hier kaum zur eigenen Nothdurft Reiß und Wachs gewonnen.

Die Insel Bali, wird durch die Straße Balembuang von Java geschieden, das ihr gegen Westen liegt. Bali erstreckt sich von Osten nach Westen auf 27 Meilen in der Länge, und liegt unter dem achten und neunten Grad südlicher Breite.

Die Holländer entdeckten 1597 dieses Eiland, und hielten hier bis 1684 einen Residenten, doch da Reiß, Kattun und Sklaven, welche die Insel ihnen zum Handel darbot, die aufgewandten jährlichen Kosten nicht ersetzte, haben sie es verlassen, und den dortigen Handel indischen Kaufleuten überlassen. Die Einwohner wurden sonst von achtzehn Regenten oder Dewas regiert, deren jeder ein kleines eigenes Land beherrschte, indessen sind sie jetzt durch innerliche Unruhen bis auf funfzehn vermindert.

Die Einwohner sind Heiden und essen so wie die Chinesen, und die andern benachbarten Insulaner bis nach Neu-Guinea, bei denen Mahomets Lehren noch keinen Eingang gefunden, Schweinfleisch. Auch sind sie sehr schmutzig im Umgang. Die kupfernen chinesischen Pitjes *) sind unter ihnen nur als Gold gangbar. Im Gebirge ist das Land meistens wüste, und hat einen Ueberfluß an wilden

*) Pitjes sind kupferne chinesische und japanische Münzen, von denen 405 bis 419 einen spanischen Piaster (in Ostindien gemeinhin Real genannt) ausmachen.

wilden Kühen und an Kappas. *) Eine solche Kuh wird den Chinesen für 1000 Pitjes, oder deren Werth an andern Waaren verkauft. Aus dem Fleisch bereiten die Chinesen eine besondere Speise, Dinding genannt, die Häute aber werden getrocknet, und wieder verkauft. Die Sklaven, welche man aus Bali nach Batavia bringt, sind Freileute. Ein Campang oder Dorf stiehlt oder fängt so viel Einwohner des Benachbarten, als es erlangen kann, und überläßt den Raub an fremde Kaufleute. Finden sich etwa unter den Baliern Schuldner, die unvermögend sind, die Anforderungen ihrer Gläubiger zu befriedigen, so werden diese ebenfalls als Sklaven verkauft.

Reiß wird hier nicht so viel gewonnen, als die Einwohner jährlich consumiren, daher kaufen sie das ihnen fehlende in Java. Mit kleinen Fahrzeugen kann man sich wohl der balischen Küste nähern, allein mit großen nicht, indem die Insel überall mit Klippen, Scheeren und gefährlichen Riffen umgeben ist.

Von den Regenten der Insel sind folgende drei die vornehmsten. Sie haben gewissermaßen das ganze Land nebst dem Gebiet der Häuptlinge ihrer Herrschaft unterworfen, und führen den Titel Gusti Agon oder Oberherr ausschließlich. Dem ersten von diesen Agons gehört Tabanon an der westlichen Küste. Das Land liefert Vogelnester, doch nicht mehr als vier oder fünf Picol. Das zweite Reich liegt an der Ostküste und heißt Karagassam.

Es

*) In der malaiischen Sprache heißt das Staudengewächs, welches die Baumwolle liefert, Kappas.

Es ist das Mächtigste von den dreien, hat einen sehr guten Hafen, und die Insel Lambock oder Salemparrang, welche zwischen Bali und Sumbauwa liegt, ist diesem Reiche unterworfen. Auf der Südküste liegt das dritte dieser Reiche, Namens Badong. Auch dies hat einen guten Hafen, und wird stark von den in Batavia wohnenden Chinesen besucht, welche die mehresten Sklaven von dorther holen.

Ht. coll. 61/1791

Neue Quartalschrift

zum

Unterricht und zur Unterhaltung

aus den

neuesten und besten

Reisebeschreibungen

gezogen.

1791.

Zweites Stück.

Berlin,
bei Arnold Wever.

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Umständliche Nachrichten von Genf.

(Historische und litterarische Reise durch das abendländische Helvetien. Leipz. 1782.)

Genf und die Gegenden um dasselbe stellen dem Reisenden das reizende Gemälde der Schönheit der Natur, und der Glückseligkeit, der Tochter des Kunstfleißes dar. Diese Republik, deren Gebiet kaum mehr als eine Stunde im Durchschnitte hat, lebt im Ueberflusse alles Nothwendigen. Geehrt von ihren Nachbarn, ruhig von außen, aber oft von innen erschüttert durch die Uneinigkeiten zwischen dem Magistrat und dem Volke, gleicht sie den Bienen, die wechselsweise beschäftigt sind zu sammeln, und sich unter einander aufzureiben. Ihre Geschichte hat Spon, ein gelehrter Schriftsteller, geschrieben, dessen Werk von den verschiedenen Epochen ihrer Regierung Nachricht giebt. Ihre politische Verfassung, eine Mischung von Aristokratie und Demokratie, ist nicht so leicht zu kennen. Calvin, den Genf als einen Gesetzgeber ansah, sammelte seine Gesetze, und machte daraus ein Gesetzbuch, dessen Mißbräuche die Zeit entdeckte. Da diese Republik verschiedene Erschütterungen erfahren, so war sie genöthigt, eine fremde Vermittelung zu gebrauchen. Frankreich und die Cantone Zü-

rich und Bern machten im Jahr 1738 eine Verordnung, welche die Grundlage ihrer politischen Verfassung seyn sollte: da sich aber die Genfer das einem freyen Staate zukommende Recht, Veränderungen darin zu machen, vorbehalten, so hat dieses Werk, welches verschieden erklärt wurde, Anlaß zu neuen Streitigkeiten gegeben, die troz aller Kunst der Negotiatoren noch nicht geendiget sind. Eine Menge Schriften, womit man das Publikum überschwemmt, vermehrt nur die Schwierigkeit der Untersuchung, da sie den Geist dieses so unruhigen als feinen Volks in Uebung erhalten, welches die Stunden seiner Ruhe und Erholung dazu anwendet, über Staatssachen zu grübeln. Wir verweisen die, welche näher von der Regierungsverfassung von Genf berichtet seyn möchten, auf die Schriftsteller, die davon gehandelt haben, und insonderheit auf den Artikel Genf in dem Wörterbuche der Schweiz, der ein richtiges Gemälde derselben enthält.

Cäsar ist der älteste Schriftsteller, der von Genf redet. Extremum oppidum Allobrogum est proximumque Helvetiorum finibus, Geneua. Einige Gelehrte haben es Aurelia Allobrogum und Aureliana genannt, ohne einen andern Bürgen zu haben, als eine sehr ungewisse Ueberlieferung, welche dem Kaiser Aurelian den Ruhm zueignet, Genf erneuert und ihm seinen Namen gegeben zu haben.

Die Allobroger, welche Savoyen bewohnten, waren gallischen Ursprungs; ihr Name aus dem Brittischen hergeleitet, bedeutet schwarzbraune Fremdlinge, und ihre Nachkommen scheinen diesen Beinamen zu bestätigen. Diese Völker, welche oft mit den Römern gekrieget, und nach ihrer Ueberwindung gezwungen gewesen, sich zu unterwerfen, haben Rom bei der Catilinarischen Verschwörung gerettet.

rettet. Salustius und Plutarchus haben uns die Nachrichten davon hinterlassen. Sie hatten Gesandte nach Rom geschickt, um Erleichterung ihres Schicksals zu erlangen. Von der römischen Regierung hart gehalten, erdrückt von der Last der Auflagen und der Schulden, von den Häuptern der Verschwörung eingeladen, sich von ihrem beschwerlichen Joche zu befreien, haben sie es dennoch vorgezogen, der Republik treu zu bleiben, und diejenigen zu verrathen, welche sie eingeladen, an dieser gefährlichen Unternehmung Theil zu nehmen.

Der Name oppidum, welchen Cäsar Genf giebt, läßt vermuthen, daß sie zu seiner Zeit nicht beträchtlich gewesen. Die Nachbarschaft von Neus oder colonia equestris, wo man viel römische Ueberbleibsel findet, bestätigt diese Idee, und macht glauben, Genf sey lange nichts als ein kleiner Ort gewesen. Die auf dem Rathhause aufbehaltene Inschrift, in welcher sich das Wort vianis findet, und welches die Einwohner eines Fleckens zu bezeichnen scheint, hilft auch noch meine Meinung unterstützen.

Genf ist voll römischer Inschriften, von denen einige von Neus und Versoy dahin gebracht worden: aber die Zeit hat einige davon zerstört. Die Meinung, daß ehemals da, wo jetzt die Kirche zum heil. Peter steht, ein Tempel des Apollo gestanden, beruht auf schwachen Gründen, nehmlich auf einem Sonnenkopfe, der in der Mauer der Kirche eingemauert ist. Weder Spon noch Patin, der citirt, haben ihn für ächt alt gehalten. Einige alte Steinschriften, welche Gelübde zum Apollo enthalten, beweisen allein den Dienst, den einige einzelne Personen diesem Gott geleistet. Die Kirche zum heil. Peter ist vor etlichen Jahren erneuert worden. Die mit vier korinthischen Säulen ge-

zierte Vorderseite hat einige Aehnlichkeit mit der des Pantheons zu Rom. Inwendig ist das Grabmal Heinrichs von Rohan, eines von den großen Männern des vorigen Jahrhunderts. Er hat Genf zu Anfang des Jahres 1638 verlassen, um zu der Armee des Herzogs von Sachsen Weimar zu gehen. Da er in der Schlacht bei Rheinfelden verwundet worden, so ließ er sich nach Zürich, und von da nach Königsfelden tragen, wo er den 13. April gestorben. Sein Körper wurde nach Genf gebracht, wo ihm Margareta von Bethüne, Tochter des großen Sülly, das Grabmal errichtet, welches man daselbst sieht, und wo nachher ihr Sohn Tancred begraben worden, dessen Geburt und Daseyn, die man in Zweifel gezogen, die Neugierde von ganz Europa so lange Zeit rege gemacht. Folgende Nachrichten von diesem berühmten Manne, werden den Lesern gewiß interessant seyn.

Heinrich von Rohan ist, nachdem er lange die Partei der Protestanten, als eines ihrer Häupter, unterstützt, mit dem französischen Hofe in Unterhandlungen getreten, welcher ihm alle seine Güter wieder gegeben, unter der Bedingung, daß er aus dem Königreich gehen, und sich zu Venedig aufhalten sollte, bis es dem König gefallen würde, ihn zurück zu berufen. Er begab sich dahin im Jahr 1629, und fand daselbst Margareta von Bethüne, seine Gemahlin, welche vor ihm angekommen war. Sie lebten in der engsten Verbindung zusammen, schliefen in ebendemselben Zimmer, und oft in ebendemselben Bette.

Der unermüdliche Eifer des Herzogs für die Sache der protestantischen Religion blieb während diesem Aufenthalt nicht müssig. Da er Gelegenheit hatte eine Correspondenz nach Constantinopel zu führen, so war er bald in Verbindung

bindung mit dem Patriarchen Cyrillus Lascaris, welcher einen Gesandten an die Kirchen von England, Holland und die Schweiz geschickt, um eine Vereinigung mit der griechischen Kirche zu versuchen. Zugleich hatte er ein Glaubensbekenntniß abgelegt, welches mit dem genferischen ziemlich überein kam.

Dieser Patriarch schlug dem Herzoge von Rohan vor, dem Großsultan das Königreich Cypern um 200,000 Thaler, nebst einem jährlichen Tribut von 20,000 Thalern, abzukaufen. Dieser Kauf, nach welchem die Insel Cyprus mehr als vorher würde abgeworfen haben, wurde dem Sultan vorgeschlagen, und von ihm angenommen. Eine Erwerbung von solcher Wichtigkeit, welche den Herzog von Rohan auf immer der Herrschaft von Frankreich entziehen, und ihn in den Stand setzen sollte, den Protestanten, welche sich daselbst niederlassen wollten, eine sichere Zuflucht zu verschaffen, konnte er unmöglich machen, ohne einen Theil seiner Güter, welche er in dem Königreiche hatte, zu verkaufen. Seine Gemahlin schien ihm die einzige Person zu seyn, welche im Stande wäre, einen so wichtigen Auftrag ins Werk zu setzen. Er entschloß sich, sie nach Paris zu schicken, ob sie schon schwanger war, und er alles von dem Kardinal Richelieu zu befürchten hatte, der, wenn sie einen Sohn gebähren sollte, nicht ermangeln würde, ihm denselben zu rauben, um den Protestanten eine Stütze zu entreißen. Er kam mit der Herzogin überein, daß sie so geheim, als möglich, zu Paris anlangen, und ihr Kindbette halten sollte, daß sie ihr Kind in sichere Hände übergeben, und sich nicht eher öffentlich zeigen sollte, bis sie wieder hergestellt seyn würde. Dieser Plan wurde glücklich ausgeführt: die Herzogin kam mit der Prinzessin Margareta

ihrer einzigen Tochter, und einer Kammerjungfer nach Paris. Sie gebar den 18. Christmonat 1630 einen Sohn, und die Sache blieb so geheim, daß weder der Kardinal noch das Publikum das geringste davon wußten.

Als der Herzog von Rohan wegen seiner bei den Schweitzern geleisteten Dienste die Erlaubniß erhalten, wieder bei Hofe erscheinen zu dürfen, so kam er 1634 nach Paris, und sah seinen Sohn öfters: da er aber immer noch ein Mißtrauen in den Kardinal setzte, so bestand er darauf, seine Geburt geheim zu halten. Da der Kauf der Insel Cyprus wegen des Todes des Patriarchen Lascaris fehl geschlagen, so übernahm der Herzog das Commando über die französischen Truppen in Lothringen; nicht lange hernach legte er dasselbe nieder, um sich nach Genf zu begeben. Während dieser Zeit eröfnete Margareta, welche für die reichste Erbin in Frankreich gehalten wurde, einigen Freunden das Geheimniß von Tancreds Geburt, und gab dem Rath, welchen sie ihr ertheilten, Gehör, diesen unbekannten Bruder wegnehmen zu lassen, und seine Eltern zu bereden, er sey gestorben. Dieser Anschlag wurde ausgeführt, und der junge Tancred, welchen seine Mütter unter der Aufsicht des Herrn von Prefontaine, ihres Haushofmeisters, in das Schloß Breuil in der Normandie geschickt, seinen Feinden ausgeliefert. Zwei Boten kamen nach Paris, der Herzogin seine Krankheit, und hernach seinen Tod anzukündigen, welche gar nicht an der Wahrheit dieser Erzählung zweifelte, weil sie keinen Verdacht von den Intriguen ihrer Tochter hatte, und sich auf die Treue ihres Haushofmeisters verließ. Sie gab dem Herzoge von Rohan Nachricht davon, der damals in dem Lager vor Rheinfelden als ein Freiwilliger unter den Befehlen des Herzogs von Weimar

war diente. Diese betrübte Neuigkeit und die daselbst bekommenen Wunden brachten ihn ins Grab. Priolo, sein Secretär, welcher sich nach Genf begeben, und der Demoiselle von Rohan mehr als der Herzogin ergeben war, gab vor, er hätte von ihr einen Befehl erhalten, alle Papiere zu verbrennen, welche die Geburt seines Sohnes beträfen. Mittlerweile war Tancred einem getreuen Bedienten des Herrn von Rüvigny, einer Creatur der Demoiselle von Rohan, übergeben worden. Von Rüvigny brachte ihn nach Calais, von da nach Holland, und gab ihn zu Leyden einem Kaufmanne, Namens Potenig, unter dem Namen Mr. Charles in die Kost. Hier besuchte dieser Zweig einer der vornehmsten Familien, sich selbst unbekannt, die Schulen, und setzte ruhig seine Studien auf der Universität fort, als ein unvorhergesehenes Ereigniß Entdeckungen veranlaßte, welche die Herzogin von Rohan in den Stand setzten, ihn aus seiner Dunkelheit zu reißen, und ihn für ihren Sohn zu erkennen. Sie hatte schon einige Nachrichten, daß er noch lebe: sie waren aber nicht mit genugsamen Beweisen unterstützt. Mittlerweile wurde die Heirath ihrer Tochter mit dem Grafen von Chabot geschlossen, welcher durch den Credit Gastons von Orleans und des Prinzen von Condé, nebst der Hand der Erbin von Rohan, noch das Patent eines Herzogs und Pairs erhielt. Die Königin Regentin befahl, daß man in dem Ehecontract festsetzen sollte, daß die Kinder dieser Ehe in der römisch-katholischen Religion erzogen werden sollten. Dieser Artikel mißfiel den Reformirten aufs äußerste, und brachte sie ganz auf Tancreds Seite, der in der protestantischen Religion erzogen worden, und dessen Daseyn nun kein Geheimniß mehr war.

Eben da diese Heirath am meisten Aufsehen machte, bekam die Herzogin gewisse Nachricht, daß ihr Sohn lebe,

und sich gegenwärtig zu Leyden aufhalte. Sie schickte Rondeau, Herrn von Monteville, ihren Secretär, dahin, um den Tancred abzufordern; sie gab ihm sogar in dieser Absicht eine Vollmacht, mittelst welcher er ihn nach vielen Schwierigkeiten, welche durch einen Agenten der jungen Herzogin, der nach Leyden gegangen, den jungen Herrn aufzuheben, verursacht worden, von dem Magistrat erhielt und im Jahr 1645 nach Paris brachte. Die Herzogin Wittwe stand nicht an, ihn für ihren Sohn zu erkennen; er hatte, wie man sagte, einige Aehnlichkeit mit dem verstorbenen Herzog von Rohan. Die junge Herzogin behauptete, Tancred sey ein untergeschobenes Kind, welches ihre Mutter zum Vorschein gebracht, um sich an ihr zu rächen, weil sie sich wider ihren Willen mit dem Grafen von Chabot verheirathet. Dieser Streit, davon man die Umstände in der Sammlung von berühmten Rechtshändeln findet, wurde vor den Gerichtshöfen verfochten: und ohngeachtet der Unterstützung, welche die Herzogin Wittwe bei vielen von ihren Verwandten gefunden, und ohngeachtet der Beweise, welche sie gesammelt, und welche die Aechtheit Tancreds bis zur Evidenz erhöheten, würde dennoch die Partei ihrer Tochter gesiegt haben, als der Herzog von Orleans und der Prinz von Condé, die ihre vornehmsten Stützen gewesen, mit dem Parlamente uneins wurden. Man kennt die Geschichte des bürgerlichen Krieges, wo das ganze Königreich zwischen dem Hofe und dem Parlament getheilt war. Die Herzogin Wittwe glaubte, Tancred könnte keinen günstigern Anlaß finden, sich das Wohlwollen dieser ganzen Gesellschaft zu erwerben. Er wurde als Freiwilliger unter ihre Truppen aufgenommen; aber durch das Feuer der ersten Jugend dahin gerissen, wurde er den 21sten Hornung 1647 in einem Hinterhalte von einem Pistolenschuß ge-

getödtet. Sein Tod machte einem der berühmtesten Prozesse, die man seit langer Zeit gesehen, und woran die größten Herren des Königreichs Antheil genommen, ein Ende. Die betrübte Mutter bat um den Körper ihres Sohnes, welchen sie in der Kirche zu Charenton begraben ließ. Hierauf erhielt sie nach vielen Schwierigkeiten von dem Magistrat zu Genf die Erlaubniß, ihn in dem Grabe seines Vaters zu beerdigen, nebst einer rührenden Grabschrift voll Energie, welche ihre traurige Lage schilderte. Allein der Haß der jungen Herzogin von Rohan gegen ihren unglücklichen Bruder verfolgte ihn bis in den Schooß der Erde. Kaum war ihre Mutter gestorben, so brachte sie es durch ihre Intriguen dahin, daß der König an die Häupter der Republik schrieb, und sie bat, diese Grabschrift auszulöschen, weil Tancred nicht der Sohn des verstorbenen Herzogs von Rohan gewesen.

Auch ein anderer nicht minder berühmter Mann hat sein Grabmal in dieser Kirche, nehmlich Theodor Agrippa d'Aubigné, ein Krieger, ein gelehrter Theolog, kurz, einer von jenen Männern, die das Jahrhundert der religiösen und bürgerlichen Unruhen auszeichnen, welches Frankreich erschüttert, und so große Laster, und so große Tugenden hervorgebracht hat.

D'Aubigné hatte sich im Jahr 1629 nach Genf begeben, gerade nach der Bekanntmachung der Geschichte seiner Zeit oder seiner Universalhistorie, welche ihm die Ungnade des Hofes zugezogen. Man findet in den Nachrichten seines Lebens, welche er selbst geschrieben, alles, was ihm seit seiner Ankunft zu Genf wiederfahren, wo ihm die Aufsicht über den Bau der Festungswerke aufgetragen worden. Man vertraute ihm die Geheimnisse des Staats: er wurde

zum

zum Präsidenten eines Kriegsraths von sieben Personen ernennt: da man aber von ihm verlangte, er sollte den Eid der Treue mit der Verpflichtung eines unverletzlichen Stillschweigens schwören, so legte er seine Präsidentenstelle nieder: denn ich wollte nicht, sagt er in seinen Memoiren, meine Freiheit verlieren. Er hatte die erste Auflage seiner allgemeinen Geschichte zu Maille im Jahr 1616, 1618 und 1620 herausgegeben. Die zweite erschien 1620 zu Genf unter dem Namen Amsterdam. D'Aubigné hatte viele Verfolgungen von Seiten Mirons, der damals französischer Resident in der Schweiz war, auszustehen, welcher ihn unter dem Vorwande, er habe unanständig von dem Könige gesprochen, von Genf zu vertreiben suchte. Der Magistrat von Genf antwortete dem Gesandten mit Ehrerbietung, und zugleich mit Entschlossenheit, daß man die Anklage nach der strengsten Untersuchung ungegründet gefunden. Er hatte noch andere Feinde: der Generalprocurator, der Sohn eines der angesehensten Syndics, den man gezwungen, ein Stück Landes zu den Festungswerken abzutreten, suchte dem d'Aubigné zu schaden, weil er ihm diese Verdrießlichkeit zuschrieb. Seine Familie suchte den Magistrat zu bereden, die neue Auflage seiner allgemeinen Geschichte werde der Republik das Mißfallen des Königs zuziehen. Die Achtung aber, die man gegen ihn hatte, ließ ihn über alle Anfälle seiner Gegner triumphiren. D'Aubigné erzählt, der Herzog von Epernon, sein größter Feind, habe zehn Nichtswürdige gewonnen, ihn umzubringen, und er habe alle diese Complots dadurch vereitelt, daß er auf seiner Hut gewesen, und zwei Jahre lang, während welchen diese Leute in der Gegend um Genf herum gestrichen, nie ohne gute Begleitung ausgegangen. D'Aubigné hatte einen warmen Kopf und eine lebhafte Imagination; und man

kömmt

kömmt in Versuchung, zu glauben, er habe sich zu leicht einem so schrecklichen Argwohn überlassen; die Greuel aber, von denen er während den bürgerlichen Kriegen ein Zeuge gewesen, und der traurige Tod zweier Könige rechtfertigen sein Mißtrauen. Er verheirathete sich wieder zu Genf mit einer Wittwe, Namens Burlamaqui, und machte bei diesem Anlaß jene vier so bekannten Verse:

Quand d'Aubigné se vit corps sans tête
Il maria son tronc pâle & hideux,
Ne doutant pas, qu'une femme bien faite
Auroit assez de tête pour tous deux.

„Als d'Aubigné sah, daß er ein Körper ohne Kopf „sey, so verheirathete er seinen blassen und scheuslichen „Rumpf, weil er nicht zweifelte, eine schöne Frau „werde Kopfs genug für beide haben."

Die Grabschrift, welche er selbst für sein Grabmal aufgesetzt, ist eine Art von Testament und Unterricht für seine Kinder, wovon aber die Schreibart eines solchen Gelehrten nicht würdig ist.

D'Aubigné war von Natur zur Satyre geneigt. Man kennt seinen Roman von den Abentheuern des Barons von Föneste, worin er den Herzog von Epernon lächerlich machen wollte; es war das Zeitalter großer Männer und witziger Einfälle. Einige schreiben ihm das Glaubensbekenntniß des Sancy zu, eine berühmte Satyre auf die Begebenheiten dieser Zeit. Er war zum Wunderbaren geneigt; seine Geschichte des stummen Jungen, welcher die Zukunft vorher sagte, und die geheimsten Sachen entdeckte, beweist es genugsam. Im sechsten Jahre seines Alters hatte er eine Erscheinung, wovon er in seinen Nachrichten

redet.

redet. Er starb zu Genf 1630 in seinem achtzigsten Jahre. Man muß dem Muthe der Genfer Gerechtigkeit wiederfahren lassen, welche es wagen durften einem von einem großen König Verbannten Zuflucht und ihr Zutrauen zu geben. Sie waren nicht immer bei ähnlichen Veranlassungen gleich standhaft. Da sich einige von den Richtern Karls I. Königs in England nach Genf geflüchtet, so hatte es Henriette von Orleans, welche die Feinde ihres Vaters verfolgte, durch ihren Kredit an dem französischen Hofe dahin gebracht, daß der Magistrat von Genf ihnen sagen ließ, sie sollten einen andern Zufluchtsort suchen. Wir werden bei dem Artikel Vivis davon reden.

Genf ist seit langer Zeit für die Schutzwehr der Schweiz und insonderheit des Kantons Bern angesehen worden, welcher hinwiederum viel zur Erhaltung ihrer Freiheit beigetragen. Frankreich, welches lange ein Feind der Herzoge von Savoyen gewesen, hat die Bemühungen und Maaßregeln unterstützt, welche nach einem Jahrhunderte von Gefahren, Kriegen und Unterhandlungen Genf endlich unabhängig gemacht. Es ist schwer, die Rechte kennen zu lernen, welche die Herzoge von Savoyen auf der einen und die Bischöfe auf der andern Seite zu verschiedenen Zeiten über die Stadt ausübten. Man hat im Verfolge dieses Werkes gesehen, wie in andern schweizerischen Staaten diese sonderbare Mischung von Freiheit und Unabhängigkeit beschaffen gewesen. Man muß dieses Chaos aus der Dunkelheit der mittlern Zeiten, aus der Schwachheit der deutschen Kaiser, aus den Unruhen und Spaltungen der Feudalregierung zu entwickeln suchen. Genf ist lange eine Reichsstadt gewesen. Die Adler, die man in ihrem Wappen und auf ihren Münzen siehet, und die, welche in einem

Quar-

Quartiere der Stadt zur Ergötzung des Pöbels erhalten werden, sind eben so viele Denkmäler ihres alten Zustandes. Die Rechte, welche die Bischöfe und die Herzoge von Savoyen ausübten und die erst nach langen blutigen Kriegen erloschen, müssen nicht mit der absoluten Souveränität verwechselt werden.

Man liest in Eginhards Leben Karls des Großen und in den Jahrbüchern des Mönchs Regnoo, daß dieser Fürst auf seinem Zuge nach Italien im Jahr 773 durch diese Stadt gereiset. Spon sagt, dieser Fürst habe den zweiköpfigen Adler auf das Portal von St. Peter setzen lassen; aber er fügt einige Zeilen weiter unten hinzu, daß es wahrscheinlicher sey, diesen Ursprung dem salischen Conrad zuzuschreiben, der sich 1034 zu Genf zum Könige von Burgund habe krönen lassen.

Die Kathedralkirche dient nicht nur zum öffentlichen Gottesdienste, sondern hier versammlet sich auch das Conseil general oder die ganze Bürgerschaft, wenn sie die Syndics erwählen, oder wenn sie Gesetze machen, oder sonst wichtige Entschlüsse fassen, die von der Versammlung des Volks abhangen, welches mit dem römischen gleiche Rechte hat: leges sancire, magistratus creare, de bello & pace decernere.

Die Liturgie zu Genf ist mit der in der übrigen reformirten Schweiz beinahe ebendieselbe. Man betet daselbst nach der Predigt öffentlich für die Könige von Frankreich, England und Sardinien, für die vereinigten Provinzen, und für die Eidgenossenschaft. Das Singen der Psalmen wurde mit der neuen Lehre eingeführt.

Clemens

Clemens Marot hatte sich, nachdem er dreißig Psalmen in Verse übersetzt, welche er dem Könige Franz I. zugeeignet, und nachdem er von Kaiser Karl dem Fünften, der damals in Frankreich war, ein Geschenk von 200 Pistolen für ein Exemplar, welches er ihm überreicht, bekommen, im Jahr 1543 nach Genf geflüchtet, um den Verfolgungen zu entgehen, welche man wider die Reformirten zu erregen anfing. Er übersetzte in eben demselben Jahre zwanzig andere Psalmen, welche zu Genf mit den dreißig erstern gedruckt worden. Man findet diese Auflage nicht mehr. Diese Gesänge, welche nachher die katholische Kirche verworfen, fanden gerade anfangs an dem französischen Hofe Beifall. Das Ansehen des Vatable, eines berühmten hebräischen Professors, welcher den Marot geleitet, hinderte die theologische Facultät zu Paris nicht, bei dem Könige Vorstellungen und Klagen wider dieses Werk zu machen.

Die Psalmen wurden nach einem Schriftsteller dieser Zeit nicht gleich Anfangs in Musik gesetzt, so wie sie es jetzt sind, um in den Predigten gesungen zu werden, und ein jeder sang sie nach der Melodie, die ihm gefiel, und gewöhnlich nach der von Gassenliedern. Ein jeder von den Prinzen und Hofleuten nahm einen für sich. Der König Heinrich II. liebte und wählte zu seinem Leibpsalmen den 24sten: Ainsi qu'on oyt le cerf braire, welchen er auf der Jagd sang. Madame von Valentinois, welche er liebte, wählte zu dem ihrigen: Du fond de ma pensée. Die Königin hatte den gewählt: Ne veuille pas, o Sire, und sang ihn nach der Melodie des Narrenlieds (chant des bouffons.)

Theodor von Beza, der sich nach dem Marot nach Genf geflüchtet, vollendete die Uebersetzungen der Psalmen

men in Versen. Calvin war besorgt, sie den besten Musikanten, die damals in der Christenheit waren, zu übergeben, unter andern dem Goudimel und einem, Namens Bourgeois, um sie in Musik zu setzen. Darauf wurden 10000 von diesen in Musik gesetzten Psalmen gemacht, und allenthalben hingeschickt. Im Anfange hatte sie ein jeder, und sang sie als geistliche Lieder, selbst die Katholischen, ohne daß sie glaubten etwas Böses gethan zu haben.

Die Psalmen des Marot und Beza wurden 1561 zu Lyon mit Königl. Freyheit Karls IX. gedruckt. Goudimels und Bourgeois Musik war zu vier, fünf und sechs Stimmen, und wurde zu Lyon nebst den Psalmen gedruckt.

Wir wollen noch eine Anekdote über die alte Musik beyfügen, welche von Bayle nach einem französischen Commentar über das Leben des Apollonius von Thyana angeführt wird. „Ich habe oft von Herrn Claudin dem jüngern, welcher, ohne jemand Unrecht zu thun, viele Musikanten voriger Zeiten hinter sich gelassen, sagen gehört, man habe bey den Feyerlichkeiten, welche auf Anlaß der Hochzeit des verstorbenen Herzogs von Joyeuse im Jahre 1581 gegeben worden, ein Lied gesungen, das er mit den verschiedenen Stimmen componirt, welches Lied, da man es in einem Concert gesungen, einen Edelmann, der zugegen war, bewogen, zu den Waffen zu greifen, und überlaut zu schwören, er könne sich unmöglich enthalten, sich mit jemand zu schlagen, und da man angefangen ein andres Lied in einer natürlichern Melodie zu singen, sey er wieder ruhig geworden. Dieses wurde mir nachher noch von andern, die dabey gewesen waren, bestäti-

get; so viel Stärke und Macht haben die Modulation, Bewegung und Führung der Stimmen, wenn sie zusammen vereinigt sind, auf die Gemüther. Um diese lange Anmerkung zu beschließen, so muß man, eine herrliche Anwendung der zwölf Stimmen zu hören, die dodecachorda des jüngern Herrn Claudin, von der ich oben geredet, singen oder singen hören, und ich bin gewiß, daß man alle diese Figuren und Variationen mit so viel Kunst, Harmonie und Geschicklichkeit behandelt finden wird, daß man gestehen muß, es sey nicht möglich, etwas zu diesem Meisterstücke hinzu zu thun rc."

Bayle hat diese lange Stelle nur darum angeführt, um ein historisches Datum zu beweisen, daß nämlich der jüngere Claudin, dieser große Musikus, von dem hier Meldung geschiehet, nicht einerley mit dem Claude Goudimel sey, der die Musik zu den Psalmen gemacht, und 1572 umgebracht worden, weil er reformirt gewesen; so daß Varillas Unrecht hatte, sie beyde für eine Person zu halten. Wir finden in der angeführten Note etwas weit interessanteres, nämlich den Zustand der Musik in der damaligen Zeit, und die Wirkungen, welche sie hervorzubringen im Stande gewesen. Um recht darüber zu urtheilen, müßte man einige von den Stücken, wovon der Verfasser dieser Anekdote redet, sehen. Goudimel hatte die Psalmen nach dem Zeugnisse des protestantischen Märtyrerbuchs in Motetten zu vier, fünf, sechs und acht Partieen in Musik gesetzt. Die Componisten dieser Zeit kannten ohne Zweifel die Harmonie.

Die Psalmenmusik, die jetzt in den reformirten Kirchen eingeführt ist, läßt nichts ähnliches empfinden. Wenn man den Gesang einem Theile der Versammlung, der

daraus

daraus ein wahres Studium machte, überließe, so würden vielleicht die übrigen Zuhörer mehr von jenen frommen Empfindungen durchdrungen werden, welche diese Lieder einflößen sollen. Warum muß alles singen, da doch nur ein kleiner Theil des menschlichen Geschlechts mit jener Biegsamkeit und Richtigkeit der Stimmen begabt ist, ohne welche der Gesang in unangenehme Töne ausartet?

Schon im Jahre 1478 waren zu Genf Buchdrucker, und die Buchhandlung ist heut zu Tage sehr blühend. Die Herren de Tournes, berühmte Buchhändler, ursprünglich von Lyon, haben sich seit zwey Jahrhunderten daselbst nieder gelassen. Man kann als ein Beispiel der Revolutionen in der moralischen Welt und des Sonderbaren des menschlichen Geists anführen, daß sich die Buchhändler dieser Stadt, die ehemals der Sitz der theologischen Wissenschaften, und wegen ihrer berühmten Theologen in großem Ansehen war, welches ihr den Namen des protestantischen Roms erworben, seit mehr als zwanzig Jahren durch den Druck der Schriften der zwey gefährlichsten Feinde der Orthodoxie, des Voltaire und des Rousseau, bereichern. Der Verfasser der philosophischen Geschichte der Niederlassungen der Europäer in beyden Indien hat zu Genf eine vollständigere Ausgabe herausgegeben, die so kühn als lehrreich ist. Würde Calvin, der in dieser Stadt die Ketzerey niedergeschleudert, wenn er wieder kommen und diese Presse sehen sollte, nicht sagen?

Tantane vos generis tenuit fiducia vestri?
Quos ego —

Die Uhrmacherkunst, ehemals einer der beträchtlichsten Zweige des Genfischen Kunstfleißes, hat durch die Concurrenz ihrer Nachbarn viel gelitten, welche machten,

daß der Preis dieser Waare um die Hälfte fiel. Die Juwelenarbeit ist ein anderer beträchtlicher Zweig der Genfischen Handlung. Diese Stadt ist wie Loretto voll von Reichthümern, und wird durch Wunder erhalten. Aber die wahre Quelle des Reichthums ihrer Bürger besteht heut zu Tage in den Handlungshäusern, welche sie in Frankreich, Holland, England und Deutschland haben. Die Genfer haben seit 30 Jahren ungeheure Geschäfte in den öffentlichen Fonds, besonders in den Französischen, gemacht. Man rechnet jetzt 1780, daß die Genfer 10 Millionen Renten allein aus den Französischen Fonds ziehen.

Vor einigen Jahren hat ein Franzose, Namens Tingri, ein Schüler des Rouelle, zu Genf ein chymisches Laboratorium errichtet, wo er über verschiedene Gegenstände der auf die Künste angewandten Chymie Unterricht giebt.

Die Elektricität ist seit langer Zeit ein Gegenstand der Untersuchungen der Gelehrten dieser Stadt gewesen. Schon vor mehr als 25 Jahren hat Herr Jalabert seine Erfahrungen dem Publikum mitgetheilt. Jetzt beschäftigen sich Herr Saussüre, Herr Senebier und mehrere andere Naturkundiger damit. Die Ableiter, womit man die Pulvermagazine und verschiedene beträchtliche Hotels bewahrt, sind so viele Denkmale des Wachsthums der Naturkunde und des Siegs der Philosophie über die Vorurtheile. Die elektrischen Ableiter haben mit der Inoculation gleiches Schicksal gehabt: man hat sich dieser Entdeckung widersetzt; das unwissende Publikum, welches allemal die größere Anzahl macht, glaubt in den Erfahrungen, wodurch man den Lauf des Blitzes zu leiten sucht, einen Aufruhr wider die Gesetze der Natur zu sehen.

Genf

Genf hat immer eine Folge von vielen in der Mathematik und Physik berühmten Männern gehabt. Man sieht jetzt daselbst ein Observatorium, welches Particularen, von der Regierung unterstützt, errichtet haben. Die Geographie wird durch die Arbeiten der Genfischen Astronomen etwas gewinnen. Sie haben die wahre Lage dieser Stadt mit Genauigkeit auf 46 Grad 12 Minuten der Breite, und auf 23 Grad 46 Minuten der Länge bestimmt.

Das Andenken eines Mannes wie Voltaire, welcher der Berühmteste und in gewissen Rücksichten der Verabscheuteste seines Jahrhunderts gewesen, von dem man so viel Böses als Gutes gesagt, und über den das Urtheil von Europa noch jetzt getheilt ist, erinnert uns an eine Menge von Sachen, die nicht in dieses Werk gehören. Doch scheinen uns einige Nachrichten von seinem Aufenthalte in einem Lande, welches er berühmt gemacht, hier einen Platz zu verdienen. Voltaire lebte zu Colmar; sein Secretair und sein Arzt machten seine ganze Gesellschaft aus. Hier suchte er Berlin und den Verlust der Gnade Friedrichs zu vergessen, als ihn Cramer daselbst aufsuchte, ein Buchhändler von Genf, ein Mann von Witz, und der dazu gemacht schien, der Verleger und Freund des berühmtesten Schriftstellers seiner Zeit zu seyn. Er that ihm den Vorschlag, alle seine Werke zu drucken, und bewog ihn, sich nahe bey Genf nieder zu lassen. Die gute Mine und das Betragen Cramers nahmen ihn so sehr ein, daß er ihm mit seiner gewöhnlichen Munterkeit sagte: Wie? Sie sind ein Buchhändler? Ich habe Sie für einen Feldmarschall gehalten. Voltaire blieb in seinem neuen Aufenthalte nicht lange ruhig: einige beißende Bemerkungen über den Calvin, in seiner allgemeinen Geschichte, machten die Genfer unwillig über

ihn, welche ihn bald als einen für den Glauben gefährlichen Nachbar ansahen. Man hat in einem neuen Werke gesagt, daß ihm ein Theolog, der in der Folge sein größter Feind gewesen, zuerst den Vorschlag gethan, seine Werke zu verlegen, welche er aber Cramern vorzugsweise überlassen, und man giebt zu verstehen, daß dies der Bewegungsgrund des Hasses des Theologen gegen den Schriftsteller gewesen. Man muß gegen dergleichen Anekdoten, davon dieses sonst gut geschriebene Buch voll ist, auf seiner Hut seyn. Je mehr Annehmlichkeiten Voltairens Haus zusammen vereinigte, desto übler war man damit zufrieden. Man sah es für den Pallast der Alcina an, dessen Bezauberungen gefährlich werden könnten. Alle Vergnügen fanden sich daselbst beysammen.

Ein Gesellschaftstheater, welches er bei sich errichtete, vermehrte die Unruhe der Strengern, welche diesen Feind vor den Thoren einer Stadt sahen, wo Schauspiele immer verboten gewesen.

Voltaire theilte selbst die Rollen aus, und bisweilen spielte er selbst eine. Der Verfasser der Reise durch Italien beschreibt sehr lustig einen solchen Augenblick, in welchem er ihn declamiren und dramatischen Unterricht geben hörte. Er vergleicht ihn mit der Sibylle des Aeneas.

Er fand vornehmlich an der Vorstellung seiner eigenen Stücke ein Vergnügen, und nichts war natürlicher, als seine eigenen Triumphe zu genießen. Man behauptet, er sey ein eben so schlechter Schauspieler, als großer Dichter, gewesen. Man hat ihn mit jenen Stallmeistern verglichen, die schlecht zu Pferde sitzen, und doch vortreflich in der Reitkunst unterrichten. Alle Welt weiß, daß le Kain sich einen Ruhm daraus gemacht, sein Schüler zu seyn. Voltaire,

taire, einzig mit seinen Stücken beschäftigt, vergaß oft bey den Vorstellungen die Zuschauer. Man sagt, er habe einst, da er die Rolle des Lusignan spielte, und bemerkte, daß der Komödiant, der ihn unterstützen sollte, ungeschickt that, sich nicht enthalten können, zu den Worten: Unterstütze mich, Chatillon, eine Apostrophe an den Schauspieler beyzufügen, indem er ihm mit sehr vernehmlicher Stimme in einem ungeduldigen Tone sagte: Unterstütze mich doch. Ein andermal machte man Zurüstungen, die Olympia vorzustellen: die Schauspielerin, welche die Rolle der Statira spielen sollte, hatte eben einen Kopfputz von Mademoiselle Clairon von Paris bekommen, und machte sich schon zum voraus ein Fest, mit dieser Zierde zu erscheinen. Unglücklicherweise fand Voltaire diesen Kopfputz übel ausgedacht, und wider das Costume, und verurtheilte die Schauspielerin mit dem Schleyer einer Priesterin zu erscheinen. Das war für ein Frauenzimmer, welche von der Wirkung eines neuen parisischen Kopfputzes ganz voll war, ein ernsthafter Streich. Man ward böse, man drohete nicht zu erscheinen. Darauf schrie der Dichter, durch so vielen Widerstand aufgebracht, mit einer Donnerstimme: „Sollten Sie nicht über den Anlaß froh seyn, ein so häßliches Gesicht, wie das Ihrige, zu bedecken?“ Diese Züchtigung war um so viel härter, da in der That die Schauspielerin weder jung noch schön war. Sie mußte demnach gehorchen, und Statira spielte unter dem Schleyer.

Die Herrschaft Ferney, eine kleine Stunde von Genf, im Pays de Gex, bestand 1759, da sie Voltaire kaufte, aus sechs bis acht schlechten Hütten. Nicht zufrieden, ein schönes Schloß gebaut zu haben, bauete er auch eine Kirche, woran er diese Aufschrift setzen ließ:

Deo erexit Voltaire.

Voltaire hatte auch ein Grabmal von Stein an der Außenseite der Kirche, in Gestalt einer halben Pyramide, ohne Inschrift bauen lassen, und es für seine Grabstätte bestimmt. Er strebte nach dem Ruhme, zu Ferney eine Colonie zu stiften, und erreichte seinen Zweck. Er machte sich die freywillige Verbannung einiger Uhrmacher von Genf zu Nutze, und zog noch mehrere aus Frankreich und andern Ländern dahin. Bey seinem Tode waren achtzig Häuser und 1200 Einwohner in diesem Dorfe, meistens Uhrmacher, oder solche, die sich mit Künsten, die zur Uhrmacherey gehören, beschäftigen. Er hatte viele Häuser gebaut, welche er denen, die sich daselbst niederließen, auf eine gewisse Anzahl Jahre vermiethete. Wir haben schon anderswo bemerkt, daß Voltaire den Calculations- und Finanzgeist mit den Geschenken des Apollo vereinigte.

Das Pays de Gex ist ihm Dank schuldig, wenn es wahr ist, daß er durch seine Bitten und Bemühungen viel dazu beygetragen, daß diese Provinz die Befreyung von den beschwerlichen Lasten der Pacht, und die Erlaubniß erhalten, frey mit der Schweiz handeln zu dürfen, womit es die Natur durch die Kette des Juragebirges, die alte Grenze von Helvetien, vereinigt zu haben scheint.

Les Delices, das Haus, welches Voltaire nur miethweise besessen, gehört jetzt dem Herrn Tronchin, Bruder des Generalpächters. Die Bestimmung dieses Orts war, zum zweytenmale der Gegenstand der Neugierde der Reisenden zu werden. Die schöne Gemäldesammlung des Herrn Tronchin verdient gesehen zu werden, und niemand ist würdiger, sie zu besitzen, als er. Ein großer Kenner, der seit langer Zeit die schönen Künste liebet und cultivirt, hat sich Herr Tronchin, müde der Unruhen des Vaterlands,

nach

nach Niederlegung seiner obrigkeitlichen Aemter, in dieses schöne Landhaus zur Ruhe begeben. Das Landhaus des Herrn Tronchin, des alten Procureur general, auf der entgegengesetzten Seite des Sees, ist nicht minder angenehm. Man findet in diesen Häusern Geschmack und Zierlichkeit ohne Pracht. Ueberhaupt haben die Landhäuser um Genf alle Annehmlichkeiten der Natur und der Kunst beysammen vereinigt, nur die springenden Wasser und Brunnen ausgenommen, welche in dieser Gegend völlig mangeln.

Es sind etwa 13 Jahre, seitdem Herr Rathsherr Tronchin ein raisonnirendes Verzeichniß seines ersten Cabinets, welches jetzt der Kaiserin von Rußland gehöret, drucken lassen. Dieser Catalog ist ein Denkmal des Geschmacks des alten Besitzers dieser Gemälde. Es ist schwer, wenn man einen solchen Schatz weggegeben, einen zweyten zu sammlen, der ihm an Reichthum nichts nachgiebt: das ist Herrn Tronchin wiederfahren. Die Gränzen dieses Werks haben uns nicht erlaubt, ein vollständiges Verzeichniß der Gemälde zu geben, die er heut zu Tage besitzet. Wir wollen nur einige der merkwürdigsten angeben.

Portrait Philipps IV. von Velasques, in Lebensgröße.

Portrait des Erzherzogs Albert und der Infantin Isabella, von P. P. Rubens.

Portrait des Rabbinen Ephraim Bruno, Rembrants, und seines Knechts, alle drey von Rembrant.

Jesus bey Martha und Maria, von Barthelemi Schidone.

Judith und Holofernes, von Jacob Stella.

Eine Ruhe in Egypten, von Pietro Mola.

Die Erziehung der Mutter Gottes, von Philipp Lauri.

Die Anbetung der Hirten, von Karl Maratti.

Rebecca, von Lucas von Leyden.

Ein Rentmeister, der Geld wiegt, von Holbein.

Der Tempel der Liebe, eine Landschaft von Paul Brill, die Figuren von Rotenhammer.

Vertumnus und Pomona, eine Landschaft von Brüghel de Velours, die Figuren von van Balen.

Friedenstempel, von Franz Mieris.

Des S. Petrus Verläugnung, ein großes sehr kostbares Gemälde, von Carl du Jardin.

Judas, der unsern Herrn verkauft, von Gottfried Skalken, ein Gemälde von dem stärksten Helldunkel.

Stratonica und Antiochus, von Gerard Lairesse. Der Inhalt dieses Gemäldes ist in der Geschichte berühmt. Antiochus, königl. Prinz von Syrien, lag an einer Krankheit, deren Ursache unbekannt war; seine wankende Gesundheit drohete einen nahen Tod. Der Arzt Erasistratus, welcher bemerkt hatte, daß der Kranke in Gegenwart seiner Stiefmutter unruhig sey, und daß ihm der Puls stärker schlage, errieth, daß eine heftige Leidenschaft, welche er zu unterdrücken suchte, die wahre Ursach seiner Krankheit sey. Der Fall war schwer genug: wie sollte er es dem Könige Seleucus, dem Vater des Prinzen, dem Gemahl der schönen Stratonica, offenbaren, daß die Heilung seines Sohnes von einem eben so außerordentlichen als einem Gemahl und König schwer abzufordernden Opfer abhange? Der Arzt fing es so an. Da er den Seleucus über das Leben seines einzigen Sohnes bekümmert sah, so entdeckte er ihm, daß seine Krankheit durch eine heftige Leidenschaft gegen eine Frau, welche nicht die seinige seyn könne, verursacht

werde.

werde. Der König wollte wissen, wer es wäre. Der Arzt, der sich anzustehen stellte, antwortete: es ist meine Frau. Der König lag ihm aufs dringendste an, und that ihm die schönsten Verheißungen, wenn er sie dem Prinzen abtreten wollte. Der Arzt erwiederte: was würden Sie thun, Herr, wenn Ihr Sohn in die Stratonica verliebt wäre? Ich würde sie ihm geben, antwortete der König. Nun stand Erasistratus, der dadurch Muth bekommen, nicht mehr an, die ganze Wahrheit zu gestehen.

Der Maler hat in diesem reizenden Gemälde den Augenblick gewählt, da Seleucus seinem Sohne das großmüthigste Opfer machte. Lairesse, der das alte Costume kannte, hat allen Reichthum in dieses Gemälde gebracht, dessen es fähig war. Antiochus sitzt auf dem Bette, das Gesicht von der Seite, mit einer leinenen Binde um den Kopf. Ohne Zweifel rühret es von der Kunst des Malers her, daß er es vermieden, ihn in diesem schwer darzustellenden Augenblick von vorne sehen zu lassen. Man sieht den Seleucus mit der Stratonica, welche er zu seinem Sohne führt. Sie trägt ein mit Perlen geziertes Diadem: ihr Kleid, dessen Schleppe eine junge Person trägt, ist grün, nebst einem gelben mit Hermelin gefütterten Mantel: die Königin hebt mit der rechten Hand den Schleyer von Gaze, der über ihr Haupt herabhängt, in die Höhe; zwey andere Frauen sind in ihrem Gefolge, und neben ihr ist der Arzt.

Wir wollen eine große Anzahl Gemälde, als z. E. eines Claude Lorrain, Teniers, Ostade, Johann Steen und anderer mit Stillschweigen übergehen. Hr. Tronchin, der auf alle Gelegenheiten, schöne Sachen anzukaufen, aufmerksam ist, hat sich neulich den Verkauf des Cabinets des Prinzen von Conti zu Nutze gemacht.

Wir

Wir wollen nur noch von zwey Gemälden dieser Sammlung reden, die beyde gleich interessant sind. Das eine ist Herrn Tronchins Portrait in Pastel von Liotard. Dieses Gemälde, nur 14 Zoll hoch und 17 breit, ist eines der besten Werke dieses Meisters. Man sieht Herrn Tronchin an einem Tische sitzen, auf welchem mathematische Instrumente, Zeichnungen und Musikpapier liegen, neben ihm ist ein Gemälde von Rembrant, das eine liegende Frau vorstellt; diese Composition ist mehr ein Gemälde, als ein Portrait.

Das zweyte ist ein historisches und sehr merkwürdiges Gemälde, nämlich eine Aussicht von Genf, von der Höhe von la Batie, vor Aufgang der Sonne, am Morgen nach der Mauerbesteigung den 12ten Christmonat 1602: eine in den Jahrbüchern von Genf merkwürdige Epoche. Die Stadt und die Landschaft sind von Salomon, dem Schüler Adams Eleyman. Die sehr vielen Figuren sind von Callot.

Das Cabinet des Herrn Procureur general Tronchin ist minder wegen der Anzahl, als wegen der Wahl der Gemälde, merkwürdig. Man sieht unter andern ein Dianenbad von Rotenhammer; die Tiefen von Brüghel von Velours. Dieses Gemälde ist von der vortreflichsten Arbeit, und auch gestochen.

Moses in der Wiege, aus dem Wasser gezogen; eine Composition von 12 Figuren, von Verkolin.

Eine eingeschlafene Frau, von einem Licht beleuchtet, von Mieris.

Die Auferweckung des Lazarus, von Carletti.

Eine Landschaft von Claude Lorrain, sehr schön.

Die

Die Kinder, welche den Propheten Elisa verspotten, von Philipp Wouvermann.

Ein Reutergefecht, von van der Meulen.

Ein Lesender, von Gerhard Terburg.

Das Inwendige einer Kirche, von Peter Neefs.

Zwey Gemälde, von Gerhard Terburg.

Zwey Landschaften, von Adrian van der Velde.

Isaac Denners Portrait, gemalt von seinem Sohne, Balthasar Denner. Man weiß, wie sehr seine Werke gesucht werden.

Verschiedene wichtige Gemälde von Borok-Huner, von Pingelback und von D. Teniers.

Bey Mademoiselle Burlamaqui.

Die Berufung des H. Matthäus, von Augustin Carrache.

Das Portrait einer alten Frau, von Rembrant.

Ein Rentmeister, der seine Feder betrachtet, von ebendemselben.

Ein Winterstück, von Philipp Wouvermann.

Das Portrait eines Greises, von Vandyck.

Ein Portrait vom Ritter von der Werf.

Bey Herrn Sellon.

Das Inwendige einer mit Leuchtern erhelleten Kirche, von A. de Lorme.

Eine H. Cäcilia, von Guerchin.

Verschiedene artige Gemälde von Rotenburg, Teniers ꝛc.

Bey

Bey dem Maler Liotard.

Seine eigene Werke in Pastel gemalt.

Zwey Blumen- Frucht- und Insectenstücke von der schönsten Arbeit, von van Huygen, die 20000 Pf. geschätzt werden.

Verschiedene gute Gemälde aus der Holländischen und Flamändischen Schule.

Dieser Maler, der zu Genf geboren ist, zeichnet sich durch die äußerst feine Ausarbeitung seiner Werke, und durch die getreue Nachahmung der Natur aus. Er rühmt sich dieser zwey Eigenschaften, die ohne Widerspruch sehr schätzbar, aber nicht hinreichend sind, einen Mann unter die großen Maler zu rechnen. Ich kenne einen Deutschen, der sechs Monate damit zugebracht, einen Haasen, der Kohl fraß, zu malen. Während daß er mit dieser Arbeit beschäftigt war, lebte er nur mit seinem Haasen, und studirte nur sein Original. Wahr ists, man hätte jedes Haar an dem gemalten Haasen zählen können; aber dieser Mann ist kein großer Maler.

Wir wollen diesen Abschnitt von der Malerey und der Zeichnung damit beschließen, daß wir von einer öffentlichen Schule reden, die seit ohngefähr zwanzig Jahren zu Genf errichtet worden, wo man jungen Leuten, vornehmlich denen, welche sich der Gold- und Silberarbeit und dem Grabstichel widmen, in der Zeichnung Unterricht giebt. In einer Stadt, wie diese, wo die Künste eine Quelle des Reichthums ausmachen, kann die Regierung nichts Bessers thun, als dieselben aufmuntern und unterstützen.

Die von der Regierung zu Genf eingeführte Getreidepolicey ist sehr weise. Der sinnreiche Verfasser der Gespräche

Gespräche über den Kornhandel, vergleicht sie mit einem Capucinerkloster, wo man immer genau weiß, wie man steht, und wo, da die Thüren verschlossen sind, nichts hinein und hinaus geht, ohne daß P. Guardian davon berichtet sey. Um niemals an Getreide Mangel zu leiden, obschon das Gebiet kaum den dritten Theil von dem für eine Population von 30000 Seelen Nöthigen liefert, fängt es Genf so an.

Die Kornkammer, welcher diese Policey aufgetragen ist, bekömmt aus dem Schatze des Staates die für diesen Handel nöthigen Summen, und legt darüber Rechnung ab. Sie beobachtet als einen wesentlichen Grundsatz zehn Stunden im Umkreise kein Getreide anzukaufen, um diesen Handel den Particularen frey zu lassen, und diesen Theil des Getreides nicht der Circulation zu entziehen. Durch dieses Mittel wird zu den Zeiten des Ueberflusses der Markt zu Genf aus den benachbarten Ländern versehen. Die Kornkammer verkauft jährlich nicht mehr als 10000 Cupen. Die Cupe ist ohngefähr so viel als ein halber Scheffel oder 120 bis 124 Pfund.

Die Gastwirthe, die Garnison, die fremden Arbeitsleute von der niedrigsten Classe, müssen ihr Brod bey den Bäckern kaufen, und diese sind gehalten, ihr Getreide von der Kornkammer zu kaufen, welche es gemeiniglich um den Marktpreis, und oft noch drunter verkauft. In den Jahren der Theurung 1769 und 1770 lieferte die Kornkammer den Bäckern das Getreide um 36 Genfer Florins *) die Cupe, und diese verkauften 1 Pf. Brod zu

18

*) Ein Genfer Florin ist 12 kleine Sols, 50 Florins sind ohngefähr 24 Franz. Pfund.

18 Unzen um 3 Franz. Sols, während daß es bey ihren Nachbarn doppelt so viel galt. Das Publicum machte sich diesen Vortheil zu Nutze, und da man selbst den Fremden erlaubte zu kaufen, so war der Absatz außerordentlich stark. Um dieser Unbequemlichkeit zu begegnen, und den Verlust und das Opfer, welches der Staat damals machte, nicht zu vergrößern, wurde der Preis des Brods, welches die Bäcker verkauften, um den dritten Theil erhöhet. Zugleich aber suchte man den dürftigern Theil der Einwohner zu unterstützen, der vermittelst einer Aufsicht, welche einigen Magistratspersonen aufgetragen wurde, so viel Brod, als sie wöchentlich zu ihrem Unterhalte brauchten, unter der Schätzung erhielt. Die Regierung hatte die Erlaubniß erhalten, beträchtlich viel Getreide zu Chaiselle anzukaufen, und zwar ohngeachtet der Schwierigkeiten, die aus dem Getreidemangel in Frankreich selbst entstanden. Im Brachmonat 1771 waren mehr als 50000 Cupen Weizen zu Genf, und diese Stadt, die kein Gebiet hat, war im Stande, ihren Nachbarn zu borgen. Bis zu der Epoche, von welcher wir reden, stieg der gewöhnliche Getreidevorrath des Staats auf 60000 Cupen. Seit dieser Zeit hat man ihn auf 100000 steigen lassen, und um die Erhaltung des Getreides zu erleichtern, hat man die Korndörre eingeführt, welche durch Verminderung der Größe und durch Bewahrung vor der Fäulung für die Magazine von doppelten Nutzen ist.

Die öffentliche Bibliothek, deren Sorge gemeiniglich einem Professor oder einem Prediger aufgetragen ist, war zu Anfang dieses Jahrhunderts noch sehr gering. Sie hat sich durch beträchtliche Geschenke von ihren Bürgern und von Fremden bereichert. Man rechnet sie jetzt gegen

30000

30000 Bände. Einer ihrer beträchtlichsten Wohlthäter ist Professor Lüllin gewesen, der ihr seine ganze Bibliothek vermachte. Ihm hat sie unter andern zwey sehr sonderbare Stücke zu danken: das eine ist ein Fragment von des H. Augustins Predigten auf Egyptischem Papier, wovon P. Mabillon in seiner Diplomatik und sein College Montfaucon in einer besondern Abhandlung geredet hat. Wir möchten freylich lieber von einigen wiedergefundenen Büchern des Titus Livius oder des Tacitus Nachricht geben. Dieses Fragment des H. Augustins, wovon eine weitläuftige Beschreibung in dem Mercur von Nauenburg, von dem Jahre 1742, zu finden ist, gehörte ehemals dem Paul Petav, einem gelehrten Parlamentsrath von Paris; es ist eben der, welcher einen Theil der Bücher des Peter Daniels gekauft, unter denen sehr kostbare Manuscripte gewesen, wovon Bayle in seinem Wörterbuch Artik. Bongars redet. Die Protestanten plünderten, während den Greueln des bürgerlichen Krieges, im Jahr 1562 das Kloster Fleury an der Loire. Daher kamen der Virgil, mit dem Commentar des Servius, welchen nachher Peter Daniel heraus gegeben, und so viel andere schöne Manuscripte, die man noch in der Bibliothek zu Bern sieht.

Herr Lüllin hatte während seinem Aufenthalte zu Paris Gelegenheit, die Bibliothek Paul Peters zu durchsuchen. Er fand darin die Fragmente des Augustinus, und die Wachstafeln Philipps des Schönen. Sie enthalten das Tagebuch der Ausgaben dieses Fürsten in den sechs letztern Monaten des 1308ten Jahres, eine Zeit, in welcher der Hof beständig herumreiste.

Die Schrift dieser Tafeln ist current und klein; sie erinnert uns an einen Irrthum eines deutschen Reisen-

den, des Andreä, der in seinen Briefen über die Schweiz sagt, sie wären von Phillipp des Schönen eigner Hand geschrieben. Es ist nicht wahrscheinlich, daß sich ein König damit werde belästiget haben, die Ausgaben seines Hofstaats aufzuschreiben, und noch weniger, daß er es in Lateinischer Sprache werde gethan haben. Diese Sprache war in allen öffentlichen Urkunden, und in allen Canzleyen, bis auf Franz den Ersten, allgemein im Gebrauche; doch scheint es sonderbar genug, daß man dieselbe zu Rechnungsbüchern gebraucht. Wahrscheinlich wurde das, von welchem wir reden, von einem Geistlichen geführt. Der übrige Theil der Nation konnte kaum in der gemeinen Sprache lesen und schreiben. Deswegen nennet man auch die Schreiber clercs (clericus). Phillipp der Schöne verordnete im Jahr 1309, daß um seine Person drei geheime Schreiber (clercs) oder Staatssecretairs, und unter diesen 27 Schreiber oder Notarien seyn sollten. Düpré de S. Maur führt Verzeichnisse der Ausgaben der Abtey Longchamp bey Paris vom Jahre 1322 an, die Französisch geschrieben sind, und andere von der Abtey von Preully, die Lateinisch geschrieben sind. Das hing ohne Zweifel von der Wissenschaft derjenigen ab, denen dieses aufgetragen worden. Dieser Monarch, der die Münzen verschlimmerte, der den Orden der Tempelherrn durch jenen grausamen und ungerechten Prozeß, dessen Geschichte Schauder erweckt, abgeschaft, war sonst wohlthätig, und schenkte den Hospitälern und Kranken viel, besonders denen, welche das Königsübel (morbus regius) hatten. Man sieht aus eben diesen Tafeln, welche diese Nachrichten enthalten, daß Phillipp der Schöne den Zehnten von seinen Tafelausgaben an gewisse Kirchen bezahlte. Dieser Zehnte betrug während den 55 Tagen, daß er sich zu

Poitiers

Poitiers aufhielt, 95 Livres, 15 Sols, 8 Deniers, und folglich stieg die Ausgabe für die Tafel auf 957 Livres 16 Sols 8 Deniers, das ist, ohngefähr 18 Livres damaligen Geldes für einen Tag. Um gewissermaßen einen Vergleich anstellen zu können, wie viel dieses gewesen seyn möge, so wollen wir die Preise der Pferde des Königl. Stalles, so wie sie in eben diesen Tafeln stehen, hersetzen:

Das große Pferd, magnus equus, ist geschätzt um .	32 Liv.
Das Pferd, equus, ohne weitere Beschreibung	20 —
Der Palafredus	10 —
Der Roncinus	8 —
Das Lastpferd, Summaria	8 —

Es wird auch von dem Spiele des Königs geredet, der sich das Geld für diese Art Ausgabe auszahlen ließ. An gewissen Tagen spielte Philipp als ein König, d. i. mit dem Entschlusse, zu verlieren; ein Gebrauch, der sich noch in England an dem Geburtstage des Königs erhalten. Man hat Ursache dieses zu glauben, wenn man folgende Worte liest: „pro ludo die nativitatis domini apud castrum novum super Ligerim XXX. florenos Parisinos valentes XVII libras." An einem andern Orte liest man; „pro oblationibus et pro ludo." Daraus kann man schließen, der König habe das Spiel als eine Handlung der Wohlthätigkeit angesehen, welche er gegen seine Hofleute ausübte. Ein König sollte niemals anders spielen. Man findet in diesen Tafeln die Namen verschiedener Bedienungen, den eines Küchenblasers (sufflator coquinae), den eines Hundepagen (pagius canum), der auch Valetus heißt, ein Wort, das damals eine ehrenhafte Bedienung anzeigte. Das Amt des Cressonarius bezeichnete

nete den, welcher die Kresse für die Tafel schafte, welches einen häufigen Gebrauch dieses Nahrungsmittels anzuzeigen scheint, zu einer Zeit, da scorbutische Krankheiten sehr gemein waren. Der Quadrigarius mapparum scheint derjenige zu seyn, welcher das Leinenzeug für die Königl. Tafel von einem Orte zum andern führte: wir können der Meynung eines Gelehrten von Genf nicht beypflichten, der unter dem Worte: mappae, Landcarten versteht. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Phllipp der Schöne, oder auch selbst ein König aufgeklärterer Zeiten, ganze Wagen voll Landcarten in seinem Gefolge gehabt habe, da hingegen jedermann Tischtücher nöthig hat, welche auf Lateinisch mappae heißen.

Das Griechische Manuscript, welches Dialogen über die Dreyeinigkeit enthält, und das man lange dem H. Athanasius zugeschrieben, verdient bemerkt zu werden. Der Magistrat von Genf hat es von einem Griechen gekauft; und Theodor von Beza, der damals in dieser Stadt lebte, hat es 1570 bey Heinrich Stephanus drucken lassen, welcher eine Lateinische Uebersetzung dazu gemacht. Man hält heut zu Tage diese Dialogen für ein Werk des Mönchs Maximus. Wir waren so weit in diesem Werke gekommen, als uns das raisonnirende Verzeichniß der Manuscripte dieser Bibliothek, welches 1778 herausgekommen, in die Hände fiel; wir sind es dem Herrn Bibliothekar Senebier schuldig, der schon durch einige schätzbare physische Schriften bekannt ist. Dieser Katalog, den er, um sich nach dem Geschmacke des Jahrhunderts zu richten, Französisch zu schreiben für gut befunden, wird deswegen den Deutschen und Holländischen Gelehrten weniger bekannt seyn. Noch dünkt uns die Lateinsche

Sprache

Sprache der Schlüssel, und die gemeinschaftliche Sprache der Wissenschaften und der Gelehrten zu seyn. Dieses Werk ist in drey Classen getheilt, von denen die erste die Orientalischen und Griechischen, die zweyte die Lateinischen, und die dritte die Manuscripte neuerer Sprachen enthält. Man findet darin eine völlige Abschrift der Wachstafeln, von denen wir oben geredet.

Die Comödien des Terentius auf Pergament, aus dem neunten Jahrhundert. Die Zeichen und Abbreviationen des Tyro, Freygelassenen des Cicero, auf Pergament, aus dem neunten Jahrhundert. Diese Kunst, die Wörter durch verkürzte Zeichen zu schreiben, welche dem gewöhnlichen Alphabet nicht gleichen, könnte noch heut zu Tage von großen Nutzen seyn. Die Römer bedienten sich derselben mit so großer Geschwindigkeit zu schreiben, daß ein Copist leicht den Reden eines Redners folgen konnte. Der gelehrte Gruter hat ein Wörterbuch dieser Tyronischen Zeichen mit einer Erklärung herausgegeben. Man vermehrte ihre Zahl in den auf die Regierung des Augustus folgenden Jahrhunderten. Die, welche die Kunst auf diese Weise zu schreiben besaßen, hießen Notarii, und ohne Zweifel ist dieses der Ursprung der Schreiberzeichen. Alles was Herr Senebier auf diese Veranlassung sagt, ist sehr interessant.

Wir übergehen viele in diesem Verzeichniß angezeigte Handschriften mit Stillschweigen, selbst solche, die einzig, oder doch nie herausgegeben worden sind. Diese Art von Litteratur gleicht einem ungebauten Lande, das mit Dornen und Disteln bewachsen ist, wo dürre Felsen hervorragen, und wo der Reisende selten das Vergnügen hat eine Blume zu pflücken. Unter diesen seltenen oder einzigen

Handschriften, deren größtes Verdienst darin besteht, daß sie wenig bekannt sind, wollen wir wegen seiner Sonderbarkeit das Epische Gedicht des Marius Philelphus, zum Ruhme Mahomeds II., der Constantinopel erobert, und dem Griechischen Reiche ein Ende gemacht, nicht mit Stillschweigen übergehen. Hier ist der Titel dieses sonderbaren Gedichts:

> Marii Philelphi artium et utriusque juris doctoris, equitis aurati, poetae laureati, comitis, de vita rebusque gestis inuictissimi regis et imperatoris clarissimi Mahometi Turcarum principis.

Alle Nachsuchungen, die Herr Senebier vornehmlich in den Bibliotheken Italiens gemacht, haben ihn in der Meinung bestätigt, daß diese Handschrift einzig in ihrer Art, und von der Hand des Verfassers geschrieben sey. Er war zu Constantinopel im Jahre 1421 gebohren, und fing sein Gedicht im 45sten Jahre seines Alters an.

Es scheint aus dem Anfange des zweyten Gesanges, daß er durch seine Mutter von der Familie der Chrysoloras abstammte, jenen berühmten Griechen, die sich nach Florenz geflüchtet, und zur Wiederherstellung ihrer Sprache in Italien so viel beygetragen haben. Sein Vater, Franz Philelphus, ein großer Litterator, der durch verschiedene Schriften bekannt ist, hatte sich zu Constantinopel verheyrathet, und starb zu Bologna 1471. Das Gedicht des Marius Philelphus, seines Sohnes, besteht aus vier Gesängen, woran er verschiedene Jahre gearbeitet. Die vornehmste Handlung des Gedichts ist die Einnahme von Constantinopel, welche im zweyten Gesange beschrieben wird. Das dritte und vierte enthalten die übrigen Feldzüge Mahomeds II. Das Lustigste aber ist, daß der Dich-

ter,

ter, nachdem er die ruhmwürdigen Thaten seines Helden verherrlichet, damit schließt, daß er sich an Franz Maria Sforza, der im Jahre 1476 Herzog von Mayland war, wendet, und ihn einladet, gemeinschaftlich mit allen Europäischen Fürsten, den Muth der Venetianer nachzuahmen, welche einzig die Anfälle der Türken aufhielten, und die Christen und das Christenthum zu retten. Ohne Zweifel hatte der Dichter sein Werk in Mahomeds Staaten angefangen, und es in Italien geendet. Er ist nicht der einzige Schriftsteller, der mit Veränderung seines Wohnplatzes auch die Sprache geändert. Aus allem, was wir eben gesagt, erhellet, daß sich Philelphus nicht sehr um die Regeln des Aristoteles und des Horaz bekümmert. Sein Gedicht fängt bey der Geburt und Erziehung Mahomeds II. an:

Gemino bellum Trojanum orditur ab ovo.

Noch sind in dieser Bibliothek zwey ähnliche Gedichte. Eins zur Ehre Ludwigs XII. und seiner Siege über die Venetianer: man findet darin eine Beschreibung der Schlacht bey Aignadel. Das andere heißt: Ludovici Masurii Nervii Borbonia dos, siue de bello civili ob religionis caussam in Gallia gesto libri XII. Der Verfasser hat es dem Gaspard von Coligny zugeeignet, und die Dedication ist vom Augustmonat 1572. Er hatte keine Zeit zu verlieren, da dieser Herr in eben diesem Monate in der unglücklichen Bartholomäusnacht umgebracht worden. Niemand wird den Verfasser der Henriade in Verdacht haben, daß er von diesem Gedichte Gebrauch gemacht, dessen Styl und Titel uns an einen armen Französischen Reimschmidt erinnern, welcher unter dem letztverstorbenen König von England zu London gelebt, zu dessen Ehre er ein Gedicht, unter dem Titel George Secondiade, herausgeben wollte. Die Eng-

länder machten sich über ihn lustig; man stach ihn in Kupfer, und schrieb diese zwey Verse darunter:

Ci vous voyez en vérité
Un grand homme en adversité.

In der Folge dieses Werks giebt Herr Senebier von einer Sammlung von Briefen, von Johann Calvin, Theodor Beza und Heinrich Bullinger, Nachricht. Von Calvin sind 344 an der Zahl. Das Datum und der Inhalt ist in dem Verzeichnisse angeführt, und es sind nur 19 gedruckt. Diese Sammlung ist also für die Kirchengeschichte dieser Zeiten sehr schätzbar, und geschickt, den Charakter dieses Reformators kennen zu lernen. Man weiß, daß Calvin 1538, zwey Jahre nach seiner Ankunft, so wie Farel, von der Partey der Toleranten, denen sie nicht gefielen, vertrieben worden. Er hielt sich eine Zeitlang zu Basel und Straßburg auf, und wurde 1541 nach Genf zurück berufen. Man weiß, daß er zugleich der Apostel und Gesetzgeber dieser Stadt gewesen. Seine Feinde haben seine Fehler vergrössert, und seinen großen Eigenschaften keine Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Die Zeiten, welche vor dieser Revolution in der Schweiz hergingen oder darauf folgten, stellen uns ein erstaunendes Gemälde von Ausgelassenheit, Aufruhr und Verbrechen dar, und für große Uebel braucht man heftige Mittel. Spon, ein Geschichtsschreiber von Genf, hat uns fast unglaubliche Nachrichten hinterlassen: der 21ste und 22ste von Calvins Briefen melden von einem solchen Verbrechen, das die Natur schaudern macht. Die Pest, die damals wegen Unwissenheit oder wegen Nachlässigkeit der Polizey in Europa sehr gemein war, wüthete schon seit 1542 zu Genf. Man that die Kranken in ein Spital in Plain Palais. Da die Diener der Kirche, welche man

zu

zu diesen Unglücklichen, sie zu trösten, schicken wollte, es abgeschlagen, so hat sich Calvin freywillig zu diesem Geschäfte angeboten: der Rath aber wollte ein theures Leben nicht in Gefahr setzen. Ein anderer Geistlicher wurde dazu ernannt, und starb daselbst. Diese Geißel erneuerte sich 1545. Die, welche das Spital bedienten, machten darauf den schrecklichen Bund, die Pest zu vermehren und auszubreiten, indem sie angesteckte Tücher an verschiedene Oerter hinwarfen. Dieses Verbrechen war nicht neu: ein Verbrecher, Namens Caddoz, hatte 15 Jahr vorher eben dieses gethan. Ihre Absicht war, sich durch das häufige Sterben zu bereichern. Da aber ihr Verbrechen entdeckt worden, so sind 7 Männer und 24 Weiber, nachdem sie ihr Verbrechen bekannt, lebendig gerädert und verbrannt worden. Man würde in Versuchung seyn, eine so schreckliche Geschichte nicht zu glauben, wenn nicht selbst Paris, im vorigen Jahrhundert, eine Zeugin ähnlicher Verbrechen gewesen wäre. Man erfährt von Zeit zu Zeit solche Verbrechen, welche die Natur erzittern machen, und wovon man nicht einmal die Bewegungsgründe begreift. Vor etlichen Jahren ist in einer Kirche zu Zürich der Wein im heiligen Abendmahl vergiftet worden. Der Verbrecher wurde nie entdeckt: einige hatten einen Todtengräber im Verdacht, der ein Interesse haben konnte, viele Leute ums Leben zu bringen, um etwas zu gewinnen.

Wir haben gesehen, daß sich Calvin und Farel durch ihre Strenge eine mächtige Parthey Feinde auf den Hals geladen. Vielleicht war es von ihrer Seite etwas Hartnäckigkeit, zu einer Zeit, wo es darum zu thun war, über unwichtige Gegenstände so strenge zu halten. Die Bernische Kirche hatte die Communion mit ungesäuertem Brodte

angenommen; Calvin wollte über diesen Artikel nie nachgeben, so geringfügig er auch an sich selbst scheint. Die Sittenverbesserung war ungleich wichtiger, und das ist es auch, was am meisten Widerstand fand. Die Unordnung und die Ausgelassenheit waren damals auf den höchsten Grad gestiegen; die Regierung erlaubte öffentlich Häuser der Unzucht. Man findet in den Acten von Genf ganz besondere Umstände über diese Sache. Die Huren mußten in einem abgesonderten Quartiere wohnen, und lebten unter der Aufsicht einer Aufseherin, welche Bordelkönigin genannt wurde. Die öffentlichen Register sagen ausdrücklich unter dem 10. März 1504: regina bordelli die Martis proxima eligatur. Sie schwur dem Staate einen Eid; das Register vom 14ten eben dieses Monats enthält diese Worte: Fuit creata regina meretricum, quae juravit in forma sub conditionibus in capitulis exaratis.

Man verbot im Rathe, unterm 30. April 1544, allen Badern Huren zu halten. Fuit arrestatum, quod defendatur hospitibus stubarum hujus civitatis, ne abinde audeant putanas hospitari. Das sind die Worte eines Rathregisters dieser Zeiten, wo die Latinität war, wie die Sitten.

Man sieht diese Einrichtungen bis zur Zeit der Reformation fortwähren. Das erinnert uns an die Geschichte eines gewissen Jacob Grüet, eines gottlosen Menschen, der wegen gotteslästerlicher Schriften zum Tode verurtheilt worden. Er war einer von Calvins heftigsten Feinden: in einer seiner Schriften wider den Calvin und die neue Zucht beklagte er sich, daß man diejenigen, welche eine fleischliche Sünde begangen, zwänge, sich vor dem Consistorio durch das Beugen der Knie zu demüthigen. Man erinnert sich noch, was für Bewegungen eben diese Sache vor einigen

Jahren

Jahren zu Genf auf Veranlassung eines gewissen Covelle gemacht, den das Consistorium zu dieser Strafe verurtheilt hatte.

In dieser Sammlung sind einige Briefe, die sich auf den Proceß Michael Servets und den des Hieronimus Volsec beziehen. Der letztere hatte öffentlich die Predigt eines Predigers bey der Kirche zu S. Peter über die Gnade und die Erbsünde angegriffen. Die Genfische Geistlichkeit befragte sich bey der Bernischen, deren Antwort, die man in Spons Geschichte findet, beweist, daß diese Kirche viel toleranter gewesen sey, als die Genfische. Volsec kam mit der Landesverweisung davon: Servets Schicksal ist der ganzen Welt bekannt.

Diejenigen, welche über alles das neugierig sind, was Calvin, diesen unermüdlichen Reformator, angeht, werden froh seyn, zu vernehmen, daß man in dieser Bibliothek 44 Bände aufbehält, worin sich 2023 Predigten befinden, welche er gehalten. Der Gottesdienst der Protestanten fordert von jedem Pfarrer oder Geistlichen, dem die Seelsorge aufgetragen ist, jährlich ohngefähr 100 Predigten, so daß, wenn man 40 Jahre Predigerdienst annimmt, welches in der Schweiz ziemlich gemein ist, wo das Leben, besonders der Geistlichen, lange währet, die ganze Summe 4000 Predigten ausmacht. Es ist aber diesen Herren erlaubt, sich zu wiederholen, dahingegen die 2023 Predigten von Calvin so viele verschiedene Stücke sind. Man sieht unter den gedruckten Büchern dieser Bibliothek zwey Ausgaben von Cicero's Buch de officiis, auf Pergament gedruckt, von Johann Faust von Maynz, die eine vom Jahre 1465, die andere von 1466. Die Bibliographen haben genug davon geredet; einige haben sogar behauptet, daß es

das erste Buch sey, welches mit der Jahrzahl gedruckt worden. Diese Meynung aber ist durch viele Bücher widerlegt, welche ein älteres Datum haben. Es ist bekannt, daß Johann Faust die ersten Bibeln ohne Jahrzahl drucken lassen, und daß er zu Paris das Exemplar um 60 Goldgülden verkauft, ehe man muthmaßete, durch was für eine Kunst sie gemacht wären, daß er nach der Meynung vieler für einen Zauberer gehalten worden, und daß dieses dem Drama von dem Doctor Faust den Ursprung gegeben, welches man bey den Deutschen vorstellet, und gemeiniglich eine Menge Zuschauer anziehet. Hier ist der Inhalt des Stücks: Faust, überdrüßig ein armer Student zu seyn, macht mit dem Teufel einen Bund, und übergiebt sich ihm unter der Bedingung, daß er reich werde. Mittelst dieses Vertrags genießt er alle Arten von Vergnügen während der Dauer des Stücks, welches nach dem alten Gebrauche mehrere Jahre in sich schließt, aber in dem letzten Acte wird er von einem Flammenstrome verschlungen. Das gleicht dem festin de Pierre, nur mit dem Unterschiede, daß die Deutschen den Teufel in eigner Person auf das Theater gebracht haben. Genf ist wahrscheinlich nach Basel die erste Stadt in der Schweiz, wo man Bücher gedruckt. Wir haben das Buch von den heil. Engeln erwähnt, welches 1478 gedruckt worden: das Buch der Weisheit hat daselbst in eben diesem Jahre die Presse verlassen. Doch ist es sonderbar, daß diese Kunst, ehe sie in Frankreich eingeführt worden, schon an einigen wenig beträchtlichen Oertern der Schweiz bekannt gewesen. Münster in Aargau, wo ein Chorherrenstift ist, hatte schon im Jahre 1470 eine Buchdruckerey: ein Wörterbuch unter dem Titel Mammotrectus, welches dieses Datum hat, beweist es. Das speculum vitae humanae wurde im Jahre 1473 daselbst gedruckt.

Man

Man sieht einen fasciculus temporum, der im Jahre 1481 in der Probstey Rougemont, im Canton Bern, gedruckt worden. Eine Abhandlung von Jacobo de Clusa, de apparitionibus animarum post abitum e corporibus, ist zu Burgdorf, einer kleinen Stadt im Canton Bern, gedruckt worden, während daß Zürich, Bern, Lucern, Solothurn, Freyberg keine Buchdruckereyen hatten. Die Unwissenheit war in diesen Zeiten allgemein: ohne Zweifel machten die ersten Buchdrucker ein Geheimniß aus ihrer Kunst, wie Johann Faust. Das Ohngefähr führte einige Künstler in Klöster und an wenig bekannte Oerter, wo sie ihre Kunst insgeheim ausübten.

Wir fahren fort, die Merkwürdigkeiten der Bibliothek zu Genf zu untersuchen, wohin der geweihete silberne Schild gehört, den man 1724 in der Arve gefunden, da man in dem alten Bette derselben gegraben. Er ist in dem Supplement der antiquité expliquée des P. Montfaucon in Kupfer gestochen. Dieser Schild ist cirkelrund und wiegt 34 Unzen; man liest darauf folgende Umschrift:

Largitas D. N. Valentiniani Augusti.

Die erhaben gearbeiteten Figuren sind ein wenig platt gedrückt. Der Kayser, den man an dem Diadem und dem Nimbus um den Kopf erkennt, steht in der Mitte auf einer Art Fußgestelle von Rasen, wie ein Krieger gekleidet, mit dem Schwerd an der Seite. Seine linke Hand stützt er auf ein Labarum, welches, wie bekannt, die Fahne der Nachfolger Constantins gewesen; in der rechten hält er eine Kugel, auf welcher eine geflügelte Victoria stehet, die in der einen Hand einen Palmenzweig, in der andern eine Krone hält, welche sie dem Kaiser auf das Haupt setzen will. Sechs Soldaten oder Offiziers mit Piken, Schilden

und Helmen, die mit Pfauenfedern geziert sind, stehen auf beyden Seiten des Kaisers, welcher sie anredt. Zu ihren Füßen sieht man Schilde, Degen und Helme. Dieser Schild bezeichnet eine von jenen Freygebigkeiten oder Austheilungen der Kayser an die Soldaten, wovon man in der Geschichte und auf den Medaillen so viele Beispiele findet. Wahrscheinlich bezieht sich dieser auf den Sieg über den Tyrannen Maximus, in den Ebnen von Aquileja, wo der letztere gefangen und hernach getödtet worden. Dieser Sieg sicherte dem Valentinianus die Herrschaft über Gallien und Italien: der größte Ruhm aber gehört den Truppen des Theodorus, Kaysers von Orient, welche Valentinian zu Hülfe gerufen.

Etwas ähnliches sieht man auf Trajans Säule, wo der Kayser, auf einem Rasensitz stehend, die Soldaten anredet.

Man findet auf vielen Medaillen die Anrede, den Sieg und die Austheilung beysammen. Was den Ort betrift, wo dieser Schild gefunden worden, so kann ihn einer von Valentinians Generalen in der Arve verloren haben, als die Römischen Truppen darüber setzten, um nach Vienne in Dauphiné zu gehen, wo dieser Kayser nachher von Arbogast erwürget worden. Eben dieses hat sich mit Scipios Schilde zugetragen, den man in der Rhone gefunden, und der in dem Kabinet des Königs aufbehalten wird. Er wiegt 42 Mark, und stellt die berühmte Geschichte der Enthaltsamkeit dieses großen Mannes vor: welches beweist, daß er erst nach seinem Feldzuge in Spanien verloren worden. Man hat, seitdem P. Montfaucon sein Werk herausgegeben, einen dritten Schild dieser Art gefunden, der eben so groß ist, als des Scipio seiner, und worauf man einen Löwen

unten an einem Palmbaum siehet. Da dieser Schild in Dauphiné gefunden worden, so hat dieses Sinnbild die Muthmaßung erweckt, er möchte vielleicht dem Hannibal gehört haben, der durch dieses Land nach Italien gezogen. Der Werth dieser Denkmale wird dadurch sehr erhöhet, daß man bis jetzt nicht mehr als diese drey in der Welt findet.

Hier haben wir eine Merkwürdigkeit von einer ganz andern Art. Die berühmte Mylady Worthley Montague, die durch ihre Briefe und ihre Reisen so bekannt ist, die Tochter des Herzogs von Kingston, die Mutter der Mylady Bute, und eines enterbten Sohnes, eines eben so sonderbaren Mannes, der aber weniger geschätzt ist, als seine Mutter, hat auf ihrer Durchreise durch Genf im Jahre 1741 der Bibliothek eine Schürze von Baumrinde geschenkt, die dem feinsten Musselin ähnlich ist. Mylady Montague gab sie für eine Chinesische Schürze aus, man glaubt aber vielmehr, daß sie aus Jamaica gekommen. Man sieht in dem Cabinet des Ritters Hans Sloane, daß jetzt mit dem Brittischen Musäum verbunden ist, Rinden von eben dieser Art Bäume, welche Sloane arbor relifera nannte. Dieses erinnert uns an eine Muthmaßung eines gelehrten Genfers über eine Stelle in der Vorrede des zwölften Buchs des Plinius, wo er sich, da er von der Nutzbarkeit der Bäume redet, also ausdrückt: Summum munus homini datum arbores sylvaeque intelligebantur. Hinc primum alimentum, harum frondes melior specus, libro vestis.

Man sieht in der Bibliothek zu Genf einige gute Portraits, unter andern das Bild des Mayerne Turquet, eines berühmten Arztes, von Rubens. Dieser Mayerne, eben der, welcher die Baronie Aubonne gekauft, wovon wir an einem andern Ort geredet, ist zu Genf gebohren. Er war

Arzt

Arzt Heinrichs IV. Da er in der Folge nach England übergegangen, so bekleidete er diese Stelle unter Jacob und Karl I. Er war ein großer Chymist. Er ists, der dem Petitot, einem Miniaturmaler, der nach England übergegangen, in der Composition der Emailfarben geholfen; der Chymist trug zum Glück des Malers bey. Man sieht auch hier einige Werke von Petitot, den niemand in der Miniaturmalerey übertroffen. Mayerne, sein Mitbürger, machte ihn mit Karl I. bekannt, der ihn in seinen Dienst aufnahm, und ihm eine Wohnung in Whitehall anwieß. Er vervollkommete sich durch die Anweisung und den Rath des Vandyk, der sich damals zu London aufhielt. Petitot copirte Vandyks schönste Portraits, und brachte so die Meisterstücke dieses großen Mannes ins Kleine; man konnte von ihm sagen:

In tenui labor, at tenuis non gloria.

Karl I. liebte die Chymie und die Malerey. Er kam oft in die Werkstatt und das Laboratorium der beyden Genfer, von denen der eine sein Arzt, der andre sein Maler war. Nach dem Tode Karls I. folgte Petitot der Königl. Familie nach Frankreich. Ludwig XIV. nahm ihn in seine Dienste, und gab ihm eine Wohnung im Louvre, wo er verschiedene Portraits des Königs, der Königin Mutter und der Königin Maria Theresia machte. Die Wiederrufung des Edikts von Nantes, und die Strenge gegen die Protestanten, schonten selbst der schönen Künste nicht. Petitot wurde verfolgt, in seinem 78sten Jahre in das Gefängniß von Fort l'Eveque gesetzt, und nur wegen einer Krankheit losgelassen. Er nahm seine Zuflucht nach Genf, wo er, ungeachtet seines hohen Alters, noch fortfuhr zu arbeiten. Er war 80 Jahr alt, da er das Portrait des Königs und

und der Königin von Polen machte. Da ihm der Aufenthalt zu Genf für sein Alter zu lärmend war, so entzog er sich dem Ungestüm der Neugierigen, und begab sich nach Vivis, wo er 1691 im 84sten Jahre seines Alters starb, als er eben damit beschäftigt war, seine Frau zu malen.

Genf kann sich rühmen, einen zweyten Künstler in eben dieser Art hervorgebracht zu haben. Ich rede von Arlaud, dessen Werke in Frankreich sehr berühmt sind. Er war Ludwig den XIV. und dem Herzog Regenten, der ein Liebhaber und ein Künstler war, bekannt. Dieser Prinz sagte von ihm, daß die andern Miniaturmaler nichts als Bilder zu machen wüßten, und daß Arlaud allein Portraits malte.

Man verwahrt in der Bibliothek zu Genf eine Reliquie, die gewiß Calvins Beyfall nicht haben würde, wenn er je zurückkommen sollte. Es sind die Bruchstücke der Leda dieses Malers, welche er aus Andacht in seinem Alter in Stücke zerschnitten. Als Arlaud zu Paris war, sah er bey Herrn Crommelin ein Basrelief von weißem Marmor, 24 Zoll hoch und 30 breit, worauf Michel Angelo, der größte Bildhauer seiner Zeit und ein Maler, der noch groß genug war, daß ihn Raphael nachzuahmen würdigte, die Geschichte der Leda, und des in einen Schwan verwandelten Jupiters, mit aller der Wollust vorgestellet, welche der Gegenstand nur zuließ. Arlaud copirte es in gleicher Größe wie das Original auf Papier in Helldunkel, das Erhabne nachahmt, mit punctirter Miniatur, auf zwey zusammengeleimten Blättern. Es war während Arlauds Aufenthalte zu Paris der Gegenstand der Bewunderung aller Kenner. Im Jahre 1729 ging er nach einem vierzigjährigen Aufenthalte in sein Vaterland zurück, und brachte 40000 Thaler und seine Leda mit sich.

Erst nach neun Jahren entschloß er sich aus Gewissenszweifel, dieses schöne Werk heimlich zu zerstören. Ohne Zweifel konnte er sich nicht entschließen, es gänzlich zu Grunde zu richten. Es würde ihm ein Leichtes gewesen seyn, es so zu behandeln, wie man ehemals die Ketzer behandelte: es hätte nur ein wenig Feuer gebraucht; er begnügte sich damit, es in Stücken zu hauen, aber auf eine solche Art und so ordentlich, daß man die Stücke wieder zusammen vereinigen konnte. Diese Bruchstücke sind so viele Reliquien geworden. Man sagt, daß der Kopf in den Händen eines Particulars von Genf, eine Hand zu Paris, und ein Bein zu London sey. Zur Zeit des Systems hatte Arlaud das Basrelief selbst dem Herrn Herzog d. L. F. um 10000 Franken verkauft, welcher es mit Bankzetteln bezahlte. Diese wurden ihm nicht ausgezahlt, und er mußte sich noch glücklich schätzen, es zurück zu nehmen und die Bankzettel wieder zu geben. Er sagte dem Verfasser dieser Anekdote, daß man in den Lebensbeschreibungen der Maler keinen als ihn finden würde, der sein eignes Werk um 10000 Franken verkauft, und es um diesen Preis wieder angenommen hätte.

Der Herzog Regent besaß ein Gemälde von Corregio, welches eben diese Fabel der Leda vorstellete, und wovon der Kopf einen solchen Ausdruck hatte, daß nichts darüber war. Der Herzog von Orleans, Sohn des Regenten, der dem Gegenstand um der Kunst willen nichts vergeben konnte, und der ohne Zweifel ein größerer Heiliger als Kenner gewesen, ließ der Leda den Kopf abschneiden, der völlig verloren gegangen. Das Uebrige des Gemäldes, welches in vier Stücken zerschnitten worden, wurde von Anton Coypel, erstem Maler des Prinzen, zusammengelesen.

Nach

Nach dessen Tode fand man diese vier Stücke auf einem Tuche zusammen vereinigt. Herr Paquier, Commerzienrath von Rouen, kaufte sie bey dem Verkauf seiner Effecten, und ob sie schon so verstümmelt waren, wie wir gesagt, so bezahlte er doch 17000 Franken dafür. Er ließ durch einen der besten Maler den Kopf, nach dem Kupferstiche, den man davon hatte, ergänzen, und nach seinem Tode wurde das Gemälde um 20000 Franken verkauft.

Man sieht auf eben dieser Bibliothek eine schöne Tafel von Florentinischem Marmor, welche Admiral du Quesne geschenkt hat.

Die Neugierigen besehen das Naturaliencabinet der Brüder de Lüc, deren Namen in der Geschichte der Genfischen Unruhen eben so bekannt sind, als in der Geschichte der neuern Philosophie.

Die Akademie ist blühend, und die Erziehung erstreckt sich auf alle Stände; die Söhne der obrigkeitlichen Personen treiben die Studien, welche sie einst tüchtig machen sollen, ihre Pflichten zu erfüllen.

Es giebt Republiken in der Schweiz, wo die Magistratur vielmehr für ein mit dem Credit und der Geburt verbundenes Gut, als für einen Stand angesehen wird, der vorläufige Studien und Lehrjahre erfordert. Zu Genf erscheinen die meisten jungen Leute, wenn sie die Humanität und die Rechte studiert haben, in den Gerichten, und verfechten einige Prozesse, um öffentliche Proben ihrer Geschicklichkeit abzulegen. Es scheint, daß in einer Republik die Gerichtshöfe die Schule junger Leute seyn sollten, die berufen sind, dereinst über ihre Mitbürger zu richten. Das ist überdem die wahre und einzige Schule der Beredsamkeit.

Die ganze Jugend zu Genf kann in fünf Classen eingetheilt werden, die sich verschiedenen Ständen widmen. Der erste ist die Magistratur, der zweyte fremde Dienste, der dritte die Handlung, der vierte Künste und Handwerker, und der fünfte, welcher der kleinste ist, der geistliche Stand. Es giebt zu Genf keinen einzigen Jüngling, der nicht die Lehrjahre eines dieser Stände machen muß. Auch ist es in dieser Stadt eine große Seltenheit, jemand zu finden, der nichts zu thun hätte. Man hat nur wenig Erholungsstunden, und die seltenste Classe von Menschen sind die Müßiggänger.

Genf und Zürich sind jetzt die zwey Städte in der Schweiz, wo man am meisten aufgeklärte Leute findet; wo Wissenschaften und Künste mit dem größten Erfolg getrieben werden, wo die Jugend am meisten beschäftigt, wo die Regierung am aufmerksamsten ist, jeden Bürger zu verpflichten, daß er seine Kinder der Gesellschaft nützlich mache. Genf verbindet mit diesen Vortheilen noch das Annehmliche der Gesellschaft und das Feinere der Erziehung. Die Genfer sind ihrer Sprache nach Franzosen, auch gleichen sie ihnen im Witz. Ohne Zweifel hängt der Nationalcharakter größtentheils von den politischen Umständen eines Volkes ab. Die Neigung zum Vaterlande, welche um so viel lebhafter ist, weil jeder Bürger sich für einen Theil der unzertrennlichen Souveränität hält, das beständige Beyspiel der glücklichen Früchte der Indüstrie und eines thätigen Lebens, die Strenge der Gesetze, welche Schauspiele und öffentliche Lustbarkeiten verbieten, und, mehr als dieses alles, natürliche Talente und Scharfsinn, die allen Bürgern zu Genf gemein zu seyn scheinen, haben jene Thätigkeit und Wohlstand in dieser Stadt verbreitet,

welche

welche die Fremden so sehr bewundern. Der große Luxus der Genfer besteht in ihren Landhäusern. Ob es schon einige schöne Hotels in der Stadt giebt, so muß man sie doch nicht für Gebäude ansehen, die nur der Stolz errichtet. Diese Hotels tragen dem Besitzer große Zinsen ein, der sich mit einem mittelmäßigen Raume begnüget, und das Uebrige vermiethet. Man sieht da weder Pförtner noch viele Livreebedienten: diese im Aeußern so glänzenden Palläste haben haushälterische Bewohner. So ist es nicht mit den Landhäusern beschaffen; diese dienen bloß zum Vergnügen des Eigenthümers. Die Zeit, in welcher die Genfer am angenehmsten leben, ist die schöne Jahrszeit, wo ein jeder sich aufs Land begiebt, und mit seinen Nachbarn lebt; dann bleibt niemand mehr in der Stadt als die Leute, welche mit ihrer Handlung oder Bedienung beschäftigt sind. Es giebt Reisende, welche in dieser Jahreszeit vergebens Leute zu Genf suchen, die sie da zu finden hoffen. Ein Fremder also, der das Angenehme der Gesellschaft genießen will, muß es so einrichten, daß er auf dem Lande leben kann.

Seit etwan funfzehn Jahren ist ein Theater zu Chatelaine, einem kleinen Dorfe auf Französischem Boden etwan eine halbe Stunde von Genf. Auf diese Weise hat man das Gesetz verdrehet, welches die Schauspiele verbietet. Während daß Herr von Bauteville, Französischer Ambassadeur, und die Gesandten der Republiken Zürich und Bern, sich hier aufhielten, um die Uneinigkeiten zwischen dem Rathe und dem Volke beyzulegen, erlaubte man einem Comödianten, eine Hütte und ein Theater auf dem Bastion zu errichten. Es währete aber nicht lange: das Feuer ergriff die Hütte und verzehrte sie mit

ganzen Magazine des Unternehmers. Jedermann glaubte, das Feuer sey mit Vorsatz angelegt worden, entweder von Feinden des Magistrats, welcher innerhalb der Mauern der Stadt ein Theater zugelassen, oder von Bösewichtern, die nur zu schaden suchten.

Genf hat beträchtliche Festungswerke: man hat unter dem Artikel des d'Aubigné gesehen, daß man schon zu seiner Zeit daran gearbeitet. Die Gefahr, in welcher die Stadt bey der berüchtigten Escalade gewesen, wo sie beynahe von den Truppen des Herzogs überrascht worden, machte die Nothwendigkeit, sich vor einem unruhigen Nachbar zu schützen, fühlbar: auch sind die weitläuftigsten Werke auf der Seite von Savoyen. Der lange Friede, den Genf seit dieser Epoche genossen, hat einen Theil der Schanzen in prächtige Spatziergänge verwandelt: die von dem Bastion gegen Plein-Palais ist mit vortreflichem Geschmacke angelegt, und mit sehr schönen Bäumen bepflanzt. Sie endigt sich bey der Porte neuve, wo die Hauptwache, und außer welcher eine reizende Ebne, mit vielen kleinen Häusern umgeben ist, wo man an den Feyertagen eine Menge Leute spatzieren sieht. Es giebt wenig angenehmere Schauspiele als dieses. Die Befestigungswerke haben dem Staate große Summen gekostet. Sie waren schon oft für die unruhigen und mit der Regierung unzufriedenen Bürger ein Gegenstand des Zankes. Im Jahr 1730 kritisierte ein Particular die im Jahre 1660 angefangenen Werke; seine Schrift erweckte Murren über die ungeheuern Ausgaben dieses Plans und über die Auflagen, die er unvermeidlich machte, und welche die Räthe aus eigner Macht fortsetzten, indem sie sich auf ein Edict des Conseil general vom Jahre

1570

1570 stützten, das ihnen die Macht gegeben, ohne die Gränzen zu bestimmen. Die Gemüther waren erhitzt, und der Verdacht der Bürger gegen den Magistrat auf den höchsten Punct, da man entdeckte, daß die Kanonen eines Bastions, nahe bey dem von dem Volke bewohnten Quartier, umringt waren, und daß man insgeheim Waffen und Munition herumtrüge. Diese Schritte, welche man zur Vertheidigung, im Fall eines Aufruhrs, machte, waren in ihren Augen gewisse Anzeigen einer Verschwörung wider ihre Freyheit: die Bürger rotteten sich zusammen, griffen zu den Waffen und besetzten die Thore. Sie zwangen den großen Rath sechs der ersten Magistratspersonen abzusetzen.

Alles dieses gleicht so ziemlich einem Aufstande der Bürger in dem alten Rom, und sogar noch etwas Schlimmerem. Man suchte um die Mediation von Zürch und Bern an, welche ihre Gesandten dahin schickten: man machte aber nur einen verkleisterten Frieden; er währte nicht länger als drey Jahre; die Unruhen brachen im Jahre 1737 ärger als jemals aus. Man schoß, ein Syndic wurde verwundet, und einige Personen getödtet. Der zweyte Aufruhr wurde durch die Mediation des Grafen von Lautrec, des Ambassadeurs Seiner allerchristlichen Majestät, und der Gesandten beyder Cantonen gestillt; das Reglement der Mediation und der Garantie wurde gedruckt, wodurch man die gegenseitigen Rechte der Räthe und des Volks festsetzte.

Diese Arbeit war noch nicht deutlich genug, daß nicht neue Fragen über den Sinn der Artikel im Jahre 1766 neue Streitigkeiten erweckt hätten, wovon wir in diesem Werke schon geredet haben.

Die Fortificationen von Genf waren nicht die einzige Last des Volks, auch die Garnison kostete viel, und erweckte Mistrauen bey den Bürgern. Das Reglement von 1728 setzte die Zahl auf 720 Mann. Eine Republik wie diese, deren Regierung vermischt ist, wo es ausserordentlich reiche Particularen giebt, wo der Bürger über den Antheil, den er an der Souverainität zu haben glaubt, eifersüchtig, und immer bereit ist, wegen des Fortschritts, den die Räthe zur Aristokratie zu machen zu wollen scheinen, unruhig zu werden, kann nicht anders als oft durch innerliche Uneinigkeiten erschüttert werden. Jetzt scheint sich die Ruhe seit einigen Jahren zu behaupten; eine Classe des Volks, die aus den Nachkömmlingen der Fremden besteht, die nur das Recht der Einwohnung besitzen, und Natifs heißen, verursachte die letzten Unruhen im Jahre 1770. Sie versuchten mehrere Rechte und Freyheiten zu erlangen, als ihnen die Constitution giebt. Das Volk oder die Bürger (citoyens) von Genf, die in den vorigen Unruhen ihnen günstig zu seyn geschienen, widersetzten sich ihnen damals. Man griff zu den Waffen; einige Natifs wurden getödtet. Man verbannte acht Personen, von welchen einer der Verfasser einer Geschichte von Genf in sechs Bänden ist.

Was wir von den Fortificationen von Genf gesagt, erinnert uns an eine Anekdote, welche in den Noten zu Spons Geschichte von Genf erzählet wird. Ein Landgraf, Moritz von Hessen, ein großer Freund der reformirten Religion und der Stadt Genf, welcher im Heumonat 1602 incognito daselbst durchgereiset, ließ unter dem Küssen seines Bettes in dem Hause, wo er gewohnt, drey Lateinische Disticha mit folgender Innschrift:

Galliam

Galliam ingressurus Geneuae reliquit perpetuae memoriae ergo, anno 1602 Jul. 28. Mauritius Hassiae Landgrauius.

Eben dieser Prinz schenkte der Stadt 10000 Thaler, welche zum Baue eines Bastions gegen das Thor von Rive verwandt worden; es heißt Bastion von Hessen, zum Andenken des Wohlthäters.

Der schöne See und die Rhone, welche durch die Stadt fließt, verschaffen der Stadt große Vortheile. Hydraulische Maschinen leiten Wasser in alle Theile der Stadt: eine Menge Räder treiben Mühlen, und dienen zu verschiedenen Fabriken. Der Fischfang im See und in der Rhone ist reich.

Eine Viertelstunde von Genf ist eine zu allen Zeiten bedeckte Sandbank, welche der Breite nach über den ganzen See geht, und sich bis zum Ausfluß der Rhone erstreckt. Ihr oberes Ende liegt zwischen dem Cap Secheron und unter Cologny. Diese Bank, die man mit Recht die große Bank nennen kann, besteht zum Theil aus einer sehr weichen Leimerde, die an einigen Orten mit ein wenig Sand bedecket ist. Das Ende eben dieser Bank, welches am weitesten in den See hinausgeht, heißt le Travers. Man sieht auf dieser Bank einige kleine Felsen oder große Steine, wovon der eine der Stein des Nitons genennet wird, welcher, wie man sagt, ehemals dem Neptun heilig gewesen. Oben auf dem Steine sieht man ein viereckigtes etwas tiefes Loch, worin man nach Spons Meynung Feuer angezündet, um darauf zur Ehre dieses Gottes zu räuchern: dieses Loch aber hat keine Aehnlichkeit mit einem Altar. Es ist weit glaubwürdiger, daß vor der Reformation ein hölzernes Kreuz auf

Steine gestanden, und in dieses Loch gesteckt gewesen. Uebrigens gefriert der See, obschon bisweilen des Winters die Kälte zu Genf sehr groß ist, nie weiter als bis zu Ende der großen Bank, und an andern Orten nie weiter, als einige Schritte vom Ufer, selbst auch im stärksten Winter, wie z. B. 1709. Die Rhone gefriert eher: doch aber giebt es Winter, wo man weder in diesem Flusse noch in dem See einiges Eis erblickt. Die Dünste, welche bey kalter Luft empor steigen, machen einen Nebel, der den Herbstnebeln gleicht.

II.

Reise durch Schweden.

(Coxe's Reise durch Polen, Rußland, Schweden und Dänemark, 2 Bände, 1784 - 1789.)

Die Grenze zwischen Rußland und Schweden, so wie sie im Frieden von Abo bestimmt worden ist, macht der Fluß Kymene, an dessen Südseite ein hölzernes Haus, eine von Erde aufgeworfene Schanze und eine kleine Batterie war. Nahe an der Grenze wechselten wir zu Villa Abborfors Pferde, und kamen dann in weniger als einer Stunde nach Lowisa. Bald nach unserer Abreise von Wiburg veränderte sich das beynahe zum Thauen geneigte Wetter in eine solche Kälte, daß der Merkur des Thermometers auf 22 Grade unter den Eispunkt sank. Diese gählinge Veränderung der Atmosphäre war uns keines-

keinesweges unangenehm, da wir Kleider hatten, darin wir der heftigsten Kälte trotzen konnten.

Lowisa ist eine offene Stadt am Finnschen Meerbusen, und hat gegen die See zu eine kleine Schanze. Die Häuser sind alle von Holz, zwey Stockwerke hoch und roth bemalt, und sehen viel artiger aus, als die gemeinen Häuser in den Russischen Städten. Wir machten dem Gouverneur unsere Aufwartung, theils um einen Befehl zur Auslieferung der Postpferde zu erhalten, theils um einige Anweisung wegen unserer Reise nach Stockholm zu bekommen. Im Sommer gehen die von Petersburg nach Stockholm Reisenden gewöhnlich zu Lande bis Abo, wo sie Schiffe nehmen, und durch die vielen Inseln des Bothnischen Meerbusens bis an die östliche Küste von Aland fahren, zu Lande über diese Insel bis an ihre westliche Küste gehen, dort sich wieder einschiffen, und denn durch die mehr offene See gerade nach Schweden segeln. Im Winter ist die Wasserfahrt über den Meerbusen nicht thunlich; denn die zwischen den Inseln gelegenen Kanäle sind meist zugefroren, so, daß sie keine Schiffe durchlassen, und doch nicht stark genug sind, daß sie Wagen tragen könnten, und dann ist der übrige Theil der offenen See von Aland, bis an die Schwedische Küste, die nicht mit so vielen Inseln besetzt ist, mit so vielen Stücken schwimmenden Eises überladen, daß dadurch die Schiffahrt sehr gefährlich wird. Im Winter geht also der gewöhnliche Weg, den auch wir zu machen vor hatten, um den Bothnischen Meerbusen herum über Tornea in Schwedisch Lappland. Wir gedachten dort einige Tage zuzubringen, und eine Reise tiefer in Lappland bis zum Polarzirkel zu machen, die Sitten der Lappländer zu be-

obachten,

obachten, und auf mit Rennthieren bespannten Schlitten zu fahren. Doch unsere Neugierde sollte nicht befriediget werden. Da wir mit dem Gouverneur von Lowisa darüber sprachen, sagte er uns, daß die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt sey, eine Reise nach Lappland zu machen; denn wenn etwa ein allgemeines Thauwetter einfallen sollte, welches sehr wahrscheinlich war, so könnten wir unsere Reise nicht weiter in Schlitten fortsetzen; und da wir in jenem Lande keine Fuhrwerke mit Rädern haben könnten, um damit nach Stockholm zu gehen, so würden wir unsern Weg dahin zu Wasser nehmen müssen, welches im Frühjahre eine sehr gefährliche Sache sey. Er setzte hinzu, daß jetzt glücklicher Weise die Reise über den Bothnischen Meerbusen zu unternehmen sey, weil die Kanäle zwischen den kleinen Inseln stark genug gefroren wären, um Schlitten zu tragen, und daß der übrige Theil der See nicht mit schwimmenden Eisstücken bedeckt sey. Er unterstützte seinen guten Rath mit den überzeugendsten Gründen, und ließ uns nicht eher von sich, bis wir ihm versprochen hatten, gerade nach Abo zu gehen. Während unsers Gesprächs mit ihm, sagte er: Sie haben vielleicht keine gute Meynung von Finnland gefaßt, und dies wegen der Landschaft, welche sie bisher durchreiset sind, welche der unfruchtbarste Theil der Provinz ist; aber ich versichere sie, daß in einiger Entfernung von der Seeküste das Land sehr angenehm ist, und Viehweide und verschiedene Arten von Getreide hat. Vermöge der vielen Flüsse und Seen, davon einige ziemlich lang sind, könnte man mit geringen Kosten eine inländische Schiffahrt herstellen, und auf diese Art die Gemeinschaft zwischen verschiedenen Gegenden erleichtern.

Den 9ten Februar Abends um 8 Uhr setzten wir also unsere Reise nach Abo fort, und hatten die ganze Nacht durch ein schönes Nordlicht. Das Thermometer stand kaum unter dem Eispunkte. Unser Weg ging dicht am Bothnischen Meerbusen hin, durch eine mit Hügeln, Felsen und Gehölze besetzte Landschaft. Ich sahe den Boden häufig mit einzelnen Stücken Granit bedeckt, als wenn sie durch eine gewaltsame Revolution wären zerbrochen worden. Wir sahen oft große Heerden Haselhühner und Auerhahnen, welche in diesen Gegenden sehr groß sind; auch die Rohrhühner sind hier sehr häufig, und das wilde Geflügel überhaupt, so, daß wir auch in den gemeinsten Gasthäusern damit bedient wurden. Nachdem wir über manche große Seen, deren diese Gegend viele hat, und über die gefrorne Oberfläche einer Bay des Bothnischen Meerbusens gegangen waren, langten wir am folgenden Morgen in Helsingfors an, welches an einem erhabenen Ufer, nahe bey großen Felsenstücken, eine romantische Lage hat. In einer kleinen Entfernung von Helsingfors, nahe am Golf, arbeiteten die Schweden an der Erbauung einer Festung, welche die stärkste in der Provinz seyn wird, wenn sie einst vollendet ist. Der hiesige Hafen ist der bequemste in ganz Finnland. Den 12ten Abends kamen wir in Abo an.

Dieser Strich Landes schien uns besser bevölkert als die übrigen Gegenden Finnlands, durch die wir gereiset waren; auch herrschte darin eine angenehme Abwechselung von Hügeln und Thälern. Abo, die Hauptstadt des Schwedischen Finnlandes, liegt in dem Winkel, wo sich der Bothnische und Finnische Meerbusen vereinigen. Die Stadt ist nicht übel gebauet, und hat manche steinerne

Häuser;

Häuser; die Einwohner führen Leinwand, Bretter und Getreide aus. Wir besuchten die Universität, die 1640 von der Königin Christina gestiftet, und mit denselbigen Freyheiten, wie die Universität Upsal, versehen worden. Es waren ungefähr 300 Studirende da, und die Bibliothek bestand aus 3000 Bänden. Es ist auch eine Schule für 300 Schüler in Abo, welche Gustav Adolph gestiftet hat.

Den 13ten Februar kamen wir nach einer Entfernung von etwa 16 Meilen am Bothnischen Meerbusen an, und fuhren über die gefrorne Oberfläche desselben in einem Geleise fort, das zu beyden Seiten mit aufgesteckten kleinen Bäumen und Pfählen zur Zurechtweisung der Reisenden ausgezeichnet war. Wir kamen von Zeit zu Zeit über kleine Inseln und Klippen, die durch Wasserstraßen von 50 Ruthen bis zwei Meilen in der Breite von einander abgesondert waren. Um Mitternacht hielten wir auf der Insel Warsala bis zu Anbruch des Tages still, theils aus Furcht vor den weiten Oefnungen im Eise, theils um der Gefahr auszuweichen, in die wir uns würden gestürzt haben, wenn wir das Geleise verloren und uns auf der weiten Oberfläche des Eises verirrt hätten. Auf der Insel Warsala fanden wir ein erträgliches Dorf, dessen Einwohner bloß Finnisch sprachen. Den 14ten fuhren wir zeitig ab. Das Wetter war neblicht und unangenehm, auch fing ein starker Wind an zu blasen. Die nächste Station war etwa sieben Meilen entlegen. Wir kamen über manche kleine Inseln und Klippen, deren einige mit Gesträuch und Dörfern besetzt, andere aber bloßer kahler Granit, ohne ein einziges Haus oder einen Baum waren. Nur an wenigen Stellen war das Eis glatt, an mehrern war es eine rauh überfrorne wellenförmige Masse. Diese ungeheure Strecke Eis und

die

die kahlen daraus hervorragenden Felsen gaben einen der ödesten Anblicke, den man sich denken kann.

Die Insel Brando, auf der wir Pferde wechselten, enthält sechs bis sieben Dörfer und eine Kirche, und hat einiges Ackerland und kleine Gehölze. Etwa um drey Uhr kamen wir nach Kumlinge, 13 Meilen von Warsala, und da die nächste Station über 10 Meilen entlegen war, so hielten wir für besser, unser Nachtlager in einer Bauerhütte zu nehmen, als uns noch einmal den Gefahren einer nächtlichen Reise auszusetzen. Die Bauern waren wohl bekleidet: die Männer trugen lange mit Schaafpelzen gefütterte Röcke; die Weiber eine Art von gestreiftem wollenen Zeuge, dessen Farben hauptsächlich grün, roth und weiß waren. Ueberhaupt schienen sie sehr ehrliche Leute zu seyn, und unsere Bedienten waren nicht genöthiget, unser Gepäcke so fleißig zu bewachen, wie in Rußland. Die Hütten waren, wie die Russischen, aus ganzen über einander liegenden Bäumen gebauet. Sie enthalten gewöhnlich zwey bis drey kleine aber reinliche Stuben, haben alle steinerne Kamine, und eine halbzirkelförmige hohe und enge Feuerstelle, worin das Holz aufrecht gestellt, und mit Birkenrinden sehr schnell angezündet wird. Die hiesigen Landleute besaßen manche Bequemlichkeiten des Lebens, welche wir in Rußland nicht angetroffen hatten, besonders Betten, auch mehrern Hausrath; die ganze Insel schien ein Haufe von rothen und grauen Granitfelsen zu seyn. In einer kleinen Entfernung vom Dorfe sahen wir einige mit Korn besäete Aecker, und weiter hin ein kleines Gehölze von Birken und Föhren; in der übrigen Gegend sahen wir nichts als Wachholderstauden und Mooß.

Auf den heftigen Frost des vorigen Tages folgte ein plötzliches Thauwetter mit Schnee und Regen durcheinander,

der, und am Abend brach ein gewaltiger Sturm los. Wir hörten von allen Seiten das Krachen des Eises, welches dem Brüllen des Donners ähnlich war, und uns in die Besorgniß versetzte, daß wir eine Weile an diesem wüsten Orte würden aushalten müssen; denn wenn das Eis gänzlich aufgebrochen wäre, so hätten wir nicht weiter in Schlitten fortkommen können, und dann hätte das Thauwetter wenigstens vierzehn Tage anhalten müssen, ehe die Gemeinschaft zu Wasser mit dem Lande und den benachbarten Inseln hergestellt worden wäre. Glücklicher Weise legte sich der Wind gegen Morgen, und weil die Spalten im Eise nicht gefährlich schienen, so konnten wir bey Sonnenaufgang unsere Reise fortsetzen. Es war ein angenehmer Tag, und das Thermometer stieg gegen Mittag auf fünf Grade über den Eispunkt. Die Sonne schien so hell, und das Wetter war so heiter und warm, daß man hätte glauben können, es sey Sommer, wenn uns die ungeheure Eismasse nicht eines andern belehrt hätte. Am vorigen Tage war alles mit Schnee bedeckt, da aber dieser geschmolzen war, so war der ganze Golf eine zusammenhängende Masse Glatteis. Die nächste Station war 16 Meilen entlegen, und der Weg dahin viel einförmiger, als der von Kumlinge. An einer Stelle fuhren wir über ein ebenes Stück Eis von ungefähr vier Meilen lang, das durch keine Klippe oder Insel unterbrochen war; weil aber der Sturm mehrere Oefnungen gemacht hatte, und es immer mehr aufthauete, so fuhren wir sehr vorsichtig. Vor uns her ging ein Wegweiser, der eine Axt und einen eisernen Maaßstab hatte. Er hieb bisweilen das Eis durch, und maß die Dicke desselben, um zu erfahren, ob es stark genug sey, unsere Schlitten zu tragen. Auf diese Art führte er uns in etwa acht Stunden ohne den mindesten Unfall auf die Insel Aland.

Aland, wovon der benachbarte Hafen von Inseln den Namen der Alandischen Inseln hat, ist ungefähr siebzehn Meilen lang und fünf bis sechs breit. Sie hat viele Dörfer und 50000 Einwohner, welche Schwedisch reden, aber sowohl in bürgerlichen als kirchlichen Sachen unter der Finnländischen Regierung stehen. Die Grundlage des Bodens scheint Granit zu seyn, von derselbigen Gattung, wie die Küsten von Finnland und die vielen Inseln, durch die wir gekommen waren; und die ganze Lage derselben scheint wie der Rücken eines Gebirges, das einst unter sich und mit dem festen Lande zusammenhing, aber durch die See getrennt worden ist. Zwischen Skorpas und Haraldsby kamen wir in eine breitere und besser angebauete Gegend, als wir je eine in Finnland angetroffen hatten: sie enthielt Ackerland und Viehweide, einen See und einen Fluß. Mitten auf derselben stehen, auf einem einzelnen Felsen von rothem Granit, die Ruinen eines alten Pallastes, genannt Kastelholm, von welchem man eine eingeschränkte aber angenehme Aussicht auf zwey Seen hat, deren Ufer sich in mit Wald bekleidete Hügel empor heben. Das Schloß ist theils aus rothem schönen Granit, theils aus Backsteinen erbauet. Auf diesem einsamen Felsen wurde Erich XIV., der Sohn und Nachfolger des Gustav Wasa, 1571 von seinem Bruder Johann gefangen gesetzt. Der Thurm, in welchem er eingesperrt war, trägt noch den Namen Erichs Gemach. Um zu demselben zu gelangen, krochen wir durch einen Bogen, der fast verschüttet war; dann kamen wir in einen großen Saal, und aus diesem in ein kleines Zimmer, wo wir eine Leiter hinaufstiegen, und endlich durch eine Fallthüre in Erichs Gemach kamen. Es ist etwa zwanzig Fuß lang und eilf breit, niedrig und gewölbt, und hat nur eine kleine Oefnung, wodurch das

Licht hineinfällt, und welche kaum mehr als zwey Zoll breit ist.

Nachdem wir zu Kastelholm unsere Neugierde befriediget hatten, setzten wir bey Nacht unsere Reise fort. Da aller Schnee geschmolzen war, so war die Reise sehr langsam und unangenehm; unsere Schlitten gingen mühsam über die felsigten und sandigten Straßen fort, so, daß wir erst um fünf Uhr Morgens an dem westlichen Ufer der Insel den Platz erreichten, wo wir uns einschifften. Zu dieser Fahrt hatten wir zwey offene Boote, mit einem Steuermann, fünf oder sechs Fischern und etwa zehn Bauern bemannt; weil aber das Wetter schön war, ließen wir unser Gepäcke einschiffen und fuhren um Mittag ab. Der erste Theil dieses Weges ist mit vielen kleinen felsigten Inseln besetzt; aber von der letzten Insel an, welche noch etwa funfzehn Meilen von dem Schwedischen festen Lande entfernt ist, ist die See gänzlich offen. Der günstige Wind führte uns so schnell, daß wir bey Untergang der Sonne nur noch zwey Meilen von der Küste entfernt waren; allein es erfolgte erst eine Windstille und bald darauf ein Gegenwind, der gerade vom Ufer herbließ. In diesen Umständen überfiel uns die Nacht; der Wind wurde stärker, und die See ging hoch; die Küste war steil und felsigt, unser Fahrzeug ein elender offener Fischerkahn, und der größte Theil unserer Mannschaft gänzlich im Seewesen unerfahren. In diesem gefährlichen Zustande brachten wir bis Mitternacht zu, indeß der Wind immer heftiger ward. Endlich kamen wir durch eine glückliche Wendung und unaufhörliches Rudern unter eine vom Wind freye hohe Küste; sogleich zogen wir die Segel ein und ruderten noch lange ohne landen zu können. Nach vielen vergeblichen Versuchen trieben wir zuletzt das Boot ans Land, krochen auf

Händen und Füßen über ein Eisstück, und erreichten mit vieler Mühe das Land. Hier entrannen wir, ohne es zu wissen, einer großen Gefahr; denn man sagte uns nachher, daß diese Eisstücke oft viele große Löcher haben, so, daß wir unwiederbringlich wären verlohren gewesen, wenn wir in eins derselben gerathen wären. Wir nahmen aus einer benachbarten Hütte einen Wegweiser und gingen nach Griesleham, ungefähr zwey Stunden Weges.

Da der Schnee gänzlich geschmolzen war, so war die Fahrt mit unsern Schlitten über die bloße Erde so mühsam, daß wir von dem Dorfe Staby an unsern Weg in offenen Karren fortsetzten, weil wir kein anderes Fuhrwerk haben konnten. Die Entfernung von Griesleham bis Stockholm beträgt etwa 30 Meilen; aber das Land war bis dahin so dünn bevölkert, daß wir keine einzige Stadt antrafen. Auch die Dörfer waren wenig und klein, aber sehr malerisch, weil sie meist an der Spitze eines steilen Felsen oder am Rande eines Sees angelegt sind. Noch standen viele einzelne Häuser auf dem Lande zerstreuet umher, und die Gegend selbst ist hügelicht, felsigt, mit Gehölze, Getreide und Viehweiden bedeckt. Je näher wir der Hauptstadt kamen, desto wilder und felsigter und weniger bewohnt war die Landschaft. Ich habe kaum je eine ödere aber malerischere Gegend gesehen, als die Gegend um Stockholm. Den 20. Februar kamen wir in diese Stadt, wo wir in einem Gasthause im Mittelpunkte derselben alle gute Bewirthuug fanden, die wir verlangen konnten, uns von den Beschwerden der Reise zu erholen.

Die Lage von Stockholm ist ungemein romantisch. Diese Hauptstadt, welche sehr lang und unregelmäßig ist,

 liegt

liegt auf zwey Halbinseln, sieben kleinen felsigten im Mälersee und den daraus kommenden Strömen zerstreuten Inseln, und einer Bay der Ostsee. Die vielen aus der Oberfläche des Wassers hervorragenden Granitfelsen, welche zum Theil nackt und steil, zum Theil mit Häusern besetzt, oder mit Gehölz bewachsen sind, gewähren einen mannigfaltigen reitzenden Anblick. Der Hafen ist ein Paß in die Ostsee: sein Wasser ist so klar wie Krystal, und so tief, daß die schwersten Schiffe bis an den Kay hinfahren können, welcher breit und mit großen Gebäuden und Waarenniederlagen besetzt ist. An der Spitze des Hafens liegen mehrere Straßen in Form eines Amphitheaters, eine über der andern erhaben, und der königliche Pallast, ein prächtiges Gebäude, krönt den obersten Gipfel derselben. Gegen die See hin, etwa zwey Stunden von der Stadt, ziehet sich die Rheede in einen engen Arm zusammen, windet sich um hohe Felsen und verschwindet, und die Aussicht endet sich auf entfernten mit Gehölze bewachsenen Hügeln. Es ist unmöglich, diese Aussicht mit Worten oder mit dem Pinsel treffend genug zu malen. Die mittlere Insel, von der die Stadt ihren Namen hat, und der Ritterholm sind die hübschesten Theile der Stadt. Einige wenige Häuser in den Vorstädten ausgenommen, sind die übrigen alle aus gehauenen oder Backsteinen und weiß übergypset. Der königliche Pallast, der im Mittelpunkte von Stockholm und auf dem höchsten Theil der Stadt stehet, wurde von Karl XI. angefangen: es ist ein weitläuftiges Gebäude aus Quadersteinen und in einem zierlichen und prächtigen Styl gebauet.

Den 23sten Abends begleiteten wir den Englischen Minister nach Hofe, um dem Könige Gustav III. vorgestellt

stellt zu werden. Die fremden Minister und uns ausgenommen, trugen alle im Gesellschaftsaale gegenwärtige Personen die eingeführte Nationaltracht. Die Kleidung der Männer sieht der alten Spanischen ähnlich, und besteht aus einem kurzen Rocke, oder vielmehr Jacke, einer Weste, einem Mantel, einem Hut mit Federn, einer Schärpe um die Weste, einem Degen, aus großen weiten Hosen und Rosen auf den Schuhen. Der Mantel ist aus schwarzem Tuche mit rothem Altas verbrämt; der Rock oder die Jacke und die Hosen sind ebenfalls schwarz, mit rothen Streifen und Knöpfen; die Weste, die Schärpe, die Kniebänder und Schuhrosen sind von rothem Atlas. Die Kleidung der Frauen ist ein schwarz seidener Rock mit aufgeschnittenen Aermeln, die mit weißer Gaze unterlegt sind, mit gefärbter Schärpe und Bändern. Dies ist gewöhnliche Hoftracht. Bey großen Feyerlichkeiten trugen die Männer weißes Tuch oder Atlas, mit blauem Atlas gestreist und verbrämt; die Weiber weiße Seide oder Atlas, mit gefärbten Bändern oder Schärpe. Die Männer, die nicht bey Hofe sind vorgestellt worden, gehen ganz schwarz gekleidet, ohne irgend eine rothe Verzierung, und die nicht vorgestellten Weiber dürfen keine untergelegten Aermel tragen. Uebrigens ist ihr Anzug wie der oben beschriebene. Etwa um halb Acht Uhr kam der König und die Königin in den Saal, beyde in der Nationaltracht gekleidet. Der König ging von einem Ende des Saals zum andern, redete mehrere Personen mit großer Lebhaftigkeit an, und begrüßte nach Hofes Sitte jede Senatorsfrau. Wir wurden dem Könige und der Königin vorgestellt, und seine Majestät erwies uns die Ehre sich eine beträchtliche Zeit mit uns zu unterhalten. Nach diesem gingen sie in ein Nebenzimmer und

setzten sich zum Spiel. Um neun Uhr speiseten sie in einem andern Zimmer öffentlich zu Nacht; die Prinzessin Albertine, Schwester des Königs, war die einzige Person, welche sich mit zur Tafel setzte. In einer kleinen Entfernung vom untern Ende der Tafel waren einige Reihen Stühle für die Frauen der Reichsräthe, welche allein die Freyheit haben sich zu setzen, weswegen auch keine Frauen von geringerm Range zu dieser Gesellschaft kommen.

An diesem Hofe wird aufs strengste über das Ceremoniel gehalten. Indessen andere Europäische Fürsten das Hofgepränge vermindern, hat Gustav III. einen Pomp und eine Etikette eingeführt, die der zu Versailles ähnlich ist, und in diesem Lande bisher unbekannt war. Es ist wahrscheinlich, daß er in diesem Punkte aus Politik so handele, weil die Vermehrung der königlichen Gewalt es vielleicht nöthig macht, dem Throne mehr Glanz zu geben.

In der Ritterholmskirche besah ich die Grabmäler verschiedener Schwedischen Könige, die hier begraben liegen; unter andern auch das Grabmal Gustav Adolphs, der seine ehrenvolle Laufbahn in der Schlacht bey Lützen 1732 endigte. Vor einigen Jahren, da der Prinz Heinrich von Preußen in Stockholm war, stieg er in die Gruft hinunter, und ließ den Sarg öffnen, worin die Gebeine Gustav Adolphs ruhen. Ein Schwedischer Edelmann, der mit zugegen war, versicherte mich, daß der Körper vollkommen gut erhalten sey, daß das Angesicht noch seinen Portraiten und Münzen ähnlich sehe, und daß besonders sein Zwickelbart und Spitzbart, den er nach der Sitte seiner Zeit trug, deutlich sichtbar seyen. Karl

XII.

XII. hat ein erhabenes Grabmal aus dunkelfärbigem Marmor, mit keiner andern Inschrift, als der seines Namens: auf dem Grabe liegt aus gegossenem Erz eine Keule und eine Löwenhaut, die lebhafter als irgend eine Aufschrift

— — his inconquerable Will
"And courage never to submit or gild," *)

ausdrücken.

Nebst den Schwedischen Königen enthält diese Kirche auch die Asche Baniers, eines Generals, der eben sowohl genannt zu werden verdient, als der größte König, wenn wir seine Verdienste nach den Diensten schätzen, die er seinem Vaterlande geleistet hat.

Bey unsern Besuchen fanden wir bey dem Schwedischen Adel eben dieselbe Höflichkeit und Gastfreundschaft, wie bey den Polen und Russen, aber weniger Pracht und Aufwand in ihren Häusern und Gastmalen, welches aber von einem Umstande herrühret, der dem Menschenfreunde nicht unangenehm ist. Da das Landeigenthum in Schweden nicht wie in Polen und Rußland einer einzigen Menschenklasse zukömmt, so sind die Glücksgüter gleicher vertheilt, und häufen sich nicht bloß in den Händen einiger wenigen an.

Während unsers Aufenthalts in Stockholm hatten wir, einen Tag ausgenommen, an welchem es schneiete, so schönes Frühlingswetter, als wir je in England genossen.

*) Seinen unbezwingbaren Eigensinn und Muth, der weder zu beugen noch zum nachgeben zu bringen war.

Milton.

sen hatten. Diese günstige Witterung in einer so frühen Jahrszeit in dieser nordlichen Gegend, wo der Schnee oft bis im April liegen bleibt, war sehr ungewöhnlich: uns war sie sehr angenehm, weil sie uns Gelegenheit verschafte, kleine Reisen in die benachbarte Gegend zu thun, welche zwar hie und da öde und unfruchtbar, aber durchaus sehr romantisch wild ist, und an vielen Stellen unter einer majestätischen Gruppe von Felsen, Seen und Gehölze, angenehme Kornfelder, Wiesen, Dörfer und Meyerhöfe darstellt.

Die Akademie der Wissenschaften in Stockholm hat ihre Stiftung sechs gelehrten Männern zu verdanken, unter denen auch der berühmte Linnäus war. Sie versammelten sich am 2ten Junius 1739 zum erstenmal, formirten eine Privatgesellschaft, in welcher einige Abhandlungen vorgelesen wurden, und ließen am Ende des Jahres die erste Sammlung davon drucken. Den 31ten März 1741 wurde sie vom Könige unter dem Namen der königl. Schwedischen Akademie öffentlich bestätiget. Sie erhält keine Jahrgelder von der Krone, stehet bloß unter dem Schutze des Königs, und wird von ihren eigenen Mitgliedern regieret. Sie hat keinen großen Fond, und dieser ist meist aus Vermächtnissen und andern Schenkungen entstanden. Der Professor der Experimentalphysik und zwey Sekretairs haben allein Besoldung. Jedes der in Stockholm sich aufhaltenden Mitglieder wird der Reihe nach Präsident. Es sind zweyerley Classen von Mitgliedern, einheimische und auswärtige; bey der Aufnahme wird nichts bezahlt. Die bey jeder Versammlung vergelesenen Abhandlungen werden gesammelt, und viermal des Jahrs durch den Druck bekannt gemacht; sie sind in Schwedischer Sprache geschrieben, und die Sammlung von einem ganzen Jahre macht

einen

einen Band. Die ersten 40 Bände, welche mit dem Jahre 1779 geschlossen wurden, heißen die alten Abhandlungen; denn im folgenden Jahre wurde der Titel geändert, und seitdem heißen sie neue Abhandlungen. Wer eine Abhandlung einsendet, die man des Drucks würdig achtet bekömmt die Abhandlungen des Vierteljahrs umsonst und eine silberne Denkmünze, die nicht wegen ihres geringen Werths von einem Thaler, sondern ihrer Seltenheit und der Ehre wegen geschätzt wird. Alle den Ackerbau betreffende Schriften werden besonders abgedruckt, unter dem Titel Acta oeconomica. Die Akademie theilt auch jährliche Preise an Geld und goldenen Medaillen aus, und dies hauptsächlich zur Aufmunterung des Ackerbaues und des inländischen Handels. Der Fond zu diesen Preisen bestehet aus Privatschenkungen.

Schweden hat drey Universitäten, Upsala, Lund und Abo, und zwölf Seminarien zur Erziehung der Jugend, welche Gymnasien genannt werden, und deren sechs von der Königin Christina gestiftet worden sind. In jeder größern Stadt wird eine Schule auf Kosten der Krone unterhalten, wo die Knaben gewöhnlich bis zum eilften Jahre bleiben, wo sie dann auf die Gymnasien und im sechszehnten Jahre ungefähr auf die Universitäten geschickt werden. In den Gymnasien und vielen der größern Schulen wird Griechisch, Lateinisch und Hebräisch gelehrt. Die Aufsicht über diese Gymnasien und Schulen haben die Bischöfe, in deren Kirchsprengel sie liegen.

Vor meiner Abreise von Stockholm machte ich Bekanntschaft mit einem gebohrnen Lappländer, Namens Oehrling, der seine Erziehung auf der Universität zu Upsala genossen hatte, und ein Mann von vielen Kenntnis-

sen war. Er beschäftigte sich damals mit der Verfertigung eines Lappländisch - Schwedisch und Lateinischen Wörterbuchs, welches auch 1780 in Stockholm erschienen ist. Ich erhielt von ihm folgende Nachrichten über Lappland und dessen Bewohner. Die Lappländer nennen sich selbst Salme - Sam und Samen - Almatzeh. Ihr Land heissen sie Same-Landa oder Same-Aednam; die Schweden nennen es Lappland oder Lappmarken, und die Bewohner Lappar. Die Eingebohrnen dieser Gegenden, welche unter Schwedischer und Dänischer Herrschaft stehen, sind Lutheraner; viele aber unter der Russischen Herrschaft sind noch Heiden. Das Schwedische Lappland hat ungefähr acht Kirchen, die an einigen Gegenden so weit von einander entfernt sind, daß mancher Lappe drey Tage reisen muß, um in eine Kirche zu kommen. Lappland ist überhaupt sehr groß, aber wenig bevölkert. Nahe beym Finnischen Meerbusen besteht das Land meist aus Granitfelsen, oder ist doch mit einzelnen Stücken von diesem Stein häufig überstreuet. Der innere Theil des Landes ist ganz mit ungeheuern Wäldern bedeckt, die aus Fören, Lerchenbäumen und kleinen Buchen bestehen, zwischen denen viele fischreiche Seen sind. Es hat Viehweide und etwas weniges Getreide, meist Roggen und Buchweizen, und würde noch mehr tragen, wenn man mehr Eingeborne von ihrem herumstreifenden Leben abziehen und zum Ackerbau bewegen könnte. Der Winter ist lang und traurig, und dauert beynahe neun Monate: der Schnee fängt oft schon an zu Ende des Augusts zu fallen, und bleibt bis in die Mitte des May liegen. Die Einwohner sind theils ansäßig, theils wild und herumschweifend. Diese letztern leben unter Zelten aus grobem Tuche; die erstern wohnen in kleinen Dörfern neben

Seen,

Seen, und nähren sich meist vom Fischfange. Sie bauen ihre Hütten in kegelförmiger Gestalt, indem sie einen schiefliegenden Kreis von Bäumen und Pfählen machen, die dicht an einander stehen, so daß sie oben an der Spitze nur eine kleine Oefnung lassen, durch welche der Rauch hinausziehet; den Boden bedecken sie mit Baumästen. Ihre Sommerkleider bestehen aus grobem Tuche, und ihre Winterkleider aus Rennthierfellen. *) Ihre Nahrung bestehet im Frühlinge hauptsächlich in den Eyern der Wasservögel, die sich in dieser Gegend in ungeheurer Menge einfinden; im Sommer und Herbst in den Vögeln selbst, und im Winter in der Milch und dem Fleische der Rennthiere und gedörrten Fischen. Brod, welches den Lappen bis auf die neuesten Zeiten ganz unbekannt war, macht nun auch einen Theil ihrer gewöhnlichen Nahrung aus. Im Winter reisen sie in kleinen Schlitten, die in der Form eines Boots gebaut sind, und von Rennthieren gezogen werden. Diese Thiere können einen ganzen Tag ohne Futter aushalten, und feuchten nur manchmal ihren Mund mit Schnee an; doch ziehen sie die Schlitten nicht so gar schnell, als man sich gewöhnlich einbildet; sie machen nämlich in einer Stunde meistens einen Weg von drey Stunden. Im Sommer nähren sie sich mit Gras und Kräutern, und im Winter mit dem Lichen rangiferus, oder Rennthiermoos, welches so häufig vorhanden ist, daß es auf viele Meilen

weit

*) Um die äußersten Theile des Körpers gegen die Kälte genugsam zu sichern, legen sie Blasenkraut (carex Vesicaria) in die Schuhe und Handschuhe, welches sie im Winter vor der Kälte schützt, im Sommer aber den Schweiß an den Füßen verhindert, und sie bey ihren dünnen Schuhen vor der Verletzung an Steinen bewahret.

weit den Boden bedeckt, und von den Rennthieren durch eine besondere Schärfe des Geruchs auch unter dem Schnee entdeckt wird.

Die Lappländer hatten vor ihrer nicht seit langer Zeit erfolgten Bekehrung keine Bücher oder Handschriften, ob sie gleich viele historische Traditionen und Volkslieder von ihren ehemaligen Helden und Fürsten hatten, die aber voll Ungewißheit und Mährchen waren. Jetzt haben sie eine Uebersetzung des neuen Testaments in ihrer Sprache, und viele von ihnen können schon lesen und schreiben. Die Lappländische und Finnische Sprache sind, nach der Meynung des Herrn Oehrling, nur verschiedene Dialecte von einerley Sprache, und auch er hält die Lappländische und Ungarische Sprache für verwandt, so wie der Jesuit Sainowitsch, der den Astronomen Hell nach Lappland begleitete, den Durchgang der Venus durch die Sonne zu beobachten, in einer Schrift sich zu beweisen bemühet hat, daß die Ungarische und Lappländische Sprache einerley seyn.

Das Zeughaus zu Stockholm enthält eine ungeheure Menge von Fahnen und Siegeszeichen, die von den Kaiserlichen, Polen, Russen und Dänen sind erobert worden. Viele dieser Fahnen kamen durch Gustav Adolph, durch Banier, Torstensohn und Wrangel, durch Karl Gustav, hauptsächlich aber durch Karl XII. hieher, dessen kriegerischer Geist sein Reich ins Verderben stürzte. Ich konnte nicht umhin, die Bemerkung zu machen, daß man hier mit vielem Gepränge die Trophäen von Narva aufgestellt hat, indessen die Russen Narva selbst, Liefland und andere den Schweden abgenommene Provinzen besitzen.

Unter andern Seltenheiten, die hier aufbewahret werden, zog die Kleidung und der Hut, welche Karl XII. trug,

da

da er in den Laufgräben vor Friedrichshall erschossen ward, meine Aufmerksamkeit besonders auf sich. Da man aus dem Zustande dieser Kleider, und besonders des Huts, Beweise hat herausziehen wollen, daß er ermordet worden sey, so betrachtete ich sie mit besondrer Genauigkeit. Der Rock ist eine ungeschmückte blaue Uniform, wie die eines gemeinen Soldaten; die Handschuhe sind von weissen steifem Leder, und reichen fast bis an den Ellnbogen. Der rechte Handschuh ist stark mit Blut überronnen, der linke aber nur mit einigen Tropfen bespritzt; auch ein Theil des Degengehänges aus Büffelhaut, das er über die Weste trug, ist blutig. Diese Umstände machen es wahrscheinlich, was man behauptet, daß Karl nach empfangenem Schusse sogleich mit der rechten Hand nach der Wunde an seinem Schlafe, und dann erst nach dem Degen griff. Der Hut scheint an der Stelle über dem rechten Schlafe von der Kugel leicht gestreift worden zu seyn. Diesen Umstand hat man zu einem Beweise des Mordes gemacht; denn sagen diejenigen, welche dieser Meynung sind, wenn er nach empfangenen Schusse an die Wunde fühlte, und dann nach dem Degen griff, so scheint es anzudeuten, daß er die Person, welche nach ihm geschossen, gesehen, und sich dagegen zur Wehr gesetzet habe. Und aus Philgrens Nachricht, welcher den Körper sah, ist gewiß, daß er den Degen halb aus der Scheide gezogen, und mit der Hand das Degengefäß so fest ergriffen hatte, daß man es nur mit Mühe losmachen konnte. Wenn aber der König den Menschen gesehen hätte, welcher nach ihm schoß, so würde er nach dem Degen gegriffen haben, ehe er den Schuß empfangen hätte: wenn er also zuerst nach der Wunde, und dann nach dem Degen griff, so war es eine bloße augenblickliche mechanische

Bewegung, und so plötzlich, daß sie kein Versuch sich zu vertheidigen genannt werden kann. Ein Mann, der schon seit lange Gelegenheit hatte, den Hut zu sehen, versicherte mich, daß das Merkmal von dem Schusse anfangs ganz klein gewesen, durch das oft wiederholte Befühlen der Neugierigen aber viel größer geworden sey. Weil nun der Schuß nicht durch den Hut ging, sondern ihn nur streifte, so kann man hieraus die Größe der Kugel, aus der man so vieles entdecken wollte, nicht bestimmen. Daraus folgt nun, daß sich durch den Zustand der Kleider und des Huts die Frage nicht entscheiden lasse, ob Karl XII. durch eine Kugel von den Dänischen Batterien, oder durch einen meuchelmörderischen Schuß getödtet worden.

Die Schwedische Regierungsform hat viele Veränderungen erlitten. Ehe das Haus Wasa auf den Thron kam, war Schweden ein vollkommenes Wahlreich. Bey der 1397 vorgegangenen Kalmarischen Union wurde fest gesetzt, daß ein und derselbe König über Dänemark, Schweden und Norwegen herrschen, und von den zu Kalmar versammelten Deputirten der Stände der drey Reiche gewählt werden sollte. So lange diese Verfassung dauerte, war Schweden ein zinsbares Reich der Dänischen Könige, und wenn es zuweilen versuchte dies Joch abzuwerfen, so zog es sich alle Gräuel innerlicher Fehden und auswärtiger Anfälle zu. Aus diesem Zustande wurde es vom Gustav Wasa befreyet, dem auch die Schweden zur Dankbarkeit die Regierung auftrugen, und die Krone für alle seine männliche Nachkommen erblich erklärten. Die bey dieser Gelegenheit eingeführte Regierungsform erkannte zwar den versammelten Ständen die oberste Gewalt zu,

aber

aber im Grunde besaß der König sehr große Vorzüge und Macht. Diese Vorrechte wurden unter Gustav Adolph noch vermehrt, und zugleich das Erbrecht auf die weibliche Nachkommenschaft ausgedehnt. Während der Minderjährigkeit seiner Tochter Christine erhielt die Regierungsform eine für das Ansehen der königlichen Regierung sehr ungünstige Veränderung. Die Privilegien des Senats wurden vermehrt, und verschaften dadurch der Klasse der Edelleute das Uebergewicht, und diese wurde allmählig so mächtig, daß die drey übrigen Stände dadurch billig beunruhiget wurden. Karl XI. machte sich dies Mißverständniß zu Nutze, und erhielt von den Ständen eine förmliche Uebergabe der unbeschränkten Obergewalt. Nach Karl XII. Tode erkaufte seine Schwester Ulrika Eleonora die Krone durch Unterzeichnung aller Einschränkungen, welche ihr die Stände vorlegten, und ihr Gemahl, Friedrich I., bestätigte alle ihre gethane Schritte.

Die bey dieser Gelegenheit errichtete Regierungsform bestand aus 51 Artikeln, die alle dahin abzielten, den Schwedischen König zum eingeschränktesten von Europa zu machen. Es wurde festgesetzt, daß die höchste gesetzgebende Gewalt einzig bey den auf einem Reichstage versammelten Ständen seyn sollte, die sich alle drey Jahr versammeln musten, der König mochte einwilligen oder nicht. Die executive Gewalt stand beym Könige und dem Senat; da aber alles nach der Mehrheit der Stimmen entschieden wurde, und der König bloß zwey Stimmen, und bey gleich vielen Stimmen von beyden Seiten das Recht zu entscheiden hatte, so war er nicht viel mehr als der Präsident des Senats. Indessen hing auch dieser von den Ständen ab, weil die Mitglieder desselben von

den

den Ständen gewählt wurden, auch ihres Amts entsetzt werden konnten. Obgleich alle Verordnungen vom Könige unterzeichnet waren, und die Befehle des Senats in seinem Namen ausgingen, so hatte er doch in keinem Fall eine verneinende Stimme; und um auch der Möglichkeit eines Widerspruchs des Königs vorzubeugen, ward auf dem Reichstage 1756 verordnet, daß der Name des Königs mit einem Stempel könne beygesetzt werden, wenn sich der König auf das erste und zweyte Gesuch des Senats weigern sollte, eigenhändig zu unterschreiben. Der König besaß also kaum mehr als den Titel seiner Würde, und die Schweden, die sich so ungern unter den Despotismus Karls XI. und XII. schmiegten, wußten ihre Freyheit nicht zu gebrauchen. Sie fielen von einem äußersten auf das andere, und um den König außer Stand zu setzen, die willkührliche Gewalt wieder an sich zu bringen, nahmen sie ihm auch die billigen und nöthigen Vorrechte, welche in einer monarchischen Verfassung eine Schutzwehr gegen aristokratisches und demokratisches Unwesen seyn müssen.

Die wichtigen Mängel in der Regierungsform verursachten beständige Fehden zwischen den Königen und den Unterthanen, bis endlich Gustav III. im Jahre 1772 die bekannte Revolution zu Stande brachte. Nach der neuen bey dieser Gelegenheit eingeführten Regierungsform, die aus 57 Artikeln bestehet, ist der König ein unumschränkter Herr. Die executive Gewalt steht gänzlich in seinen Händen; denn ob sie schon ihm und dem Senat gemeinschaftlich übergeben ist, so ist er doch der unumschränkte Herr des Senats, weil er die Mitglieder desselben ein- und absetzt, und in Verwaltung der Geschäfte sie zwar um ihre Meinung fragt, aber nicht verbunden ist, dieselbe

zu

zu befolgen. Der König besitzt das Kommando der Armee und Flotte, und besetzt dabey alle Stellen, auch vergiebt er alle Civilbedienungen. Er hat allein die Macht, die Stände zusammen zu rufen und auseinander gehen zu lassen, und ist nicht verbunden, sie zu gesetzten Zeiten zu versammeln. Er hat die wichtigsten Auflagen auf immer fest gesetzt, genießt selbst ein bestimmtes Einkommen, und hat die öffentlichen Gelder unter seiner Verwaltung. Dagegen hat der König nicht das willkührliche Recht, Gesetze zu geben und aufzuheben, und Auflagen ohne Einwilligung der Unterthanen zu machen. Die Gesetzgebung hat er mit den Ständen gemeinschaftlich, und in Ansehung der Auflagen ist festgesetzt, daß er ohne Einwilligung der Stände keine Gelder erheben soll, den Fall eines wirklichen feindlichen Angriffs auf das Königreich ausgenommen, und bey Endigung des Krieges soll er verbunden seyn, die Stände zusammen zu rufen, und dann sollen die neuen Auflagen wieder aufgehoben werden. Auch kann er ohne Beystimmung der Stände keinen Krieg anfangen, noch den Werth der Münzen abändern; und wenn es die versammelten Stände verlangen, so muß er über die Verwendung der öffentlichen Gelder Rechenschaft geben.

Der Reichstag, welcher die höchste gesetzgebende Gewalt besitzt, bestehet aus dem Könige und aus den Ständen, die bloß nach dem Willen des Königs zusammengerufen werden, und in vier Häuser oder Stände eingetheilt sind: die Edelleute, die Geistlichen, die Bürger und die Bauern.

Der Ritterstand oder die Edelleute, die in Grafen, Barone und unbetitelte Edelleute eingetheilt werden.

Sie besitzen alle einerley Privilegien, welche darin bestehen, daß sie Reichsräthe und Kammerherrn werden, und andere bürgerliche Aemter am Hofe erhalten können, und von der Kopfsteuer befreyet sind. Der König kann neue Edelleute machen; doch ist auf einem Reichstage festgesetzt, daß keine neue Edelleute sollen gemacht werden, bis die Familien des vorhandenen Adels auf 1200 würden geschmolzen seyn. Bey der Revolution 1772 erhielt der König die Freyheit, sie noch mit 150 zu vermehren. Das Haupt jeder adlichen Familie, ist vermöge seiner Geburt ein Mitglied des Ritterstandes, und stellt in seiner Person alle jüngere Mitglieder der Familie vor. Da sie aber nicht verbunden sind, nothwendig auf dem Reichstage zu erscheinen, so ist die Zahl der gegenwärtigen bald grösser, bald kleiner.

Das zweyte Haus ist der Stand der Geistlichen. Die Lutherische Religion ist die herrschende in Schweden, und ihre Geistlichen sind ein Erzbischof zu Upsala, dreyzehn Bischöfe, Dekane, Archidiakonen, Pastoren und Comminister. Die Repräsentanten dieses Standes bestehen aus den vierzehn Bischöfen und einer Anzahl anderer Geistlichen. Die letztere aber ist ungewiß, weil jedes Archidiakonat das Recht hat, ein Mitglied zu schicken, oder seine Stimme mit der eines andern Archidiakonats zu vereinigen. Sie schicken selten weniger als 50 und nie mehr als 80 Mitglieder. Die Bischöfe müssen auf dem Reichstage von ihrem eigenen Gelde leben; doch bekommen sie in den größern Kirchsprengeln gewöhnlich Diäten zu sechs Gulden des Tages und in den kleinern zu vier Gulden.

Der dritte Stand ist der Stand der Bürger. Schweden hat 104 Städte, welche das Recht besitzen, Mitglieder

der auf den Reichstag zu senden. Jeder Bürger, der Handel treibt, der Stadt Abgaben bezahlt, ein freyer Mann und 21 Jahr alt ist, darf wählen, und jeder Bürger, selbst der niedrigste Kleinhändler, der sieben Jahre lang ein freyer Mann, oder drey Jahre lang ein Gerichtsbeysitzer und 24 Jahr alt ist, kann ein Repräsentant werden. Jeder Abgeordnete erhält von seinen Konstituenten eine Beysteuer, die in den größern Städten sieben und in den kleinern vier, drey oder einen Gulden des Tages ist, und so lange dauert, als die Repräsentanten auf dem Reichstage sind. Die Zahl der Abgeordneten ist niemals gleich. Jede Stapelstadt hat das Recht zwey zu senden, einige von den größten drey und Stockholm zehn. Von den kleinern Städten senden manchmal zwey oder drey zusammen nur einen, manchmal wieder jede einen besonders. Gewöhnlich sind nicht weniger als hundert, und nicht mehr als zweyhundert Abgeordnete.

Der vierte Stand ist der Stand der Reichsbauern, deren Repräsentanten aus folgenden Klassen gewählt werden. Die Definition eines Bauern ist: ein mit dem Ackerbau sich beschäftigender Landmann, der gewisse Grundstücke besitzt, niemals Handel getrieben und kein bürgerliches Amt bekleidet hat. Diese Definition begreift also bloß diejenigen, deren Vorfahren auch Landleute waren, und schließt die Bürger und selbst die Landedelleute aus, obwohl sie sich den Bauernstand erkaufen, und dann wählen und gewählt werden können.

Das Land, welches einen Bauer wahlfähig macht, muß entweder ein Krongut oder sein Eigenthum seyn. Wenn der Grundbesitz zwischen zwey oder mehr Bauern vertheilt ist, so theilt sich auch die Wahlstimme unter die

Besitzer, so, daß jeder so viel Theil an der Stimme hat, als er am Landgut besitzt; aber jeder derselben kann Repräsentant werden. Ein Bauer also, der $\frac{1}{32}$ von dem stimmenfähigen Landgut besitzt, hat auch $\frac{1}{32}$ von der Stimme, und so werden alle diese Brüche zusammen addirt, welches aber manchmal die Wahl sehr beschwerlich macht.

Die Bauern, welche auf diese Art wählen oder gewählt werden können, bestehen 1) aus Bauern, deren Grundstücke Krongüter sind, die sie für eine gewisse jährliche Abgabe besitzen, und von denen sie nicht vertrieben werden können, außer wenn man ihnen beweist, daß sie den Landbau vernachläßigen. Nach dem Tode des Besitzers wird das Gut gewöhnlich seinem ältesten Sohn überlassen. 2) Aus Bauern, die sechs Jahr vorher ihre Gründe von der Krone oder von einem Edelmann, für eine jährliche Abgabe, auf immer an sich gekauft haben. Die Repräsentanten werden durch Mehrheit der Stimmen erwählt, und die Konstituenten schießen eine Summe von ein und einem halben, zwey und einem halben Gulden auf den Tag zusammen, um damit ihre Deputirte auf dem Reichstage zu unterhalten.

Die auf diese Art gewählten Stände des Reichs versammeln sich zu Stockholm an verschiedenen Plätzen; der Ritterstand in dem Hause des Adels, die Geistlichkeit in der Kirche neben dem Palaste, die Bürger auf dem Rathhause, und die Bauern in einem andern Saale dieses Gebäudes. Wenn sie ihre Sprecher gewählt haben, gehen sie in gehöriger Form nach einem Saale des Palastes, wo sie der König, auf dem Throne sitzend, in einer kurzen Rede benachrichtiget, warum er sie zusammen berufen habe, und sie ersucht, ihm in gegenwärtiger Lage

der

der Sachen mit ihrem Rathe beyzustehen, und sich über das Wohl des Reichs zu berathen. Dann antworten die Sprecher im Namen ihrer Häuser, worauf die Repräsentanten sogleich wieder zurückgehen.

Gesetze werden auf folgende Art gegeben. Während der Sitzungen des Reichstags hat jedes Mitglied der vier Stände das Recht, der Versammlung, zu der es gehört, eine Frage vorzutragen. Hierüber berathschlagt man sich, und die Motion wird nach der Mehrheit der Stimmen genehmigt oder verworfen. Wenn sie durchgehet, so wird sie durch eine Deputation an die übrigen Stände gesandt, und wenn alle Stände zusammenstimmen, so wird sie durch die vier Sprecher dem Könige vorgetragen. Dann beruft der König die Stände in den Palast zusammen, und theilt ihnen in gehöriger Form seine Einwilligung mit, oder verweigert sie. Kraft der erstern wird der Vortrag zu einem Gesetz erhoben; geschiehet aber das letztere, so wird er verworfen. Wenn der König eine Motion macht, legt er sie zuerst den Senatoren vor, und wenn er ihre Meinung schriftlich erhalten hat, dann giebt er sie den Ständen zur Ueberlegung. Wenn diese sie gut heißen, so kommen die vier Stände, und melden dem König ihre Einstimmung; wenn sie nicht einwilligen, so lassen sie ihren Entschluß durch die Sprecher schriftlich übergeben, und begleiten ihn mit den Gründen ihrer Mißbilligung. Wenn der König dem Reichstage ein Ende machen will, so beruft er die Stände in den Palast, und verabschiedet sie durch eine Anrede.

Die Volksmenge in Schweden ist vielleicht genauer untersucht, als in jedem andern Europäischen Reiche, weil die Regierung sichs besonders angelegen seyn läßt, rich-

tige Verzeichnisse der Gebornen, Gestorbenen und Verheiratheten zu erhalten. Zu dem Ende wurde 1749 eine Tabellencommission in Stockholm errichtet, die mit allen Pfarrern und Städten des Reichs in Korrespondenz stehet. Den Geistlichen und Magisträten werden Tabellen mitgetheilt, wo sie alle Heirathen, Geburten und Sterbefälle ihres Gebiets eintragen, und die Zahl der eben lebenden Personen verzeichnen müssen; und es wird genaue Sorgfalt angewandt, alle Mißbräuche zu verhüten.

Die erste Tabelle enthält ein allgemeines Verzeichniß der Geburten, Todesfälle und geschlossenen Ehen, die zweite die Mortalitätslisten nach dem Alter und den Krankheiten, und die dritte die Zahl der Einwohner. Die zwey erstern stehen unter der Sorge der Pfarrer, und werden jährlich abgegeben; die letztern besorgen auf dem Lande die Pfarrer und in den Städten die Magisträte, und senden sie allemal zu Ende des dritten Jahres an die Commission.

Der berühmte Wargentin, ein Mitglied dieser Commission, hat in den Abhandlungen der Schwedischen Akademie der Wissenschaften eine Nachricht eingerückt, auf welche Art die Commission die nöthigen Berichte einhole; auch hat er aus den verschiedenen Listen die wahrscheinliche Anzahl der jährlichen Sterbefälle herausgezogen. Er berechnet nach den Listen von neun auf einander folgenden Jahren, daß sich auf dem Lande die jährlichen Sterbefälle zu den Geburten wie 1 zu 35 verhalten, und wenn das Jahr sehr gesund ist, wie 1 zu 36, auch wohl zu 37, und in Stockholm wie 1 zu 20.

In Kanzlers Zustand von Schweden findet man, daß im Jahre 1767 die Bevölkerung 2,383,113 ausmachte,

worunter 10546 Edelleute, 18197 Geistliche mit ihren Familien und den Studenten, 162,888 Bewohner der Städte, die sich mit Künsten, Manufakturen und Handwerken beschäftigen, und 2,191,383 Einwohner auf dem Lande waren, die beym Ackerbau und in den Bergwerken arbeiten.

Summa der Landeseinwohner in Schweden.

Im Jahr	Männlich	Weiblich	Summa
1752	1,045622	1,170017	2,215639
1776	1,284987	1,386962	2,671649
1781	ungefähr	—	— 2,767000

Wenn man die Volksmenge dieser drey verschiedenen Zeitpunkte gegeneinander hält, so wird man finden, daß sich das Reich aus dem schwächlichen Zustande erholt, in den es durch die Kriege Karls XII. versetzt worden ist, und daß sich in Zeit von 30 Jahren die Zahl der Einwohner um mehr als 550000 Seelen, oder um ein Fünftheil seiner jetzigen Volksmenge vermehrt habe.

Die Einkünfte der Krone bestehen hauptsächlich im Ertrage der Krongüter, in einem Theil der großen Zehnden, in einer Kopfsteuer, die etwa 28 Kreuzer auf jede männliche und weibliche Person zwischen 15 und 65 Jahren beträgt, wovon aber die Edelleute, die Soldaten und einige andere Personen ausgenommen sind; in dem Zoll auf die aus- und eingehenden Waaren; in dem Ertrage der Bergwerke und Eisenhämmer; im Ertrage vom Verkaufe des Branntweins, in dem Abzuge von den Besoldungen, Pensionen und Aemtern, in der Auflage auf die Feuerstellen und in dem Salpetermonopol. Vor der Revolution im Jahre 1772 beliefen sich die Einkünfte auf 8,175,900 Gulden. Durch die neuen Einrichtungen, welche bey Verän-

derung der Regierungsform getroffen wurden, besonders durch das an die Krone gebrachte Branntweinsmonopol, wurden sie über 9,000,000 erhöhet. Hierzu kommt, daß der größte Theil der Armee und ein Theil der Flotte, welche beyde Artikel in andern Ländern so große Summen kosten, in Schweden ohne Beschwerde der Krone erhalten werden.

Kein Land hat vielleicht wegen Mangel an Gold und Silbermünze, wegen Abgang selbst des Kupfergeldes, und wegen unstäten Werths der Banknoten, die eine lange Zeit beynahe das einzige kursirende Geld waren, so viele Beschwerden ausgestanden als Schweden. Diese Uebel, welche dem Lande mit einem gänzlichen Bankrott droheten, sind nun durch den König gehoben, welchem die Stände 1772 das Geschäft übertrugen, den Kurrentfuß zu verbessern. Der König erhielt in Holland ein Darlehn von 6,700,000 Gulden, lösete einen beträchtlichen Theil der Banknoten ein, und schafte so viel gute Silbermünze ins Land, daß ich auf meiner Reise durch Schweden, selbst in den entferntesten Provinzen und kleinen Städten, ohne Beschwerde Gold und Banknoten gegen baares Silbergeld auswechseln konnte. Der König schafte auch größtentheils die vielen und verwickelten Arten des Berechnungsfußes ab, und führte dagegen durch das ganze Königreich und für alle Vorfälle einerley Berechnungsart ein.

Die Schwedische Armee bestehet aus Nationalmiliz und Garnisonregimentern. Diese letztern, nach deutschem Fuß eingerichteten Truppen, bestehen aus ordentlich eingeschriebenen In- und Ausländern, besetzen die Städte und erhalten ihren Sold in Gelde. Die Nationalmiliz ward von Karl XI. auf den Fuß gesetzt, wie sie gegenwärtig bestehet.

stehet. Dieser König zog die unter seinen Vorfahren vernachläßigten Krongüter wieder an sich, gab einige davon den alten Besitzern wieder zurück, mit der Bedingung für einen gewissen Theil jederzeit einen Soldaten zu stellen; andere Güter wies er zur Unterhaltung der Offiziers an. Auch wurde ein Gesetz gemacht, daß die zur Unterhaltung der Nationalmiliz angewiesenen Güter stets zu diesem Endzweck sollten verwandt werden; und diese Verordnung wurde 1724 weiter bestätigt, und die Klausel angehängt, daß sie als ein Fundamentalgesetz der Regierung angesehen, und nie wieder aufgehoben werden sollte.

Das Reich ist in Districte abgetheilt, welche eine gewisse Zahl von Soldaten unterhalten und stellen müssen. Jeder Inhaber eines gewissen Strichs von Krongütern, welches ein Hemman genannt wird, stellet einen Soldaten, giebt ihm zu seinem Unterhalt ein klein Stück Land, eine Hütte, eine Scheune, und jährlich 100 Kupferthaler (etwa 10 Gulden), ein grobes Kleid und zwey Paar Schuhe. Wenn der Soldat in Kriegszeiten, oder bey der jährlichen Musterung, abwesend ist, so bebauet indessen der Gutsherr dessen Grundstücke zur Unterhaltung des Weibes und der Kinder; wenn er aber gegenwärtig ist, kann er ihn gegen gewöhnliches Tagelohn zu seiner Arbeit begehren. Wenn der Soldat stirbt, so müssen dessen Weib und Kinder das Grundstück und das Haus an den Nachfolger abtreten, den der Gutsbesitzer innerhalb drey Monaten herbeyschaffen muß. In Absicht auf die Kavallerie muß eine gewisse Zahl von Hemmans einen völlig gerüsteten Mann und dessen Pferd stellen und unterhalten. Nebst zwey Gulden, welche die Besitzer eines jeden Hemmans jährlich zahlen müssen, davon die Uniformen der Soldaten anzu-

schaffen, sind zu eben diesem Zweck noch einige Krongüter bestimmt, aber so wenige, daß man kaum zwey Regimenter davon kleiden kann. Darum bekommen die Nationaltruppen nur alle acht oder neun Jahr einmal neue Uniformen.

Die Offiziere dieser Truppen bekommen ebenfalls gewisse Landgüter, welche Boställe genannt werden, und in der Provinz liegen, zu der das Regiment gehört. Auch bekommen sie noch eine Zulage an Getreide aus den Zehnten des Königs. Alle Jahre vor oder nach der Erndte werden die Kompagnieen jedes Regiments einzeln auf vierzehn Tage oder drey Wochen zusammenberufen. Der Güterbesitzer ist verbunden, seinen Mann und dessen Gepäcke auf den Musterplatz zu liefern, und ihn während der Musterung zu unterhalten. Nächst dieser jährlichen Musterung ist alle drey Jahre eine allgemeine Musterung eines jeden Regiments. Auch an den Sonntagen nach dem Gottesdienst werden die Soldaten in kleinen Haufen und vor der Musterung, besonders im Frühlinge, in größern Haufen exerciert. Wenn diese Truppen in Kriegszeiten gebraucht werden, erhält die Krone die gewöhnlichen Kontributionen von den Güterbesitzern, und versieht die Mannschaft mit Kleidung und allen Bedürfnissen.

Im Frühlinge 1779 befand sich die Schwedische Armee in folgendem Zustande:

Regulirte Truppen.

Neue Regimenter , , , ,	9000
Zwey Regimenter Kavallerie , ,	800
Artillerie , , , , ,	2900
	12,700

National-

Nationalmiliz.

Ein und zwanzig Regimenter Infanterie	24000
Sieben Regimenter Kavallerie ,	7400
Leichte Dragoner , , ,	3400
Summa der Nationalmiliz	34,800
Summa aller Truppen	47,500

Ich schließe dieses Kapitel mit einigen Bemerkungen über die peinlichen Gesetze. Es sind vier Obergerichtshöfe, Hofrätt genannt: zu Stockholm für das eigentliche Schweden; zu Jönköping für Gothland; zu Abo für das südliche Finnland, und zu Wasa für das nördliche Finnland. Alle Todesurtheile der untern Gerichtshöfe müssen vor der Execution von diesen Obergerichten bestätigt werden.

Die Untergerichte sind die Rämners-Rätter, welche sich bey nöthigen Vorfällen in den vornehmsten Städten versammeln, und die Harads-Rätter, welche gewöhnlich alle drey Jahre von den Landrichtern gehalten werden. In diesen sind eine Art von Geschwornen, die aus 12 Bauern bestehen, die von dem District gewählt und von dem Gouverneur der Provinz bestätigt werden. In allen Kriminalfällen fragt sie der Richter um ihre Meynung, welche auch gegen seine Entscheidung gilt, wenn sie einstimmig sind. Allein dies ist eine bloße Formalität; denn die Geschwornen sind so unwissend, daß die meisten dem Spruche des Richters blindlings beystimmen; nebst dem hat ihre Meynung bloß ein Gewicht, wenn sie alle zusammenstimmen, und das geschiehet niemals. Ueberhaupt ist die Denkungsart und das Betragen dieser unbedeutenden Richter zum Sprichwort geworden, so, daß man von einem sehr indolen-

indolenten und unbehülflichen Manne zu sagen pflegt: er ist so schläfrig, wie ein Geschworner.

Die gewöhnlichen Todesstrafen sind das Enthaupten und Hängen. Jeder kapital überwiesene Missethäter hat die Freyheit, sich an den König zu wenden, und entweder eine Revision seiner Sentenz zu verlangen, oder wenn er sich schuldig erkennt, um Gnade und Milderung der Strafe zu bitten. Die peinlichen Gesetze sind sehr gelinde, und verschiedene Verbrechen, welche in andern Ländern kapital sind, werden hier nur mit Karbatschenstreichen, mit Einsperren bey Brod und Wasser und harter Arbeit bestraft. Mehr als 120 Streiche werden nie gegeben, auch wird der Verbrecher nicht länger als auf 28 Tage zu Wasser und Brod verurtheilet. In allen Fällen von Hochverrath muß zuerst Bericht an die Krone eingesandt werden, ehe man den Prozeß anfangen kann, eine Verordnung, welche viel frevelhafte und muthwillige Anklagen vereitelt hat. Ehedem war es eine gewöhnliche Sache, daß Leute, die eines Verbrechens angeklagt, aber nicht überwiesen waren, mehrere Jahre im Kerker schmachten mußten, ehe nur ihre Sache vorgenommen ward; durch die Abstellung mancher langwierigen Prozeßformeln unter der jetzigen Regierung, wird jeder Verbrecher in kurzer Zeit nach seiner Verhaftung gerichtet. Der König hat den Gehalt der Richter verbessert, und den Antheil, welchen sie an den Strafgeldern hatten, zu anderm Gebrauch bestimmt, durch welche Verfügung die Bestechung und andere Ungerechtigkeiten der Richter um vieles vermindert worden sind. Auch hat der König 1773 den grausamen und absurden Gebrauch der Folter aufgehoben. Eine vortrefliche Einrichtung der Schwedischen Gerichtshöfe ist auch diese, daß dem

Ver-

Verbrecher sein Prozeß ohne Kosten des Klägers oder Vertheidigers gemacht wird.

Ich wollte Schweden nicht verlassen, ohne die Handelsstadt Götheborg und den Kanal von Trolhätta gesehen zu haben, den man mir als ein bewundernswürdiges Werk beschrieben hatte. Ich kaufte einen Karrn, welches hier zu Lande das gewöhnliche Reisefuhrwerk ist, fuhr am 4ten März von Stockholm, in Begleitung eines Schwedischen Bedienten, der Französisch sprach, und mein Dollmetscher seyn sollte, aus Stockholm ab, und langte noch an demselbigen Tage in Upsala an.

Upsala liegt am Anfange einer offenen fruchtbaren Fläche, ist eine kleine aber hübsche Stadt, und hat außer den Studenten etwa 3000 Einwohner. Ihre Anlage ist regelmäßig; sie wird durch einen kleinen Bach in zwey fast gleiche Theile getheilet, und die Straßen laufen aus einem im Mittelpunkt liegenden viereckigten Platz in rechten Winkeln aus. Viele Häuser sind aus Backsteinen und weiß übertüncht; die übrigen aber sind aus bretterförmig behauenen Balken erbauet und roth angestrichen, und die Dächer sind mit Torf gedeckt. Jedes Haus hat einen kleinen Hof oder Garten. Das alte Upsala, das ehemals als der Opferplatz und der Sitz des Odin berühmt war, soll in einer kleinen Entfernung von der jetzigen Stadt gestanden haben. Neu-Upsala ist älter als Stockholm, und war ehedem die Hauptstadt und königliche Residenz. Der alte Palast war ein großes und prächtiges Gebäude, das 1702 größtentheils im Rauche aufgieng. Die Ueberbleibsel, die auf einem erhabenen Platze stehen, und eine schöne Aussicht haben, bestehen aus dem Mittelgebäude, einem Flügel und einem Theil des andern Flügels, der etwas ausgebessert worden ist.

ist. Ein alter Eingang, weitläuftige Ruinen, Bogen, Gewölber, grosse Haufen von Stein und Mörtel, sind augenscheinliche Spuren seines alten Glanzes. Der Saal, in welchem ehedem die Reichstage gehalten wurden, dienet nun zum Getreideboden, ist 140 Fuß lang und 90 breit. Die noch übrigen Gemächer in dem verstümmelten Flügel werden als Gefängnisse für Verbrecher gebraucht. Unten sind drey feste Gewölber, worin ehedem Staatsgefangene verwahret wurden, wovon der merkwürdigste der Graf Swante Sturn war, dessen Familie dem Schwedischen Reiche mehrere Reichsverweser gegeben hatte, und die von Erich XIV. ausgerottet wurde.

Upsala ist ein erzbischöflicher Sitz, und einer der ältesten christlichen Plätze in Schweden. Siegfried, ein Engländer, war der erste Bischof, der 1006 hieher kam, die Einwohner von Alt-Upsala zum Christenthum zu bekehren. Bischof Stephan ward im Jahre 1164 der erste Erzbischof. Die Domkirche steht im Mittelpuncte der Stadt, und ist ein grosses Gebäude aus Backsteinen. Die Architektur ist im Gothischen Styl, zwey später erbauete Thürme ausgenommen, die mit marmornen Säulen von Dorischer Ordnung verziert sind, und die Symmetrie des Ganzen verunstalten. Sie ward in der Mitte des 13ten Jahrhunderts angefangen, unter der Aufsicht des Stephan Bonneville, eines Französischen Baumeisters, der sich die Kirche u. l. Frauen zu Paris zum Muster nahm. Sie enthält das Grabmal des Gustav Wasa, das in einer besondern Kapelle stehet. Es ist ein längliches marmornes Monument, mit einer steinernen Pyramide an jeder Ecke. Sein Bild ist aus Marmor, und stehet zwischen seinen ersten zwey Gemalinnen, die in eben dieser Grabstätte ruhen.

In

In der Sakristey der Domkirche werden verschiedene, sowohl heilige als historische, Reliquien aufbehalten. Das erste unter diesen letztern ist ein altes Stück Holz, das in Form eines kaum kennbaren Menschenkopfs geschnitzt ist, und das Bild des Gottes Thor genannt wird, das ehedem zu Alt-Upsala mit Menschenopfern verehrt ward. Von einem Wetzstein, der einige Fuß lang ist, erzählt die Tradition, daß König Alaert demselben zum Spott der Margaretha zuschickte, und ihr sagen ließ, sie sollte ihre und ihres Heeres Waffen daran schärfen; welches er aber wohl bereuet haben wird, da er von ihr geschlagen und gefangen genommen wurde.

Die Stadt ist besonders wegen ihrer Universität, der ältesten in ganz Schweden, berühmt. 1478 legte der Reichsverweser Steen Sture den ersten Grund zu der Universität, deren Plan von Erich von Pommern entworfen, aber nicht ausgeführt, sondern nach dem der Pariser Universität geformt ward. Da sie in großen Verfall gerathen war, verlieh ihr Gustav Wasa so viele neue Freyheiten, und begabte sie so reichlich, daß er ihr zweyter Stifter genannt werden kann. Während der Kriege mit Polen gerieth sie in große Abnahme; sie bekam aber neues Leben unter Gustav Adolph, der ihr ein großes Gebäude erbauete, und ihr sein väterliches Erbgut des Hauses Wasa schenkte, durch welche Schenkung die Besoldung der Professoren erhöhet, und 150 Studirende unterhalten wurden. Diesem Beyspiele folgten seine Nachfolger und auch einige Privatleute; und da auf diese Art die Einkünfte der Universität immer größer wurden, so wuchs auch die Anzahl der unterhaltenden Studirenden immer mehr an. An der Spitze der Universität stehet ein Kanzler, der alle-

zeit

zeit ein Reichsrath ist, von den Professoren gewählt und vom Könige bestätiget wird. Er regulirt und erklärt die Statuten, schlichtet die wichtigern Streithändel, und übermacht alle Bitten und Aufträge von der Universität an den König. Wenn er nicht in Upsala ist, wird dort sein Amt von dem Erzbischofe verwaltet. Einer von den Professoren ist wechselsweise Rector Magnificus, der die geringern Vergehungen der Studenten bestraft, und alle Geschäfte berichtigt, die zu geringfügig sind, für das Konsistorium gebracht zu werden. Die Universität hat ihren eigenen Gerichtshof, der das Consistorium minus genannt wird, aus einer gewissen Anzahl von Professoren bestehet, und die Verbrechen nach den Gesetzen bestraft. Von demselben kann man an das Consistorium majus appelliren, das aus sämtlichen Professoren bestehet, und von diesem endlich in letzter Instanz an den Kanzler.

Der Professoren sind 24 an der Zahl, wovon die vornehmsten die Professoren der Theologie, Redekunst, Botanik, Anatomie, Chemie, Naturgeschichte, Astronomie und der Ackerbaukunst sind. Sie haben zwischen 600 und 900 Gulden Gehalt. Wenn ein Katheder ledig wird, ernennt der König einen aus dreyen von ihnen vorgeschlagenen Kandidaten. Ein Professor, der 30 Jahre lang gelehrt hat, darf sich mit dem Titel eines Emeritus und mit seiner ganzen Besoldung als jährlicher Pension zur Ruhe setzen. Die Jünglinge werden mit ungefähr 16 Jahren auf die Universität genommen, und die ärmern erhalten Stipendia, die von der Krone oder von Privatleuten gestiftet sind, aber mehrentheils für die Eingebornen einer gewissen Provinz. Die gewöhnlichen von dieser Universität ertheilten Gradus sind Philosophiae Candi-

Candidatus, so viel als Bakalaureus und Philosophiae Magister. Die Graduirten der Theologie, Rechtsgelehrsamkeit und Arzneykunde, heißen Candidati, Licentiati und Doctores. Eine Anstalt dienet zu mehrerer Erhaltung der Ordnung und Unterwürfigkeit, nämlich die Eintheilung der Studenten in Provinzialclassen nach den Gegenden ihrer Geburtsorte. Jede Klasse hat einen Professor zum Inspector und zwey Unterdirectoren oder Kuratoren; die übrigen Mitglieder werden in Seniores und Juniores abgetheilt, wovon die erstern auch einigermaßen über das Betragen der letztern wachen. Jede Klasse versammelt sich im Hause ihres Inspectors wenigstens sechsmal des Jahres, und bey diesen Versammlungen müssen die Studenten gewisse Exercitia machen. Die Zahl der Studenten erstreckt sich gewöhnlich über 500. Sie haben zwar keine bestimmte Kleidung; doch müssen sie bey gewissen Gelegenheiten, besonders wenn sie den Grad annehmen, in schwarzseidenen Mänteln erscheinen. Die Professoren tragen an feyerlichen Tagen schwarze Mäntel; die Doctoren der Theologie unterscheiden sich durch einen schwarzseidenen Hut; die Doctoren der Rechtsgelehrsamkeit durch einen weißseidenen, und die Doctoren der Arzneykunde durch einen grünen oder himmelblauen.

Diese Universität ist unstreitig die beste akademische Pflanzschule im ganzen Norden, und hat seit ihrer Stiftung in jedem Fache der Wissenschaften gelehrte Männer hervorgebracht. Die gelehrten Werke, welche die Mitglieder derselben herausgegeben haben, beweisen den blühenden Zustand der Wissenschaften an diesem Orte, und die von den Studirenden bey Erlangung der Grade verfaßten Thesen würden eine sehr interessante Sammlung ausma-

 chen.

chen. Hiervon zeugen die Amoenitates Academicae, eine Sammlung von Sätzen über die Naturgeschichte, welche unter dem berühmten Linnäus vertheidiget und größtentheils von ihm selbst ausgewählt worden sind.

Die Bibliothek enthält viele wichtige Bücher und Manuscripte. Sie hat dem Könige Gustav Adolph ihren Ursprung zu verdanken, welcher der Universität sowohl seine eigene nicht unbeträchtliche Büchersammlung schenkte, als auch verschiedene Bibliotheken aus den Ländern, wohin er mit seinen siegreichen Waffen kam, indem er es sich zur Gewohnheit gemacht hatte, in allen Städten, die er mit Sturm einnahm, die darin gefundenen Bücher als seinen Antheil an der Beute für sich zu behalten. Seine Nachfolger folgten seinem Beispiel, und so bereicherten die siegreichen Schwedischen Waffen ihr Vaterland mit litterarischen Schätzen. Auch die Königin Christina und verschiedene Privatmänner waren Wohlthäter dieser Bibliothek. Unter die wichtigsten litterarischen Seltenheiten gehört ein Manuscript, welches wegen seiner silbernen Buchstaben der Codex argenteus genannt, und für eine Abschrift der vom Apostel der Gothen Ulphilas im vierten Jahrhundert gemachten Gothischen Uebersetzung gehalten wird. Er ist in der Größe eines Quartbandes: die Blätter, von denen man nicht weiß, ob sie aus Kalbshaut, Pergament oder dem alten Papyrus bestehen, sind mit Violetfarbe überzogen, und auf diesen Grund wurden hernach die Buchstaben, welches lauter Kapitälchen sind, in Silber gemalt, ausgenommen die Anfangsbuchstaben und einige Stellen, welche in Gold gemalt sind. Die meisten sibernen Buchstaben sind durch die Länge der Zeit grün geworden, die goldenen aber sind

noch

noch im guten Zustande. Der Kodex ist an vielen Stellen beschädigt, was aber noch ganz ist, ist meistentheils vollkommen leserlich. Er wurde im Jahre 1597 zuerst in der Bibliothek der Abtey Werden in Westphalen von Anton Marillon entdeckt, kam von da nach Prag, wurde 1648, da Prag von den Schweden mit Sturm eingenommen wurde, unter der litterarischen Beute gefunden. Der Graf Königsmark schickte ihn der Königin Christina zum Geschenk: diese gab ihn dem Isaak Vossius, oder welches wahrscheinlich ist, er nahm ihn ohne Erlaubniß von selbst. Nach dem Tode des Vossius kaufte der Graf Magnus de la Gardie den Kodex für 2250 Gulden, und schenkte ihn der Universität Upsala. Man hat drey Ausgaben von demselben, wovon die erste zu Dordrecht, die andere zu Stockholm, und die dritte zu Oxford gedruckt ist. Es sind hauptsächlich zwey Meynungen über die Originalsprache des Codex argenteus: die erste, daß er in derselben Sprache und mit denselbigen Buchstaben geschrieben sey, welche die Voreltern der jetzigen Schweden, die Mösischen Gothen im vierten Jahrhundert hatten, und daß er eine genaue Abschrift der von Ulphilas gemachten Uebersetzung sey. Die zweyte Meynung ist, daß er eine Uebersetzung in der Fränkischen Sprache sey. Man mag annehmen, welche Meynung man will, so muß man doch, da sowohl das Gothische als das Fränkische Idiom Dialecte des Deutschen sind, dieses Manuscript als das älteste existirende Denkmal dieser Sprache betrachten; denn sein Alterthum ist ohne Widerrede und einstimmig anerkannt worden.

Auf der Universitätsbibliothek wird auch ein schönes aus Eben- und Cypressenholz verfertigtes und mit Edelsteinen

steinen geziertes Kästchen verwahrt, das die Stadt Augsburg dem Könige Gustav Adolph verehrte. Es enthält unter andern Seltenheiten einen großen zwey Spannen langen und anderthalb Spannen breiten Agat. Auf einem Theil desselben ist das jüngste Gericht gemalt, und auf dem andern der Durchgang der Israeliten durch das rothe Meer. Die Figuren sind sehr hübsch kolorirt, so wie man in Deutschland gleich nach Albrecht Dürer malte. Der Künstler, dessen Name Johann König war, hat sein eigenes Portrait zu den Füßen des Pabsts unter den Seligen im Himmel gemalt.

Bey dem berühmten Professor der Chemie, Herrn Bergmann, sah ich sein Kabinet, das besonders an Schwedischen Mineralien sehr reich ist. Auf meine Anfrage über den Zustand der Schwedischen Bergwerke belehrte er mich, daß es Gold, Silber, Kupfer, und Eisenbergwerke gebe. Die Ausbeute aus den Goldbergwerken ist zwar sehr unbeträchtlich, aber deswegen merkwürdig, weil sie gediegenes Gold in einer Matrix von kalkartigen Steinen geben. Die Silberminen sind wichtiger, dieses Erz aber hat sich seit den letztern Jahren sehr vermindert. Die Kupferbergwerke zu Fahlun sind ungemein reich. Unter den Eisengruben sind die von Dannemora die ansehnlichsten wegen der Qualität des Eisens, ob sie gleich nicht so reich sind als manche in Lappland, welche bisweilen 90 Pfund reines Eisen auf 100 Pfund Erz geben. Die ärmsten zu Dannemora geben 30, und die reichsten 60 bis 70 Pfund aus 100 Pfund Erz. Das Eisen aus diesen berühmten Gruben wird am meisten geschätzt, und größtentheils nach England in die Stahlfabriken ausgeführt. Die Matrix dieses Eisens ist eine Kalkerde, wel-

cher

cher Umstand mit andern noch nicht entdeckten Ursachen vielleicht der Grund ist, warum dieses Eisen so gut ist. Man findet die Eisenminen in Schweden gewöhnlich in Adern fortlaufend, einige wenige in Lappland ausgenommen, welche nicht nach länglichten Richtungen auslaufen, sondern aus einer ungeheuern Masse Erz bestehen. Auf meine Frage über die vielen Granitfelsen in Schweden antwortete er mir, daß der Granit die Grundlage dieses Landes, besonders in den nördlichen Gegenden sey; daß man zwar Sandhügel und Kalksteine, welche versteinerte Schaalthiere enthalten, häufig finde, daß sie aber gewöhnlich Granit zum Grunde haben; daß der Granit roth und grau sey; und daß fast alle alten Runischen Monumente im Lande aus dem grauen Granit seyn, der viel dauerhafter ist.

Die königliche Societät in Upsala entstand 1720 bey folgender Gelegenheit. Der Universitätsbibliothekar und nachherige Erzbischof Benzelius, unternahm mit einigen andern gelehrten Männern eine kritische Schrift über die in Schweden und von gebornen Schweden auswärts gedruckten, und auch solche in auswärtigen Ländern gedruckten Bücher, die einigen Bezug auf Schweden haben. Da diese Schrift außer den Kritiken auch Originalaufsätze enthielt, so bekam sie den Titel: Acta Litteraria Sueciae. Seit dem Jahre 1730 bestand sie ganz aus Originalaufsätzen und Abhandlungen, und die Gesellschaft, welche nun den Schutz des Königs erhielt, nannte sich Societas Regia, und ihre Abhandlungen Acta Litteraria et Scientiarum Sueciae. 1740 nahm sie den Titel: Societas Regia Litteraria et Scientiarum Upsaliensis an, zum Unterschiede von der Akademie der Wissenschaften zu Stock-

holm, welche den Titel Societas Regia Sueciae führte. Seit 1773 gab sie ihren Abhandlungen den Titel: Nova Acta Reg. Soc. Upsaliensis. Sie sind alle Lateinisch geschrieben, und handeln von der Nordischen Geschichte, von den Alterthümern und Sprachen, auch von Gegenständen der Naturgeschichte.

Ehe ich Upsala verließ, besuchte ich den Platz, wo ehedem die Schwedischen Könige erwählt wurden. Er liegt etwa drittehalb Meilen von der Stadt in einer Ebene, welche Mora genannt wird, und ist durch die Ueberbleibsel vieler verstümmelten Steine bezeichnet, wovon einer in der Schwedischen Geschichte unter dem Namen Morastein bekannt ist, auf welchem die Könige mit aller Feyerlichkeit eingesetzt wurden, und den Eid ihrer Unterthanen annahmen. Ihr Name und das Jahr dieser Feyerlichkeit wurde zum öffentlichen Denkmal ihrer Erwählung auf einen andern Stein geschrieben. Ich bemerkte zehn Steine, wovon der größte nur sechs Spannen lang, zwey Spannen breit und zwey dick war, und welcher der Tradition zufolge der Morastein war. Die übrigen sind sehr klein, ich konnte auf mehrern derselben ein grob eingehauenes Kreuz und Kugel bemerken, und auf einem besonders, der sehr alt war, die drey Kronen, das Schwedische Wappen. Ich entdeckte auch einige Ueberbleibsel des Schwedischen Alterthums, mit einem hölzernen Schuppen bedeckt; jetzt aber werden sie in einem steinernen Gebäude aufbewahrt, das der jetzige König seinen Vorfahren zu Ehren hat aufführen lassen.

Der Botanische Garten zu Upsala ist klein, aber sehr gut angelegt, und die Sammlung von Pflanzen, besonders von ausländischen, ist zahlreich. Der berühmte Linnäus

näus, welcher Oberaufseher dieses Gartens war, verwandte auf die Einrichtung und Verbesserung desselben große Sorgfalt, und da er kaum 40 ausländische Pflanzen enthielt, so trug er ungeachtet der von dem rauhen Schwedischen Klima herrührenden Beschwerlichkeiten, ohne die inländischen Pflanzen und deren Spielarten, nach wenigen Jahren schon 1100 Gattungen ausländischer Pflanzen.

Die Provinzen Upland, Westmanland und Nerike, die ich auf dem Wege nach Götheborg durchreisete, werden für die reichsten und schönsten Gegenden Schwedens gehalten, und in der That kann ich mir auch kaum eine abwechselndere und angenehmere Landschaft vorstellen, als dieses Land überhaupt ausmacht. Hügel und Thäler, Felsen, kleine Ebenen, häufige Seen, Wälder, Wiesen und Ackerland, Städte, Dörfer und einzelne Landhäuser sind in der angenehmsten Abwechselung durch einander gemischt. Von Upsala reisete ich den 6ten März durch eine offenere und fruchtbarere Landschaft, als ich bisher noch in Schweden bemerkt hatte, nach Enköping, einer kleinen an der Mündung eines Flusses in dem Mälersee gelegenen Stadt, die meist aus hölzernen Häusern bestehet. Sie steht auf einer aus Sand und Kies bestehenden Anhöhe, die ehedem das Ufer des Sees war. Nebenbey ist eine kleine Ebene, die ehedem unter Wasser stand, und auf welcher ich viele zerstreuete Stücke Granit bemerkte.

Die nächsten zwey Posten brachten mich nach Westeros, das auch an einem kleinen Flusse beym Mäler liegt. Westeros, oder das westliche Arosia, welches zum Unterschied von Oestra Aros, dem alten Namen von Upsala, so genannt wird, wird für einen sehr alten Platz gehalten.

ten. Es treibt einen beträchtlichen Handel mit Stockholm über den Mäler, besonders mit Kupfer und Eisen, aus den benachbarten Bergwerken, deren viele in Westmannland sind. Der Ort ist eine grosse zerstreut liegende Stadt mit hölzernen Häusern, und enthält die Ruinen eines alten Palastes, welchen vormals die Schwedischen Könige bewohnten. Die Domkirche ist wegen des Thurms berühmt, der für den höchsten im Reiche gehalten wird; der untere Theil desselben ist viereckt, und hat oben eine achteckte pyramidalförmig zulaufende mit Kupfer gedeckte Spitze.

Den 7ten März reisete ich von Westeros ab, und wechselte zwischen hier und Arboga Pferde in dem kleinen Dorfe Kungsör am Ufer des Mäler. Dieser See ist sehr schön; er hat mehrere mit Wald und Viehweiden bewachsene Inseln; seine Ufer sind hügelicht, mit Bäumen besetzt und mit vielen Landhäusern umgeben. Er war noch mit Eise bedeckt, und im Winter gewöhnlich einige Wochen zugefroren, und öffnet mittelst der Schlittenfahrt die Gemeinschaft zwischen dieser Gegend und Stockholm. Der kleine Fluß Ulwisen, der sich auf der westlichen Seite von Kungsör in den Mäler ergießt, und von Arboga kömmt, hilft die Gemeinschaft zwischen den Seen Mäler und Hielmar, vermittelst seiner Vereinigung mit dem Kanal von Arboga, bilden. Von Kungsör bis nahe an Arboga erstreckt sich eine schmale Fläche, die gute Viehweide hat und dem Könige angehört; sie wird von dem Ulwisen bewässert, ist mit waldigten Hügeln eingefangen, bringt gutes Heu und nährt viel Vieh. Ich ging auf einer Zugbrücke über den Kanal von Arboga, wo eine Lateinische Inschrift lehret, daß die Schleuse von

Karl

Karl dem XI. angefangen und unter der Regierung Karls XII. vollendet worden.

Oerebro, die Hauptstadt von Nerike, steht nahe am westlichen Ende des See Hielmar, und ist die größte Stadt, die ich seit meiner Abreise aus Stockholm gesehen habe. Mitten in der Stadt, auf einer kleinen von zwey Armen der Schwarte gebildeten Insel, stehet das Schloß, ehedem eine königliche Residenz, ein altes Gebäude aus Backsteinen, das den Gouverneur der Provinz zur Wohnung dienet. Die Einwohner von Oerebro liefern Eisen, Vitriol und Röthel nach Stockholm, und der Handel, welchen sie über Hielmar und Mäler, mittelst des Kanals von Arboga, nach der Hauptstadt treiben, ist nicht unbeträchtlich. Die Stadt hat Manufakturen von Gewehre, Tuch und Tapeten.

Der Theil der Provinz Nerike, der zwischen den Seen Hielmar und Wenner liegt, ist eine an Getreide, Viehweide und Waldung fruchtbare Landschaft.

Den 9ten März kam ich nach Marlestadt, eine von Karl IX. erbauete Stadt, die an dem kleinen Flusse Tida und dem Wennersee liegt. Ich setzte meinen Weg in einer kleinen Entfernung von diesem großen See fort; hier sind seine Ufer niedrig und eben, so daß man die Aussicht über das Gewässer wie über die offene See hat. Ich kam durch Lidköping, dessen Einwohner den Fluß Götha hinunter einen beträchtlichen inländischen Handel mit Götheburg treiben. Am nächsten Morgen kam ich durch eine äußerst öde und felsigte Gegend nach Trolhätta. Dies kleine Dorf liegt nahe bey den Wasserfällen des Flusses Götha, und ist durch die großen Werke bekannt, die man hier anlegte, um mittelst des Kanals von Trolhätta einen Weg für die Schiffe zu öffnen.

Dieser Kanal macht einen Theil des Plans aus, den die Schweden schon lange entworfen haben, die Ost- und Nordsee durch eine inländische Schiffahrt mit einander zu vereinigen, theils um den innern Handel der Provinzen mehr zu erleichtern, theils die Unterbrechung des ausländischen Handels zu verhindern, welches der gewöhnliche Fall während eines Krieges mit Dänemark ist. Denn da alle aus der Ostsee kommende Schiffe durch den Sund müssen, so sind sie den Dänischen Kapern ausgesetzt, die sich unter die Batterien von Helsingör legen, welches den Sund beherrschet, wenn sich nicht eine Schwedische Flotte davon zu Meister macht. Gustav Wasa sah zuerst den Nutzen einer solchen inländischen Schiffahrt ein, da er Lödesö, jetzt Götheborg, zu einer Stapelstadt machte, damit die nach Schweden kommenden Schiffe nicht durch den Sund gehen dürfen, und er hofte, daß mit der Zeit die Waaren von dort aus mittelst des Wenners, Hielmar und Mäler würden nach Stockholm gebracht werden können, wenn man die sie vereinigenden Flüsse und Seen schiffbar machte. Die folgenden Könige richteten ihr Augenmerk auf dies große Project. Karl IX. trug etwas durch den Kanal Karlsgraf dazu bey, und Karl XI. durch den Kanal von Arboga. Aber die zu Wasser zu eröffnende Gemeinschaft durch das ganze Reich sah man immer als eine höchst schwer auszuführende Sache an. Gustav Adolph, der geneigt war sie auszuführen, fand in ganz Schweden niemanden, der sich getraute das Werk zu unternehmen. Karl XI. ließ Holländische Ingenieurs kommen, die, nachdem sie die Wasserfälle zwischen dem Wenner und Hielmar gemessen hatten, erklärten, daß die Sache unmöglich sey. Karl XII. ließ sich dadurch nicht abschrecken; er genehmigte den Plan des berühmten Ingenieurs Polheim, nicht bloß die Wasserfälle

bey

bey Trolhätta schiffbar zu machen, sondern auch den Wennersee, Wettersee und Nörköping so mit einander zu verbinden, daß auch sehr große Schiffe diese Straße befahren könnten. Die Ausführung des Plans wurde durch den Tod Karls XII. unterbrochen, aber von dem verstorbenen Könige Adolph Friedrich aufs neue vorgenommen.

Dieser Plan hat drey Haupttheile, nämlich die Vereinigung des Mäler und des Hielmar, die Vereinigung des Hielmar mit dem Wenner, und die Vereinigung des Wenner mit der Nordsee.

Der Mäler und Hielmar werden durch den kleinen Fluß Ulvison und den Kanal von Arboga verbunden. Der Ulvison entspringt westwärts von Arboga, fließt durch die Stadt und fällt bey Kungsör in den Mäler. Der Kanal von Arboga ist von dem Hielmar ausgegraben, und reicht bis an den Ulvison. Er wurde unter der Christina angefangen, auf Befehl Karls XI. weiter und tiefer gemacht, und unter Karl XII. vollendet. Er gehörte der Krone bis 1769, da er so vernachläßiget wurde, daß er kaum mehr brauchbar war; aber eine Gesellschaft von Kaufleuten aus Oerebro unternahm es, ihn auf ihre Kosten auszubessern, mit der Bedingung, daß sie von allen durchgehenden Schiffen einen Zoll einfordern darf. Der Kanal ist bis wenige Stellen breit genug, daß zwey Boote neben einander gehen können, und seine geringste Tiefe ist acht Schwedische Fuß. Er wird aus dem Hielmar mit Wasser versehen, dessen Oberfläche 80 Fuß perpendikular höher ist, als der Kanal. Er hat acht Schleusen; die Schiffe, welche er trägt, haben ein Verdeck und einen Mast, sind 76 Fuß lang, ungefähr 43 Tonnen, und gehen zwischen sechs und sieben Fuß im Wasser.

Den

Den Hielmar mit dem Wenner zu vereinigen, that man den Vorschlag, die Swartan, welche bey Oerebro in den Hielmar fällt, schiffbar zu machen, aus diesem Fluß einen Kanal bis an den See Mörken zu ziehen, von dort mittelst des Letean zu dem Skager, und von diesem mittelst des Gullspang bis zu dem Wenner. Aus den mir ertheilten Berichten kann ich schließen, daß die genannten Flüsse meistens so seicht und steinigt seyn, daß es äußerst schwer und kostbar seyn würde, sie schiffbar zu machen, und da die auf dem Gullspang bisher gemachten Versuche mißlangen, so that man den Vorschlag, gerade von dem See Mörken aus bis an das am östlichen Ufer des Wenners gelegene Christmaham einen Kanal zu ziehen. Weil man aber bisher noch nichts von diesem Vorschlage ausgeführet hat, und das Ganze große Beschwerden haben würde, so ist wenig Aussicht, daß die Vereinigung des Hielmar und Wenner je werde zu Stande kommen.

Die Vereinigung des Wenner mit der Nordsee könnte durch den Götha veranstaltet werden, der aus dem südlichen Ende des Sees bey Wennersburg herauskömmt und bey Götheborg in das Meer fällt; vorausgesetzt, daß der Fluß in seinem ganzen Laufe schiffbar gemacht würde. Weil er aber wegen seiner Klippen und Untiefen nicht zu befahren ist, so hat man die Gemeinschaft durch den Karlsgraf, den Kanal Trolhätta, und durch die Schleusen von Akerström und Edet herzustellen gesucht. Da das Bette des Götha bey seinem Ausfluß aus dem Wenner nicht frey ist, so fing man unter Karl XI. einen Kanal aus einer Bay des Sees bis an den Fluß zu graben an, und Polheim bauete auf Karls XII. Befehl eine Schleuse, die aber gleich vom Wasser fortgerissen wurde. Von dieser Zeit an blieb der Karlsgraf

graf ohne Schleuse, und folglich unbrauchbar, bis 1754 eine neue Schleuse gemacht wurde, die den Namen der Tessinischen erhielt. Sie wurde durch einen unterirdischen 40 Fuß langen, 18 Fuß breiten und 12 Schuh hohen Kanal gebildet. Diese Verhältnisse waren zu klein für Schiffe von mehr als 40 Tonnen, und selbst diese konnten oft nicht durchkommen, wenn zu viel oder zu wenig Wasser vorhanden war. Dieser Unbequemlichkeit abzuhelfen, wurde 1768 die Gustavs-Schleuse erbauet. Dieses prächtige Werk ist ein Graben von 400 Fuß in der Länge, wovon die Hälfte durch den Felsen gehauen ist. Die größte Tiefe des Wassers in demselben beträgt 13 Fuß, die geringste sechs. Die Schiffe, welche gewöhnlich darauf gehen, führen 80 Tonnen; wenn das Wasser hoch ist, können auch größere darauf gehen, und 1777 ging eins von 300 Tonnen.

Von dem Ende dieses Kanals bis Trolhätta, welches etwa eine Strecke von 400 Tonnen macht, ist die Schiffahrt ununterbrochen: der Fluß fließt ganz sachte, wechselt in seiner Breite von 300 Ruthen bis zu drey Viertelstunden, und ist an einigen Orten mit Inseln besetzt, die zum Theil nackte Felder, zum Theil mit Ackerland und Wald bedeckt sind. Nahe bey Trolhätta laufen zwey Gebirgsrücken an jeder Seite bis an den Fluß, und schließen ihn in ein enges Bette ein. Er ist hier etwa 400 Fuß breit, und so still, wie ein See, bis an die Stelle hin, wo er mit einmal in die Wasserfälle von Trolhätta stürzt, welche die Höllenfälle genannt werden, und alle weitere Fahrt unmöglich machen. Das Bette des Flusses ist fester Felsen, seine Ufer sind senkrecht, und beym Anfange des Falls sind mehrere mit Strauchwerk bewachsene Granitinseln, die kleine Straßen bilden, durch welche das Wasser mit verstärkter Wuth hindurch

durch strömet. Vom Anfange der Wasserfälle bis an den Ort, wo der Fluß wieder anfängt schiffbar zu werden, ist es ungefähr anderthalb Stunden. Doch stürzt der Fluß nicht durch diese ganze Strecke mit gleich anhaltender Heftigkeit. Er ist in vier Hauptfälle getheilt, die einen schönen und erhabenen Anblick darstellen. Die Perpendikularhöhe dieser Fälle zusammengenommen mag gegen 100 Fuß betragen. Aus dieser Beschreibung ist leicht einzusehen, wie schwer es sey, diese Wasserfälle schiffbar zu machen, und doch hat der kühne Unternehmer gerade mitten durch dieselbe, vermöge folgender Werke, einen Kanal zu machen gesucht.

Gerade über dem ersten Fall, der Prastenkesbet-Fall genannt wird, wurden mehrere Dämme aufgeführt, welche den Strom ableiteten, und das vornehmste Bette des Flusses ganz trocken ließen. Hier wurden einige felsigte Inseln durchgehauen oder in die Luft gesprengt; das Bette wurde eben, und der Fall beynahe in stilles Wasser verwandelt. Die Schiffahrt fortzusetzen, wurde eine Insel von rothem Granit, die sich mitten im größten Fall erhebt, getheilt, und ein 340 Fuß langer Kanal, mit Einschluß einer Schleuse von 30 Fuß, durchgeführt: die Tiefe des Falls, folglich auch des durchbrochenen Felsen, beträgt 23 und ein Drittel Fuß in der Länge und 18 in der Breite. Dies heißt die Ekebrads-Schleuse. In einer kleinen Entfernung wurde an der Seite des großen Falls durch ein in den Fluß hineinragendes Vorgebirge noch ein Kanal angelegt: man machte eine Höhlung in den Granit, die 860 Fuß in der Länge, 56 und einen halben in der Tiefe, und 18 in der Breite hat. Diese Schleuse, genannt Polheims-Schleuse, sollte die Schiffe durch drey Oefnungen über einen Fall von

56 und einen halben Fuß hinunterführen. In einer Entfernung von 2920 Fuß wurde nahe bey Flatebergs-Fall ein dritter Kanal gegraben, der in die Schleuse des Elvius, die letzte dieses vorgehabten Plans, auslief. Die Länge desselben war 28 Fuß, die Breite 18, und die Tiefe oder die Höhe des Falls 34 und ein Viertel Fuß.

Um einen Begriff zu geben, auf welche Art die Schiffahrt von der Polheims-Schleuse bis zur Elvius-Schleuse sollte geführt werden, ist eine Beschreibung des dazwischen liegenden Raums nöthig. Ein wenig unter der Polheims-Schleuse läuft der Fluß durch ein enges Bette, genannt Stampström; von dort erweitert er sich in eine Art von Bay, und wird nachher durch die Annäherung der Felsen von beyden Seiten wieder in einen engen Kanal eingeschlossen, wo er den Helvetes-Fall bildet, bey dessen Ende er sich wieder in eine kleine Bay, Namens Olihalla, erweitert, und sich endlich durch Flatebergs-Fall hinunterstürzt, von wo aus er schiffbar wird. Die Gemeinschaft zwischen der Polheims- und Elvius-Schleuse, um das Wasser auf 34 und einen Viertel Fuß zu erhöhen, seinen Lauf durch die Elvius-Schleuse zu leiten, und es mit der Polheims-Schleuse gleich hoch zu machen. Dieses chimärische Project wurde wirklich angefangen; der König besuchte selbst die Arbeit, und ganz Schweden war in der Erwartung, daß der Lieblingswunsch der Nation sollte erfüllt werden. Der Damm war fertig; das Wasser war schon auf 12 Fuß gestiegen, als auf einmal die Gewalt des Wassers das zu schwache Werk durchbrach, und in einem Augenblick den Aufwand und die Arbeit vieler Jahre hinwegschwemmte. Es waren jährlich große Subsidien zur Ausführung des Werks bezahlt worden, und die Bank hatte noch größere

Dar-

Darlehn vorgeschossen; daher die Zerstöhrung dieses Werks ein großes Mißvergnügen unter dem Volke verursachte. So viel ist gewiß, daß bey der ganzen Unternehmung diese an sich ungeheuern Werke nie mit nöthiger Sorgfalt betrieben wurden; denn alles andere beyseite gesetzt, so waren die mit so vieler Arbeit ausgehauenen Kanäle immer zu schmal, nur Schiffe von solcher Größe und Schwere zu tragen, wie sie gewöhnlich auf dem Wennersee gehen. Kurz man hat viele und große Ungeschicklichkeiten begangen, sonst würde man, ungeachtet der großen natürlichen Hindernisse, doch noch größere Schwierigkeiten überwunden haben.

Nach diesem Unglücksstreiche hat man alle bisher aufgeführte Werke als ganz unnütz vernachläßiget, und einen neuen Plan zu dem Kanal von Trolhätta gemacht, der statt durch das Bette des Flusses geführt zu werden, am Ufer desselben, durch den Felsen soll gegraben werden. Die Länge beträgt 4700 Fuß, die Breite 36, und die Tiefe an einigen Stellen über 50. Er soll aus neun Schleusen bestehen, und da er ganz durch rothen Granit soll gehauen werden, so hat er eben so viele, wo nicht mehr Schwierigkeiten, als der vorige. Der jetzige König, der bald nach seiner Thronbesteigung die Werke bey Trolhätta besuchte, befahl sehr weislich, daß sie einstweilen eingestellt werden sollten; daß man aber die Gustavs- und Ackerschleuse sogleich vollenden sollte. Um indessen den Transport der Waaren aus den Gegenden am Wenner nach Götheborg zu erleichtern, hat man vom Anfange der Wasserfälle bis zu Ende derselben, neben dem Flusse eine hölzerne Straße angelegt, die auf Pfählen über die Felsen geführet ist, weil die Pferde unmöglich über die unebenen und rauhen Steine gehen können. Ungefähr drey Viertelstunden unter den

Wasser-

Wasserfällen wird der Lauf der Götha wieder durch einen Fall unterbrochen, der Ackerström heißt. Hier hat man einen Kanal durch den in den Fluß hineinragenden Felsen gemacht, der mit Einschluß der Schleuse 182 Fuß lang, 26 tief und 36 breit ist, und der 1781 fertig wurde. Von Ackerström bis Götheburg ist der Fluß rein, ausgenommen bey Edet, wo ein in der Mitte desselben emporragender Felsen die Fahrt hemmt. Man hat also auf einer Seite dieses Felsen einen neuen Einschnitt gemacht, der 600 Fuß lang, 20 tief und nur 18 breit ist. Dieses Werk ist übel angelegt, und war, da ich es besahe, im schlechten Zustande. Man hat an den König eine Bittschrift eingereicht, daß es hergestellt und eben so breit gemacht werden möchte, als die Ackerströms-Schleuse, welches auch ohne Zweifel geschehen ist.

Das Eisen und die übrigen Kaufmannswaaren werden nun über den See nach Wennersborg geführet; von dort durch den Karlsgraf-Kanal den Fluß Götha hinunter bis nach Trolhätta. Wenn sie an die Wasserfälle kommen, werden sie ausgeladen und über die hölzerne Straße etwa anderthalb Stunden weit bis zu dem Ende der Fälle auf der Achse geführt. Dort werden sie wieder eingeschift, und gehen durch die Ackerström- und Edetschleuse ohne weitern Anstoß zu Wasser bis Götheborg. Auf eben diesem Wege werden von Götheborg Salz, Spezereyen, Getreide, Thee und andere Bedürfnisse für die innere Landesconsumtion, in die Provinzen am Wennersee gesandt.

Von Trolhätta bis Götheborg ist die Landschaft unbeschreiblich wild. Unzählige Rücken von kahlen Felsen laufen in allerley Richtungen durcheinander, und zwischen

denselben liegen fruchtbare Ebenen, die selten über drey Viertelstunden breit sind, und vom Göthafluß bewässert werden. Die Berge, welche aus Granit bestehen, tragen ganz und gar keine Bäume. Der Fluß fließt meistentheils sachte in einem engen Bette, und ist an einigen Stellen nur für Fahrzeuge von 20 Tonnen schiffbar. Etwa sieben Meilen von Götheborg theilt er sich in drey Arme, von denen sich zwey wieder vereinigen, nachdem sie eine kleine felsigte Insel umflossen haben, auf deren Spitze das Fort Bahus steht. Der aus diesen beyden Armen entstandene Fluß wird der nördliche Fluß genannt. Der dritte Arm, der nach Götheborg gehet, behält den Namen Götha, und der zwischen beiden liegende Boden heißt die Insel Hisingen.

Götheborg, das einen bequemen Hafen hat, stehet auf dem Platz der alten Stadt Lödesö, die von Gustav Wasa gebauet ward, und weil sie große Freyheiten hatte, bald der wichtigste Handelsplatz der westlichen Provinzen ward. Karl IX. legte als Herzog von Gothland 1604 den Grund zu einer neuen Stadt auf der Insel Hisingen, und nannte sie Götheborg. Bey seiner Thronbesteigung errichtete er hier eine Handelsgesellschaft, zog viele Ausländer, besonders Holländer, dahin, denen er die Befreyung von allen Zöllen auf 20 Jahre gewährte, legte ein Korps von Englischen und Schottischen Truppen hinein, und ertheilte den dabey befindlichen Reformirten freye Ausübung ihrer Religion, das erste Beyspiel von Toleranz in Schweden. Es ist in einer sonderbaren Lage erbauet. In einer kleinen Entfernung vom Meere ist eine morastige Ebene, etwa anderthalb Viertelstunden breit, von den Flüssen Götha und Möldala bewässert, und fast

ganz

ganz von hohen Felsrücken eingeschlossen, welche so nackt und kahl sind, daß sie kaum ein Gräschen hervorbringen. Die Stadt liegt theils auf diesem Felsen, theils in der Ebène, und wird in die obere und untere Stadt eingetheilt. Die letztere ist nach Holländischer Art mit Kanälen durchschnitten, und die Häuser stehen auf Pfählen. Die obere Stadt liegt auf den Abhängen der Felsen, und hebt sich wie ein Amphitheater empor. Das Ganze ist regelmäßig befestiget, und hat, ohne die gegen den Hafen zu liegende Vorstadt Haga, etwa zwey Stunden im Umkreise. Die Straßen sind alle gleich gerade, und die Häuser meist von Holz und roth bemalt. Der Hafen wird durch zwey Felsketten gebildet, und ist etwa eine Viertelstunde breit. Der Eingang wird durch die Schanze Neu-Elfsborg beschützt, das auf einer kleinen felsigten Insel liegt, und 250 Mann zur Besatzung hat.

Vor kurzem ist in Götheborg eine königl. Gesellschaft der Wissenschaften und Litteratur, nach dem Plan der von Upsala gestiftet. Ihre Abhandlungen, die in Schwedischer Sprache gedruckt werden, enthalten Gegenstände aus der Naturgeschichte, aus den Alterthümern, der Geschichte und den schönen Wissenschaften.

Ein Kaufmann, der 22 Jahr in Götheborg ansäßig war, hat mich versichert, daß sich in dieser Zeit die Bevölkerung der Stadt beträchtlich vermehrt habe, und daß sie jetzt 18000 Seelen enthalte. Diesen blühenden Zustand hat sie der Ostindischen Kompagnie und dem guten Fortgange ihrer Heringsfischerey zu danken. 1731 wurde eine Gesellschaft von Kaufleuten errichtet, die auf funfzehn Jahre das ausschließende Privilegium erhielt, nach Ostindien zu handeln. Nach verschiedenen Veränderungen

ihres Freyheitsbriefes ward bey der letztern Erneuerung desselben das Monopol auf zwanzig Jahre bestätiget, mit dem Bedinge, daß die Kompagnie der Regierung ein Darlehn von 1,124,820 Gulden, und zwar ein Drittheil davon ohne Zinsen, vorschießen, und von jedem nach Ostindien gehenden Schiffe 28125 Gulden bezahlen sollte. Sie schickt jährlich zwey bis drey Schiffe nach China. Da der Hafen von Stockholm zu lange im Jahre mit Eis verschlossen ist, als daß die Schiffe von dortaus zeitig genug nach Ostindien auslaufen könnten, so treibt die Kompagnie ihren Handel von Götheborg aus, dessen Hafen stets offen ist. Dieser Handel wird auf folgende Weise geführet. Da Schweden wenig baar Geld und wenig Manufakturwaaren zur Ausfuhre hat, so geht der Kapitain eines jeden Schiffes erst nach Kadix, wo er im Namen der Kompagnie 100000 Piaster zu 30 Procent borget. Darauf segelt er nach Kanton, kauft Thee, Porzellain und andere Chinesische Waaren, die er bey seiner Rückkunft in Schweden mit großem Vortheil verkauft. Da der gewöhnliche Nettogewinst auf die ganze Ladung 70 Prozent beträgt, so bleiben nach Abzug der Zinsen zu 30 Procent noch 40 Procent übrig.

Im Jahre 1740 kamen die Heringe, die sich bis dahin an den westlichen Küsten Schwedens nicht hatten sehen lassen, in dichten Haufen an die Küste. Die Einwohner von Götheborg errichteten also eine Heringsfischerey, bey der sie viel gewinnen. Im Jahre 1752 brachte sie nicht mehr als 1000 Tonnen Heringe ein, sie nahm aber von da an dergestalt zu, daß 1763 186614½ Tonne Heringe gefangen wurden.

Vermöge der Schiffahrtsacte, die auf dem Reichstage 1722 gegeben wurde, dürfen fremde Schiffe keine andern

als

als die Produkte ihres eigenen Landes nach Schweden bringen, auch sie nicht aus einem Hafen in den andern führen. Die vorzüglichsten Ausfuhrartikel sind Kupfer, Eisen, Materialien zur Artillerie, Masten, Bretter, Pech und Theer, Fischthran, Alaun, Potasche, Salpeter, Schießpulver, Salz, gesalzene Fische, Seife und Vitriol. Die Einfuhrartikel sind Zinn, Bley, Getreide, Toback, Weine, Seide und seidene Zeuge, Papier, Thee und Kaffee, Zucker, Gewürze, Apothekerwaaren, Garn, Hanf und Wolle. Von dem Ausfuhrhandel hat Stockholm $\frac{7}{13}$, Götheborg $\frac{2}{13}$ und die übrigen Stapelstädte $\frac{4}{13}$ in Händen, und von der Einfuhr Stockholm $\frac{1}{2}$, Götheborg $\frac{1}{4}$, und die übrigen Städte $\frac{1}{4}$.

So wie man die Landschaft, durch welche ich von Upsala nach Trolhätta reisete, für die schönste und am meisten bevölkertste hält, so wird im Gegentheil die, durch welche ich von Götheborg nach Karlskrona ging, für die wildeste, am wenigsten bevölkerte und unangebauteste im ganzen Königreich gehalten. Die Entfernung von Götheborg und Karlskrona beträgt 38 Schwedische Meilen, und auf dieser ganzen Strecke ist nur ein einziger Platz, der allenfalls den Namen einer Stadt verdienet. Die Dörfer bestehen meistens nur aus sechs bis sieben Häusern, und oft fand ich an dem Platz, wo ich Pferde wechselte, nur eine einsame Hütte; doch hatte ich in dieser dem Ansehen nach unwirthbaren Landschaft gute Straßen, leidliche Bedienung und ein gutmüthiges Landvolk.

Von Götheborg kam ich über eine Strecke von kahlen Felsen mit wenigen Bäumen; weiterhin wurde die Landschaft einigermaßen fruchtbarer. Ich sahe weniger Granithügel, aber einzelne herumliegende Stücke. Die

Gegend, durch welche ich an diesem und folgenden Tage reisete, war zwar wild, aber des Anbaues fähig und abwechselnd. Es war eine hügelichte Landschaft, an manchen Stellen mit Fichten-, Buchen- und Eichenwäldern bewachsen, hie und da mit Viehweiden, Ackerland und Seen untermischt, und von vielen krystallhellen Bächen bewässert, die über ihr felsigtes Bette dahin rauschten. Auf einer Poststation wurde ich von einem Bauermädchen geführt, und da der Weg an manchen Stellen sehr steil war, so erforderte es Stärke und Geschicklichkeit die Pferde zu lenken, und den Wagen nicht umzuschmeißen; ich that also den Vorschlag, daß mein Bedienter die Pferde führen sollte. Das Mädchen, welches sich durch mein Mißtrauen beleidigt fand, schlug meinen Antrag aus, setzte sich auf den Sitz des Postillions, und fuhr so geschickt in vollem Gallop davon, daß ich bald alle meine Besorgniß verlohr.

Eine kleine Strecke von Gislaved kam ich neben einer Eisen-Schmelzhütte über einen Bach. Man erhält das Erz in kleinen runden Stückchen, ungefähr wie Erbsen so groß aus dem Grunde eines benachbarten Sees, und schmelzt es zu vortreflichem Eisen. Bald nachher kam ich aus der bergigten Gegend in eine sandigte Ebene hernieder, die mit Wäldern, Seen und Kornfeldern besetzt ist. Ich kam durch Weriö, eine Stadt, die am Ufer eines Sees liegt, der eine Gruppe von waldigten Inseln enthält. Die Stadt ist sehr klein, und die Einwohner nähren sich vom Verkauf des Viehes, das auf den fetten Weiden graset, mit denen die kahlen Felder und großen Wälder untermischt sind.

Da

Da ich während dieser Reise beständig in einer Bauerhütte zu Mittage aß, und jede Nacht darin zubrachte, so hatte ich Gelegenheit die Gebräuche, Sitten und Nahrungsart der Bauern zu beobachten. Beym Eintritte in eine Hütte fand ich gewöhnlich die ganze Familie damit beschäftigt, Flachs zu krempeln, Garn zu spinnen und grobe Leinewand auch wohl Tuch zu weben. Die Bauern sind erfindsame Köpfe, und wissen die schlechtesten Materialien immer zu etwas anzuwenden. Sie machen Seile aus Schweinsborsten, Pferdemähnen und Baumbast, und brauchen die Aalhäute zu Pferdezäumen. Ihre Nahrung bestehet hauptsächlich aus gesalzenem Fleische und Fischen, aus Eyern, Milch und hartem Brod. Zweymal im Jahre backen sie ihr Brod in großen runden Kuchen, die dann auf Stangen oben an der Decke der Hütte gehangen werden. Dies Brod ist so hart, daß man es manchmal mit der Axt von einander hauen muß, indessen ist es doch nicht unschmackhaft. Die Bauern trinken gewöhnlich Bier und viel Branntwein; bey denen an der westlichen Küste findet man auch Thee und Kaffe, den sie um wohlfeilen Preis aus Götheborg holen. Sie sind in starkem Tuche von ihrem eigenen Gewebe gut gekleidet. Ihre Hütten sind von Holz, nur von einem Stockwerk, aber bequem und dauerhaft. Die Stube, in welcher die Familie schläft, hat dreifache Reihen von Betten übereinander, zu denen sie auf Leitern hinaufsteigen. Da ich schon seit langer Zeit an viel jämmerlichere Hütten gewöhnt war, kamen mir die Schwedischen Bauerhäuser wie Paläste vor. Der Reisende hat hier doch manche Bequemlichkeiten und besonders eine eigene Stube, die er in den Polnischen und Russischen Dörfern nur selten findet. Während meiner Reise durch jene Länder war ein

Bette eine seltene Erscheinung, ausgenommen in großen Städten; in Schweden aber fehlt dieser Artikel auch in den ärmsten Hütten nicht, ein Beweis, daß die Schwedischen Bauern civilisirter sind, als die Polnischen und Russischen. Da ich die Sklaverey der Bauern in diesen Ländern gesehen hatte, war es mir ein Vergnügen, mich wieder unter freyen Leuten zu finden, in einem Reiche, wo das Eigenthum etwas gleicher vertheilt ist, wo keine Leibeigenschaft ist, wo auch die niedrigste Volksklasse Sicherheit ihres Eigenthums und ihrer Person genießet, und wo die aus dieser Verfassung entspringenden Vortheile jedermann sichtbar sind.

Bey meinem Eintritt in die Provinz Bleckingen, da ich mich dem Ufer der Ostsee gegen Karlskrona näherte, erschienen wieder Granithügel, von denen einige kahl, andere mit Bäumen bewachsen waren. Während der vierzehn Tage langen Reise von Stockholm nach Karlskrona war das Wetter so hell, trocken und angenehm, daß es mich nicht belästigte, auf einem offenen Karren zu reisen. In der Nacht und am Morgen war eine gelinde Kälte, den Tag durch aber ein milder Sonnenschein. Der Frühling dieses Jahrs kam frühzeitig, und der Hafen von Karlskrona, der oft bis in den April mit Eis verschlossen ist, war diesmal schon früh im März offen. Die Landleute pflügten schon zu Anfange des März ihre Felder und säeten ihre Gerste und Hafer. Der schnelle Fortgang der Vegetation in diesen nördlichen Ländern war in dem plötzlichen Aufschießen des Grases und des jungen Getreides sehr sichtbar, denn dieses war schon in sehr gutem Zustande, ob schon der Schnee erst vor drey Wochen geschmolzen war.

Ich

Ich fand zu meiner Verwunderung, daß Schweden so viel Getreide tragen würde, als zur innern Konsumtion nöthig ist, wenn nicht eine so ungeheure Menge zum Branntweinbrennen verbraucht würde. Die nördlichen Gegenden tragen guten Roggen, und die südlichen Weizen, Gerste und Hafer. Der Weizen und Roggen werden in der Mitte des Augusts gesäet, und in eben dem Monate des darauf folgenden Jahres geärndtet. Gerste und Hafer werden im Frühlinge sogleich nach dem Schmelzen des Schnees gesäet: die Gerste wird gegen Ende des Augusts, und der Hafer gegen die Mitte des Septembers geschnitten.

Karlskrona hat seinen Ursprung und Namen von Karl XI., der 1680 zuerst den Grund zu einer neuen Stadt legte, und die Flotte von Stockholm nach diesem Ort versetzte, theils weil er mehr im Mittelpunkt der Schwedischen Gewässer lag, theils weil er einen sicherern Hafen hat. Der größte Theil der Stadt stehet auf einer kleinen felsigten Insel, welche sich in einer Bay der Ostsee allmählig emporhebet; die Vorstädte liegen auf einem andern schmalen Felsen, längs dem Molo hin, an dem Bassin, wo die Flotte vor Anker liegt. Der Weg nach der Stadt vom festen Lande gehet über einen Damm nach einer Insel, und von dort über zwey lange hölzerne durch einen Fels zusammenhängende Brücken. Die Stadt ist geräumig, und enthält 18000 Einwohner. Sie hat ein Paar hübsche Kirchen und einige leidliche Häuser von Backsteinen; die meisten aber sind von Holz. Die Vorstädte sind gegen das Land hin mit einer Mauer befestigt. Der Eingang in den Hafen, der wegen vieler Klippen und felsigten Inseln schon von Natur schwer ist, wird

noch durch zwey starke, auf zwey Inseln erbauete Forts, unter deren Batterien alle Schiffe durch müssen, gegen feindliche Angriffe geschützt.

Ehedem wurden die auszubessernden Schiffe in dem offenen Hafen auf die Seite gelegt, bis endlich nach einem von Polheim angegebenen Plan eine Docke in den Felsen gehauen wurde. Sie ward 1714 angefangen und 1724 geendigt. Weil sie aber für die Kriegsschiffe zu klein war, so hat man sie vor einigen Jahren größer gemacht, daß sie nun Schiffe vom ersten Range fassen kann. Ihre Länge beträgt 190, die Tiefe 33 und die Breite 46 Fuß. Sie enthält 30000 Kubikfuß Wasser, und wird gewöhnlich in zehn Stunden ausgeleert. Da dies bisher der einzige Platz zur Ausbesserung der Schiffe war, so hat man neue Docken, nach einem bewundernswerthen und selbst der alten Römer würdigen Plan angefangen. Nach dem ersten Entwurfe sollten am Ende des Hafens dreyßig Docken zur Erbauung und Ausbesserung der größten Schiffe angelegt werden. Ein großes Bassin, das für zwey Kriegsschiffe Raum hat, soll durch Schleusen mit zwey kleinern Bassins zusammenhängen; von deren jeden gleich den Radiis eines Zirkels fünf Reihen von bedeckten Docken ausgehen. Jede Reihe soll durch Mauern von der andern getrennt seyn, und jede Docke soll mit Schleusenthüren versehen werden, so, daß man sie durch Pumpen mit Wasser füllen und leeren kann. Nahe bey den Docken sollen Magazine für die Schiffsbaumaterialien gebauet, und das Ganze mit einer steinernen Mauer eingeschlossen werden. Die Ausführung des Projects ward 1756 angefangen, aber bis zur Thronbesteigung des jetzigen Königs sehr vernachläßigt, der die Sache wieder eifrig betreiben ließ. Beym Anfange der

Werke

Werke wurden jährlich 225000 Gulden darauf verwendet; diese Summe ist aber bis auf 54000 Gulden jährlich herunter gesetzt, und die Zahl der zu errichtenden Docken auf zwanzig eingeschränkt worden.

Im März 1779 befanden sich die Werke in folgendem Zustande. Das erste große Bassin war vollendet, und hatte 250 Fuß in der Länge, 110 in der Breite und 32 in der Tiefe. Der größte Theil war in dem Felsen angebracht, den man unter dem Wasser ausgehöhlt und dann mit Pulver gesprengt hatte. Nachdem der Fels gesprenget war, hatte man den Boden und die Seiten behauen und genau geglättet. Drey Seiten sind aus Granit gehauen und die vierte wird durch einen Damm von Granit gegen die Wellen geschützt. Die zwey Eingänge zu den kleinern Bassins waren ihrer Vollendung nahe, und die Schleusenthüren, die von einer besondern Bauart waren, wurden eben gebauet: es sind hohle Maschinen, und so gemacht, daß wenn sie mit Wasser gefüllt sind, sie durch Niedersinken das Schiff einlassen, und wieder emporgehen, wenn sie ausgeleert werden. Sie haben etwas ähnliches mit den Kämeln, die man in Petersburg gebraucht, die Schiffe über die Schranken zu bringen. Die zwey kleinern Bassins, welche in den Felsen gegraben und von halb zirkelförmiger Figur werden, waren zum Theil fertig. Zur Erbauung der Docken waren die Materialien schon vorbereitet; an einigen Orten hatte man die Felsen gesprengt, an andern die Erde weggeräumt. Die Grundlagen der einen waren schon fertig, ihre Gestalt war ellyptisch; die Plattform und der untere Theil der Mauern war aus gehauenem Granit, mit Pozzolana aus Neapel verkittet, und die Steine, auf welche der Kiel des neuen Schiffes sollte gelegt werden, waren zugerich-

zugerichtet. Man hoffte, daß diese Docke vor Ende des Jahres fertig seyn würde; auch rechnete man, daß alle Jahre eine neue Docke sollte vollendet werden, und daß also in 20 Jahren das ganze Werk seine Endschaft hätte. Das Wasser wird durch Windmühlen oder Menschenhände ein- und ausgepumpet werden.

Die Hauptabsicht dieses großen Plans war, trockene Docken zu haben, um die Flotte vor Wind und Wetter gedeckt zu halten. Man hat aber in Schweden lange darüber gestritten, ob große Schiffe nicht besser im Wasser erhalten würden, als auf trockenen Docken. Gesetzt aber auch, das Wasser wäre ihnen zuträglicher, so sind diese Docken doch zur Erbauung und Ausbesserung der Schiffe sehr gut, wenn sie schon zu deren Aufbewahrug überflüssig sind.

Die Schiffe werden in Karlskrona meist von Englischen Baumeistern erbauet. Obgleich die Provinzen Bleckingen und Smaland viel Eichen haben, so reichen sie doch nicht zur beständigen Nothdurft hin, und deswegen nehmen die Schweden ihr Schifsbauholz zum Theil aus Deutschland. Masten, Bretter, Pech und Theer, und den größten Theil des Flachses, welchen sie auf der Flotte brauchen, ziehen sie aus ihren eigenen Provinzen. Segel und Thaue verfertigen sie selbst aus dem Hanf, welchen sie meist aus Riga holen. Sie gießen selbst ihre Kanonen, und machen ihr Pulver aus Schwedischen Salpeter.

Der Hafen von Karlskrona, in welchem die Schwedische Flotte liegt, ist groß und bequem, und an Wasser tief genung für die Schiffe vom ersten Range, daß sie die untere Reihe von Kanonen führen können.

Im

Im Jahr 1779 enthielt die Schwedische Flotte auf dem Papier, mit Einschluß der Schiffe von 40 Kanonen, 30 Linienschiffe, 15 Fregatten, einige Galeeren, Pramen und Schebecken. Weil aber viele derselben sehr alt und nicht mehr auszubessen waren, so kann man die Zahl der brauchbaren damals nur auf 20 Linienschiffe und 10 Fregatten schätzen. Im März 1779, dem Zeitpunkt der bewaffneten Neutralität, waren 17 segelfertige Schiffe vorhanden, nämlich vier von 74, eins von 70, drey von 64, zwey von 60, drey von 40, eins von 36 und drey von 32 Kanonen.

Die Zahl der einregistrirten Matrosen beläuft sich auf 18000. Einige davon bekommen ihren Sold in baarem Gelde; andere sind, so wie die Landmiliz, auf den Inseln und an der Seeküste vertheilt, und haben kleine Grundstücke zu ihrer Unterhaltung. Von diesen 18000 Matrosen sind selbst nach den günstigsten Nachrichten nur gegen 6000 erfahrne Seeleute; die übrigen sind bloße Bauern. Im Nothfall hat der König das Recht mit Gewalt Matrosen von den Kauffschiffen zu nehmen, aber dafür muß er von den eingeschriebenen Matrosen so viel zu ihrem Dienste geben.

In Karlskrona traf ich meine Reisegefährten wieder an, die ich in Stockholm verlassen hatte. Unsere Reise ging durch Blekingen und Schonen nach Helsingborg. Die ersten drey Posten war die Landschaft hügelicht und felsicht und mit Wäldern bewachsen. Schonen ist die ebenste, sandigste und doch fruchtbarste aller Schwedischen Provinzen. Wir kamen durch Christianstadt, eine kleine aber hübsch gebauete und stark befestigte Stadt, die für die stärkste Festung in Schweden gehalten wird. Die Häuser sind alle

aus

aus Backsteinen und meist übergypset. Sie stehet in einer morastigen Fläche nahe bey dem Flusse Helge-a, der bey Ahus in die Ostsee fließt, und nur Fahrzeuge von sieben Tonnen trägt. Es kommen jährlich einige Englische Schiffe hieher, und holen Alaun, Pech und Theer. Die Einwohner haben Manufakturen von Tüchern und Seidenzeugen, und treiben einen kleinen Handel. Den 21sten März kamen wir in Helsingborg an, wo man sich auf den Sund nach Dänemark einschifft.

Ehe ich Schweden verlasse, will ich noch einige Anmerkungen über die Art zu reisen und andere Dinge beyfügen, von denen ich noch nicht Gelegenheit hatte zu reden. Man reiset in Schweden sehr bequem, wenn man die gewöhnliche Art weiß, sich Postpferde zu verschaffen. Es stehen in den an der Heerstraße liegenden Städten und Dörfern nicht immer regelmäßige Postpferde in Bereitschaft; wenn aber der Reisende einen Boten vorausschickt, zu einer bestimmten Zeit und auf einen bestimmten Platz Postpferde zu bestellen, so wird sein Befehl pünktlich befolgt. Die Vernachläßigung dieser Vorsicht verzögerte anfänglich unsere Reise sehr; denn wir mußten auf jedem Posthause warten, bis man die Pferde von den benachbarten Dörfern herbeyschafte. Die gewöhnliche Art die Postpferde zu stellen ist für die Reisenden wohlfeil und bequem, aber für die Landleute sehr lästig. Jedermann der Grundstücke von gewissem Umfange und Werth besitzet, muß zwey bis dreymal in jedem Monate ein oder mehrere Pferde auf das benachbarte Posthaus schicken. Dort müssen sie vier und zwanzig Stunden lang warten: braucht man sie während dieser Zeit nicht, so gehen sie wieder zurück, aber ohne eine Entschädigung für die versäumte Zeit

und Arbeit; braucht man sie aber, so bekommen sie eine geringe Bezahlung. *) Ich fand das Reisen in Schweden so wohlfeil, daß während eines Weges von 150 Meilen von Stockholm bis Karlskrona, alle meine Ausgaben, nämlich der Ankauf meines Karrens, das Postgeld für die Pferde, die Trinkgelder für die Fuhrknechte und die kleinen Ausbesserungen unterweges, nicht 180 Gulden betrugen, obgleich mein Schwedischer Bediente mich noch manchmal ermahnte, nicht so freygebig zu seyn. Da die Fuhrleute die Bauern selbst sind, denen die Pferde zugehören, so sind sie mit einer Kleinigkeit zufrieden. Die Pferde sind klein, aber lebhaft und arbeitsam; es wurden gewöhnlich zwey an meinen Karren gespannt, welche in einer Stunde drey Meilen machten.

Die Landstraßen schlängeln sich angenehm durch die Landschaft fort; sie sind aus Steinen und Sand, sehr gut, und doch bezahlen die Reisenden kein Wegegeld. Jeder Güterbesitzer muß im Verhältniß seines Eigenthums einen Theil der Straße im guten Stande erhalten. Um ihnen diesen Antheil deutlich anzuweisen, stehen zu beyden Seiten der Straße in gewissen Distanzen hölzerne oder steinerne Pfosten mit Zahlen und Buchstaben bezeichnet.

Seit ich England verließ, habe ich in keinem Lande so viele allenthalben angelegte Landsitze gefunden, wie in Schweden, wo die Edelleute von mittelmäßigen Einkünf-ten,

*) Da wir nach Schweden kamen, bezahlten wir in den Städten für das Pferd auf eine Schwedische Meile 24 Stüber, und in den Dörfern 12. Diesen geringen Preis erhöheten die Stände auf dem Reichstage, und mit dem 16ten März 1779 bezahlte man in den Städten für jedes Pferd 32, und in den Dörfern 16 Stüber.

ten, wie in England, auf ihren Landgütern im ländlichen Ueberflusse leben. Diese Landsitze, welche aus einer Gruppe von hölzernen rothbemalten Gebäuden bestehen, geben ein artiges Ansehen: da sie von großem Umfange sind, so sehen sie in einiger Entfernung kleinen Dörfern ähnlich, und zieren die Landschaft ungemein. Sie liegen gewöhnlich an Seen, manchmal mitten unter hangenden Wäldern und kühn über das Wasser hinragenden Felsen.

Während meiner Reise durch dieses Reich bemerkte ich eine auffallende Aehnlichkeit zwischen der Englischen und Schwedischen Sprache, nicht nur in einzelnen Worten, sondern auch in ganzen Redensarten, so daß ein geübtes Englisches Ohr manche Ausdrücke in der gemeinen Konversation leicht verstehen kann. So hörte ich die Postknechte oft rufen: „Come let us go" (komm, laß uns gehen), — „let us see" (laß uns sehen), — „stand still" (haltet still), — „hold your tongue" (schweigt still), — „go on" (mache fort). Ich hörte von meinem Dollmetscher, daß sie dieselbige Bedeutung haben, wie im Englischen. Sie werden aber mehr nach dem Schottischen als nach dem Englischen Accent ausgesprochen, und es schien mir überhaupt, als ob die Schweden grob Schottisch sprächen. *) Diese Aehnlichkeit läßt sich daher erklären, daß sowohl die Englische als Schwedische Sprache Dialecte des Deutschen sind.

*) Ein Schwedischer Edelmann machte eben diese Bemerkung auf einer Reise durch Schottland, und versicherte mich, daß es viele veraltete Schwedische Worte giebt, die in Schottland gemein sind.

III. Beschrei-

Beschreibung der Grafschaft Kent.

Ohne uns sehr darum zu bekümmern, ob die Grafschaft Kent, Lateinisch Cantium, von dem alten Worte Cant, welches grünes Laub bedeutet, weil es ein waldigtes Land war, oder von Canton, ein Winkel, weil es in der Ecke von England liegt, den Namen bekommen, sehen wir Kent als eine blühende, stark angebauete Provinz Englands an. Sie ist von Osten gegen Westen 56 Meilen lang, und von Norden gegen Süden 36 breit, und zählt in einem Umfange von 170 Meilen 30 ansehnliche Landstädte, zwo Hauptstädte oder Cities und 1180 Dörfer, welche auf 40000 Häuser und 200000 Einwohner enthalten. Ihre Lage ist zur Handlung ungemein bequem, indem sie meist mit Wasser umflossen ist. Gegen Norden macht die Themse mit ihrer Mündung der ganzen Länge nach, und gegen Osten das deutsche Meer die Grenze. Gegen Westen und Südwesten stößt sie an Sussex und Surry.

Außer dem fehlt es nicht an schiffbaren Flüssen. Die Medway (gleichsam der Mittelweg) theilt Kent beynahe in zween gleiche Theile, und läuft durch zwo Mündungen, die West und East Swale genannt, in die See. Sie ist sehr tief, so daß die größten Kriegsschiffe bis Chatam kommen können. Seit 1740 hat das Parliament die Gesellschaft der Eigenthümer der Schiffahrt des Flusses Medway inkorporirt, welche diesen Fluß bis in Essex schiffbar zu machen sucht. Dadurch wird der Transport des Schiffbauholzes für die Königl. Flotte, die Kanonen und Stückkugeln,

kugeln, die in der Nachbarschaft desselben gegossen werden, und überhaupt aller Produkte der Landschaft ungemein erleichtert. Die beyden andern schiffbaren Flüsse sind die Stour und Derwent.

Man theilt diese Landschaft in das obere oder Ostkent, in das mittlere oder Westkent, und in das untere oder Südkent. Der obere Theil hat viele Kalk- und Kreideberge, und ist am wenigsten fruchtbar; der untere Theil besitzt einen Ueberfluß von Waldungen, weswegen er auch the Weald of Kent heißt, und Marschgegenden, wo die Viehzucht gut ist, und wo insonderheit die besten Kälber in England gezogen werden. Der mittlere Theil ist der fruchtbarste, und am besten angebauet. Die Luft ist hier und im obern Theil gesund, hingegen im untern Theil wegen der sumpfigten Ausdünstungen ungesund, daher die Einwohner häufig mit Fiebern geplagt werden. Der Boden ist größtentheils gut zum Ackerbau.

Der Hopfenbau ist in Kent so wichtig, daß diese Landschaft fast die Hälfte von allem in England erbaueten Hopfen liefert. Die stärksten Pflanzungen sind in der Gegend von Canterbury und Maidstone. Der Kentische Hopfen ist durch ganz England berühmt, er soll besser von Farbe und Geruch als anderer seyn, und in guten Jahren wohl 30 bis 50 Pf. Sterl. reinen Gewinn, der großen darauf liegenden Abgaben ungeachtet, liefern.

Kent hat einen Ueberfluß an Obstgärten, vorzüglich gute Kirschen; man bauet Weyd und Färberröthe für die Färber, und schickt eine Menge Meerfenchel (crithmum maritimum) in Salz eingelegt zur Speise nach London. Das Birkenreis wird für die Besenmacher in und um

die

die Hauptstadt dahin geführt. Der Hanfbau ist ebenfalls beträchtlich. Außer dem vielen Bauholz hat die Landschaft auch Eisen. Die Flüsse und das Meer sind fischreich, insonderheit liefern die Küsten viele Fische. Der gemeine Mann an den Küsten versteht daher sowohl den Pflug als das Ruder zu führen; und ist, nachdem die Jahrszeit es mit sich bringt, bald Landmann bald Fischer.

Von den Kreide- und Kalkbergen dieser Landschaft, besonders um Gravesend, und der Zubereitung der Kreide haben wir schon geredet; wir setzen hier nur noch hinzu, daß aus den hiesigen Kalkbergen nicht nur London und die ganze Gegend versorgt, sondern auch eine große Quantität nach Holland und Flandern geführt wird. Die Abgänge fährt man in kleinen Schiffen an den Küsten von Essex, Suffolk und Norfolk umher, wo sie die Pachter zur Düngung ihrer Felder begierig aufkaufen.

Kent schickt 18 Deputirte zum Parliament; darunter sind acht von den vier Häfen den sogenannten Cinque-Ports. Den Namen der fünf Häfen führen eigentlich sechs Häfen, nämlich Dover, New Romney, Sandwich und Hythe, welche in Kent, Hastings und Seafort, welche in Sussex liegen; Winchelsea hingegen und Rye sind nur Anhänger von Hastings. Diese acht Häfen waren vormals weit wichtiger, jetzt sind sie größtentheils versandet. Weil sie am Kanal liegen, so hielt man sie in alten Zeiten für Schlüssel von England, und Wilhelm der Eroberer ertheilte ihnen viele Privilegien, mit der Bedingung, daß sie eine beträchtliche Anzahl Schiffe zu seinem Dienste stellen mußten. Von diesen Vorrechten sind viele erloschen: inzwischen heißen die 16 Deputirte, welche sie zum Parliament schicken, noch Barone, wenn

sie gleich nur Bürger sind; und bei der Krönung des Königs tragen sie den Himmel über demselben.

Wir treten nunmehr die Reise durch Kent von London aus an. Der erste, vier und eine halbe Meile davon entfernte, aber fast mit Southwark zusammenhängende Ort ist die Stadt Deptford, welche sonst Westgreenwich hieß, ihren heutigen Namen aber von einem tiefen Fuhrt (deept ford) durch den kleinen Fluß Ravensbourn hat, über den jetzt eine Brücke geht. Deptford wird in die Ober- und Unterstadt eingetheilt, die jede ein starkes Kirchspiel und zusammen auf 1900 Häuser ausmachen. Man trift hier verschiedene Versammlungshäuser der Dissentienten, zwey Hospitäler, ansehnliche Schifswerfte, und das größte Malzhaus in England an.

Das Dreyeinigkeitshaus (Trinityhouse) ist ein merkwürdiges Hospital. Den Grund dieser berühmten Stiftung legte der Ritter Spert 1515, und Heinrich VIII. machte eine privilegirte Gesellschaft daraus. Das eigentliche Dreyeinigkeitshaus ist ein Hospital von 21 Häusern; damit ist noch das zweyte Hospital (trinity Hospital) verbunden, welches aus 38 Häusern besteht, die gegen die Straße liegen, und ein besseres Ansehen haben, als jene. Bey diesem ist ein ansehnlicher Garten; in dem ersten, als der eigentlichen Stiftung, versammeln sich die Vorsteher. Beyde Anstalten sind für alte untüchtige Schiffer, Steuermänner und ihre Wittwen: über dieses verwendet diese Gesellschaft noch mehrere tausend Pf. Sterl. auf arme Matrosen, deren Wittwen und Kinder; man rechnet ihre Anzahl auf 3000. Im Hospital selbst bekommt jede Mannsperson monatlich 20, und eine

Wittwe

Wittwe 16 Schillinge. Diese Korporation besteht aus einem Vorsteher, vier Aufsehern, acht Beysitzern, und 18 ältern Brüdern, welche ihre wichtigen Geschäfte besorgen. Um dies desto bequemer zu verrichten, versammlen sie sich in einem besondern Hause in der Wassergasse zu London. Sie haben nicht nur große Summen zur Bestreitung der Kosten der Hospitäler zu verwalten, sondern auch vermöge der ihnen von verschiedenen Königen ertheilten Privilegien, andre wichtige Dinge zu besorgen. Dahin gehört, daß sie für die Erhaltung und Erneuerung aller Leuchtthürme und Seezeichen an den Großbritannischen Küsten Sorge tragen, die Lotsen auf der Themse prüfen, die Matrosen auf den Kauffartheyschiffen wegen Meuterey und Desertion bestrafen; und sowohl ihre als der Schiffer Klagen anhören und richten. Sie müssen ferner die Themse rein halten, und für das Versanden bewahren, und die auslaufenden Schiffe mit Ballast versehen. Sie unterhalten zu dem Ende 60 Barken, welche ihn auf den seichtesten Stellen des Flusses sammlen, und an den Bord der Schiffe gegen einen Schilling für die Tonne bringen.

Das Merkwürdigste zu Deptford sind die königl. Werfte, worauf Kriegsschiffe von 70 Kanonen und drunter gebauet werden. Für die größern ist Woolwich bequemer, wie wir weiter unten anzeigen werden. Ueber tausend Hände beschäftigen sich unaufhörlich damit, daher ist die Stadt größtentheils mit solchen Handwerkern, die mit dem Schiffbau zu thun haben, bewohnet. Die Werften wurden schon vor 200 Jahren angelegt; sie sind aber mehr als noch einmal so viel erweitert. Man findet hier auch ein Wasserwerft, das zwei Acker einnimmt;

eine unsägliche Menge Bauholz, viele Vorratshäuser, mit allen zu den Schiffen erforderlichen Bedürfnissen. Man zeigt noch das Haus, wo der Kayser Peter der Große wohnte, als er, um eine Kenntniß vom Schiffbau zu erlernen, auf dem hiesigen Werfte arbeitete.

Von Deptford bis Greenwich sind nur ein und eine halbe Meile. Der bey der Stadt liegende Park gehört unter die angenehmsten von England. In demselben liegt ein steiler Berg, one Tree hill genannt, und auf demselben ein von Karl II. erbautes Haus, welches die königl. Sternwarte ist, die von dem berühmten Astronomen, der sie bewohnet, Flamsteads Haus heißt, und seitdem durch den Aufenthalt der königl. Professoren der Astronomie, insonderheit des Halley nnd Bradley, noch berühmter geworden ist. Der jetzige heißt Maskelyne. Man kann sich keine herrlichere Aussicht gedenken als von diesem Hügel, über den Park, über die schönsten Wiesen und Felder, über die Stadt Greenwich, die mit Schiffen bedeckte und sich durch die Landschaft schlängelnde Themse, bis nach der Hauptstadt London. König Karl II. ließ diesen Berg mit einer Mauer umgeben, bepflanzte ihn mit Bäumen, und besetzte ihn mit Wild. Er wird von den Einwohnern von London und Greenwich, wegen der reizenden Lage und gesunden Luft, häufig besucht.

Das, was Greenwich vornehmlich berühmt macht, ist das Hospital für die Seeleute. Auf dem Platze, wo sich ein Theil desselben befindet, stand vormals ein königl. Palast. Die erste Anlage rührt von dem Herzoge von Gloucester, einem Bruder Heinrichs V. her. Heinrich VIII. vergrößerte ihn, und gab hier viele Feste. Die beyden Königinnen, Maria und Elisabet, wurden hier

geboren.

geboren. Karl II. ließ diesen Palast abtragen, und fing an, zu seiner Wohnung ein prächtiges Gebäude aufzuführen. Er vollendete aber nur den einen Flügel, der ihn 36000 Pf. Sterl. kostete. Wilhelm III., dieser große Beförderer der Englischen Seemacht, ließ den zweyten Flügel dazu aufführen, und bestimmte dieses Gebäude zum Aufenthalt der Matrosen, die auf der königl. Flotte durch Alter und Dienst untüchtig geworden, und für die Wittwen und Kinder derer, die auf der Flotte im Gefechte geblieben. Die Königin Anna und Georg I. setzten das Werk fort, und Georg II. brachte es endlich zu Stande. Viele Personen haben seit Wilhelms III. Zeiten durch milde Gaben zum Unterhalt des Hospitals beygetragen, deren Namen auf drey Tafeln am Eingang der Halle verzeichnet stehen. Sie belaufen sich über 58000 Pfund. Im Jahre 1732 wurden die Güter des Grafen von Derwentwater, welche jährlich 6000 Pf. eintragen, und weil er sich in die Rebellion vom Jahre 1715 verwickelt hatte, confiscirt wurden, durch einen Parliamentsschluß zu den Einkünften des Hospitals geschlagen.

Die Hauptseite des Gebäudes liegt gegen die Themse. Ganz hinten in der Mitte desselben ist das Stück, wo der königl. Palast war, und welches von dem Gouverneur des Hospitals und dem Forstmeister des Parks bewohnt wird. Von diesem gehen zwey lange Seitengebäude vorwärts gegen den Fluß zu, und endigen sich mit zween prächtigen Thürmen, die mit Kuppeln versehen sind. Diese Flügel sind durch zwey ansehnliche Gebäude verlängert, die aber weiter auseinander stehen, so daß der innere Hof nicht nur geräumiger wird, sondern die erstern Flügel mit den Kuppeln eine Vorderseite gegen den Fluß

machen, und daher desto besser in die Augen fallen. Diese Gebäude, wovon eines der von Karl II. erbauete Flügel ist, haben eine edle mit gekuppelten korinthischen Säulen verzierte Vorderseite gegen den Fluß. In der Mitte des Hofes zwischen diesen beyden Gebäuden bemerkt man die Statüe Königs Georgs II. auf einem hohen Postement. Hinter des Gouverneurs Wohnung erhebt sich der reizende Park. Die Kuppeln sind 120 Fuß hoch, und ruhen auf gekuppelten Säulen. Unter der einen auf der Morgenseite ist die Kapelle, welche wohl proportionirt ist, und schöne Vergoldungen, einen gemalten Plafond, nebst vielen Verzierungen und eine gute Orgel hat. Auf den Seiten des Thorweges, wenn man vom Park in das Hospital gehen will, steht eine sehr große Erd- und Himmelskugel, und auf der letzten sind die Sterne vergoldet.

Das Merkwürdigste in dem Gebäude sind die Malereyen des Ritters Jacob Thornhill. Wer diese Malereyen besehen will, bezahlt zween Pence, welche zum Unterhalte der mathematischen Schule für die Kinder der Matrosen angewandt werden. Jeder Matrose, sowohl auf der königl. Flotte, als auf den Kauffarthеyschiffen, muß sich monatlich sechs Pence, und die Offiziere nach Proportion, abziehen lassen, welche ebenfalls zur Bestreitung des Aufwandes im Hospital bestimmt sind. Jeder Matrose, der ein Certificat bringt, daß er im Dienste auf der Flotte, oder sonst in Vertheidigung eines Englischen Schiffes, oder bey Eroberung eines feindlichen unbrauchbar geworden, hat ein Recht, hier aufgenommen zu werden. Es sind wohl 100 Personen aus dem hohen Adel und den vornehmsten Staatsbedienten Aufseher des Hospitals; die Verwaltung selbst gehört aber eigentlich

für

für die Lords der Admiralität. Der Gouverneur hat 1000 Pf., und der Arzt und Chirurgus jeder 200.

Es werden in dem Hospital etwa 2000 unvermögende Matrosen unterhalten, und 100 Söhne von ihnen zur Schiffahrtskunde und zum Dienst der Flotte erzogen. Jeder Matrose bekommt wöchentlich sieben Brodte, fünf Pfund Fleisch, Bier, Käse, Butter, und einen Schilling zu Taback. Alle zwey Jahre erhalten sie ein blaues Tuchkleid, nebst Strümpfen, Schuhen und Wäsche. Auf 100 Invaliden werden fünf Aufwärterinnen gerechnet, welche Matrosenwittwen seyn müssen. Die Offiziers bekommen alles nach Proportion besser. Im Jahre 1705 ward der Anfang mit der Aufnahme von hundert Matrosen gemacht. Die Kostbarkeit des Gebäudes, die innern schönen Verzierungen, zumal in der Kapelle, können einen, der ein menschliches Gefühl hat, leicht auf die Gedanken bringen, daß man bey einer Anstalt, die zur Unterstützung elender und dürftiger Menschen bestimmt ist, lieber weniger auf die äußere Pracht hätte wenden, und dafür eine mehrere Anzahl Matrosen unterhalten sollen. Man rechnet, daß die Unterhaltung des Hospitals jährlich 10000 Pfund erfordert.

Uebrigens ist Greenwich ein wohl gebaueter Ort, mit breiten Straßen, der auf 1400 Häuser hat. Die gesunde und angenehme Lage, und die Nachbarschaft des Parks, macht, daß hier viele bemittelte und vornehme Leute wohnen; insonderheit viele Offiziers von der Flotte und der Armee, die ihre übrigen Tage in Ruhe zubringen. Die dem heil. Alphage gewidmete neu erbauete Kirche, soll an dem Orte stehen, wo dieser Erzbischof von Canterbury im Jahre 1012 von den Dänen erschlagen

 ward.

ward. Es giebt hier außer dem Hospital noch einige Armenstiftungen, als zwo Freyschulen und zwey kleine Hospitäler. Das eine hat Lambard, der Verfasser der Perambulation of Kent, unter dem Namen der Königin Elisabet-Kollegium, für zwanzig verarmte Personen beyderley Geschlechts gestiftet, und es soll das erste protestantische Hospital in England seyn; das andere hat der Graf von Northampton 1613 für zwanzig verarmte Hauswirthe errichtet. Die Seidenkrämer-Innung zu London hat die Aufsicht darüber. Auf der Ostseite der Stadt ist eine Eisenfabrike befindlich. Sonst stand unweit der Stadt ein Pulvermagazin, darin wohl sechs bis acht tausend Fässer Pulver lagen. Allein wegen der Gefahr, der die Stadt und die ganze Gegend von London von einer so ungeheuren Quantität beständig unterworfen war, ward solches 1760 nach Purflett in Essex verlegt. Die königl. Jagden liegen gemeiniglich hier, darunter ist die Karolina die vornehmste. Man kann sie leicht zu sehen bekommen.

Bey Greenwich liegt die große Ebene, welche von ihrer Farbe, die schwarze Heyde, Blakheath heißt, und wegen der gesunden Luft und angenehmen Lage mit einer Menge von Landhäusern des Adels, z. B. des Lords Dartmouth, Chesterfield, Falksland ꝛc. und reicher Kaufleute umgeben ist. Gegen Südost erhebt sich der sogenannte Shootershill, welcher den Namen daher hat, weil die Bogenschützen von London ehemals ihre Uebungen hier hielten. Von demselben hat man die herrlichste Aussicht. Die vielen Quellen auf demselben und die gesunde Lage verursachten, daß man vor einigen Jahren den Entwurf machte, hier einen neuen Ort anzulegen, aber die Quellen waren so häufig und so stark, daß man keinen sichern Grund finden

finden konnte. Auf der Ebene von Blackheath musterte der Rebell von Kent Walter Tyler, unter Richard II., beynahe 100000 Mann, und sie hat mehrmalen in Kriegszeiten zum Lager dienen müssen. Wir führen nur zwey merkwürdige Gebäude an, die auf dieser Ebene zu bemerken sind, nämlich den Landsitz des Baronets Page und Mordens Kollegium.

Letzteres, nämlich das Kollegium, ist eigentlich ein Hospital, welches der Baronet John Morden, ein nach der Levante handelnder Kaufmann, zu Anfange dieses Jahrhunderts auf der Ostseite des Blackheath, die Great Stonefield heißt, errichtete. Es ist für dreyßig bis vierzig verarmte ehrliche Kaufleute, von sechzig Jahren und drüber, bestimmt, deren ein jeder jährlich 15 Pfund bekommt, und welche hier wohnen müssen. Das Gebäude ist massiv, und mit zween Flügeln und einer Kapelle mit einem guten Altargemälde versehen. Die Aufsicht darüber haben sieben nach der Levante handelnde Kaufleute, welche auch die Stellen besetzen.

Unter den obgedachten vielen Landsitzen auf Blackheath ist der schönste, der von dem Baronet Gregory Page, dessen Vater ein Brauer zu Greenwich war, und das ganze Gebäude in eilf Monaten von Grund auf bis unter das Dach brachte. Es ist prächtig, und im neuern Geschmack gebauet, die Seitengebäude, worin die Ställe, Küche und Gesindestuben angebracht sind, hängen vermittelst Kolonnaden mit dem Hauptgebäude zusammen. Es ist einer der schönsten Landsitze eines Privatmannes in England; es liegt mitten in einem Park, hat vor sich ein grosses Wasserstück, schöne Gärten, und rings umher eine reizende Gegend. Das Haus ist inwendig mit vielem Geschmack

schmack meublirt, aber die vorzüglichste Zierde ist die ansehnliche Gemäldesammlung.

Westwärts von dem Park des Herrn Page, und an der Südseite von Blackheath, liegt das angenehme Dorf Lee, und dabey Lee-Green, der Landsitz des Ritters Pelham. Allenthalben sieht man hier Landsitze, Pachterwohnungen und Dörfer. Zu Modingham hat Lord Apsley einen nicht großen aber artigen Aufenthalt. Zwischen dem Dorfe Lee und der Spitze an Blackheath ist der Sitz des Herrn Verelst, gewesenen Statthalters in Bengal, mit der herrlichsten Aussicht. Die Kirche des Kirchspiels Lee steht auf einem Hügel; auf dem Kirchhofe sind viele marmorne Monumente. Der große Astronom Edmund Halley, liegt hier unter einem bloßen Stein, mit einer Lateinischen Inschrift.

Charlton ist ein am nordlichen Ende von der schwarzen Heyde gelegener wohl gebaueter Flecken. Das herrschaftliche Haus ist ansehnlich mit vier Thürmen im Gothischen Geschwack von Adam Newton, dem Hofmeister von dem Prinzen Heinrich, Jacobs I. Sohn, gebauet, und gehört einem gewissen Herrn Jones. Man hat hier eine herrliche Aussicht über die Themse. Die Allee von Cypressen soll die älteste in England seyn. Den 18ten Oktober wird hier ein Jahrmarkt gehalten, auf dem allerley von Horn gemachte Arbeit verkauft wird; der Pöbel pflegt dabey Hörner zu tragen, und die liederlichen Weibspersonen begehen allerley Ausschweifungen: jedoch hat man die Freyheiten seit einigen Jahren sehr eingeschränkt. Der Ursprung dieses sonderbaren Marktes soll folgender seyn: der König Johann verirrte sich einst auf der Jagd, und ging allein zu eines hiesigen Müllers Frau. Der Mann kam

dazu,

dazu, und traf beyde in Beschäftigungen an, die ihm nicht lieb waren; er drohete den Fremdling umzubringen, worauf sich der König zu erkennen gab, und dem Müller diese Gegend, jedoch mit der Bedingung schenkte, daß auf dem Jahrmarkt Hörner verkauft und getragen werden sollten.

Woolchich ist ein seit einigen Jahren sehr angebauter Flecken an der Themse, neun Meilen von London, welcher seinen nahrhaften Zustand dem Schifbau zu verdanken hat. Der Fluß ist hier frey von Sandbänken, und so tief, daß die größten Kriegsschiffe bey der Ebbe Wasser genug haben. Die Breite beträgt eine Meile, und bey der Fluth, die hier stark ist, schmeckt das Wasser schon gesalzen. Als man zu den Zeiten der Königin Elisabeth anfing größere Schiffe zu bauen, blieb das oben beschriebene Deptford nicht mehr der Hauptort zum Bau derselben; sondern man legte hier Werfte an, und seit der Zeit sind diese Anstalten ungemein vergrößert worden. Alle zum Schifsbau gehörige Werfte, Zimmerplätze und Gebäude sind mit einer hohen Mauer umgeben, und zu ihrer Absicht geräumig. Man findet hier unglaubliche Vorräthe von Bauholz, Masten, Pech, Theer und allem, was zur Ausrhedung der Schiffe gehört. Die Reeperbahn, oder der Ort, wo die Seiler die stärksten Ankertaue für die Kriegsschiffe verfertigen, ist sehr lang. Auf der Ostseite der Stadt ist der sogenannte Warren oder Artilleriepark, wo sich in Friedenszeiten oft sieben bis acht tausend Kanonen befinden. Die Kanonen eines jeden Schiffes liegen besonders, so wie auch das schwere Geschütz für die Batterien, die Mörser von allerley Größe ꝛc. Die Kanonier haben ihren angewiesenen Ort, wo sie die Bomben, Carcassen und Granaten füllen: weswegen auch das königl. Artillerieregiment hier liegt. Zum

Behuf derselben ist seit einigen Jahren eine Akademie angelegt, darin alles zur Kriegswissenschaft, zum Angrif und Vertheidigung der Plätze, zu wissen Nöthige gelehrt wird. Die Stückgießerey ist ebenfalls erweitert und verbessert worden. Bey dem königl. Werfte liegt gemeiniglich, und zumahl in Kriegszeiten, ein Wachtschif, und die Schiffe, worauf die Missethäter, welche sonst nach den Kolonien transportirt wurden, befindlich sind. Sie müssen jetzt die Themse vom Sande reinigen.

Auf dem Wege von Woolwich nach Gravesand bleiben linker Hand die tiefen und ungesunden Marschländer liegen, welche zuweilen den Ueberschwemmungen ausgesetzt sind, aber vortrefliche Viehweiden abgeben. Zu Erith und einigen andern Orten gehen die Kalkhügel bis an die Themse. Diese Hügel, und die um Gravesend, sind es, welche den vielen Kalk liefern, der zum Bauen und zur Düngung gebraucht wird, wie wir zu Anfange dieses Briefes gesagt haben.

Bey gedachtem Erith liegt an einem Hügel Belvedere-house, ein schöner Landsitz des Baronets Sampson Gideon, welcher den Boden mit vielem Geschmack anzulegen und die schönsten Prospekte zu nutzen gewußt hat. Die Aussicht über die mit unzähligen Schiffen bedeckte Themse, und jenseits nach Essex, ist unvergleichlich. Man sieht hier eine nicht zahlreiche aber ausgesuchte Sammlung von Gemälden.

Bisher sind wir der Themse längs den tiefen marschigten Gründen gefolgt: hinter diesen etwas mehr landwärts läuft die große Heerstraße von London nach Dover. An derselben und in der Nachbarschaft sind noch verschiedene merkwürdige Oerter mitzunehmen, ehe wir weiter gehen.

Eltham hatte vormals einen königl. Pallast, welcher fleißig besucht ward, als der Hof noch zu Greenwich residirte, es sind aber keine Spuren davon mehr zu sehen. Das Städtgen ist artig gebauet, und hat verschiedene reiche Einwohner. Das herrschaftliche Haus gehört dem Sir Shaw, und die dabey angelegten Pflanzungen machen seinem Geschmack Ehre.

Nicht weit davon liegt das Dorf Chesilhurst, wo man die Grabmale der Familie Walsingham antrift. Der große Staatsmann, Franz Walsingham, war daselbst geboren. Der berühmte und 1623 hier verstorbene, aber zu London begrabene Camden, wohnte einige Jahre an diesem Orte, nachdem er sich aus dem Getümmel der Welt gezogen hatte, und schrieb seine Annalen der Königin Elisabet. Der jetzige Lord Camden hat hier auch einen angenehmen Sitz. In seinem Park trift man ein berühmtes Werk der Baukunst an, welches die Laterne des Demosthenes heißt, und genau nach den Verhältnissen der Baukunst der Alten angegeben ist. Es dient zur Bedeckung eines Brunnen.

Von Eltham rückwärts gegen London zu an der Straße nach Tunbridge liegt das Dorf Lewisham in einer angenehmen Gegend. Der Banquier Blackwell hat hier schöne Plantationen, die ein Thal und einen Hügel einnehmen.

Auf der Straße von Eltham nach Wrotham, zwölf Meilen von London, und ostwärts von Chesilhurst, ist Foots Cray, an dem kleinen Flusse Cray, zu merken, welcher verschiedenen Orten in dieser Gegend den Beynamen mittheilt, und bey St. Mary Cray entspringt, wo es viele Birkenwälder giebt, die Reis für die Besenmacher

nach

nach London liefern. Herr Harene hat zu Foots Cray einem angenehmen Landsitz, den der verstorbene Esquire Cleeve nach einem Risse des Palladio aufführen lassen. Das Haus steht frey, und hat auf jeder Seite einen auf Säulen ruhenden Giebel, und oben eine Kuppel, wodurch das Licht in die achteckige Halle fällt. Von der Anhöhe, worauf es steht, senkt sich der Boden gegen ein Wasser hinab, welches ein durch die Gegend laufender kleiner Fluß zu seyn scheint, und dem Hause gegen über eine beständig fliessende Kascade formirt; es ist aber nur ein künstlicher Kanal, der aus dem in der Nähe befindlichen Fluß Cray abgeleitet ist, und alle Wirkung eines natürlichen Flusses thut. Wenn der Kanal voll ist, läuft das Wasser vermittelst der Kascade in die Erde, und alsdann unter der Erde wieder in den Fluß zurück. Die größte Schönheit von der Anlage des dazu gehörigen Bodens besteht in der Simplicität, indem es fast nichts als ein Rasenplatz ohne weitere Zierathen ist. Der Kenner der schönen Architektur bewundert das Gebäude nicht weniger von außen, als der Liebhaber von Gemälden die darin befindliche Gallerie. Sie wird gegen einen Erlaubnißzettel von dem Besitzer alle Donnerstage gezeigt.

Um von hier nordwärts nach Dartford auf der Poststraße nach Dover zu kommen, geht man auf Bexley, von hier kann man linker Hand einen Umweg über Damsonhill nehmen, wo der Baronet Boyd einen neuen Landsitz mit schönen Rasenplätzen, Waldungen und Wasser angelegt hat. Des alten Orts Crayford, der so viel als ein Furth durch den Fluß Cray andeutet, erwähnen wir nur deswegen, weil hier viele Hölen auf den Feldern sind, die man für Kornbehältnisse der Römer und Britten, oder für Zufluchtsörter der Sachsen mit ihren Habseligkeiten, während der

der Kriege mit den Britten, hält. Die Sachsen, unter Anführung des Hengist, wurden hier im Jahre 457 von den Britten geschlagen.

Dartford, von einem Furth durch die Darent so genannt, ist ein volkreiches, und wegen der Durchfahrt nach Canterbury und Dover, nahrhaftes Städtchen, das eine lange Gasse ausmacht. In diesem alten Sächsischen Orte nahm die große Rebellion von Walter Tyler, unter Richard II., ihren Anfang. Die Darent, über welche eine Brücke geht, ist für Barken bis an solche schiffbar. Die Kirche hat zween Kirchhöfe, der eine liegt dicht dabey, der andere aber auf einem Hügel, von dem man das Städtchen und die Gegend übersehen kann. Hier ward unter Karl I. die erste Papiermühle angelegt, deren man jetzt mehrere an der Darent sieht: so kann sich dieser Ort auch rühmen, daß hier die erste Mühle errichtet worden, darin man eiserne Stangen zum Drahtziehen zerschneidet. In der umliegenden Gegend findet sich viel Walkererde. Die große Pulvermühle flog in den Jahren 1730 bis 38 viermal auf, ohne daß jemand dabey zu Schaden kam.

Auf dem Wege von hier nach Gravesand bleibt seitwärts der Gemeindeplatz Datford brink, welcher in der Geschichte merkwürdig ist, weil Richard Plantagenet, Herzog von York, auf demselben 1452 eine Armee zusammenbrachte, und damit den Anfang zu den unseeligen Streitigkeiten mit dem Hause Lancaster, oder zwischen der rothen und weißen Rose machte. Jetzt sieht man hier friedlichere Beschäftigungen, nämlich eine Art von Ballenspiel, da der Ball oder eine Kugel mit Stöcken fortgeschlagen wird. Die Zuschauer stellen sich in hölzerne Buden, die zu dieser Absicht aufgerichtet sind.

Die ehrwürdige alte Kirche zu Stone mit ihren Monumenten läßt man auf der linken Hand, und das herrschaftliche Haus Stonecastle auf der rechten. Greenhithe hat eine sehr romantische Lage an der Themse; in der Nachbarschaft sind viele Kalkgruben, aus welchen eine unsägliche Quantität zu Wasser fortgeschaft wird. Etwas über den achtzehnten Meilenstein liegt ein durch die Aussicht über die Themse und die Küsten von Essex reizender Landsitz, welcher dem verstorbenen Calcraft Esq. zugehörte. Diese Gegend war ehemals der Zufluchtsort der Dänischen Freybeuter, welche ihre Schiffe in den kleinen vormals weit tiefern Fluß zwischen den Hügeln, daran Northfleet und Swamscomb liegen, zogen. Das letztere Dorf hat noch den Namen von einem derselben. Northfleet ist sehr alt. Zwischen der Heerstraße und der Themse liegt der schöne Landsitz des Esq. Chiffinch.

Gravesand ist ein blühendes Städtchen mit engen schlecht gepflasterten Gassen an der Themse, dem Fort Tilbury in Essex gegenüber. Es ist mit dem dabey liegenden Städtchen Milton inkorporirt. Der hiesigen Kreideberge ist zu Anfange dieses Briefes gedacht. Alle von der Themse absegelnde Schiffe müssen hier Halte machen, um sich von den Zollbedienten durchsuchen zu lassen. Die nach Ost- und Westindien bestimmten Schiffe versorgen sich hier gemeiniglich mit Proviant, Federvieh, Gärtnerwaaren rc. Ueberdieses ist hier die große Durchfahrt zwischen London und Dover: dieses alles veranlaßt ein großes Gewühl von Menschen, und macht den Ort ungemein lebhaft. Man nennt Gravesand auch die große Fähre zwischen London und Ostkent. Es ist unglaublich, wie viel Menschen hier bey Tag und Nacht durchpassiren.

Die gemeinen Leute von Ostkent gehen hier gemeiniglich zu Wasser nach London. Die Einwohner von Gravesand und Milton haben allein das Recht, die Reisenden zu Wasser nach der Hauptstadt zu führen. In einem bedeckten Boote zu 40 Personen gilt der Platz einen Schilling, und in einem Kahn zu zehn Personen neun Pence. Bey der Fluth wird jedesmal bey Tag und Nacht zum Zeichen des Abstoßens eine Viertelstunde geläutet, und in London bey Billingsgate geschieht dieses auch.

Seitdem Gravesand im Jahr 1727 abbrannte, ist es gut wieder aufgebauet worden. Von dem Blockhause, das zur Beschützung der Themse dient, wird den auslaufenden Schiffen durch einen Flintenschuß ein Zeichen gegeben, daß sie wegen des Verzollens anhalten sollen. Im Jahre 1624 hat ein gewisser Pinnock hier ein und zwanzig Wohnungen, und ein Haus für einen Webermeister zum Unterhalt der Armen gestiftet. Seit einigen Jahren sind die Felder und die Stadt sehr verbessert und in Gartenland verwandelt worden, welche jetzt eine Menge Gartengewächse nach London und für die Schiffe liefern. Insonderheit ist der Spargel berühmt, und wird dem von Battersea noch vorgezogen.

Wenn man von Gravesand nach Rochester reiset, liegt drey Meilen von der letztern Stadt ein Hügel, Gads-Hill, der durch Shakespears Schauspiel Heinrich IV. bekannt ist, weil hier die Scene der Räuberey vorgefallen seyn soll, als der Prinz die für seines Vaters Schatz bestimmten Geldwagen plünderte. In dieser Gegend zeigt sich auch auf einer Anhöhe eine Einsiedeley, wo der verstorbene Baronet Head seinen Landsitz hatte.

In einer geringen Entfernung von der Straße von Gravesand nach Rochester liegt das angenehme Dorf Schorne, in dessen Kirche viele alte Denkmale, insonderheit der Familie Cobham, anzutreffen sind. Dabey ist ein Collegium oder Armenstiftung für zwanzig arme Familien aus der Nachbarschaft, welches Lord Cobham 1597 gestiftet. Nicht weit davon ist Cobham-Hall, der ehemalige Sitz der Familie Cobham, welcher dem Grafen von Darnley gehört. Das Haus ist von Inigo Jones aufgeführt, aber nur von Mauerziegeln. Der Park ist weitläuftig, und mit vielem Wilde versehen.

Die Brücke von Rochester ist nach der Londner und Westmünster Brücke die höchste und massivste in England. Sie besteht aus eilf Bogen, ist fünf hundert und sechzig Fuß lang und vierzehn breit. Sie ward 1392 von einem unter Heinrichs IV. Regierung berühmten Kapitain Knowles gebauet. Die Medway ist hier fast sechs hundert Fuß breit, schnell, und so tief, daß sie die größten Schiffe trägt. Es liegen hier drey Oerter, nämlich Stroud, Rochester und Chatham so nahe an einander, daß sie nur eine an einanderhängende Gasse ausmachen, welche, außer den Nebengassen, gegen drey Meilen lang ist. Das Städtchen Stroud liegt auf der Westseite, Rochester in der Krümmung, welche die Medway macht, und Chatham an der Ostseite nach der See zu. Nicht weit von der Stadt Rochester ist auf einer angenehmen Anhöhe, von der man den Lauf der Medway und der umliegenden Gegend übersieht, des Esq. Gordon Sitz, bey dem man eine schätzbare Sammlung von Gemälden, und unter andern zwo Kapitalzeichnungen von Rubens, eine Kreuzigung Christi, und die Ausgießung des heil. Geistes antrifft.

Rochester

Rochester ist eine alte Stadt; sie war schon bey den Römern fest, und hieß damals Durovrivan. König Edelbert errichtete hier im Jahre 604 einen bischöflichen Sitz, welches der älteste nach Canterbury in England ist. Man hat in diesen Gegenden verschiedene Alterthümer gefunden, und sieht auch noch Spuren von Römischen Mauerwerk. Die Kathedralkirche ist ein ehrwürdiges Gothisches Gebäude. Hier ist eine Armenstiftung, um arme Reisende zu speisen, eine Nacht zu beherbergen, und ihnen vier Pence auf den Weg zu geben; doch sollen liederliche Leute und Anwälde ausgenommen seyn. Das Kastell, welches am Flusse Medway auf einer Anhöhe unweit der Brücke steht, soll bereits von Wilhelm dem Eroberer angelegt seyn. Es ist viereckig, mit dicken Mauern, und in den Ecken mit Thürmen versehen. Insonderheit sieht man den Thurm an der südöstlichen Ecke auf zwanzig Meilen weit. Er heißt Gundulphs Thurm, weil ein Bischof dieses Namens ihn aufführte, von dem auch die Kathedralkirche um das Jahr 1080 gebauet ward. Der jetzige Haupteingang ist wenigstens noch aus diesem Alter, und wegen seiner Arbeit merkwürdig. Das Rathhaus ist ein gutes Gebäude, und mit gekuppelten Dorischen Säulen versehen. Williamson, einer der Englischen Gevollmächtigten beym Nimwegischen und Ryswickischen Frieden, und Repräsentant von Rochester im Parliament, stiftete hier eine mathematische Schule. Die Stadt schickt schon seit Eduards IV. Zeiten zween Deputirte zum Parliament.

Chatham hat eine tiefe Lage an der Ostseite der Medway, und ist als die Vorstadt von Rochester anzusehen. Man kann wohl das hiesige Arsenal das vollstän-

ständigste in der Welt nennen. Ein Engländer, der da weiß, daß die Sicherheit und der Wohlstand der Nation von der Stärke der Seemacht abhängt, kann die Anstalten zu Chatham nicht ohne Vergnügen besehen. Die schwersten Schiffe werden hier gebauet, und können in der Medway wegen ihrer großen Tiefe vor Anker liegen. Elisabet legte das erste Werft an, und seit der Zeit sind die Gebäude so vermehrt worden, daß sie nebst dem Artilleriepark eine Meile Raum einnehmen, jedoch wird hier kein Pulver aufbewahrt. Die Gebäude, darin die Aufseher wohnen, sind zum Theil sehr ansehnlich. Diejenigen, worin die verschiedenen Arbeiten verrichtet werden, sind zu ihren Absichten geräumig, so wie auch die Vorrathshäuser, deren eins 660 Fuß lang ist. Aus ihrer Größe kann man auf die erstaunlichen Vorräthe schließen, die darin aufbewahrt werden. Die Segelfabrik hält 290 Fuß in der Länge. Man findet in diesen Magazinen eine große Menge von Segeln, Tauwerk, Hanf, Flachs, Theer, Pech, Harz, Oel, zusammengerollte Ankertaue von bereiteten und unbereiteten Stricken, Enterhaken, Stangen, rohes Eisen, Oefen, gegossene Töpfe, allerley Küchengeräthe, und alles, was zur Ausrüstung eines Schiffs nöthig ist, in solcher Ordnung, daß jedes, was man verlangt, im Nothfall sogleich, und ohne Verwirrung anzurichten, herausgenommen werden kann. Was zu jedem bereits ausgerüsteten Schiffe gehört, liegt beysammen, und was zur Erbauung neuer und Ausbesserung der alten erfordert wird, ebenfalls. Eine jede Art von Vorräthen hat besondere Aufseher, damit alles desto geschwinder und ordentlicher gehe. Man kann daher ein Schiff vom ersten und zweyten Range oft in wenig Wochen ausrheden.

Die

Die Masten werden in besonders dazu aufgehobenen Häusern, deren eines 236 Fuß lang und 120 Fuß breit ist, aufbewahrt. Einige derselben sind 120 Fuß lang und halten 36 Zoll im Durchschnit. In zwey großen Bassins schwimmen die Masten beständig in Wasser. In der Schmiede befinden sich ein und zwanzig Feuer. Hier werden Anker geschmiedet, wovon einige auf fünf Tonnen oder 10000 Pfund wiegen. In dem Seiler- oder Reepschlägerhause, welches gegen 700 Fuß lang ist, werden Kabeltaue gemacht, die 120 Faden lang und zum Theil im Umfange zwey und zwanzig Zoll stark sind. Vier große Docken dienen zum Kalfatern und Ausbessern der Schiffe, und auf vier Stapeln werden neue Schiffe gebaut und abgelassen.

Das Arsenal für die Artillerie befindet sich südwärts zwischen der Kirche und dem Flusse, wo das alte Schifswerft war. Die Kanonen liegen in langen Reihen; es sind einige zu fünf und sechzig Centnern darunter, und hin und wieder stehen große Piramiden von Kugeln. In besondern Häusern wird eine unbeschreibliche Menge von allerley Waffen, als Flinten, Pistolen, Säbeln, Spießen, Aexten u. s. w. aufbewahrt. Die Nachtwächter stehen alle Nacht auf ihren angewiesenen Plätzen, und haben eine Glocke auf dem Kopfe, womit sie nach der Reihe die Stunden und Viertelstunden anzeigen, und bey Feuersgefahr gleich Lärm machen. Das Wachboot fährt alle Nacht herum, um zu sehen, ob die Schildwachen auch auf den Schiffen munter sind.

Um diese kostbaren Vorräthe für ähnliche Ueberfälle, als der von den Holländern 1667 zu bewahren, liegen hier nicht nur viele Soldaten in der Gegend des Fleckens

und Hügels Brompton in Barracken, sondern es sind auch verschiedene Forts den Fluß hinunter angelegt, von denen bald ein mehreres. Ehe wir Chatham verlassen, müssen wir noch der vortreflichen Armenanstalt für die Matrosen gedenken, welche die Kasse (Chest) von Chatham genannt wird. Der große Seemann John Hawkins, der unter der Elisabet die Anlage der hiesigen Werfte veranlaßte, und den man als den Vater der Englischen Matrosen ansehen kann, war der Urheber dieser heilsamen Anstalt. In dem Jahre 1588 nach der merkwürdigen Niederlage der Spanischen unüberwindlichen Flotte, ließen sich die Matrosen freywillig einen Theil ihres monatlichen Soldes zur Verpflegung ihrer verwundeten und verstümmelten Mitbrüder auf der königl. Flotte abziehn, und diese Gewohnheit ist seit der Zeit geblieben. Der berühmte und vor einigen Jahren verstorbene Minister Pitt, führte den Titel eines Grafen von Chatham.

Ohngefähr sechzehn Meilen von Chatham liegt das Fort Sheerneſt auf der Insel Shepey, an der Mündung der Medway. Diese ganze Strecke giebt den sichersten Hafen von der Welt; und Schiffe von achzig Kanonen können bis an die Rochesterbrücke ruhig vor Anker liegen. Nur im Jahr 1703 scheiterte hier das Kriegsschif Katharina in dem bekannten Sturm, welches der ärgste war, den England je ausgestanden hat, und darin dreyzehn Kriegsschiffe verloren gingen. Die Schiffe liegen hier wie in einem Mühlenteiche, nur daß sie mit der Ebbe und Fluth sinken oder sich heben, und da Raum genug ist, so darf man nicht besorgen, daß sie an einander treiben. Außer Sheerneß sind noch zwey Forts vorhanden, die zur Vertheidigung des Flusses dienen, aber

weiter

weiter aufwärts gegen einander über liegen, das eine zu Upnor, und das andere zu Gillenham; ferner zu the Swamp eines, welches Vogelnest heißt, und beym Cockhammer Wald eines. Alle diese Forts sind aber, Sheerneß ausgenommen, nicht in dem besten Stande. Ohngefähr Sheerneß gegen über ist eine Bank the Nore, bey welcher die Schiffe eine sehr sichere Rhede zum ankern haben, außer bey Ost- und Nordostwinden.

Sheerneß ist regelmäßig befestigt, und mit vierzig schweren Kanonen besetzt, so daß es einer Flotte unmöglich ist, vorbey zu kommen, wie damals die Holländer thaten. Der Graben kann gleich unter Wasser gesetzt werden: und die Besatzung ist hinlänglich, die Werke zu vertheidigen. Der bey derselben liegende Flecken ist gut bewohnt, und zwar meistens von Personen, die mit der Flotte zu thun haben, oder daran arbeiten. Das hiesige königl. Werft ist ansehnlich, und wird immer wichtiger. Wenn den Schiffen etwas zustößt, und sie eilig wieder hergestellt werden müssen, so bessert man sie auf den hiesigen Docken aus. Sonst wurden zu Sheerneß nur Fregatten und Jachten gebauet, seit einigen Jahren aber hat man die Werfte erweitert, und in einen solchen Stand gesetzt, daß man jetzt auch große Linienschiffe bauen kann. Die Vorrathshäuser mit Bedürfnissen für die Flotte sind mit allem versehen, und es halten sich immer einige Offiziers von der Artillerie hier auf, um die Schiffe, wenn etwas verlangt wird, gleich damit zu versorgen. Es liegen immer einige alte unbrauchbare Kriegsschiffe hier, worauf viele Familien der Arbeiter auf dem Werfte wohnen.

Die Insel Shepey, worauf Sheerneß steht, hat ihren Namen von der großen Menge Schaafe, die ihr Boden ernährt, und wird von den beyden Armen der Medway, welche die West- und Ost-Swale heißen, der Themse und dem Meer umflossen. Sie hat ein und zwanzig Meilen im Umfange, gutes Getraide auf der Höhe, aber wenig Holz, und Mangel an gutem Wasser, weil die Quellen meist sumpfig sind; sonst machte man hier Eisen, Vitriol und Schwefel. Die vielen auf der Insel zerstreuten Begräbnißhügel sind, der gemeinen Sage nach, zum Andenken der Anführer von den Dänen errichtet, welche diese Gegend oft besucht und verheert haben. In dem salzigten Marschboden wachsen viele merkwürdige Meerpflanzen, welche die Liebhaber der Kräuterkunde mitten im Sommer, da die meisten blühen, hierher locken. Man findet auch allerley Versteinerungen, insonderheit schöne versteinerte und verkieste Fische; und der sogenannte Ludus Helmontii ist häufig. Die gewöhnliche Ueberfahrt von dem festen Lande nach der Insel ist in der Gegend von Sittingbourn bey Kings Ferry, wo ein Strick von 140 Klaftern queer über den Fluß gespannt ist, an welchem das Boot mit der Hand hinüber gezogen wird. Die Passagiers geben nichts, weil die Insel Shepey das Boot unterhält.

Der vornehmste Ort auf der Insel ist Queenborough. Eduard III. gab ihm diesen Namen seiner Gemalin zu Ehren. Von dem ehemaligen Kastell, das zur Vertheidigung der Medway diente, und angesehene Männer zu Kommendanten hatte, sieht man nichts mehr als den Graben, und einen tiefen Brunnen. Daß dieses Städtchen damals wichtig gewesen, erhellet daraus, daß es zwey Glieder zum Parliamente schickt; jetzt ist es ein elendes Fischer-

Fischernest, dessen Bürger Bierschenken und Austerfänger sind. Ihr vornehmster Handel besteht darin, daß sie bey Parliamentswahlen ihre Stimmen verkaufen. Eine schändliche Gewohnheit, die nur gar zu sehr auch bey angesehenen Städten eingerissen ist.

Gegen Queenborough über heißt die Rhede Blakstake, welche deswegen zu merken ist, weil hier die Kriegsschiffe liegen: und die etwas weiter entfernte Stangatebucht ist vermöge einer Parliamentsacte der Ort, wo die Schiffe, welche von bedenklichen Orten herkommen, Quarantäne halten müssen.

Wer von Chatham aus Sheerneß und die Insel Shepey besehen will, kann sich hernach von da über die Ostswale setzen lassen, um über Milton wieder auf die Straße nach Canterbury zu kommen, oder den Weg gleich von Rochester aus darüber zu nehmen. Man kommt alsdann zuerst an Rainham, wo man in der Kirche verschiedene Grabmale der Familie des Grafen von Thanet sieht. Der hohe Thurm dient den Schiffern in der See zum Kennzeichen.

Milton, welches eigentlich Midleton heißen sollte, und mit dem bey Gravesand angeführten Orte gleiches Namens nicht zu verwechseln ist, hat eine so tiefe Lage, daß man es weder zu Wasser noch zu Lande sieht, und gleichwohl ist es ein ziemlich großes Städtchen, das wöchentlich einen Getraidemarkt hat. Die in der Nachbarschaft gefangenen Austern hält man für die besten in Kent. Die Kentischen Könige hatten hier vormals einen Palast. Der Ort wird von einem jährlich gewählten, und nach der alten Sächsischen Mundart sogenannten Portreve regiert.

Bey Sittingbourn kommt man wieder auf die große Heerstraße nach Canterbury und Dover. Die starke Durchreise macht diesen Ort sehr lebhaft. Er ist voll von Wirthshäusern. Bey diesem Flecken liegen die Ruinen des Kastells Ruff, und gegen über die von dem Kastell Bayford, welche König Alfred beyde erbaute, als er die Dänen verfolgte. Wie König Heinrich V. 1420 von seinem glorreichen Zuge aus Frankreich zurückkam, bewirthete ein gewisser Norwood ihn mit seinem ganzen Gefolge in Sittingbourn, im Gasthause zum rothen Löwen, auf eine nach damaligen Zeiten prächtige Weise, und gleichwohl belief sich der Aufwand an Wein nicht über neun Schillinge und neun Pfennige, und das Nößel Wein kostete einen Pfennig.

Ohngefähr auf dem halben Wege von hier nach Canterbury liegt Feversham, ein nahrhaftes Städtchen, an einer bequemen Bucht zur Ausfuhr der Produkte der benachbarten Gegend, welche eine der besten von Kent ist. Es wird hier auch viel Schleichhandel getrieben. Weil die Swale fischreich ist, so wird von Feversham und Milton eine Menge Fische und Austern nach dem Fischmarkt zu Billingsgate in London geschaft. Die Austern werden wegen ihrer Größe und des guten Geschmacks sehr geschätzt, und auch in großer Quantität nach Holland geschaft. Die seit den Zeiten der Elisabet angelegten Pulvermühlen hat die Regierung vor einigen Jahren an sich gebracht. König Stephan gründete 1147 zu Feversham ein Kloster, darin er auch mit seiner Familie begraben ward; wie man dasselbe aber bey der Reformation aufhub, verkaufte man den bleyernen Sarg, und warf die Gebeine des Königs in die Themse. Als König Jacob II. nach Frankreich entwischen wollte, strandete seine Barke gegen Feversham

aber

aber bey Shellneß, auf der Insel Shepey. Einige Fischer erkannten ihn, und brachten ihn gefangen nach gedachter Stadt, wo er von dem Pöbel übel behandelt ward, bis einige von dem benachbarten Adel herbey eilten, die ihn in Schutz nahmen, bis der Prinz von Oranien Kutschen und eine Garde schickte, die ihn sicher nach London brachten. Feversham giebt der Familie Duncombe den Titel Lord.

Die Fischer aus Feversham und der umliegenden Gegend haben gute Verordnungen unter sich, z. B. daß sie keinen unbeweibten in ihre Zunft aufnehmen, daß sie nur zu gewissen Zeiten, und allemal nur eine gewisse Quantität Austern nach der Stadt bringen.

Bey Feversham verdienen ein Paar Landsitze bemerkt zu werden, der eine Lees Court gehört dem Lord Sondes, der andere Nash Court der Familie Hawkins. Letzterer hat insonderheit schöne Pflanzungen.

Ehe wir Canterbury besuchen, wollen wir den innern Strich der Landschaft Kent mitnehmen, um hernach von dort aus die Reise an den Küsten herum fortzusetzen. Wir gehen zu dem Ende nach der Medway zurück, und besehen zuerst die daran liegende alte Stadt Maidstone, welche zehn Meilen von Rochester entfernt ist. Sie ist volkreich, wohl gebaut und nahrhaft, weil Schiffe von funfzig bis sechzig Tonnen, mit der bis hierher steigenden Fluth, an die schöne über die Medway gehende Brücke kommen können. Diese Stadt ist der vornehmste Markt von Kent, und liefert mehr Sachen nach London als irgend eine Stadt in England. Die vornehmsten Artikel sind: die grossen Kentischen Ochsen aus den Wäldern von

Kent (the Weald of Kent); das eben daher kommende viele Bauholz für die königl. Werfte zu Chatham, eine große Quantität Getraide, Hopfen, Kirschen und Aepfel; eine Art dauerhafter Pflastersteine, Kentisch Rags genannt, die zehn Zoll ins Gevierte groß sind, und zum Pflastern der Höfe dienen; ein sehr feiner weißer Sand, der theils zum Streusand gebraucht, vornämlich aber in den Glashütten und zum Flintglas und zu Spiegelgläsern geschmolzen wird.

Maidstone liefert viel von Flachs gesponnenes Garn. Sonst hat diese Landschaft nicht viel Manufakturen, seitdem die um Maidstone vormals befindlichen Tuchmacher sich ganz verloren haben. Die Pfarrkirche gehört dem Erzbischof von Canterbury, welcher hier sonst auch einen Palast, der jetzt dem Lord Romney zuständig ist, besaß. Das Gebäude ist in Gothischem Geschmack, aber in seiner Art gut. Maidstone war ehemals eine Römische Station, welche Vagniacä oder Madviacä hieß. Die Stadt schickt zween Deputirte zum Parliament. Die Wahl der Repräsentanten von der ganzen Landschaft und die Gerichte (Assizes) sind ebenfalls hier. Das Gefängniß der Landschaft ist reinlich und geräumig. Eigenschaften, die man in England meistens vergebens sucht, und die gleichwohl der Menschlichkeit so gemäß sind.

Die von Chatham an beschriebenen marschigten Gegenden von Kent sind nicht die gesundesten, und werden meistens von Fischern, Seeleuten und solchen Handwerkern, die mit dem Schiffbau zu thun haben, imgleichen von Landwirthen bewohnt. Man trift hier wenig begüterte Landbesitzer und Adeliche an. Sobald man aber von Rochester an den Lauf der Medway aufwärts verfolgt, oder

oder von Milton aus die Hügel von Hollingbourn herabfährt, kommt man in die fruchtbaren stark angebaueten Gegenden, wo das Land mit Dörfern und schönen Landsitzen gleichsam besäet ist. Insonderheit trift man viele schöne Landgüter an, wenn man auf der Nordseite von Medway von Aylesford, dem Sitze des Grafen dieses Namens anfängt, und bis Eastwell bey Ashford, dem Sitze des verstorbenen Grafen von Winchelsea, südostwärts von Maidstone reiset.

Westwärts von Maidstone bey dem Städtchen Malling ist ein Landsitz des Lords Despenser in Ansehung der Architektur merkwürdig. Der Ort heißt Mereworth Castle; das Gebäude hat Campbell angegeben, und ist eine Nachahmung von einem Italiänischen des berühmten Palladio. Jede von den vier Seiten hält acht und achzig Fuß, und hat einen auf Ionischen Säulen ruhenden Giebel oder Fronton. In der Mitte erhebt sich eine schöne Kuppel, die nach Italiänischer Art doppelt ist; die innere dient zum Gewölbe des großen Saals, und hat sechs und dreyßig Fuß im Durchmesser; die äußere ist mit Bley gedeckt; zwischen beyden sind vier und zwanzig Feuermauern bis zur Laterne hinausgeführt. Allein, so gut diese Kuppel sich auch von außen dem Auge darstellt, so haben die Kamine doch die Unbequemlichkeit, daß sie rauchen.

Bey dem obgedachten Flecken Aylesford sieht man ein merkwürdiges Alterthum, nämlich vier große Steine, wovon zween aufgerichtet stehen, der dritte ist hinten angelehnt, und der vierte liegt oben darüber, wie Stonehenge, wovon wir an seinem Orte reden. Die Seite gegen

gegen Osten ist jetzt offen, und war vielleicht vormals verschlossen, weil etwa siebzig Ellen davon ein eben so großer Stein von gleicher Art liegt. Das gemeine Volk nennt dies Kettscotyhouse, welches so viel als Catigerns Haus heißen soll. Man glaubt, dieses Grab sey dem Brittischen Feldherrn Catigern, einem Bruder des Vortigern, errichtet worden, als er in der Schlacht wider die Sachsen geblieben, welche hier unter Anführung des Horsa eine große Niederlage erlitten. Horsa ward auch erschlagen, und in dem benachbarten Flecken Horsted begraben.

Von Maidstone kann man über den kleinen Flecken Leeham, bey dem das Flüßchen Lee entspringt, nach Canterbury reisen. Wir versparen die Nachrichten von dieser Stadt und dem übrigen Theil von Kent bis in den folgenden Brief.

IV.

Bemerkungen über Portugal in Briefen.

(Bemerkungen über Marokko ꝛc. Leipz. 1790.)

Wir reisten aus Galicien nach Portugal. Von diesem Lande werd' ich wahrscheinlich nicht viel sagen können, was Ihnen, mein Freund, neu seyn dürfte, da viele von unsern Landsleuten durch unser Bündniß und unsern Handelsverkehr mit diesem Reiche es ziemlich genau kennen gelernt haben,

haben, und Sie in London Personen finden werden, die Ihnen von diesem Lande bessere Nachrichten geben können, als ich. Ich werde mich daher blos auf einige allgemeine Bemerkungen und Betrachtungen, so wie sie sich mir darbieten, einschränken.

Uebertriebene Spanische Vorsicht zwang uns, eher, als wirs Willens waren, abzureisen, und auf den beschwerlichsten Fußsteigen, über Gebirge, bald auf Tragsesseln, bald auf Karren, einen Umweg zu nehmen, und in den elendesten Hütten zu übernachten, wo oft nicht einmal Stroh zur Streu zu haben war.

Die Ausländer sind im Spanischen Dienste strenger und übertriebener getreu, als die Eingebornen selbst. Man hat die Bemerkung gemacht, daß Renegaten die größten Eiferer sind. Unter einer Nation, die nur einigermaßen civilisirt seyn will, ists kaum möglich, mit mehr Grobheit und Fühllosigkeit behandelt zu werden, als uns von einem solchen Herrn, einem gebornen Irländer, der zufällig in St. Jago Kommendant war, begegnet wurde. Wir habens ihm aber großen Dank, denn sein Betragen ist Ursache gewesen, daß wir unsre Augen an den vielen reizenden Scenen haben weiden können, woran die Gebirge in Gallicien und in Nordportugal so reich sind. Diese Gebirge werden häufig von engen Thälern, kleinen reissenden Flüssen, und mannigfaltigen Gehölzen durchschnitten, und Bauerhütten liegen zerstreut darauf umher. Auf der geradern Straße näher nach der Küste zu, die ich auf meiner ersten Reise gereiset bin, trift man verschiedene ziemlich geräumige und fruchtbare Thäler an, als bey Padron, Pontivedra, Tuy 2c. Wo man auf der Karte von diesem Lande einen Fluß sieht, da darf man nur glauben, daß auch ein Thal voller Schönheiten liegt.

An der Küste trafen wir verschiedene von den armen zerlumpten Fischern an, die vormals Bauern gewesen waren, sich aber gezwungen gesehen hatten, ihre angebauten Aecker und Felder, ob sie gleich ihr Eigenthum waren, zu verlassen, weil sie sahen, daß sie sichs für niemand sauer werden ließen, als für den König, den Pfarrer und das Kloster. Schließen Sie hieraus, mein Freund, auf den Zustand des Ackerbaues, des Eigenthums, der Kirche rc. in diesem Lande.

Vigo. Die See liegt hier weit ins Land hinein, und bildet einen herrlichen Hafen, der sich leicht noch sehr verbessern ließe. Weil der Ort Portugal nahe liegt, so hat die Spanische Regierung immer Bedenken getragen, ihn zu einem königl. Hafen zu machen. Hierbey fallen mir jene Juden ein, aus denen die Türken einsmals ein Korps zum Kriegsdienst aufrichteten; als sie nun marschfertig waren, baten sie, man möchte ihnen eine Wache geben, die sie vor dem Pöbel schützte; denn viel mehr Ehre hat die Spanische Regierung von ihrer Bedenklichkeit wohl nicht, als meine Juden von der ihrigen. Spanien würde sich durch Entfernung und Verwüstung vielleicht auch gern schützen, wenns nur könnte. Die übertriebene Vorsicht seines Kabinets hat es nicht selten zu gewöhnlichen politischen Thorheiten, und zuweilen sogar zur Grausamkeit verleitet. Läge dieses Reich mitten auf dem festen Lande, vielleicht hätt' es — gleich einigen großen barbarischen Staaten — alle um dasselbe herum liegende Länder zu seiner Schutzwehr verheert. Derselbe Beweggrund wird in Portugal als die Ursache angeführt, warum man keine Heerstraßen anlegt. Der Mangel an Kriegswissenschaft und Kriegszucht ist immer die Quelle der Furcht, und thörigter oder unschicklicher

sicher Vorsicht, wie bey jenem Vogel, der sich sicher glaubt, wenn er nur seinen Kopf versteckt hat. So wie die Kriegskunst sank, krochen die Menschen, wenns zu Felde ging, in Panzer, um darin zu ersticken, oder sie sperrten sich in unzugängliche Felsen und Burgen ein, um darin zu verhungern. Die Nationen haben diese Unwissenheit mit ihren Panzern noch nicht von sich geworfen. Nur wenige scheinen es bis jetzt einzusehen, daß Nationalstärke in einer thätigen und beweglichen Macht besteht, und daß der sicherste Vertheidigungszustand der ist, wenn man sich stets zum Angrif bereit hält. Der Uebergang vom Aufsitz der Lehnsmänner zur Zeit des Feudalsystems, zur Einführung der stehenden Armeen, war langsam und wurde verkehrt angefangen. Man ging von der ersten Art Krieg zu führen ab, ehe man mit der andern zu Stande war. Daher war eine Zeitlang nichts als Verwirrung, und Unkunde richtiger Kriegsgrundsätze.

Wenn man auf der vorgedachten Straße aus Spanien nach Portugal kömmt, so scheint letzteres Land, wenigstens in diesen nördlichen Gegenden, den Vorzug zu haben. Andre Reisende aber, die den Weg von Madrit nach Lissabon nehmen, hegen, wie ich bemerke, bey Vergleichung dieser beyden Nationen, keine so günstige Meinung von den Portugiesen; allein auf diesem Wege kommen sie durch Alentejo, und einige der unfruchtbarsten Gegenden dieses Königreichs. Hier bemerkt man gleich große Betriebsamkeit und größern Ueberfluß als in Spanien. Der Landmann, der Viehstand, der Ackerbau, die Märkte, sind hier in besserer Verfassung: man trift einige Umzäunungen, auch Kalk und andre Düngung an: die Zimmerleute, und andre nothwendige Handwerker,

sind geschickter: auch in Wäsche, Lederwerk, Hüten, Kleidung, bemerkt man an Feiertagen mehr Wohlhabenheit und Reinlichkeit; doch findet man letztere nicht in ihren Wohnungen, denn in diesen sieht es eben so unsauber und liederlich aus, als in den Spaniern ihren, und vielleicht noch viel unreinlicher. Ganz besonders unbekümmert ist der Portugiese um sein Bette. Er ist, mehr noch als der Spanier, gewohnt, den nächsten besten Platz zur Schlafstelle zu wählen. Para ellos, to da la calle est cama.

Man bemerkt auch in Portugal mehr ländlichen Geschmack und Landhäuser, mehr Geschicklichkeit und Aemsigkeit in Leitung des Wassers, und in Anlegung und Bestellung ihrer Ländereyen. Dieser Geschmack und diese Verbesserungsart scheinen schon lange eingeführt, und vordem noch besser als jetzt gewesen zu seyn, denn es zeigen sich noch Spuren voriger Wissenschaft, von der sich noch einige in der Ausübung erhalten haben. Die Geschichte dieser Nation führt die Ursachen davon an.

Zu der Zeit, da die Portugiesen die großen Entdeckungen in Osten machten, und dort wichtige Kolonien gründeten, da waren sie eine gelehrte und unternehmende Nation, welche die ersten philosophischen Könige, so die Welt seit langen Zeiten gehabt hatte, zu Führern hatte; und wahrscheinlich trugen sie durch Beförderung mathematischer und nautischer Kenntnisse, und durch Ermunterung des Erforschungs- und Entdeckungsgeistes, der sich von ihnen über ganz Europa verbreitete, mehr zur Beförderung des Wohls der Menschheit bey, als andere Fürsten neuerer Zeit. Aus vielen ihrer Unternehmungen und Einrichtungen, und aus dem Geiste, womit Prinz Heinrich seine Akademie auf dem Kap St. Vincent im Angesicht des

Oceans,

Oceans, den er zum Gegenstand seiner Erforschung zu machen gedachte, stiftete, leuchten viel Kenntnisse und gesunde Vernunft hervor. Die Einrichtungen, welche sie damals mit dem Gelde und mit Maaß und Gewicht trafen, zeugen von mehr Einsicht in richtige Grundsätze, als man noch bey keiner andern Regierung bemerkt hat. Sie stellten — wie wir es jetzt machen — mancherley Untersuchungen und Versuche an, um ein allgemeines Richtmaaß (Standard measure) zu entdecken, und hierin folgten sie sehr weislich den Griechen und Römern.

Die Künste halten immer gleichen Schritt mit einander, und man sieht, daß der Ackerbau damals mit den andern Künsten zugleich blühete. An vielen Orten hier haben die Leute noch die Gewohnheit, das Wasser lange Strecken längst den Seiten der Berge hinzuleiten, und damit die tiefer liegenden Gegenden weit und breit zu wässern, oder es auch wohl zuweilen in einen Garten oder auf ein Landgut zu leiten. Dieses Verfahren, und ihre frühern Methoden, das Wasser in die Städte zu leiten, zeugen von hydrostatischen Kenntnissen, und von Kunde der Mathematik, davon man viel später in keinem Lande öffentliche Beweise findet. Man trift auch hier noch Ueberreste von Landsitzen und Spuren von Verbesserungen an, die hinreichend zeigen, daß der Adel damals am Landleben Geschmack fand, und daß er nützliche Künste und Wohlstand um sich her ermunterte.

Die Wasserfinder machen in diesem Lande ein besonderes Gewerbe oder Handwerk daraus. Sie wollen höhere Gaben oder Naturtriebe besitzen, und geben sich für eine eigne Menschenart an, und wissen durch allerhand Gaukeleyen ihrem Gewerbe ein sehr geheimnißvolles Ansehen zu geben. Durch eine genaue Aufmerksamkeit auf natürliche

Anzeigen, wie z. B. die Gestalt und das Absenken des Erdbodens, die Beschaffenheit der Vegetation, die sichtliche Ausdünstung u. s. w. ließen sich, glaub' ich, ziemlich gewiß die Stellen bestimmen, wo man nach Wasser graben müßte.

Dieses kleine Königreich hat zwey sehr wichtige Vortheile: der eine besteht in der Nationalstärke desselben, und beruht auf seiner Landgrenze; der andre ist die Lage seiner Seeküste, und gründet sich auf seinen Handel. Erstere läßt sich mit einiger Geschicklichkeit und Aufmerksamkeit vertheidigen; sie ist aber von der Natur nicht so befestiget, daß ihre Vertheidiger schlafen könnten; letztere scheint durch ihre Lage, ihre Schönheiten, ihre Häfen und Erzeugnisse, die ganze Welt einzuladen, mit ihr Handel zu treiben.

Ich war erst Willens, die kurze Nachricht, die ich Ihnen, mein Freund, von diesem Lande zugedacht habe, mit einer allemeinen Beschreibung seiner Gestalt oder Form anzufangen, allein ich finde die Sache schwerer, als ich mir sie vorstellte.

Ich glaube, ich habe in einem meiner vorigen Briefe an Sie gesagt, daß mir die Küste dieser ganzen Halbinsel wie eine Tresse vorkäme, womit ein alter Rock eingefaßt ist, und dies ist wohl derselbe Fall mit Afrika, Arabien und allen Halbinseln und festen Ländern unsrer Erdkugel. Die Portugiesische Küste vom Kap Finisterre an bis zum Kap St. Vincent, ist ein sehr gutes und das vorzüglichste Stück von dieser Tresse Ein Blick auf die Karte wird Sie, mein Freund, von der Wichtigkeit ihrer geographischen Lage überzeugen. Sie wird vom großen Weltmeere, das von den Schiffen aller Nationen befahren wird, ungehindert bespület, und die vornehmsten Flüsse dieser Halbinsel durchströmen sie in ansehnlichen Strecken, bis sie sich auf ihr ins

gedachte

gedachte Meer stürzen. Die an den Ufern dieser Flüsse liegenden Landstriche sind ungemein fruchtbar und angenehm, und ganz von den Ebenen in Spanien, welche diese Ströme, dem Anscheine nach, ohne Wirkung bewässern, verschieden; in Portugal hingegen befruchten und verschönern diese Flüsse die Gebirge, und vielleicht ließe sich beydes noch viel besser von ihnen erhalten. Gegen Süden ändert sich dieses Land in größere Stücke ab, davon mehrere sandig und unfruchtbar sind. Alentejo scheint größtentheils eine Fortsetzung der großen Ebene von Estremadura oder Guadiana in Spanien zu seyn, wodurch der rauhe Anblick, und die Gebirge ihrer Grenze, etwas unterbrochen werden; aber Sierra Morena erhebt sich gleich wieder in andrer Richtung, endigt sich ins Kap St. Vincent, und der Fuß und die Thäler dieses Gebirges bilden das reizende Ländchen Algarbien. Bemerken Sie, liebster Freund, wie der Guadiana, indem er sich bey Badajos schnell links wendet, sich durch die Bergreihe von Sierra Morena in unermeßlich hohen und steilen Ufern durchzuarbeiten scheint. Liefe er gerade nach der See zu, etwan südwärts von St. Ubal, — wie man der Natur nach erwarten sollte, wenn man seinen Lauf bis Badajos verfolgt; — so würde er den großen dürren Ebenen von Alentejo vielleicht Nutzen schaffen können.

In dieser Halbinsel scheint es unter gleicher Breite verschiedene Himmelsstriche zu geben. Dies ist auf unsrer Erdkugel oft so. Die großen Ebenen in Spanien, und die Berge und Thäler in Portugal weichen, — ob sie gleich unter einerley Parallelkreis liegen — im Erdreich, in Pflanzen, Thieren, und den allgemeinen Karakteren des thierischen Lebens, stark von einander ab. In

Hindostan, Südamerika &c. bemerkt man dies noch stärker. Man kann von den Gebirgen in Portugal behaupten, daß sie erst durch ihr Ansteigen, und hernach durch ihr allmähliges Absenken und Verlaufen bis zum Atlantischen Meere hin, das Land bilden, und zu gleicher Zeit es von Spanien scheiden, und gegen dasselbe decken. Wenn Sie, bester Freund, sich ein wenig mit der Naturgeschichte abgeben, so bekümmern Sie sich blos ums Wesentlichste und Wichtigste, und überlassen Sie das Unbedeutende andern. Ich wünschte, Sie fingen mit Behandlung jedes Gegenstandes damit an, daß Sie ihn, wie Euklid, nach allgemeinen Grundsätzen synthetisch betrachteten. Einige von unsern Landsleuten affektiren, den Büffon zu verachten, allein mir gefällt sowohl seine Methode, als seine Ideen.

Durch die Messungen mit Barometern darf man nun hoffen, die relativen Höhen entfernter Länder, wenn daran gelegen ist, bestimmen zu können. Auf General Elliots Verlangen hab' ich einige Höhen von Gibraltar mittelst Ramsdenscher Reisebarometer gemessen, und ich glaube, daß dieses Verfahren so einzurichten ist, daß es der Absicht meistens gut entspricht, wenn man des Obristen Roy's Berichtigung dabey zu Hülfe nimmt, und auch diese würde sich noch verbessern lassen, wenn die Wärme dabey in Anschlag gebracht würde. So halt ich z. B. dafür, man würde finden, daß die Ebenen von Kastilien viel höher über der See, und den Ebenen von Frankreich liegen, als gemeiniglich geglaubt wird. Die Ebene von Granada ist von einer beträchtlichen Höhe, wie auch der Augenschein lehrt, und wäre leicht zu messen. Wenn ich die Länge des Laufs und den Fall des Douro hier erwäge,

und

und bedenke, daß das Wasser, welches jetzt unter meinem Fenster vorbey fließt, vielleicht hinter Burgos, Soria oder Avila herkömmt, und daß, nach vielen Windungen und schnellen Laufen, er über 200 Leagues *) zurückgelegt hat; so muß ich — wenn ich auch nur annehme, daß sein Fall jede League zehn Fuß beträgt — den großen Ebenen von Alt-Kastilien eine Höhe von zwey tausend Fuß geben. Diese ihre große Höhe und die Beschaffenheit des Erdbodens und der Erdschichten, gehören vielleicht mit zu den Ursachen ihrer Dürre.

Viele von den Thälern in Portugal sind im hohen Grade, und bis zum Uebermaaß fruchtbar, und doch halt' ich die Produkte dieses, so wie verschiedener anderer wärmern Länder, nicht für so kräftig und nahrhaft, als sie's zu seyn scheinen, und ich glaube, daß sie — die Weintrauben und Pomeranzen ausgenommen — von außen besser aussehen, als sie's innerlich seyn. Sie schmecken mir oft wässerig und unschmackhaft, und es scheint, als wären sie nicht genugsam gekocht, und als würden sie von Sonne und Wasser vor der Zeit, und ohne natürliche Kultur, zur Reife getrieben.

Was man hier beym Pflanzenreiche wahrnimmt, so etwas Aehnliches bemerkt man, meines Dünkens, hier auch beym Thierreiche. Die Portugiesen sind zwar häufig von gutem stamhaften Bau, und einem thätigen Ansehen, und sie besitzen als Männer und Soldaten viele andre gute Eigenschaften; allein wenige von ihnen können starke und anhaltende Anstrengungen von Stärke, Entschlossenheit und Ausharren, lange aushalten. In ihrem

*) Eine League ist drey Englische Meilen.

Charakter ist so eine gewisse weibliche Unbeständigkeit, Schwäche und Empfindbarkeit, die sie zu plötzlichen Ausbrüchen der Leidenschaft fähiger macht, als zu anhaltenden Fertigkeiten. Sie haben einen eignen Hang zur Liebe und Andacht, und mehr Empfindsamkeit als Weisheit; — pocos y locos pflegen die Spanier von ihnen zu sagen, — und gleichen in vielen Stücken den Franzosen, von den Spaniern hingegen weichen sie gar sehr ab; und ich glaube, wir vermengen diese beyden mit einander benachbarten Nationen, und machen uns von beyden einen Charakter, der auf keine von beyden paßt.

Einerley Regierungsform und Religion, Aehnlichkeit in Sitten und Meinungen, können vielleicht in den Augen der Fremden diese scheinbare Gleichheit zwischen diesen beyden Nationen erzeugt haben; bey näherer Untersuchung aber findet sich, daß sie beyde ganz offenbar von verschiedenem Menschenstamme und Charakter sind.

Der Portugiese ist von Natur das geschmeidigste und höflichste Geschöpf auf Gottes Erdboden; der Spanier hingegen das unbiegsamste. Der eine scheint durch eine Art von flüchtigem weibischem Geiste der Empfindbarkeit, und der andre durch einen von männlicher, gesetzter, hartnäckiger und entschlossener Art, in Bewegung gesetzt zu werden. Der eine ist willig, gehorsam, muy rendido hasta territirse; sein Betragen, seine Sprache, sind höchst gefühlvoll und carinosa, er will gefallen, er ist ziemlich willig zu lernen, und Eindrücke zu empfangen, und läßt aus sich machen, was man will; dagegen ist er auch wieder eben so sorglos, träge, schwach, veränderlich und abergläubig, und vergißt eine Sache geschwinder, als er sie lernt.

Der

Der Spanier hingegen bleibt seinem stolzen, unbiegsamen, faulen, aber männlichen, Charakter stets getreu; er ist nicht leicht für andre Eindrücke empfänglich, als für seine eignen, oder läßt sich durch andre Beweggründe leiten, als seine eignen; Religion und Treue gegen seinen Beherrscher haben ihn zum Sklaven gemacht, wozu er durch andre Mittel sich so leicht nicht würde haben machen lassen; seine hohe Empfindbarkeit und fester Charakter, können ihn leicht zur Rachsucht und Grausamkeit verleiten; und seine starken Nerven und beharrlicher Muth, machen ihn zu verzweifelten Unternehmungen und Eroberungen geschickt.

Da aber solche Eigenschaften heut zu Tage zum Charakter eines Soldaten nicht hauptsächlich erfordert werden, und sich mit der Subordination und Thätigkeit, welche die jetzige Kriegszucht verlangt, nicht vertragen; so möcht' ich doch lieber Portugiesen als Spanier zu Soldaten haben. Wir haben nur erst neuerdings gesehen, was ein großer Feldherr zu thun vermag. Der Graf von der Lippe richtete eine sehr gute kleine Armee von diesem Volke in kurzerer Zeit auf, als vielleicht beynahe unter keiner Nation möglich gewesen wäre. Wird sie aber nur im mindesten vernachläßigt werden, so werden sich auch bald alle gute Einrichtungen und alle Mannszucht bey ihr verlieren, und sie in die, den Portugiesen eigene, Faulheit und Unthätigkeit wieder zurücksinken, wozu es auch bereits wieder gar sehr den Anschein hat. Die Nation wird durch falsche Staatskunst und Religion schon wieder eingeschläfert. Alles scheint jetzt vernachläßigt zu werden, nur nichts, was die Kirche angeht. Die übertrieben frommen Beherrscher unterhalten ihr Volk mit nichts als geistlichen Aufzügen, und mit Bauen von Kirchen und Klöstern, die Armee, die Besatzungen und

die

die Flotte aber werden ganz vernachläßigt, und die Hälfte der Offizierstellen ist unbesetzt. Wenn man diese Maaßregeln so verfolgt, so wird Portugal nicht lange mehr zum Kriege tauglich bleiben, und folglich nicht lange mehr eine Nation seyn.

In jedem Lande läßt sich etwas Wichtiges lernen. Den Ideen nachzuspüren, die der große General, der Graf von der Lippe, hatte; zu bemerken, was er zur Vertheidigung dieses Landes that, und zu thun im Sinn hatte, muß für einen Offizier eine der lehrreichsten Beschäftigungen seyn. Besonders muß er etwas, das der Graf hat befestigen lassen, besehen, und alle seine vortreflichen Angaben bey den Festungswerken und bey der Artillerie, die gedeckten Strichlinien, die Brustwehren, die Laffetten, die Methode, Pulver zu machen, die Art, wie Gewalt und Raum benutzt sind, kurz, alle seine vortreflichen Gedanken in beynahe allem und jedem, was zum Kriegswesen gehört, aufsuchen, und dann sich mit seinem Plan, die Grenze zu vertheidigen und Spanien anzugreifen, bekannt machen.

Unter der Staatsverwaltung des verstorbenen Ministers Pombal, hatte diese kleine Nation, bey allen Fehlern und Grausamkeiten dieses Staatsmannes, in der That angefangen, einige wichtige Fortschritte zu machen, sich empor zu arbeiten, und wieder ein gewisses Gewicht in der Waagschaale von Europa zu erlangen. Der Grund hiervon lag hauptsächlich in der engen Verbindung mit England, und in ihrer Feindschaft mit Spanien. Allein beyde gleich wichtige Beweggründe zu Nationalanstrengung fangen, wie zu befürchten ist, schon wieder an, ihre Kraft zu verlieren, und es kann wahrscheinlich keiner übrig bleiben, der kräftig genug wäre, diese Nation in Thätigkeit zu erhalten, und zu verhin-

verhindern, daß ein Gebäude, das noch so weit von der Vollendung entfernt ist, nicht wieder einstürze. Die dermalige schwache Staatskunst des Lissabonner Hofes, die in geheim sich um die Freundschaft seines natürlichen Feindes bewirbt, wird, aller Wahrscheinlichkeit nach, für dieses Land die schlimmsten Folgen haben. Der Königin-Mutter neulich nach Madrit unternommene Reise, erregt die Besorgniß, Portugal dürfte wieder ein zu Spanien gehöriges Land, und ein Mitverbündeter der Bourbonischen Allianz werden. Dies sind die Folgen unsers unvernünftigen Krieges mit Amerika: alle unsre Allirte werden uns verlassen, weil sie der Meinung sind, daß wir unvermeidlich sinken müssen, so wie Amerika sich emporschwingen wird. Diese Betrachtungen — und außerdem noch Familienursachen — könnten die kluge alte Königin wohl bewegen, den Don Carlos zum Vormund dieses Reichs zu bestellen. Ob dies nun gleich dem Anscheine nach klug gehandelt zu seyn scheinen dürfte, so wird die Zeit doch lehren, daß es nichts als eine übereilte, furchtsame, weibische Staatskunst seyn konnte, die der Königin zu diesem Schritte rieth, und daß sich so was zu eines Pombals oder Pitts Zeit nicht würde zugetragen haben. Wenn aber auch Portugal dereinst Spanien wieder einverleibt werden sollte, so wird letzteres Reich, — das, um gut regiert zu werden, ohnehin schon zu groß ist — doch durch diese Erwerbung weder an Macht noch Vortheil sonderlich viel gewinnen. Und da andre Mächte zu einer solchen Staatsveränderung schwerlich still sitzen werden, so ist ein Krieg unvermeidlich, und dieser ist das einzige Mittel, Portugal zu retten, dafern es sein Kriegswesen in einer nur einigermaßen leidlichen Verfassung erhält; allein man wird schon sehen, daß Spanien sich seines ganzen geheimen Einflusses bedienen wird, dies zu verhindern. Könnte Spa-

nien

nien seine vormalige Regierungsform wieder erlangen, und alsdann Portugal sich einverleiben; dann könnten aus dieser Zusammenschmelzung für beyde Länder allerdings sehr wichtige Vortheile erwachsen, und die Bewohner dieser Halbinsel könnten sich wieder zu einer sehr großen Nation emporschwingen.

Der Saame der Verbesserung ist in diesem Lande mit dem Saamen der Ueppigkeit zugleich wieder ausgesäet worden; was die Früchte davon seyn werden, bleibt bis jetzt noch zweifelhaft. Die Bedürfnisse der Nation haben sich neuerlich gemehrt, und dadurch ist auch die Nachfrage nach Produkten des Kunstfleißes hin und wieder stärker geworden. Man hat daher auch hier mehr Verbesserungen einzuführen versucht, als in Spanien, und da sie von einem verhältnißmäßigern Umfange sind, so sind sie auch größtentheils besser gelungen. In den nördlichen Provinzen dieser Halbinsel, und in Katalonien, sind die Einwohner am betriebsamsten, und ihre Betriebsamkeit erhält sich bey den vielen Bedrükkungen, weil sie sich nun gewöhnt haben, gut zu leben. Seitdem die Portugiesen angefangen haben, mehr auf schöne Kleider zu halten, und seitdem ihr Stolz vom schwarzen Mantel und der Brille auf der Nase, und von affektirter Heiligkeit und Weisheit, und vom Nichtsthun — obgleich in gewissen Gegenden beyder Reiche dergleichen Originale noch zu finden sind — auf andre Gegenstände gefallen ist, seitdem sind sie thätiger und fleißiger geworden. Gewisse Arten und Grade des Luxus und des Aufwandes werden unter einem Volke zu einer Quelle der Thätigkeit.

Die Portugiesische Nation ist, wie uns ihre Geschichte lehrt, wegen plötzlicher Veränderungen ohne hinreichenden Vorbedacht, bekannt. Ihre zwey großen Staatsrevolutio-

nen

nen waren beyde schnell und heftig, und eine sowohl als die andre, waren ohne Plan oder Regierungssystem, die erste, da sie das maurische Joch abschüttelten, die andre, da sie sich von Spanien — von deren Erpressungen sie sich noch lange nicht erholen werden — losrissen. Nachdem man sie als die Entdecker und Eroberer des Ostens bewundert hat, sieht man mit Erstaunen, daß sie sich von der ersten Europäischen Macht, die nach ihnen in jedes Land kömmt, besiegen und bezwingen lassen. Ich habe irgendwo die Anekdote gelesen, daß bald nach den gelehrten Zeiten Emanuels jemand gesucht ward, der einen von den Prinzen in der Algebra unterrichten könnte, und daß im ganzen Königreiche niemand zu finden war. Männer wie Pombal und der Graf von der Lippe, konnten sie, wie man sieht, mit einmal wieder zu einer angesehenen Macht umschaffen, und nun muß man schon wieder bemerken, wie sie sehr geschwind wieder so faul, so verderbt und so abergläubig werden, als sie's vormals waren.

Wenn man die Portugiesen im einzelnen beobachtet, so bemerkt man in ihrem Charakter und Betragen mehr, als gewöhnliche Widersprüche, z. B. den schmutzigsten Geiz mit der sorglosesten Faulheit, und Liebe zum Müßiggang und Vergnügen vereinigt. Einander ganz entgegengesetzte Leidenschaften scheinen sie abwechselnd, und schnell aufeinander folgend, zu beherrschen. Sie sind große Kinder, sie unterliegen immer jeder Versuchung, und fassen stets neue Entschlüsse, die sie nie ausführen. Die Schwäche befördert der römisch katholische Aberglaube ganz besonders, und entnervt den menschlichen Charakter, damit er sich von den Pfaffen desto leichter lenken lasse. Auch darin gleichen die Portugiesen den Kindern, daß sie oft so etwas Liebenswürdiges und Einschmeichelndes besitzen. Das schlechte Glück, das

sie in der Politik gemacht haben, ist nicht ihrem Charakter schuld zu geben, sondern, wie gewöhnlich, ihrer positiv schlechten Religion, und ihrer negativ schlechten Regierungsform, oder dem gänzlichen Mangel aller bürgerlichen Verfassung; ja der Charakter der Portugiesen ist vielleicht gerade der, den ein großer Gesetzgeber — wenn's noch einen solchen geben könnte — zu formen sich wünschen würde.

Durch das Beyspiel dieser beyden Nationen sollte man verleitet werden zu glauben, daß, wo die meisten Gesetze sind, da sey die wenigste Gerechtigkeit: so wie neben dem größten Schein von Religion, die wenigste Sittlichkeit im Verhalten bestehen kann. Auch dieses Land ist mit Gesetzen und Rechtsgelehrten, mit unnöthigen und zahlreichen Verordnungen, welche alle zusammen mehr zu verwirren, als auseinander zu setzen scheinen, überladen. Bey jedem, selbst dem geringsten, Geschäft im bürgerlichen Leben, müssen verschiedene Schriften abgefaßt werden, und alle helfen zu nichts. Kaum ein Haus kann ausgebaut, oder ein Grundstück kann in Besitz genommen werden, ohne daß daraus langwierige Prozesse, und zwar mehr als einer, entstehen sollten. Bey Versteigerung der geringsten Sache müssen Schriften aufgesetzt werden. Dadurch aber wird die Sicherheit des Eigenthums vermindert, und ein langwieriger Prozeß, der durch alle Appellationen und Instanzen durchgefochten ist, kann den Grund zu vielen neuen für die Zukunft geben. Bey der ersten Veränderung des Systems, oder der Freunde bey Hofe, sucht der verlierende Theil seine Ansprüche wieder hervor. Die Gerechtigkeit und Alles, wird bey diesen beyden Nationen durch Impennos erhalten. Hieraus erhellet, daß hier eine dauerhafte Eigenthumssicherheit, oder gewisse Rechtspflege, eben so wenig, als einige beträchtliche Fortschritte in Künsten oder Betriebsam-

keit,

keit, ohne eine freie und dauernde Staatsverfassung, zu erwarten sind.

Wir haben uns hier nach verschiedenen alten Freunden und Bekannten unter der Armee, und auch aus andern Ständen, lauter Männer von Verdiensten und Kenntnissen erkundigt, aber leider! haben wir hören müssen, daß sie beynahe alle der Inquisition in die Hände gerathen sind! Dieses schreckliche Gericht ist, wie's das Ansehen hat, in diesem Reiche wieder gegen wahre Verdienste und Kenntnisse losgelassen worden. Den Männern, die ihre Brüder am wahrscheinlichsten aufklären konnten, ist von dieser Kirche immer am meisten nachgestellt worden. Von der Zeit an, da die römisch katholische Religion ihre völlige inquisitorialische und mönchische Strenge erhalten hat, ist sie den Fortschritten menschlicher Kenntnisse und Verbesserungen schädlicher gewesen, als jeder andrer Aberglaube, der jemals erfunden worden. Diese Religion scheint besser darauf berechnet zu seyn, alle die kleinen Ueberreste von Glückseligkeit zu zerstören, welche politische Tyranney gezwungen seyn konnte zu verschonen, oder verschonen wollte; und nichts hätte erdacht werden können, was geschickter gewesen wäre, die Menschen unfähiger für die Gesellschaft zu machen, sie mehr von einander zu entfernen, und sie gleichgültiger, ja oft feindseliger gegen einander zu machen. Sie will allgemeines Wohlwollen lehren, und in der That macht sie, daß die Menschen einander hassen und verfolgen. —

Die nördlichen Provinzen von Portugal enthalten die arbeitsamsten Inwohner, und die angenehmsten Gegenden. Die Ausfuhre ihrer Leinwand nach Brasilien nimmt mit jedem Jahre zu, ohne daß sie besonders ermuntert würde, oder daß irgend eine große Fabrik angelegt wäre. Die

Verbindung des häuslichen Kunstfleißes und des Handels in Dörfern, der Fabriken mit dem Ackerbau, bringt einem Lande den größten Vortheil, und, wo man sie nur unternommen hat, da ist sie größtentheils vom besten Erfolg gewesen, wie z. B. bey uns in England, in der Schweiz, in Schlesien.

Das Land wechselt mit Gebirgen, einzelnen Bergen, Thälern und Gehölzen — die alle längst den schönen Strömen, dem Minho, Lima und Douro, und andern, die sich in diese ergießen, liegen — aufs herrlichste ab. Die Weinberge, Bäume, und weißen Häuser, machen mit den Felsen und Flüssen eine angenehme Mischung, ich kann mich aber nicht auf Beschreibung einlassen. Die Sandbänke an den Ausflüssen der ebengedachten Flüsse wachsen immerfort an, und verstopfen sie; Kunst und Industrie könnten sie weggeschaft haben, und ein vergrößerter Handel würde bald alle Mühe reichlich vergolten haben. Kein Gegenstand öffentlicher Fürsorge erfordert die anhaltende Aufmerksamkeit einer Nation so sehr als Seehäfen. Hierin und in guten Landstraßen besteht die Hauptgrundlage des Vorzugs kultivirter Nationen vor barbarischen, unwissenden oder unterdrückten. Die weitläuftigen Ebenen von Braga und Guimaraens sind angebaut, gewässert und wohl angepflanzt. Wenn man von den sie umgebenden Gebirgen herabkömmt, bieten die fruchtbaren Felder, die Weingärten, und der üppige Wachsthum der Gewächse, dem Auge die angenehmsten Scenen und Aussichten dar. Von den vortreflichsten Obstbäumen hängen — wie in Italien — die Weinstöcke als Festonen herab.

Aber wie getäuscht fanden wir uns nicht, als wir mitten unter solchem in die Augen fallenden Ueberflusse das thierische Leben in so elenden, und mit dem vegetabilischen

in

in so ungleichem Verhältniß stehenden Zustande fanden! Menschen, groß und klein, Vieh, Alles sieht abgehungert, dürftig, aus. Dies ist, glaub' ich, in der Welt sehr oft der Fall. Die schönsten Länder und die elendesten Inwohner. Der Ursachen kanns verschiedene geben. Nothwendigkeit ist die Mutter aller Anstrengung; nichts geringers als sie, kann uns zu Thätigkeit anspornen. Wo die Natur den Bedürfnissen der Menschen zu leicht abhilft, da benimmt sie ihnen die Kräfte. Spanisches Rohr, Schilf, Kürbse, Palm- und Kokosbäume tragen bey, Trägheit und Dummheit zu erzeugen und fortzupflanzen. Ein kalter Himmelsstrich und Felsengebirge erzwingen oft Betriebsamkeit. Aber unter den mehrsten alten Nationen, wo Unterdrückung meistentheils allmählig zugenommen hat, da nehmen der Staat, die Geistlichkeit und der Gutsherr, dem arbeitenden Unterthan endlich alle seine Erzeugnisse und seinen ganzen Gewinn weg, und lassen ihm nichts als den bloßen Lebensunterhalt: da nun dazu bey uns in England zwey bis dreymal mehr als hier zu Lande erfordert wird, so muß es dem Landmanne gelassen werden; daher hilft einiger Grad von Luxus, Ausgabe, und gutem Leben unter dem Volke, öffentliches Wohl vermehren. Das Vieh armer Leute ist sich, meines Erachtens, fast allerwegen gleich, und beynahe durchgängig van derselben ärmlichen unansehnlichen Art. Eine verbesserte Viehzucht von mannigfaltiger Art kanns nur da geben, wo's reiche Bauern giebt.

Braga ist eine hübsche offene Landstadt. Die Geistlichkeit ist hier so mächtig, wie in St. Jago. Ihr Bon Jesus, oder Kalvarienberg hat eine weitläuftige Anlage, und besteht aus Kapellen, Straßen und Treppen, die einen mit Gehölz bekleideten angenehmen Berg hinanlaufen. Die Ausführung muß sehr viel Mühe und Geld gekostet haben.

Wo der Despotismus keine andre Gewalt übrig gelassen hat, die im Stande ist, große Dinge zu unternehmen, als die Geistlichkeit, da muß das Publikum es ihr Dank wissen, wenn sie den zahlreichen Armen zu thun giebt, sollt' es auch keinen Nutzen bringen; viel größern Dank aber muß das Publikum ihr haben, wenn sie jene bey Werken des Geschmacks gebraucht.

Oporto ist durch seinen jetzigen Gouverneur, Don Juan d'Almada, und durch den Beystand und Rath unsers guten Konsuls, sehr verbessert und verschönert worden. Wo aber so wenig Gemeingeist ist — und viel derselben läßt sich unter einer solchen Regierung wohl eben nicht erwarten — da kann Ein Mann für sein Vaterland nicht viel thun; und die zu öffentlichen großen Unternehmungen erforderlichen Künste und Handwerke sind auch da nicht zu finden. Man weiß hier so wenig, als in Spanien, eigene Stärke zu beurtheilen. Man hat hier angefangen, ein unermeßliches Gebäude, zu einem Spital bestimmt, aufzuführen; es wird aber wahrscheinlich nicht in hundert Jahren, und vielleicht nie, fertig werden. Unser geschickter Car hatte den Riß dazu verfertigt, dieser ist aber nun beynahe ganz zerrissen und verwischt, und unter den Portugiesen giebts niemanden, der im Stande wäre, ihn abzukopiren, oder ohne denselben zu bauen, vielleicht kaum mit demselben. Wo Reichthümer nicht von Wissenschaften, Geschmack und Sicherheit begleitet in ein Land kommen, da können sie ihre natürlichen Wirkungen nicht halb äußern, noch sich in öffentlichen oder Privatunternehmungen oder Verbesserungen zeigen; doch scheint hier der Anblick der umliegenden Gegend fast eine Ausnahme von dem eben Gesagten zu machen; denn der Geschmack unsrer Englischen Kaufleute an Landhäusern und Gärten ist hier, trotz der schlechten Landgüter und der ungeschick-

geschickten Bauleute, herrschend geworden. Und die zwischen den grünen Gehölzen hervorblickenden weißen Häuser tragen in Verbindung mit dem Anblicke, den die Felsen gewähren, sehr glücklich bey, dem Auge viele herrliche Landschaften darzustellen. Andre Unternehmungen aber fodern hier laut die öffentliche Aufmerksamkeit. Mit der Hälfte von dem, was man hier an Kirchen, Klöster, Spitäler verschenkt hat, hätte der Fluß vom Sande gereinigt, und die Fahrt auf demselben verbessert werden können, und Handlung und Betriebsamkeit würden sich dadurch vielleicht verdoppelt haben.

Dem Handel mit Brasilien und dem Wohlstande dieses Landes, könnte eine freye und weise Regierung beynahe jede nur erdenkliche Ausdehnung verschaffen. Es gehen von hier jährlich zwanzig bis dreyßig Schiffe dahin ab, und kommen jedes mit einer Ladung von ohngefähr 10000 Pf. am Werth, meistens in Zucker, von da wieder zurück. Nach den besten Nachrichten, die ich eingezogen habe, kann dieses Land jede Art von Produkten hervorbringen, und jede Verbesserung annehmen, und zwar beydes in einem höhern Grade, als man sich gemeiniglich vorgestellt hat. Der verstorbene Minister übersah einen so großen Gegenstand nicht, und machte, wie gewöhnlich, verschiedene Versuche, davon auch einige gelangen. Er suchte dieser großen Kolonie Gesetze zu geben, verschiedene Einrichtungen bey ihr zu treffen, und sie von den Bedrückungen der Vicekönige zu befreyen; allein die Entfernung, die Bestechungen, und der Verfall, sind für solche unbedeutende Verbesserungsmethoden zu groß. Nichts geringers, als eine freie Regierungsart, so wie sie in einigen von unsern Kolonien eingeführt ist, und eine gänzliche Trennung von Portugal, könnte Brasilien die Glückseligkeit versichern, deren es fähig ist; und wenn wir

zu gleicher Zeit in Portugal eine Regierungsart, ähnlich der unsrigen, einführen könnten; so würden das — wie's scheint — die einzigen Mittel seyn, diese beyden Länder vor der Vernichtung unter der drückenden Last der Spanischen Monarchie zu bewahren.

Der hiesige Weinhandel ist seit den Zeiten unsrer Königin Anna, oder vielleicht noch eher — da andre Weine von dieser Küste, wie z. B. die von Viana und aus Gallicien, beliebt waren — immer in blühendem Zustande und im Zunehmen gewesen. Diese Weine ließen sich vielleicht verbessern, und wieder in Mode bringen; unser Geschmack ist veränderlich. Wie man sagt, werden jährlich 30000 Pipen — die Pipe ohngefähr zu funfzehn Pfund — nach England verschift. Dies beträgt also eine halbe Million, und uns Engländern, die wir diesen Wein trinken, kostet er zum wenigsten eine Million, und eben so viel bezahlen wir vielleicht für andre Weine und geistige Getränke; so daß wir jährlich über zwey Millionen an ausländischen Getränken verschlingen. Es ist eine große privilegirte Handlungsgesellschaft hier, die ursprünglich vom Minister Pombal errichtet worden ist, so wenig Einsicht hatte dieser Mann in Handlungssachen. Wenn diese Gesellschaft von einer unwissenden Regierung begünstigt werden sollte, könnte sie leicht den ganzen Weinhandel dieses Landes an sich reissen; und dies dürfte sie vielleicht schon längst gethan haben, würden nicht einzelne Kaufleute durch Eifer und Thätigkeit in Stand gesetzt, sich sogar gegen große Gesellschaften erhalten zu können. Sollte diese Gesellschaft die Wollenfabriken — wie es heißt — unternehmen, so wird sie bald zu Grunde gerichtet seyn. Sie wird dann vielleicht Gläubiger von einer Regierung werden, die ihr keine Sicherheit geben kann; und sollte auch die Regierung jener die Erlaubniß

oder

oder einen Freyheitsbrief, das Volk betrügen oder drücken zu können, an Zahlungsstatt ertheilen, so wird sie sie hernach schon wieder wie einen Schwamm ausdrücken.

Alles was die untern und zahlreichsten Menschenklassen anbetrift, sollte uns immer das Wichtigste seyn. Die allgemeine Polizey eines Landes, ihre Vorzüge oder ihre Gebrechen, sind für Reisende Gegenstände von Wichtigkeit. Die hiesigen armen Fischer sind mit einer Abgabe von siebzig vom Hundert von allem, was sie fangen, belegt, und doch sind sie zahlreich, aber dabey sehr arm, und gehen zerlumpt, ja fast nackend, einher. Die Armuth eines Volks, und ihre daraus entspringende Gleichgültigkeit gegen die Bequemlichkeiten des Lebens, sind Uebel, die auf die Verbesserungen eines Volks einen ausgebreiteten Einfluß haben. Wo die untern Volksklassen so leicht zu versorgen und zu befriedigen sind, da bekümmert sich Niemand viel um ihre Bequemlichkeiten oder Lebensfreuden. Daher sind Spitäler, Gefängnisse, Kasernen, Gasthöfe ꝛc. in so elendem ganz vernachläßigtem Zustande. Man sollte zwar glauben, die Bewohner solcher Oerter befänden sich darin so wohl, und wären so zufrieden, wie Leute in gleicher Lage in andern Ländern; dies kann aber nur daher rühren, weil sie der Armuth, Unreinlichkeit und schlechten Behandlung gewohnt sind, welches sie zu noch schlechtern, schwächern und unbrauchbarern Menschen macht. Es giebt Philosophen, die in dem Wahne stehen, reiche Nationen wären die verderbtesten und geschwächtesten, und je ärmer ein Volk sey, desto tugendhafter und kraftvoller sey es; allein diese Herren schöpfen ihre Ideen alle aus Büchern, und nicht aus Beobachtung und Erfahrung. Spürt man aber der Quelle von diesem Allem nach, so werden wir sie wieder in der Beschaffenheit der Regierungsform entdecken. In einigen der alten

Freystaaten brachten Armuth, mit Freyheit und Selbstwichtigkeit verbunden, die besten Wirkungen im menschlichen Charakter hervor; hier erzeugen Armuth und Unterdrükkung die schlimmsten.

Lissabon. Der Menschenfreund findet sich hier mehr, als in andern großen Städten, gekränkt, wenn er die Mischung von Luxus und Elend, die niederschlagenden Extremen der Armuth und des Ueberflusses, unter tausenderley Gestalten erblickt. Die traurige Verwüstung dieser Stadt durch das Erdbeben im Jahre 1755 ist bekannt. Jetzt wird sie nach einem Plane des Ministers Pombal wieder aufgebaut. Dieser ist zwar edel und prächtig, fällt aber doch zu sehr ins riesenmäßige und barbarisch Große, à l'Espagnole. Diese Stadt ist, wie ich glaube, immer dafür berühmt gewesen, daß sie prächtig und zugleich unflätig war, und dies wird sie wahrscheinlich immer seyn. Der Geruch des Seewassers ist zur Zeit der Ebbe in den tiefliegenden Gegenden der Stadt sehr widerlich. Auch in jedem Hause spürt man einen unangenehmen Geruch, so bald man nur hineintritt. Die Reinlichkeit, die Kanäle zu Ableitung des Unflats, die Bequemlichkeit im Innern der Häuser, kurz Alles ist zu sehr dem äußerlichen Ansehen aufgeopfert worden, und, dem allen ungeachtet, zeugt dieses doch von schlechtem Geschmack in der Baukunst. Man sieht unermeßliche Reihen von Häusern ohne Partien, von schlechten Verhältnissen und schlechter Abtheilung. Es ist offenbar, daß man bey den Aufrissen der Gebäude vor allen Dingen das äußere Ansehen zu Rathe zog, und daß der Kunst und dem Künstler von der unwissenden Macht die Hände gebunden wurden. Eine Nation kann nach ihrem Geschmack in den Künsten, und nach der Bauart ihrer öffentlichen Gebäude beurtheilt werden. Dem äußern Ansehen, der Grazie und

und den Verzierungen zu viel aufopfern, kann vielleicht ein Fehler des Zeitalters seyn. Die Weisheit gebot, verziere das Nützliche, die Thorheit kehrte das Gebot um, und machte das Nebenwerk zum Hauptwerke. Wo man unbedeutende Gegenstände mit Verzierungen überladen sieht, wo entweder vor äußerster Verwirrung, oder vor äußerster Einförmigkeit, das Auge nicht Raum genug zur Erholung oder zur Ruhe findet, wo hohe Kuppeln nichts Wichtiges zu decken, oder ganze Säulenreihen nichts Wichtiges zu tragen haben; da kann man auf die Schwachheit des Künstlers, und zum Theil auch der Nation schließen, die ihn vor andern wählen konnte. Der Minister hatte allerdings ein großes Verdienst, daß er die Stadt wieder ganz aufbauen ließ, und in seinem Plane ist wirklich etwas Großes und Erhabenes, obgleich freilich auch Mangel an Geschmack und Kenntniß; von einem wirklich großen Manne aber hätte man erwarten sollen, daß er in- und ausländische Künstler ermuntert haben würde, in Entwerfung des besten Plans zu wetteifern, anstatt daß er ihnen seinen eigenen aufdrang. Man sieht, daß er gleich andern großen Männern, nicht von der Schwachheit frey war, sich einzubilden, er verstände alles besser, als andre Leute; er hatte das Unglück, keinen Widerspruch leiden zu können, und niemand mochte sich's einfallen lassen, sogar sein eigen Gewerbe, so gut zu verstehen, als Er.

Lissabons herrliche Lage verdiente gewiß den möglichst besten Plan. Die Natur scheint dieselbe und diese Stadt recht zum Hauptort dieser Halbinsel bestimmt zu haben; und wenn die Philippe ihren Hof hieher verlegt hätten, vielleicht wären ihre Nachkommen jetzt im Besitz der ganzen Halbinsel.

Pombal war unstreitig ein großer und kühner Verbesserer, und in zwey bis drey bedenklichen Perioden leistete er

seinem Vaterlande wichtige Dienste. Sein unerschrockener und thätiger Geist hob seine Nation aus ihrer Trägheit und Unwichtigkeit, zu einem gewissen Grade der Anstrengung empor, und stellte sie auf eine Staffel in der allgemeinen Staatsleiter, die sie seit langer Zeit nicht mehr kannte, und auf der sie leicht hätte erhalten werden können, wenn sie nur mit gewöhnlicher Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit wäre geleitet worden, und man hierbey die Grundsätze befolgt hätte, die er nach so vielen überwundenen Schwierigkeiten bereits festgesetzt hatte. Allein die Portugiesische Nation fängt bereits wieder an zu sinken, und muß wahrscheinlich noch immer tiefer fallen.

Ich wünschte nun, daß Sie, mein Freund, höher blikken, und sich nach einem wirklich großen Manne — nach einem Gesetzgeber — umsehen möchten. Das Genie und die Einsichten des gedachten Staatsmannes erhoben sich nicht genug über das Mittelmäßige in den Hauptgrundsätzen und Gegenständen, die für eine Nation von der ersten Wichtigkeit sind, und eben so wenig vermocht' er, dem Staate eine freye und dauerhafte Verfassung zu geben; und dies ist gleichwohl die einzige Bestrebung der Weisheit und Tugend, wodurch sich jemand das Recht erwerben kann, an den Charakter eines Gesetzgebers Anspruch zu machen, und wodurch er seinem Namen die Ewigkeit, und einer Nation die Dauer versichern kann. Sie sehen, liebster Freund, wie wenige von den zahlreichen Einrichtungen unsrer neuern Verbesserer sie überleben. Gleichwohl bewirkte dieser Minister durch eine ziemlich ungewöhnliche Vereinbarung der Kühnheit mit der Verschlagenheit, durch Menschenkenntniß, und durch Bekanntschaft mit Englands Staatsverfassung, einige große und viele schwere Dinge. Er unternahm gewisse Arten von Planen und Verbesserungen, die damals für unmöglich gehalten

halten wurden, wie z. B. bey Gelegenheit des Kriegs mit Spanien, des Erdbebens, der Verschwörung, ferner in Handelssachen, in den Kolonien, in den Kollegien, im Kirchenwesen, beym Adel ꝛc. – und führte sie aus. Obgleich wohl zu zweifeln ist, daß er von jedem Geschäfte, in das er sich einließ, und zu leiten den Ehrgeiz hatte, alle kleine Umstände habe wissen können; so ist doch offenbar, daß er die Menschen kannte, und besonders seine Landsleute, die er entweder führen oder treiben konnte; und man muß sich daher wundern, wenn man findet, daß er oft das letztere Verfahren vorzog, und man kann nicht glauben, daß es so vieler Beyspiele von unmenschlicher Grausamkeit zu Erreichung irgend eines guten politischen Zwecks bedurft, oder daß der Nationalcharakter solche Strenge erfordert hätte. Es können sich unter den Portugiesen wohl zuweilen einige finden, die grausam und rachsüchtig sind, wenn sie sich von ihren hitzigen und aufwallenden Leidenschaften hinreißen lassen; allein sie kühlen bald ab und bereuen es. Die häufigen Beyspiele von Privatrache dürften wohl mehr der Beschaffenheit der Gesetze und der Gesellschaft, als einem Fehler des angebornen Charakters, oder der Gemüthsart dieses Volks — das zwar hitzig und aufwallend, aber doch, wie ich dafür halte, von Natur edelmüthig, leutselig und zum Vergeben geneigt ist — beyzumessen seyn. Die Portugiesen würden sich mit dem Scepter der Billigkeit leichter und besser regieren lassen, als mit der eisernen Ruthe der Tyranney.

Zu bedauern ist auch, daß der oft gedachte Minister bey verschiedenen von seinen öffentlichen Entwürfen zu sehr auf sein eignes kleines Privat- oder Familieninteresse Rücksicht nahm. So befolgte er zum Beyspiel — wie man uns erzählt — die ungereimte Idee der Franzosen, und zwang das Volk, die Weinstöcke auszurotten, und das Land dafür

Getreide zu besäen. Da dieser Befehl zu hart befunden ward, so wurden allerhand Befreyungen und Vergünstigungen ertheilt, und am Ende hatten seine Güter von dieser Veränderung den meisten Vortheil. Man würde sich in seiner Meinung nicht getäuscht finden, wenn man in dem vollkommensten menschlichen Charakter nicht immer uneigennützige Bestrebungen der Tugend findet; aber ein wirklich großer Geist muß, wenn er wichtige Zwecke zu erreichen strebt, über allen Eigennutz erhaben seyn. Mehr Wohlwollen und Seelengröße, tiefere Kenntnisse und größere Absichten, mit seiner Kühnheit und Entschlossenheit vereinbart, würden Pombal zu einem großen Gesetzgeber und Verbesserer gemacht haben, der einen ausgebreiteten und dauernden Nutzen hätte stiften können. Wahrscheinlich dünkte er sich groß als Gesetzgeber, als Baukünstler, als Feldherr, als Kaufmann rc., aber seine Größe in allen diesen Fächern fängt bereits an, zum wenigsten zweifelhaft zu werden, ob man ihm gleich ausgezeichnete Verdienste als Staatssekretair nicht absprechen kann. Gleich den meisten neuern Verbesserern, sah' er vermuthlich nicht ein, daß, wenn er die gänzliche Umschaffung, die er zu bewirken vorhatte, hervorbringen, und seiner Verbesserung einen festen und dauernden Grund geben wollte, daß alsdann die vorhandenen Grundlagen und die Gestalt der ganzen Staatsmaschine eine gänzliche, aber allmählige, Erneuerung bedurften; diese aber konnte er nicht bewirken, wenn er sich mit einzelnen Theilen beschäftigte, wo die Bewegung aufhören muß, sobald die Hand abgezogen wird. Pombal schafte ohne Zweifel viele Mißbräuche ab; von seinen Gesetzen waren auch viele gut, wenn sie hätten von Dauer seyn können. Seitdem er das Eintreten in den Mönchstand verboten, und die Anzahl der Mönche eingeschränkt hatte, hatte man bemerkt, daß der

Gemeinetriften auf den Dörfern und der Wüste liegenden Ländereyen weniger geworden waren. Die Bauernsöhne, denen diese Zufluchtsörter der Faullenzerey und des Aberglaubens nun verschlossen waren, wurden genöthigt, sich wieder auf den Feldbau zu legen, und noch auf andre Art sich durch Arbeitsamkeit ihren Lebensunterhalt zu verdienen: allein diese glücklich begonnene Verbesserung kommt schon wieder ins Stocken, und die Pforten der heiligen Kirche stehen schon wieder zur Aufnahme offen. Im ersten Jahre nach des letzten Königs Tode, und der Entfernung seines Ministers von öffentlichen Geschäften, hat — wie wir hier gehört haben — nur allein der Bischof von Braga 7000 Personen in geistliche Orden aufgenommen.

Pombals Handelsschule war gewiß ein sehr guter Plan, der in einem Lande, aus dem die ächten Handlungsgrundsätze so lange verbannt gewesen waren, ungemein schicklich angebracht war; vielleicht aber wäre dieser Staatsmann in seinen Planen glücklicher gewesen, wenn er deren weniger unternommen hätte, ein Fehler, den man oft bey Verbesserern, wenn sie sich zu sehr mit Kleinigkeiten abgeben, bemerkt. Ein großer Mann führt allgemeine Gesetze und Grundsätze ein, und überläßt es ihrem allmähligen Einfluß und der Zeit, viele minder wichtige Gegenstände empor zu bringen. Pombals Verbesserungsplan für die Universität Coimbra war ebenfalls gut, aber das Detail davon war wieder zu bändereich, und der Geist und die Verdienste seines Systems wurden in ungeheuer dicke Bände mönchischer Kleinigkeiten eingehüllt, und gingen darin verloren. Doch wurden einige gute Lehrer aus dem Auslande auf die Universität berufen; da aber verschiedene von den Inheimischen von der Seuche der Wissenschaften und der Freyheit zu denken, etwas zu sehr angesteckt wurden, so schickte man die

Auslän-

Ausländer bald wieder fort, und der Inheimischen bemächtigte sich die heilige Inquisition.

Pombals übrige öffentliche Anstalten, Manufakturen ꝛc. haben meistens dasselbe Schicksal gehabt, oder werden es bald haben. Zu den Verordnungen, die Geistlichkeit und den Adel betreffend, scheint ihn sehr oft mehr eine Art von Haß gegen eben gedachte beyde Stände, als Sorge fürs öffentliche Wohl, verleitet zu haben. Er würde ihrer Macht und ihrem Uebermuth mit besserm Anstande Schranken gesetzt haben, wenn er nicht so deutlich dahin getrachtet hätte, seine eigene Gewalt zu vergrößern. Mehr zu verwundern wär' es, daß er, bey seinen vielen Verbesserungen, die Inquisition nicht aufhob; wenn man nicht wüßte, daß er die böse Absicht hatte, sie zum Staats- oder vielmehr zum Ministerwerkzeuge zu gebrauchen, deswegen behielt er sie bey.

Lebhafte und thätige Köpfe, die ihren Gegenstand nie aus dem Gesicht verlieren, kommen leicht in den Fall, daß sie viele Dinge übersehen, die doch auf dem Wege liegen, der zu jenem führt, und daß sie vergessen, daß dieser Weg das Leben selbst, und daß es vielleicht zu kurz ist, das vorgesteckte Ziel zu erreichen. Pombal hätte leicht vorher sehen können, daß sein verwickeltes, schlecht zusammenhängendes, auf einer unsichern Grundlage erbautes, und von Feinden umgebenes Gebäude bald wieder zusammenstürzen müßte, sobald er die Staatsverwaltung nicht mehr haben würde. Verschiedene wesentliche Theile des Systems des Volkswohlstandes übersah er, oder er verstand sie eben so wenig, als die feste und verfassungsmäßige Methode, sie auf hinlänglich feste Grundlagen, als z. B. auf Heerstraßen, Posten, Finanzen, Ackerbau, und vor allen auf Gesetzgebung, zu erbauen. In diesen Stücken scheint er seine Ideen weder hinreichend erweitert, noch modernisirt zu haben. Das Kommerz bleibt immer noch mit unüberlegten Abgaben und Verordnungen belastet; die inländischen Auflagen sind nichts besser; so ist z. B. das während des letzten Krieges aufgelegte — und immer noch beybehaltene — zehnte Procent wahrscheinlich viel schädlicher, als eine sechsmal stärkere, aber gleicher vertheilte Abgabe. Da ebengedachte Abgabe nur von verpachteten Ländereyen und Häusern bezahlt wird, so

dient

dient sie zu nichts, als daß sie Pachtlustige — welches doch immer die Leute sind, die ein Land vornehmlich empor bringen helfen — abschreckt.

Das Geheimnißvolle, dahinter sich hier die Finanzoperationen und der Belauf der Landeseinkünfte verbergen, kann man mit zu den Kennzeichen und thörigten Arcanis des Despotismus rechnen. Der Belauf der Staatseinkünfte ist, wie ich höre, sehr steigend und fallend, und ungewiß, so wie's noch viele andre Dinge in diesem Lande sind.

Die einzigen öffentlichen Belustigungen, die's jetzt in dieser schönen Hauptstadt giebt, bestehen in Kirchenceremonien und Prozessionen, denen das königliche Haus mit exemplarischer Andacht beywohnt. Man hat uns hier erzählt, daß diese guten Beherrscher beschlossen haben, keinem Menschen, sogar dem größten Verbrecher nicht, das Leben zu nehmen, so lange sie regieren, und daß sie eher dem Throne entsagen, als einen Krieg anfangen wollen. Dies schmeckt so sehr nach der Milch der Menschlichkeit und Religion, daß es unsre Hochachtung und besten Wünsche fodert, ob wir gleich nur gar zu wohl wissen, daß ein solches System nicht bestehen kann, und wir müssen bedauern, daß bis jetzt die Menschheit nach solchen Grundsätzen noch nicht regiert werden kann. Soll denn aber eine Regierung schwach seyn, je nun so ist die Schwäche der hiesigen zum wenigsten eine liebenswürdige Schwäche.

In einigen Stücken sind die Portugiesen noch weiter hinter den übrigen Nationen Europens zurück geblieben, als die Spanier. Viele ihrer sittlichen Ideen, ihre Begriffe von Ehre, Rache, Treue, Liebe und Ehe, weichen sehr von den unsrigen ab. Die Geschichte belehrt uns, daß sie vormals vom übrigen Europa nicht so sehr verschieden waren, und daß sie in den Ritterzeiten einige eben so tapfere Ritter, als andre Nationen, so wie in dem Zeitraume ihrer Entdeckungen und Eroberungen, viele große Offiziere aufzuweisen gehabt haben.

Ich weiß nicht, wo ich es herleiten soll, daß hier die niedere Gewohnheit der heimlichen Selbstrache in die Stelle der edlern Sitte des Zweikampfs getreten ist, die, obgleich

auch barbarisch, lange allgemein eingeführt, und vielleicht in Europa nicht ganz unnöthig oder unnütz war. Einige von den Ursachen dieser und andrer Verschiedenheiten dieser Nation von andern, dürften sich in der Macht der hiesigen Geistlichkeit und in der schlechten Regierung finden lassen, da erstere noch mächtiger, unwissender und abergläubiger, und letztere noch despotischer und fehlerhafter ist, als beyde selbst in Spanien sind.

Die Vornehmen unter dieser Nation sind ungemein angenehm und verbindlich, obgleich, wie die alten Franzosen, etwas gezwungen und ceremoniös. Ueberhaupt haben sie mit diesen in vielen Stücken Aehnlichkeit, wie z. B. im Geschmack im Bauen, in der Kleidung, im Flatterhaften des Charakters und Bezeugens, in dem Gezwungenen des Betragens und der Minen, ja sogar in der Aussprache und im Singen. In der Musik haben überhaupt die Portugiesen ihr Original sehr vervollkommt, und sich so heftig in die Italiänische Musik und Sprache verliebt, und ihren Geschmack so sehr verfeinert, daß sie darin alle Nationen — Italien selbst ausgenommen — übertreffen.

Meine Meinung, daß die Portugiesen eine alte Französische Kolonie sind, dürfte sich aus ihrer Geschichte rechtfertigen lassen. Sie nahmen dieses Land den Mauren weg, unter Anführung einiger Prinzen aus dem Burgundischen Hause, die ihre Truppen aus Frankreich kommen liessen, und vermuthlich auch von daher rekrutirten.

Das Frauenzimmer bey dieser Nation, besonders das vornehmere, hat in seinem Betragen, in seiner Stimme und in seinem Umgange, etwas ganz eignes Leutseliges, Angenehmes, Zärtliches und Einschmeichelndes. Von Statur ist es zwar eher klein, allein die Form ist häufig sehr gefällig und elegant.

H. coll. 61 / 1791

Neue

Quartalschrift

zum

Unterricht und zur Unterhaltung

aus den

neuesten und besten

Reisebeschreibungen

gezogen.

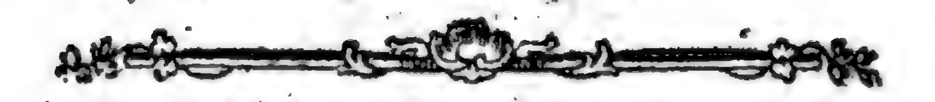
1791.

Drittes Stück.

Berlin,

bei Arnold Weyer.

Digitized by Google



I.

Fortsetzung der umständlichen Nachrichten von Genf.

(Historische und litterarische Reise durch das abendländische Helvetien. Leipz. 1782.)

Das Wasser, welches die große Bank bedeckt, ist im Winter nicht tief; im Frühling und Sommer aber wächst das Wasser beträchtlich, und fließt mit großer Schnelligkeit unter den Brücken der Rhone durch. Das Wachsthum des Wassers ist gemeiniglich in den Monaten May und Brachmonat am merklichsten, ob gleich das Wasser schon vorher zu steigen anfängt, und ob es gleich zu verschiedenenmalen bis in die Mitte des Augustmonats zu wachsen fortfährt; nachher nimmt es nach und nach bis in die Mitte des Herbsts ab. Im Jahre 1705 war der See während dem Sommer nur mittelmäßig hoch; nichts desto weniger stieg das Wasser nahe bey dem Travers, und bey dem ersten Eingange der Brücke zu Genf, vom 18ten März bis zum 17ten Augustmonat um fünf Schuh und einen Zoll höher, als es im Winter vorher an diesen Oertern gewesen ist, und während dieser Zeit stieg es fünf und dreyßig Schritte unter der großen Brücke, nur um vier Schuh. So hatte die Rhone in einem Raume von unge-

fähr 275 französischen Klaftern einen um dreyzehn Zoll stärkern Fall, als fünf Monate vorher in eben diesem Raum. Dieser Fluß hat zu Genf, wenn das Wasser niedrig ist, einen sehr schwachen Fall. Nach dem genauesten Calcul fließt im Sommer wenigstens achtmal so viel und in einigen Jahren mehr als zehnmal so viel Wasser ab, als im Winter.

Dieser große Ueberfluß von Wasser im Sommer kann von nichts anders herkommen, als von dem geschmolzenen Schnee auf den hohen Bergen, und vornehmlich den steilen Alpen im Wallisserlande und Chablais. Dieser geschmolzene Schnee schwellt die Flüsse dieser Länder, welche in den See fallen, sehr an. Ueberdieß kann es noch unterirrdische Kanäle geben, welche einen Theil des Wassers von dem geschmolzenen Schnee in den See führen. Das wenige Kraut, welches im Sommer auf der großen Bank und an verschiedenen andern Orten wächst, trägt nur wenig zur Vergrößerung des Wassers bey, da dieses Kraut nur längs einigen Ufern wächst. Dieses Steigen und Fallen des Wassers, welches ordentlich mit jedem Jahre in der ganzen Ausdehnung des Sees eintrifft, ist eine wahre Ebbe und Fluth, aber außerordentlich langsam, und die sich bloß nach der Sonne richtet, ohne daß der Mond den geringsten Antheil daran hat. Da die mittäglichen Winde zwischen Mittag und Abend oft sehr ungleich und in Absätzen wehen, so begiebt es sich bisweilen, im Fall sie heftig sind, daß sie, wenn sie schief oder von oben herab auf die große Bank stoßen, einen Theil des Wassers abzufließen hindern. Dieses so zurück gehaltene Wasser steigt nach und nach über dem Travers in die Höhe, während daß das Wasser über dem Travers immer niedriger wird. Nachher, wenn der Wind abnimmt,

abnimmt, oder wenn das Wasser durch seine Schwere die Gewalt des Windes überwiegt, und mit mehr Freyheit und in größerer Menge abfließt, entsteht daraus ein plötzliches Steigen von zehn Zoll, und bisweilen von einem Schuh, über die gewöhnliche Wasserhöhe. Diese Abwechselungen, welche sich oft in einer Stunde ereignen, sind auch eine Art von Ebbe und Fluth, welche man zu Genf Seiches nennet. Sie sind in einigen Stadtgräben und sonderlich in dem von Plein Palais, sehr merkbar.

Man hat oft sehr merkwürdige Seiches in dieser Stadt gesehen. Den 16ten September 1600 waren ihrer drey bis vier Vormittags ungefähr fünf Schuh hoch, so, daß die Schiffe im Hafen eben so vielmal auf dem Trocknen waren: das Wasser aber kam zurück, und stieg jedesmal mit großer Geschwindigkeit in die Höhe. Zu diesen zweyen Arten von Ebbe und Fluth könnte man noch eine dritte hinzuthun, die sich aber selten ereignet, und die durch eine außerordentliche Ueberschwemmung des Flusses Arve veranlasset wird. Sie ereignet sich nie, als wenn das Wasser im See niedrig ist. Das Bett der Rhone ist ein wenig untenher, wo die Arve darein fällt, zwischen zwey steilen Ufern eingeschlossen, welche diesen Fluß nicht außer seinem Bette austreten lassen. Wenn die Arve außerordentlich überfließt, und nicht ganz durch das Bett der Rhone in ihrem natürlichen Laufe abfließen kann, so begegnet es bisweilen, daß ein Theil ihres Wassers das Wasser der Rhone in den See zurücktreibt.

Das ist es, was Dienstags den 10ten Hornung 1711 zu Genf geschah. Des Sonntags vorher fing der Schnee, womit das Land bedeckt war, durch einen großen mit Regen vermischten Wind an zu schmelzen. Montag Morgens

war ungefähr ein halber Schuh Schnee auf den Dächern gegen Mittag geschmolzen, und es regnete den ganzen Tag. Während diesem schwoll der Fluß Arve, der schon etwas groß war, immer mehr an, und trat aus seinen Ufern. Den 11ten Hornung Morgens gegen acht Uhr war er solchergestalt angeschwollen, daß ein Theil des Flusses, da er nicht abfließen konnte, und nachdem er die Rhone zurückzutreten gezwungen, sanft neben der Brunnenmaschine gegen den See zufloß. Ein wenig nachher stieg ein größerer Theil der Arve gegen die nämliche Seite mit mehr Geschwindigkeit, und um vier Uhr des Abends trieb das Wasser eines von den Rädern der Maschine in umgekehrter Richtung, während daß sich ein kleiner Wasserfall über einen Flügel eines andern gehemmten Rades bildete.

An diesem Tage haben einige Schiffleute viel Holz gesammelt, welches die Arve mit sich brachte, und den Ufern der Rhone nach über diesen Fluß hinauf getrieben, während daß die Fischer der Stadt gegen über eine Menge Forellen fingen, die aus ihrem Aufenthalte hervorkamen, um das trübe und leimichte Wasser, welches die Arve in den See führte, zu vermeiden. Man sah einige Schiffe den gewöhnlichen Lauf der Rhone hinauf seegeln, da andere, welche von dem See her gegen die Stadt zu kamen, eben so viel und noch mehr Mühe hatten derselben nahe zu kommen, als man im Sommer braucht, um bey einer mittelmäßigen Bise über den Secheron zu kommen. Zwischen vier und fünf des Abends dehnte sich ein sehr trübes Wasser über die ganze Bank, und selbst noch ein wenig weiter aus, zugleich erhob sich eine ziemlich starke Bise mit Schnee vermischt. Die Menge Zuschauer, welche die-

dieses Phänomen nach der Brücke der Arve hingezogen, sah mit Schrecken den Fluß sich mit einer reißenden Geschwindigkeit herabstürzen, und grosse Bäume, die er ausgerissen, mit sich fortschwemmen. Das Wasser wirbelte entsetzlich an den Pfeilern der Brücke, welche auch von Zeit zu Zeit solche Stöße von den Bäumen empfingen, daß die ganze Brücke einzustürzen drohete. Den folgenden Tag, den 12ten Hornung, schien das Wasser der Arve, welche die Nacht hindurch beständig gestiegen und in den See gelaufen war, nach acht Uhr des Morgens im Gleichgewichte und bey der Brunnenmaschine ohne Bewegung zu seyn. Nicht lange hernach fing das Wasser an, wieder langsam seinen natürlichen Lauf die Rhone hinunter zu nehmen; aber es war ganz trübe. Die Bise hatte die ganze Nacht und bis gegen Mittag mit Schnee gewähret; dieses aber hörte nach und nach auf. Der See schien seiner ganzen Breite nach bis nach Gentau und Bellerive, d. i. eine Stunde weit von Genf, trübe zu seyn, obschon das Wasser bey der Brunnenmaschine nicht höher, als ungefähr einen Schuh gestiegen.

Die Felsenstücke, welche hier und da an dem Ufer des Sees zerstreuet liegen, und sich an einigen Orten in so großer Menge finden, daß man glauben sollte, man habe sie dahin gebracht, haben oft die Aufmerksamkeit der Beobachter auf sich gezogen: es ist leicht einzusehen, woher diese Steine kommen, wenn man bemerket: 1) daß der Boden an dem Ufer des Sees, meistentheils trocken und sandig und voll Kieselsteine ist; 2) daß es über Lutry und la Tour-Ronde an verschiedenen Orten an dem Ufer des Sees, oder oben an einem Abhang gegen

das Ufer, steile Felsen giebt; 3) daß die Flüsse, welche in den See fließen, viel Sand, Erde und Kieselsteine mit sich fortreißen; 4) daß, da der See während dem Sommer angewachsen ist, seine Wellen allezeit etwas von dem Ufer losreißen und davon tragen, und so die großen Steine, welche die Wellen nicht von der Stelle bringen können, auf dem Trocknen lassen, da hingegen die Flüsse, welche in den See fallen, die See anhäufen, und ebne Vorgebirge bilden, worauf man keine solche Felsenstücke sieht.

„Es begiebt sich auch bisweilen, daß sich Stücke von dem nicht weit vom See gelegenen Felsen losreißen, welche, indem sie an dem Ufer oder nicht weit im Wasser stehen bleiben, jene Menge von kleinen Felsen oder großen Steinen machen, die man daselbst antrifft. Das Ufer zwischen Cuilly und Vivis giebt ein Beyspiel davon: man sieht daselbst über dem Ufer abgerissene Felsenstücke, welche in Gräben oder in den Reben zwischen dem Berge und dem See stehen geblieben.“

Der Verfasser dieser Beobachtungen, die man eben gelesen, war, wie sein Bruder, ein Mathematiker und von der königl. Gesellschaft von London. Er hatte an einer Karte von dem Genfersee und der umliegenden Gegend gearbeitet; und nach dessen Arbeit hat ein gewisser Chopy die seinige stechen lassen, welche, ob sie schon an vielen Orten fehlerhaft ist, dennoch ihren Werth hat.

Die Stürme und Winde, welche auf diesem See herrschen, hindern die Schiffahrt, und halten oft die mit Kaufmannsgütern beladenen Barken in dem Hafen zurück: deswegen werden auch die meisten über Land verführet.

Man

Man hat bemerkt, daß die Fuhrkosten in der Schweiz weit größer sind, als in jedem andern Lande, es sey nun wegen der Theurung der Lebensmittel oder wegen der beschwerlichen Wege. Ein Centner von Basel bis Genf über Solothurn, Aarberg, Murten und das Pays de Vaud, kostet gemeiniglich drey französische Sols für eine Stunde.

Wenn man zu Lande von Genf nach Lausanne geht, so kömmt man nach Rolle zurück, wovon wir schon geredet haben. Diejenigen, welche eine aneinander hangende Kette von reizenden Aussichten genießen wollen, müssen diese Reise zu Wasser machen. Die Ufer des Sees, die mit Städten, Dörfern, Landsitzen und wohlgebaueten Gegenden umringt sind, bieten mannichfaltige Landschaften dar, deren der Reisende zu Lande beraubt ist. Die Durchsichtigkeit des Wassers, jener Azur, der sich mit dem Grün der Wiesen und den Schattirungen des Himmels vermischt, das Bild des Ufers, das von der Oberfläche des Sees, wie von einem Spiegel, zurück geworfen wird, das alles macht eine Reihe von zauberischen Gemälden, in einer Länge von funfzehn Stunden, von Genf bis Vivis.

Gegen Rolle und dem Ufer des Pays de Vaud über, sieht man die Städte Thonon und Evian in Savoyen, die an sich wenig merkwürdig sind. Nahe bey Evian sind Mineralwasser, die man im Sommer trinket, deren heilende Kräfte aber, so wie die derer zu Rolle, weniger Leute dahin ziehen, als der Geschmack an den Ergötzlichkeiten.

Eine halbe Stunde von Thonon ist das Kloster Ripaille, welches von Karthäusern bewohnt wird, die sich

im Jahre 1630 daselbst niedergelassen, nachdem sie das Thal Abondance verlassen. Sie folgten auf die berüchtigte Einsiedeley Amadäus des VIII., von dessen hiesigem Aufenthalt das bekannte Sprüchwort: faire ripaille, herkömmt, welches so viel heißt, als gut leben, und sich den Ergötzlichkeiten ergeben. Voltaire hat diesen Theil seines Gemäldes des Genfersees nicht vergessen.

Ripaille, je te vois! O bizarre Amadée
Est-il vray, que dans ces beaux lieux
Des soins & des grandeurs oubliant toute idée,
Tu vécus en vray sage, en vray voluptueux,
Et que lassé bientôt de ton doux hermitage,
Tu voulus être pape, & cessas d'être sage? *)

Ripaille **) muß zur Zeit des Amadäus ein ziemlich beträchtliches Schloß gewesen seyn. Er hat daselbst eine Ver-

*) Denen zu Liebe, welche das Französische nicht verstehen, setzen wir eine matte prosaische Uebersetzung dieser sechs Verse her: „Ripaille, ich sehe dich! O veränderlicher Amadäus, ist's wahr, daß du an diesen angenehmen Oertern, jeden Gedanken von Sorge und Größe vergessend, als ein wahrer Weiser, als ein wahrer Wollüstling gelebet, und daß du, deiner angenehmen Einsiedeley bald müde, Pabst werden wolltest, und aufhörtest, weise zu seyn?"

**) Hier ist eine umständliche Nachricht von des Amadäus Abtritt von der Welt; man findet sie im Pradon, einem alten savoyischen Chronikschreiber.

„Der Herzog Amadäus ging nach seinem Entschlusse, die Welt zu verlassen, in der Einsamkeit zu leben, und Gott in Ruhe zu dienen, ohne seine Absicht jemand, außer den obgenannten zwey Cavalieren, entdeckt zu haben, einsmals des Nachts, in Begleitung von sehr wenigen

Versammlung von Herren und Prälaten zusammen berufen, in deren Gegenwart er die Regierung seiner Staaten seinem Sohne abgetreten. Das Schloß Ripaille stand noch im Jahre 1589. Die Berner und Genfer belagerten es, und zwangen die Besatzung, welche aus 500 Mann bestand, zur Uebergabe. Wenn Ripaille zur Zeit des Amadäus, der sich mit sechs Edelleuten dahin begeben, nicht um ein strenges Leben zu führen, eine Einsiedeley genennet wird,

nigen Bedienten, aus der Stadt Thonon an dem Lausannersee, und begab sich in ein schönes und prächtiges Schloß, Namens Ripaille, welches er in seiner Jugend köstlich bauen lassen, eine kleine Stunde von Thonon an dem See, auf einem lieblichen Hügel, wo schon lange vorher eine Abtey oder Probstey des Ordens des H. Mauritius von den Vorfahren dieses Herzogs gestiftet worden; und hier nahm er die Kleidung eines Eremiten nach dem Orden des obengenannten H. Mauritius an, gegen welchen die Grafen und Herzoge von Savoyen allezeit eine sonderbare Hochachtung gehabt. Diese Kleidung bestand aus einem langen grauen Rocke, mit einem reichen vergoldeten Gürtel, und über diesem Rock trug er einen Mantel von eben demselben Zeuge, worauf ein goldenes Kreuz war, fast wie das, welches die deutschen Kaiser tragen. Auf dem Kopfe hatte er einen grauen Hut, auch eine Kappe, wie die Kardinäle haben. In der Hand hielt er einen knotichten krummen Stecken."

Und weiter unten:

„Enguerrant sagt, daß der sogenannte Herzog und seine Cavaliers sich das beste Fleisch und die niedlichsten Weine, anstatt Wurzeln und klares Wasser, vorsetzen ließen. Aeneas Sylvius, der nachher Pabst Pius der II. wurde, war ein Augenzeuge davon, der, da er nach Ripaille gekommen, dieses Herzogs Lebensart gesehen, und gesagt, er habe zehn Cavaliers bey sich gehabt."

wird, so muß man sich erinnern, was für ein großer Unterschied oft in der Welt zwischen dem Namen und der Sache ist. Da die ersten Christen einen, oder, wenn man will, zwey Religiösen, die sich der Welt entzogen, um sich in die strengste Devotion zu vergraben, monachus (Einsiedler), Mönch nannten, so sahen sie nicht zum Voraus, daß man einst eine Versammlung von vierzig oder funfzig starken Männern, die von der übrigen Welt durch die Kleidung unterschieden sind, beträchtliche Einkünfte genießen, und wohl leben, mit eben diesem Namen belegen würde. Die Karthäuser von Ripaille bewohnen das Kloster, welches sie in der Nachbarschaft des alten Schlosses in einem schönen Park gebauet haben. Das Chor der Kirche ist mit vier schönen marmornen Säulen geziert, welche man aus den in der Nachbarschaft entdeckten Gruben gehauen.

Zwischen Rolle und Morsen ist das Dorf oder der Flecken S. Prex, welcher außer seinem Namen nichts merkwürdiges hat; die Tradition leitet ihn von einem Heil. Prothasius her, dem ersten Bischoffe von Aventicum, der zu Anfang des sechsten Jahrhunderts lebte, und von dem die Legende sagt, daß er sich, nach der Zerstörung von Aventicum durch die Allemanner, in eine Wüste oben an einem Dorfe begeben, wohin nach seinem Tode sein Sarg (bierre) getragen worden, wovon dieser Ort den Namen Bierre erhalten hat. Nachher hat ein Bischoff von Lausanne, der um das Jahr 1234 gelebt, befohlen, seinen Leichnam nach Lausanne zu bringen, um ihn daselbst zu begraben: da er aber bis nach S. Prex gekommen, so konnte man ihn auf keine Weise weiter bringen. Das Kapitel und der Bischoff von Lausanne, welche den Zehnten und andere beträchtliche Einkünfte hatten, beschlossen darauf,

daselbst

daselbst etwas anzubauen, und neue Bewohner dahin zu ziehen.

Von Rolle bis Morsen sind drey Stunden; die Straße geht immer durch fruchtbare Gegenden, die mit Reben, Feldern und Wiesen bepflanzet sind. Morsen hat ungefähr 2600 Einwohner. Man geht durch eine breite der Schnur nach gezogene Gasse durch diese Stadt, wovon die Häuser den Wohlstand der Einwohner anzeigen, welche sich durch den Handel bereichern. Der Hafen ist beträchtlich, so wie das Schloß, welches durch große Thürme vertheidigt und mit einem Graben umgeben ist, und gegen den See sieht. Es ist die Wohnung eines Landvoigts. Eine Tradition, die aber auf keinen Beweisen beruhet, setzt die Stiftung der Stadt Morsen in das Jahr 930. Man sagt Conrad, Herzog von Zäringen, welcher einen Theil des Pays de Vaud unter dem Titel eines Rectors von Burgund im Namen des Reichs verwaltete, habe Morsen mit Mauern umgeben, und das Schloß bauen lassen. Morsen ist eine von den vier guten Städten (bonnes villes) des Pays de Vaud; aber man muß sagen, welches der Ursprung dieser Benennung ist. Als Graf Peter von Savoyen sich während des großen Interregnums im dreyzehnten Jahrhundert dieses Landes bemächtiget, so bestätigte er den Städten Neus, Morsen und Milden ihre Freyheiten, und gab ihnen noch andere. Von diesen Freyheiten haben sie den Namen gute Städte und herzogliche Städte, nachdem die Grafen von Savoyen den Titel Herzoge bekommen hatten. Eine sonderbare Wohlthat des Grafen Peters von Savoyen, wovon diese Städte noch im Besitz sind, besteht in dem Vogelschießen, welches alle Jahre von einer Bürgercompagnie gehalten wird. Ein Papagey auf einer hohen Stange ist das Ziel, gegen welches

ches sich die Schützen üben; der, welcher geschickt genug ist, ihn herabzuschießen, wird von der Gesellschaft zu ihrem Könige erwählt, und genießt ein ganzes Jahr lang, denn so lange dauert seine Regierung, die Freyheit, liegende Güter zu kaufen, ohne das Lob zu bezahlen. Ehemals hat man mit Bögen oder Armbrüsten nach dem Vogel geschossen; heut zu Tage hat man an einigen Orten statt derselben die Carabiner eingeführt. Diese Freyheit ist sehr kostbar, denn fast alle Ruralgüter müssen den achten Pfennig des Kaufschillings für das Lob bezahlen, so wie die edlen Lehen den vierten Theil schuldig sind. Die Regierung von Bern begnüget sich an allen Orten, wo sie als Lehnsherr dieses Recht ausübet, mit dem zehnten Pfennig für die liegenden Güter, und mit dem sechsten für die edlen Lehen. Die Stadt Morsen hat keine Thore; man sagt, daß sie ihr bey der Eroberung des Pays de Vaud genommen worden, weil sie sich der Unterwerfung widersetzte.

Man sieht auf einer Anhöhe, eine halbe Stunde gegen Norden von Morsen, ein von vier Thürmen beschütztes Schloß. Es ist das Schloß Wüflens. Dieses Gebäude, dessen Ursprung man nicht weiß, ist ganz von Backsteinen gebauet.

Die Einwohner des Pays de Vaud, welche eine große Hochachtung gegen die Königin Bertha, Gemahlin Rudolphs II., Königs von Burgund, Stifterin vieler Klöster und Kirchen, beybehalten haben, und die in der Mitte des zehnten Jahrhunderts gelebet, geben ihr die Ehre der Erbauung des Schlosses Wüflens; der Gebrauch der Römer aber zur Zeit, da sie Herren von Helvetien waren, ihre meisten Gebäude von Backsteinen aufzuführen, bewegt uns, zu glauben, daß der Ursprung dieses weit über die

Köni-

Königin Bertha hinauf gehe, ob schon der Mangel an historischen Monumenten nicht erlaubt, etwas gewisses zu behaupten. Die Herrschaft Wüflens gehört einem Edelmanne aus dem alten Hause von Senarclens, welches durch den Wechsel der Begebenheiten heut zu Tage viele schöne Herrschaften besitzet, und doch Senarclens nicht, welches in der Landvolgtey Morsen liegt, woher es seinen Namen und Ursprung hat, der bis in das zwölfte Jahrhundert hinauf geht. Das ist unstreitig die wahre Quelle des alten Adels, welcher keinen andern Familiennamen hatte, als den Namen der Schlösser, wo er gewohnet.

Eine Stunde von Lausanne gegen Abend erniedrigen sich die mit Reben bekränzten Hügel gegen eine fruchtbare Ebene, welche von zwey Bächen bewässert wird. In der Nachbarschaft sind einige Wohnungen, welche das Dorf Vidy, oder nach alten Documenten Vizi, ausmachen, das ehemals weit beträchtlicher gewesen, und dessen Lage nicht weit von dem See sehr reizend ist. Hier lag die alte Stadt Lusanne, oder Lausone. Viele Ueberbleibsel von Antiquitäten, Bruchstücke von Mauern und Backsteinen, und römische Münzen bezeigen dieses genugsam. Eine Inschrift aber, die man 1739 entdeckt, hat alle Zweifel, welche noch übrig seyn konnten, zerstreuet. Hier ist sie:

SOLI GENIO LUNAE
SACRUM EX VOTO
RRO SALUTE AUGUSTORUM
P. CLOD. CORN.
PRIMUS CURATOR VICANOR
LAUSONENSIUM II.
INNI VIR AUGUSTAE C. CR.
CONVENTUS HEL. D. S. D.

Die

Die Gelehrten waren bemühet, sie zu erklären. Herr von Bochat insonderheit hat in seinen Memoires über die alte Schweiz weitläuftig darüber commentiert.

Die Ueberbleibsel einer römischen Straße, welche von Vivis nach Ouchi und von da nach Vidy ging, tragen auch etwas bey, die Wahrheit des Daseyns des alten Lausanne in dieser Gegend zu beweisen. Dieser Weg heißt noch heut zu Tage der Weg von Estras, via strata. In der That sieht man aus der Theodosianischen Tafel, daß der Weg von Vivis, der von Orbe und der von Genf sich hier vereinigten. Es scheint nicht, daß die Römer eine Straße zwischen Lausanne und Milden gemacht.

Der fabelhafte Ursprung der Stadt Arpentras oder Arpentina, durch den unbekannten Compilator der Chronik des Pays de Vaud, verdient kaum angeführt zu werden. Der Verf. behauptet, ein gewisser Arpentinus, ein Gefährte des Herkules, sey im Jahre der Welt 2790 durch dieses Land gezogen, und habe daselbst die Stadt gestiftet, welche seinen Namen trägt. Man muß auf solche fabelhafte Traditionen das anwenden, was Titus Livius in seiner Vorrede sagt: Datur hæc venia antiquitati, ut miscendo humana diuinis primordia urbium augustiora faciat.

Der Marmor, worauf die Inschrift von Vidy ist, war, da man ihn entdeckte, der Obertheil eines Sargs, dessen drey andre Theile, so wie der Boden und der Deckel, nur von einem gemeinen harten Steine waren. Dieser Sarg war so gut verschlossen, daß der Körper darin ganz zu seyn schien, und nur nach einigen Minuten

ten in Staub fiel. Man hat keine Anzeige, um auch nur mit einigem Grunde zu muthmaßen, aus welchem Zeitalter dieses Grab gewesen, noch was für eine Person darin geruhet. Vermuthlich war es kein vornehmer Mann, da man einen solchen Stein zu seinem Sarge genommen, der sich so wenig zum Uebrigen schickte. Dieser Marmor scheint gehauen zu seyn, um in ein Mauerwerk gethan zu werden, da die der Inschrift entgegengesetzte Seite nicht ausgearbeitet und poliert ist. Es ist wahrscheinlich, daß er zu einem heiligen Gebäude bestimmt gewesen, wobey man gewohnt war, vorne über dem Häupteingange Inschriften zu setzen, welche berichteten, von wem, wann und bey welcher Gelegenheit ein solches Gebäude errichtet, geheiliget oder erneuert und verbessert worden: man setzte auch dergleichen in das Innere.

Gewiß waren zu Lausanne Tempel und andere Gebäude gewesen. Die Säulen, die Kapitäle von Dorischer Ordnung und verschiedene Stücke Marmor, die man um Vidy gefunden, lassen keinen Zweifel übrig. Da die Buchstaben der Inschrift und selbst der Stein nicht so groß sind, daß man glauben sollte, er hätte an der Vorderseite eines Tempels gestanden, so muß man sich dahin einschränken, daß er eine Seite eines Altars gewesen. Diejenigen, welche die Antiquitäten lieben, werden in dem Werke des Herrn von Bochat einen weitläuftigen Commentar über diese wichtige Inschrift finden. Wir wollen uns damit begnügen, daß er die erste Zeile als eine Dedication an drey Gottheiten ansiehet, an die Sonne, an den Schutzgeist von Lausanne und an den Mond. Er beweist aus einer Uebereinstimmung mit der Inschrift von Pierrepertuis und andern Monumenten,

daß das in der dritten und vierten Zeile enthaltene Gelübde den Marcus Aurelius den Philosophen und seinen Mitregenten, den Verus, angehe.

Das Alter der alten Stadt Lausanne ist völlig unbekannt. Man kann annehmen, daß sie lange vor dieser Inschrift gestanden, deren Datum mit dem Jahre 161 der christlichen Zeitrechnung übereinkömmt. Guillimann und andre haben geglaubt, sie sey eine von den zwölf Städten gewesen, welche die Helvetier in dem Kriege mit dem Cäsar verbrannt haben. Unser Verfasser hat keine Mühe gehabt, den celtischen Ursprung des Namens dieser Stadt zu finden. Lauzün, eine Stadt im Agenois, hat außer der Aehnlichkeit des Namens auch noch das Verdienst, nicht weit von den Bituriges Vivisci entfernt zu seyn, welche wahrscheinlich Viviscum oder Vivis gestiftet. Zum Ueberfluß führt er noch für diejenigen, die mit einem einzigen Grunde nicht zufrieden sind, die Namen von Lüßens in Armagnac und von Lüçon, einer Stadt in Poitou an. Auch würde es nur auf diesen tiefsinnigen Gelehrten angekommen seyn, den Stifter von Lausanne aus Spanien kommen zu lassen, weil Strabo und Ammianus Alexandrinus von einem Volke unter den Iberiern reden, welches sie Lausones nennen. Es ist dem Herrn von Bochat leicht gewesen, eine celtische Etymologie für den Namen Lausanna zu finden. Laus und Anna bedeuten beydes Wasser. Der Genfersee, ganz nahe bey Vidy, und der Flon, ein Strom, der hier vorbeyfließt, sind für einen Mann, der von seiner Hypothese eingenommen ist, mehr als genug.

Vielleicht wird man lieber den Ursprung dieser Stadt und ihre Einwohner in dem mittäglichen Gallien suchen, und daher folgenden Schluß machen. Die verpflanzten

Völ-

Völker behalten ihren Nationalcharakter. Die Lausanner sind lebhaft und fröhlich, sie lieben die Ergötzlichkeit, den Ball, die Komödie; man weiß, daß die Bewohner des mittäglichen Frankreichs das Volk sind, welches am meisten zur Freude und Ergötzlichkeit geneigt ist. Also kommen die Stifter von Lausanne aus dem mittäglichen Frankreich, welches zu erweisen war.

Eine interessantere Frage wäre diese: wann die alte Stadt Lausanne zerstört oder verlassen worden, und welches der Zeitpunkt der Stiftung der neuern Stadt gewesen, welche auf drey durch Gräben und Tiefen abgesonderten Hügeln erbauet ist.

Wenn man von Vidy aus eine Stunde gestiegen ist, so kömmt man durch einen öffentlichen Spatziergang, welcher Montbenon genennet wird, an die Thore von Lausanne. Von diesem Spatziergange, welcher statt einer Avenü dient, hat man eine der schönsten Aussichten in der Schweiz. Diese Stadt, welche aus etwa 7 bis 8000 Seelen bestehet, hat eine Akademie, welche zu der Zeit, da Lausanne ihre Herren geändert, errichtet worden. Die Bischöfe waren Lehnsherren der Stadt, und die Herzoge von Savoyen, die Herren von fast ganz Pays de Vaud hatten kein Recht daran. Es ist einige Aehnlichkeit zwischen dem Zustande dieser Stadt unter ihren Bischöfen und dem der Stadt Genf, von dem wir geredet haben. Lausanne, welches das Schicksal des abendländischen Helvetiens unter den zwey Stämmen der burgundischen Könige gehabt, kam nach Rudolph, dem letzten dieses Hauses, unter den deutschen Kaiser Conrad; sie erhielt selbst von verschiedenen Kaisern Freyheiten. Es konnte nicht anders seyn, als daß bisweilen zwischen geistlichen Fürsten, die

oft ehrgeizig und begierig waren, ihre Macht zu vermehren, und den Bürgern einer Stadt, die nach dem Range einer Reichsstadt strebte, Streitigkeiten entstehen mußten. Bern, Freyburg und Solothurn mußten oft zwischen dem Prälaten und der Municipalstadt Vermittelung treffen. Aymon von Montfaucon, aus einer edeln Familie des Landes Bresse, Bischof von Lausanne nach Benedict von Montferrand, starb 1517. Sebastian, sein Neffe, der ihm nachfolgte, hatte bald Uneinigkeiten mit der Stadt. Karl, Herzog von Savoyen, Bruder und Nachfolger der friedfertigen Philiberts, suchte sich diese Zwietracht zu Nutze zu machen. Er ging selbst im Jahre 1517 nach Lausanne, wo er sich zum Schiedsrichter zwischen dem Bischofe und der Stadt ernennen ließ. In dieser Qualität that er seinen Ausspruch gänzlich zu Gunsten der letztern; nachher entdeckte der Bischof, daß ein Theil der Bürger den Herzog, in einem geheimen Vertrage, für den Protector und Vicarius des Reichs erkannte. Dieser Vertrag, der auf nichts weniger, als auf die Abschaffung der Rechte des Bischofs zielte, wurde das Jahr darauf durch einen Vertrag, den sie recognitio nannten, aufgehoben, wodurch sie den Spruch des Herzogs von Savoyen und den mit ihm gemachten geheimen Bund aufgaben, und aufs neue die Rechte ihres rechtmäßigen Herrn anerkannten. Diese Acte ist nie publicirt worden. Da der Bischof von Lausanne, zur Zeit der Eroberung des Pays de Vaud, gezwungen worden, seine Residenz und sein Bisthum zu verlassen, so folgte ihm die Republik in seinen Rechten nach, und die Acte, von der wir reden, machte den Grund der Freyheiten aus, welche die Stadt unter ihren neuen Herrn erhalten.

Die

Die Geschichte der Bischöfe von Lausanne, die ein Kapitel von dreyßig Chorherren hatten, gleicht der Geschichte des größten Theils der römischen Geistlichkeit: Begierde zu herrschen, müßiges Leben und alle daraus entspringende Misbräuche, beraubten sie der Zuneigung des Volks, und trugen nicht wenig dazu bey, die Revolution zu befördern, welcher sie durch eine kluge Aufführung hätten zuvor kommen können. Ein Landvogt von Bern bewohnt jetzt das Schloß zu Lausanne, wo ehemals die Bischöfe residirten. Seine Gerichtsbarkeit erstreckt sich nicht über die Stadt und ihr Gebiet. Das Recht über alle Criminalsachen und Todesverbrechen, die innerhalb dem Umfange der Stadt begangen werden, in letzter Instanz zu richten, welches sich auf die Einwohner einer einzigen Straße, die man Bourg nennet, einschränkt, ist merkwürdig. Jeder Hausvater hat in diesem Gerichte, welches sich öffentlich auf der Straße versammelt, seine Stimme. Ein Bürger von Bern wurde vor einigen Jahren, wegen einer Mordthat, in demselben gerichtet, und zu einer ewigen Gefangenschaft verurtheilt. Der Stand Bern hat sich bloß das Recht, Gnade zu ertheilen, vorbehalten, welches der Souverainität zukömmt.

Den Zeitpunkt der Stiftung der Kathedralkirche zu Lausanne, welche der Mutter Gottes geweihet ist, weiß man nicht völlig. Die wahrscheinlichste Meinung führt ihn bis zu Marius hinauf, dem ersten Bischof von Aventicum, welcher den Namen eines Bischofs von Lausanne angenommen. Auf der Kirchenversammlung von Macon im Jahr 586 war er noch unter dem Titel eines Bischofs von Aventicum gegenwärtig. Einige schreiben die Stiftung dieser Kirche dem Alphone zu, Bischof von Lausanne,

im Jahr 746. Andre behaupten, Bischof Heinrich habe sie im Jahr 1000 gebauet. Sie wurde erst im Jahre 1274 zu einer Kathedralkirche errichtet. Pabst Gregor X. hatte sich nach Lausanne begeben, um eine Zusammenkunft mit dem Kaiser Rudolph zu halten, den er zu einem Kreuzzuge bewegen wollte. Man weiß, wie viel dem Pabste an dieser Sache gelegen war. Die Bedingung, welche der Fürst vorgeschlagen, war, daß der heilige Vater die Kosten bestreiten sollte, es schien ihm billig, daß, da der Zweck dieses Feldzugs die Ehre der Kirche wäre, das Haupt derselben die Kosten hergeben sollte. Er verhieß auch wirklich 200,000 Goldgülden; da aber doch ein großer Unterschied zwischen Versprechen und Halten ist, so kam der Kreuzzug nicht zu Stande. Der heil. Ludwig würde Frankreich viel Unglück erspart haben, wenn er eben so um den Preis gehandelt hätte, ehe er sich in diese Feldzüge eingelassen, welche das Blut und das Geld seiner Unterthanen gekostet, und wobey er selbst das Leben verloren.

Pabst Gregor X. weihete feyerlich in Gegenwart des Kaisers die Kathedralkirche der Mutter Gottes. Dieser Kaiser Rudolph gilt bey mir viel: er hatte die größte Hochachtung gegen die Kirche und ihre Diener, aber er verstand seinen Vortheil. Man weiß, daß er einmal, da er noch Graf von Habsburg war, des Abends, als er von der Jagd zurückkam und einen Priester antraf, welcher das Sacrament durch einen schlechten Weg zu einem Kranken trug, von seinem Pferde stieg, es ihm schenkte, und dazu sagte, es schicke sich nicht, daß sein Gott zu Fuße gehe. Der Priester kam nachher in den Dienst des Kurfürsten von Maynz, und vermochte diesen, da das Reich ledig geworden, seine Stimme dem Grafen von Habsburg zu geben.

Die

Die Kathedralkirche zu Lausanne ist wegen ihrer Größe, wegen ihres Alters und wegen ihrer Monumente merkwürdig. Sie ist von schöner gothischer Bauart. Verschiedene Stockwerke von Gallerien, die von Pilästern unterstützt sind, zieren das Schiff derselben. Man sieht darin sehr viele Grabmäler von Prälaten und Herren, deren Inschriften nicht mehr leserlich sind. Diese Kirche, so wie der größte Theil der Stadt Lausanne, sind der Raub von mehr als einem Brande gewesen. Im dreyzehnten Jahrhunderte waren in den meisten Städten nur hölzerne Häuser; die Policey war wenig oder nichts; und die Verheerungen häufig. Wenn es wahr ist, wie es einige bezeugen, daß ein Brand im Jahre 1219 in Lausanne 1364 Häuser verzehret hat, so muß man annehmen, die Stadt sey weit bevölkerter gewesen, als itzt. Die Kathedralkirche verlor damals einen großen Theil ihrer kostbaren Zierrathen, wofür sie durch die Reliquien nicht entschädiget worden, welche ihr Pabst Gregor X schenkte, worunter ein Stück des wahren Kreuzes, einige Haare der Mutter Gottes, eine Ribbe der Maria Magdalena, und ein Stück der Krippe, welche dem Kinde Jesus zur Wiege gedienet gewesen waren. Man behielt unter den heil. Sachen eine Ratte auf, welche eine Hostie gefressen. Das ist nicht das einzige Beyspiel eines von der Unwissenheit unterstützten Aberglaubens. Viret, Reformator von Lausanne, warf unter andern, während der von dem Rathe zu Bern öffentlich autorisirten Disputation, die im Weinmongt 1536 in der Kathedralkirche zu Lausanne gehalten wurde, der römischen Geistlichkeit auch diese Ratte vor. Diejenigen, welche den Geist dieser Zeiten und die Schlußart der Geistlichen kennen wollen, können die Geschichte dieser Disputation in dem angeführten Werke des Rüchat nachlesen. Der

Bischof und das Kapitel zu Lausanne waren nicht wohl mit Streitern zu einem solchen Gefechte versehen; Viret war gelehrt, er kannte die Kirchengeschichte, die Väter und die Concilia. Man schlug sich zu dieser Zeit allenthalben mit ungleicher Stärke: Es war der Streit der disciplinirten Griechen, welche wider die durch Luxus entnervten und durch Despotismus eingeschläferten Perser für ihre Freyheit fochten. Der Ausgang dieses Streits war auch nicht zweifelhaft.

Der Bischof von Lausanne aus dem Hause Montferrand war nicht so verlegen in dem Proceß, welcher im Jahre 1479 vor ihm obwaltete, und der seiner Sonderbarkeit wegen wohl werth ist, daß man etwas davon sage. Das Land seiner Diöces, wovon der Canton Bern einen großen Theil ausmacht, ward von einer Art Würmer bedrängt, welche als fliegende Insecten die Bäume verheeren, oder die Wurzeln der Pflanzen abfressen, so lange sie noch Würmer sind; man nennet sie Maykäfer. Frikart, Stadtschreiber von Bern, welcher für einen geschickten Mann gehalten wurde, rieth, diesen verheerenden Thieren im Namen der Republik den Prozeß in aller Form zu machen, und sie vor das Tribunal ihres Bischofs zu laden. Was noch das Sonderbarste war, ist dieses, daß man einen gewissen Perrodet, der nicht lange vorher gestorben war, und den Namen eines schlimmen Zänkers gehabt, als ihren Advokaten vorforderte. Man kann sich vorstellen, daß weder der Advokat, noch die Partheyen erschienen. Das geistliche Gericht ging weiter und verurtheilte sie wegen Contumaz, wovon man das Urthel noch im Original hat; die Insecten wurden excommuniciret, in dem Namen der heil. Dreyeinigkeit

in

in den Bann gethan und verurtheilt, aus dem ganzen Gebiete der Diöces Lausanne zu weichen. Die bernischen Geschichtschreiber, die uns diese Begebenheit erzählen, fügen hinzu, man habe nicht bemerkt, daß dieses Urthel, welches nach dem damaligen Gebrauche lateinisch gesprochen worden, dem Uebel abgeholfen habe.

Man sieht aus allem, was sich in den letzten funfzig Jahren der Regierung der Bischöfe zugetragen hat, daß Bern gegen die Stadt Lausanne und ihren geistlichen Fürsten eben diejenige Politik beobachtet, von der wir schon mehrmahls geredet: nämlich diese, sich als Mittler in die Streitigkeiten ihrer Nachbarn zu mischen. Die Stadt Lausanne verband sich im Jahre 1525 durch einen Bürgerrechtsvertrag mit Bern und Freyburg; das war ein Anlaß, ihre Parthey wider den Bischof zu nehmen. Die Acte von 1518, wovon wir geredet, welche die Partheyen von den mit dem Herzoge von Savoyen genommenen Verbindungen lossprach, und die Rechte des Fürsten und der Stadt festsetzte, ward in Gegenwart der Gesandten von Bern und Freyburg errichtet. Die Stadt Lausanne hatte damals den Bernern, welche mit den katholischen Cantonen im Kriege waren, Hülfe geschickt. Die neue Lehre fing an, in dieser Stadt sich zu verbreiten, die Gemüther waren wider den Bischof und sein Kapitel aufgebracht und die religiöse und politische Veränderung bereitete sich schon lange von fern. Die Stadt änderte zugleich Herrn und Gottesdienst. Es war damals in der That der Stand der streitenden Kirche; die Prediger waren nicht mit geistlichen Waffen zufrieden; Zwingel wurde in der Schlacht bey Cappel getödtet. Die Reformatoren des Pays de Vaud, Viret und Farel, gin-

gen zwar nicht in den Krieg, setzten sich aber kühn der Wuth des der alten Lehre anhangenden Volkes aus. Man hat gesehen, was zu Orbe geschehen; die nämlichen Scenen wurden zu Solothurn und Genf aufgeführt. Die Leute von beyden Partheyen schlugen sich auf der Gasse; man zog die Degen, und es blieben einige todt auf dem Platze. Die Genfer zankten sich damals über die Bibel, wie sie es zeither über ihre bürgerlichen und politischen Edicte gethan haben.

Lausanne hat, nachdem es unter die Herrschaft seiner neuen Herren gekommen, noch eine theologische Erschütterung erfahren, auf Veranlassung der Formel, welche die schweizerischen Theologen consensus nennen und 1675 angenommen haben, und welche im Jahre 1721 dieses vorübergehende Fieber erweckte. Man forderte von denen, welche in den Predigerstand aufgenommen werden wollten, daß sie diese Formel unterschrieben, welche von zur Seligkeit unwichtigen Artikeln handelte. Die strenge Lehre von der Gnade, der alte Streit zwischen den Arminianern und Gomaristen, das Alterthum der Vocale und Accente der hebräischen Bibel waren die Artikel, die sie unterschrieben, und wider die sie nicht nur verpflichtet waren nichts zu lehren, sondern die noch ihrem Gewissen und Glauben Zwang anthaten. Man wollte die Vernunft unterjochen und den Geistern gebieten. Vergebens trat der König von Preußen, das Haupt der Protestanten in Deutschland, durch einen dringenden Brief für Toleranz, vergebens der Erzbischof von Canterbury durch die Vorstellung dazwischen, daß die Vereinigung der Protestanten niemals Platz haben könne, so lange man noch eine blinde Unterwerfung unter Lehren

fordre,

fordre, die so abstract als unnütz wären. Der König in England schrieb in gleichen Ausdrücken, so wie das zu Regenspurg versammelte evangelische Corpus von Deutschland; aber die Bernischen Theologen gaben nicht nach. Doch hatte es die Akademie von Lausanne gewagt, eine Unterschrift einzuführen, welche die Strenge der Formel in etwas mäßigte. Die Regierung von Bern unterdrückte diesen Versuch; das verursachte eine große Gährung, wovon jetzt keine Spuren mehr vorhanden sind. Die Geistlichen sind zufrieden, nichts wider das helvetische Glaubensbekenntniß zu lehren, und jeder kann in seinem Glauben den Einsichten der Vernunft folgen.

Die Akademie von Lausanne, die zugleich mit der Reformation entstanden ist, hat von Zeit zu Zeit berühmte Leute in ihrem Schooße gehabt. Da die Reformirten die Freyheit ihre Dogmen in Frankreich zu lehren verloren hatten, so bekam dadurch die Akademie von Lausanne einen neuen Glanz. Man hat es oft in Vorschlag gebracht, eine Universität daraus zu machen; es würde die einzige Universität in Europa seyn, die zugleich französisch und protestantisch wäre. Die Bequemlichkeit, seine Studien in einer angenehmen Stadt zu machen, wo man eine Sprache redet, die täglich ihre Herrschaft mehr auszudehnen scheint, würde unfehlbar eine große Menge Fremde dahin gezogen haben. Man hat oft gesehen, daß die Söhne verschiedener großen und deutschen Fürsten ihre erste Erziehung daselbst erhalten. Unter diesen kann sich Lausanne mit Recht des Andenkens eines Fürsten rühmen, der jetzt das Glück seiner Unterthanen und die Ehre der Menschheit ausmacht: ich rede von dem Markgrafen von Baden. Genf scheint die Rivalin von Lausanne zu seyn, und wenn sie in Ab-

sicht auf ihren Reichthum, auf ihre Bevölkerung, und die größere Anzahl von Lehrern in Künsten und Wissenschaften einen Vorzug hat, so scheint doch Lausanne von andern Seiten sie zu übertreffen. Eine Stadt ohne Thore, wo die Lebensart minder strenge, wo von Zeit zu Zeit öffentliche Schauspiele oder Gesellschaftskomödien, wo die Einwohner wenig mit dem Handel und der Sorge sich zu bereichern beschäftigt sind, und wo eben deswegen das gesellschaftliche Leben leichter und angenehmer, wo die Ausgaben der Fremden der einträglichste Zweig für die Indüstrie der Einwohner ist, alle diese Vortheile zusammen erhalten den Ruhm von Lausanne bey den Fremden. Ein einziger Mann kann bisweilen seinem Vaterlande einen Glanz geben. Während daß der Arzt Tronchin Genf verließ, um auf einem größeren Theater zu erscheinen, war Tissot zu Lausanne berühmt. Dieser Arzt, der durch seine Schriften, durch seinen Eifer für die Inoculation und durch die Hochachtung der größten Aerzte von Europa berühmt ist, wird von den Kranken, die er mit seiner Kunst heilet, oder mit den Annehmlichkeiten seines Geistes tröstet, aufs innigste geliebt. Die von der Natur in allen Absichten günstig behandelte Schweiz, scheint vornehmlich in Absicht auf Aerzte glücklich. Tronchin, Haller, Zimmermann, Herrenschwand und Tissot genossen zugleich das Zutrauen des Publikums, und den glänzendsten Ruhm. Ein französischer Prinz vom Geblüte raubte Tronchin der Schweiz. Haller, ein noch größerer Schriftsteller als Arzt, den man immer nach Deutschland verlangte und berief, den der König von England wieder verlangte und der von Kranken aus dem höchsten Stande zu Rathe gezogen worden, hat sein Vaterland und sein kleines Ithaca den Reichthümern vorgezogen, welche er an andern Orten hätte erwerben können.

nen. Zimmermann, Hallers Schüler und Freund, dessen Wirkungskreis ihm in seiner kleinen Vaterstadt zu enge war, folgte dem Rufe des Königs von England nach Hannover, wo er auf einem seinen großen Verdiensten angemeßnern Theater glänzet. Herrenschwand, des großen Börhavens Schüler, der lange zu Paris gekannt und gesucht ward, wurde vom König Stanislaus nach Polen berufen, von wannen er sich, mit Wohlthaten von diesem Fürsten überhäuft, in seine Vaterstadt Murten begab, wo er ein beträchtliches Vermögen genießt, und seinem Vaterlande nützlich ist. Tissot, welcher die glänzendsten Anerbietungen in der Fremde ausgeschlagen, ist zu Lausanne geblieben *), wo ihn das Glück gesucht und gefunden, und zwar nicht im Schlafe, indem er seine Nachtwachen der Menschheit heiliget, sondern weil er es verdient.

Unter den Professoren, deren sich die Akademie von Lausanne mit so vielem Rechte rühmt, wollen wir folgende nennen. Theodor von Beza im Jahr 1548; Conrad Gesner, der 1537 griechischer Professor gewesen, einer von den größten Universalgelehrten seiner Zeit, Verfasser vieler Werke, von denen die über die Naturgeschichte noch heut zu Tage geschätzet werden, ungeachtet des großen Fortganges, den diese Wissenschaft seither gehabt. Franz Hottomann, Professor der schönen Wissenschaften im Jahre 1547. Heinrich Stephanus, Professor im Griechischen, 1592. Johann Barbeyrac, Professor der Rechte, welcher im Jahr 1710 von der Republik Bern, die zu seinen Gunsten dieses Katheder errichtet, von Berlin dahin berufen worden. Jonas von

*) Daß Tissot seither den Ruf als Professor nach Pavia bekommen und angenommen, ist bekannt.

von Crousaz, Professor der Philosophie, 1700, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris 1726. Seine Werke sind allgemein bekannt. Wilhelm Loys de Bochat, Professor der Rechte 1718, Verfasser der von uns so oft angeführten Memoires über die alte Schweiz und einiger juristischer Werke. Noch könnten wir viele andere Gelehrte nennen, wenn es die Ausdehnung dieses Werks erlaubte.

In Leu's großem helvetischen Wörterbuche findet man die Reihe der Bischöfe von Lausanne, mit einigen Nachrichten von ihrem Leben. Das Cartularium des Bisthums enthält Nachrichten, die diesem Schriftsteller unbekannt gewesen.

Die Bischöfe von Lausanne pflegten, wenn sie von ihrer Würde Besitz nahmen, einen öffentlichen Einzug, und bey dem Thore von St. Stephan stille zu halten, wo sie, ehe sie sich nach dem Schloß begaben, eidlich versicherten, die Freyheiten und Rechte der Stadt zu beschützen. Heut zu Tage leistet der Landvogt von Bern anstatt des Bischofs diesen Eid, wenn er von seinem Amt Besitz nimmt. Diese Ceremonie ist sonderbar genug. Der Landvogt sitzt zu Pferde, und neben ihm der Seckelmeister des Pays de Vaud, der ihn in sein Amt einsetzt. Der Bürgermeister der Stadt mit dem Rathe, der zu beyden Seiten des Thores von S. Stephan in Ordnung stehet, bewillkommt ihn im Namen der Stadt; nachher leistet der Landvogt, immer noch zu Pferde, den Eid, und begiebt sich mit einem zahlreichen Gefolge ins Schloß. Den Tag darauf begiebt er sich in die Kathedralkirche, wo, nach gewöhnlichem Gottesdienst, und nach einer Rede des Gesandten von Bern, der Rath von Lausanne, und alle Vasallen

fallen der Landvogtey nach der Reihe dem Fürsten den Eid der Treue schwören.

Die Akademie und alles, was dazu gehört, sind unmittelbar unter der Gerichtsbarkeit des Landvogts. Die Collegia und die Wohnungen der Professoren sind um die Kathedralkirche herum, deren Terrasse und den Genfersee dominirt.

Die akademische Bibliothek, welche durch die Wohlthaten der Regierung von Bern errichtet worden, ist sehr mittelmäßig. Sie wurde durch die Bibliothek des Professors Hyacinthus de Quiros, eines Spaniers von Geburt, vermehret. Dieser Mann, welcher Theolog des Pabstes gewesen war, kam, nachdem er diesen Hof, wo er in Ansehen gestanden, verlassen hatte, vor dreyßig Jahren in die Schweiz, und wurde von dem Rath zu Bern, nachdem er die römische Religion abgeschworen, zu einem außerordentlichen Professor in der Kirchenhistorie erwählt. Er war ein hitziger Mann, voll Eifer für die Partey, welche er angenommen, und in dem Studium der Kirchenväter sehr bewandert. Er verheyrathete sich nicht, eine sehr seltene Sache bey denen, welche die römische Religion verlassen. Quiros, wenig bekümmert, Geld zu sammeln, hinterließ nichts als seine Bibliothek, welche von Rechtswegen, weil er keine Erben hatte, dem Souverain gehörte, der sie aber der Akademie zu Lausanne schenkte.

Das von Basel hierher verlegte Concilium hielt seine Versammlungen in dem Franciskanerkloster, dessen Kirche noch heut zu Tage den Namen des heil. Franciscus trägt. Diese Namen der Heiligen, welche die Protestanten beybehalten, ob sie schon ihren Dienst abgeschafft, gehören

unter

unter die Widersprüche in der Welt. Von dem Kloster selbst sind nichts mehr als die Keller übrig, welche der Stadt gehören, wo man herrlichen Rieswein aufbehält, der einen Theil ihrer Einkünfte ausmacht. Wenn die Schatten der Verstorbenen ihre alten Wohnungen besuchen könnten, so würden sie vielleicht diese Gewölber bedauern.

Nahe bey S. François ist eine Reitschule, die schon seit sechs und dreyßig Jahren von Herrn von Mezery, einem vortrefflichen Stallmeister, dirigirt wird, der nicht wenig dazu beygetragen, Fremde nach Lausanne zu ziehen. Diejenigen, welche Rang und Geld haben, werden in dieser Stadt mit mehr Höflichkeit, als irgend anderswo, Weimar ausgenommen, aufgenommen. Voltaire hat sich, nachdem er Delices verlassen, einige Jahre hier aufgehalten. Man erinnert sich noch an die Annehmlichkeiten, welcher sein hiesiger Aufenthalt veranlasset. Er wohnte in eben dem Hause, wo jetzt Tissot wohnt. Damals begegnete Haller und Voltaire einander, ohne sich zu suchen, und Lausanne genoß zugleich die Gesellschaft zweyer gleich berühmter Männer, obschon ihr Charakter und ihre Denkungsart ganz entgegengesetzt sind. Sie hatten nichts mit einander gemein, als den Ruhm, und die Vereinigung der Dichtergabe mit den ausgebreitetsten Kenntnissen. Der erstere schien eine Zeitlang seine ernsthaftern Geschäfte zu vergessen, und entzog sich den Ergötzlichkeiten der Gesellschaft nicht. Er wohnte den von Voltaire dirigirten Schauspielen bey, und bey dem Weggehn von der Vorstellung der Zaire sagte er von der Entwickelung des Stücks diese passenden und geistreichen Worte: man habe noch nie gesehen, daß Leute sich ein Rendezvous gegeben, um sich taufen zu lassen.

Die

Die kleinen Zänkereyen großer Leute trösten uns über ihre Vorrechte. Es ist bekannt, wie weit Voltaire seine litterarischen Feindschaften getrieben, und daß der Dichter Rousseau einer von denen gewesen, dessen Andenken er mit der größten Hartnäckigkeit verfolget. Die ganze Welt weiß die Geschichte der berüchtigten Couplets, welche man dem Rousseau zugeschrieben, und weswegen man Joseph Saurin, ehemaligen Prediger im Pays de Vaud, der nachher nach Frankreich gezogen, und katholisch worden, angeklagt. Man findet diese Nachrichten in den Artikeln la Mothe, Rousseau und Saurin, unter den Schriftstellern des Jahrhunderts Ludwigs XIV Genfer Ausgabe. Voltaire stellte im Pays de Vaud Nachsuchungen an, um den Saurin zu rechtfertigen, welchem man einen Brief zugeschrieben, der seinem Andenken Schande machte. Haller, der damals in seinem Gouvernement zu Roche lebte, und einzig mit den Pflanzen und der Physiologie beschäftigt war, ward mittelbar in diesen Streit verwickelt. Voltaire, welcher glaubte, Haller beschütze zwey Männer, über die er sich zu beklagen hatte, schrieb ihm einen Brief, um ihn zu bewegen, ihnen seinen Schutz zu entziehen. Haller antwortete, und diese zwey Briefe wurden gedruckt. Ich weiß nicht, warum sich Voltaire in seinen Fragen über die Encyklopädie, in dem Artikel Anekdoten, deswegen beklagt. Das Publikum fand Hallers Antwort eines Philosophen würdig; aber die feine Ironie, womit sie gewürzt war, mußte dem misfallen, den sie traf. Es wird nicht unangenehm seyn, diese zwey Briefe hier zu lesen. Sie werden dazu dienen, den Styl eines berühmten Mannes kennen zu lernen, der nichts französisch geschrieben, aber alle Sprachen aus dem Grunde verstand.

Brief des Herrn von Voltaire an Herrn von Haller.

„Hier haben Sie, mein Herr, ein kleines Certificat, welches Sie G . . . kennen lernen wird, für den man Sie um Ihren Schutz bittet. Dieser Elende hat zu Lausanne ein abscheuliches Libell wider die guten Sitten, wider die Religion, wider die Ruhe der Particularen, wider die gute Ordnung, geschrieben; es ist Ihrer Redlichkeit und Ihrer großen Talente würdig, einem Bösewicht einen Schutz zu entziehen, der Rechtschaffenen zur Ehre gereichen würde: ich wage es, mich auf Ihre Dienstfertigkeit, wie auf Ihre Billigkeit, zu verlassen. Halten Sie mir dieses Zettelchen zu gut, es ist nicht nach der deutschen Sitte, aber es schickt sich für die Freymüthigkeit eines Franzosen, der Sie mehr hochschätzet und verehret, als irgend ein Deutscher."

„Ein gewisser L . ., ehemals Präceptor bey Herrn Constant, ist der Verf. eines Libells über den verstorbenen Herrn Saurin; er ist Dorfprediger, ich weiß nicht wo, nahe bey Lausanne; er hat mir unter Ihrem Namen zwey oder drey anonyme Briefe geschrieben. Alle diese Leute sind Elende, unwürdig, daß man einen Mann von Ihren Verdiensten für sie einzunehmen suche. Ich ergreife diese Gelegenheit, Sie der Hochachtung und Ehrerbietung zu versichern, mit denen ich lebenslang seyn werde 2c."

Antwort des Herrn von Haller an Herrn von Voltaire.

Roche, den 17ten Horn. 1759.

„Ich bin durch den Brief, womit Sie mich, mein Herr, eben beehret haben, wahrhaftig betrübt worden.

Wie,

Wie, ich sollte einen reichen, unabhängigen Mann bewundern, der Herr über die Wahl der besten Gesellschaften ist, dem sowohl Könige als das Publikum ihren Beyfall geben, der der Unsterblichkeit seines Namens versichert ist, und ich sollte diesen Mann seine Ruhe verlieren sehen, um zu beweisen, daß ein gewisser gestohlen, und daß ein anderer des Diebstahls nicht überführet ist? Es muß folgen, daß die Vorsehung die Waage für alle Menschen gleich hält. Sie hat Sie mit Gütern, sie hat Sie mit Ruhm überhäuft; Sie mußten aber auch Unglück haben, und sie hat das Gleichgewicht in Ihrer Empfindlichkeit gefunden. Die Leute, über die Sie sich beklagen, würden wenig verlieren, wenn sie das verlören, was Sie den Schutz eines in einem Winkel der Erde verborgenen Mannes nennen, der froh ist, ohne Einfluß und Verbindungen zu seyn. Die Gesetze allein haben hier das Recht, sowohl den Unterthan, als den Bürger zu beschützen. Herr G... ist der Geschäftsmann meines Buchhändlers. Herrn L... habe ich bey einem Verbanneten gesehen, den ich seit seiner Ungnade bisweilen besucht, und der seine letzten Stunden mit diesem Prediger zugebracht. Wenn der eine oder der andere meinen Namen anonymen Schriften untergeschoben; wenn er glauben gemacht, daß wir in einer genauern Bekanntschaft wären, so begeht er gegen mich einen Fehler, den Sie mit zu vieler Freundschaft rügen. Wenn Wünsche einige Macht hätten, so würde ich die Wohlthaten des Schicksals vergrößern; ich würde Ihnen Ruhe geben, welche vor dem Genie flieht, welche freylich in Rücksicht auf uns selbst unendlich mehr werth ist; und von nun an würde der berühmteste Mann in Europa auch der glücklichste seyn. Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung etc."

D. G. D. v. G.

Hallers letztes Werk war eine Widerlegung der Zweifel gegen die Offenbarung, die in Voltairens verschiedenen Werken zerstreut sind. Die Größe der Sache, die er vertheidigte, erlaubt nicht, zu glauben, daß er einen berühmten Gegner aus einem andern Grunde angegriffen, als aus Eifer für die Wahrheit.

Die Urbanität der Lausanner erstreckt sich bis auf die Namen, welche sie den Häusern geben. Die artige Wohnung des Herrn Tissot heißt Montrion; ein reizendes Landhaus in der Vorstadt wird Montrepos genennet. Hier wohnte in Voltairens schönen Tagen der Marquis von Gentil, Sohn des Marquis von Langalerie. Verschiedene von seinen Schauspielen wurden auf dem kleinen Theater zu Montrepos, von einer Gesellschaft Freunde vortreflich vorgestellt. Unsere Leser erinnern sich an die artigen Briefe des Chevaliers von Boufflers, der von Lausanne, wo er sich im Jahr 1764 eine Zeitlang aufgehalten, also redet. „Ich bin auf der Insel der Circe, ohne weder so listig, noch so tapfer, weder so klug, noch auch so schweinisch zu seyn, wie Ulysses und seine Gefährten. Lausanne ist in ganz Europa wegen seiner guten Pastelfarben, und wegen des angenehmen Umgangs berühmt. Ich lebe in einer Gesellschaft, welche Voltaire zu bilden ein Vergnügen hatte, und ich unterhalte mich eine Zeitlang mit den Schülern, ehe ich den Meister hören werde.“ Voltaire lebte damals zu Ferney, wohin sich der Ritter von Boufflers von Lausanne begeben. Vielleicht würde man nicht errathen, was diese Pastelfarben sagen wollen, wenn der Buchdrucker sich nicht die Mühe genommen, dem Briefe eine Note beyzufügen, wodurch er berichtet, daß ein gewisser Stoupan dieselben bereite, und daß man sich bey Herrn

Stou-

Stoupan selbst, oder bey Herrn Grasset, Buchhändler zu Lausanne, melden könne, um sie zu haben. Dieser Franz Grasset, einer von den geschicktesten Buchhändlern in der Schweiz, hatte die Ehre gehabt, oft mit Voltairen zu brechen, und sich wieder mit ihm auszusöhnen. Seine Thätigkeit trieb ihn einst nach Spanien, wo er mit gutem Erfolge theologische Werke und Schriften vom kanonischen Rechte verkaufte. Ein gewisser Marc Michel Bousquet hat vor etwan vierzig Jahren eine beträchtliche Buchhandlung angelegt; er hat die mathematischen Werke des Johannes Bernoulli, welche niemand verstand, und die Memoires über die Schweiz von Herrn de Bochat, welche niemand lesen wollte, herausgegeben. Die Buchhändler haben viel verloren, obschon die Bücher vortrefflich waren. Grasset, Commissionair der Gesellschaft, öffnete den Handel nach Spanien; ein neuer Columbus, entdeckte er, wie jener, eine neue Welt, und bereicherte nur andere. Jetzt arbeitet er für sich selbst. Vor etwa zweyhundert Jahren hatte ein gewisser Jean le Preux eine Buchdruckerey zu Lausanne angelegt, woraus schöne Bücher gekommen; unter andern bewundert man eine prächtige Ausgabe von Amyots Plutarch.

Wir verlassen die Stadt Lausanne ungern; alle Augenblicke stellen sich unserm Gedächtnisse neue Gegenstände dar. Kann man wohl die Gräfin von Brionne vergessen, die im Jahr 1773 diesen Aufenthalt verschönert hat? Alles huldigte ihrem Range, und noch weit mehr ihrer Schönheit. Sie kam, um den Herrn Tissot über ihren Gesundheitszustand zu befragen; aber die Begierde, ihre Tochter, die Prinzessin von Carignan zu sehen, war ein anderer Bewegungsgrund ihrer Reise.

Ein Abbé in dem Dienste des Prinzen von Elbeuf fand für gut, die Zusammenkunft durch eine Inschrift an einem Monumente zwischen Lausanne und Morsee zu verewigen. Sonst trifft man bey den Schweizern keine solche Denkmale an; kaum sieht man einige Steine, die dem Andenken ihrer Siege gewidmet sind. Dieses, über welches die helvetische Freyheit niemals eifersüchtig werden kann, wird die Nachwelt lehren, daß alle Länder die Macht der Schönheit anerkennen. Madame von Brionne ging von Lausanne nach Bern, wo man sie mit Festen bewillkommete, und von da zu dem Empiriker Michael Schuppach, mit dem sie, wie es auch der Gebrauch war, sehr zufrieden gewesen. Es war damals sehr gewöhnlich, die Kranken von Tissot zu Hallern, und von diesem zu jenem berühmten Empiriker gehen zu sehen. Die Gradation ist sonderbar genug, aber man hat von jeher das Wunderbare geliebt. Ein gelehrter Züricher, ein geistreicher Mann, aber von einer erhitzten Einbildungskraft, glaubt die Kunst erfunden zu haben, den Charakter, die Talente und die Größe der Seelenkräfte aus der Gestalt der Nase und der Ohren zu beurtheilen. Ist es denn nicht auch erlaubt, die Krankheiten aus dem Harn zu beurtheilen? Das eine ist so zuverläßig, als das andere. —

Die Eintheilung der Stadt Lausanne in Bourg und Cité zeigt verschiedene Epochen an. Man hat alle Ursachen zu glauben, die Bourg sey zuerst erbauet worden. Das Wort Bourg ist celtisch, und bedeutet so viel, als das heutige deutsche Wort Burg. Der Zeitpunkt der Erbauung und Vermehrung von Neu-Lausanne ist, wie wir schon bemerkt haben, unbekannt. Die Vorstadt, welche an der Mittagsseite der Stadt gegen den See zu liegt, heißt

l'Estras

l'Estras (die Straße), ohne Zweifel zum Andenken der römischen Straße, welche ehemals, wie wir schon gesagt, von Vivis nach Vidy hier durchging. Es brauchte nichts als die Barbarey der Jahrhunderte, welche auf den Einfall der nordischen Völker gefolget sind, um den alten Boden der Stadt aus Liebe zu dem, welchen sie jetzt inne hat, zu verlassen, und die Nachbarschaft des Sees und einen zum Handel bequemen Hafen aufzugeben. Der Hafen von Ouchi, ein Dorf, welches auch Rive (Ripa) heißt, ist eine halbe Stunde unterhalb Lausanne. Hier ladet man die Kaufmannsgüter, welche über den See gehen, aus und ein. Man sieht daselbst einen sehr alten Thurm, welchen Bischof Landry von Lausanne gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts gebauet haben soll.

Die Natur scheint die Gränzen des Schönen und Häßlichen in der Gegend um Lausanne neben einander gestellt zu haben. Kaum ist man aus der Gasse du Bourg, so findet man linker Hand die große Straße von Milden, welche mit einer beschwerlichen Bergstraße anfängt, die in einen Sandfelsen gehauen ist, woraus der ganze Berg, welcher Kleinjura genennet wird, bestehet; hier und da zerstreute einzelne Tannen bekränzten diesen unfruchtbaren Fels, der sich amphitheatralisch gegen die Nordseite der Stadt erhebt, und über dieselbe einzufallen drohet. Einige haben geglaubt, eine Aehnlichkeit zwischen dieser Lage und der von Jerusalem zu finden: das hat auch gemacht, daß man dem höchsten Gipfel den Namen Calvaire gegeben, ein Bild, welches die Ermüdung und den Schmerz ausdrückt, den Pferde und Reisende bey dem beschwerlichen Steigen empfinden; zwey starke Stunden sind kaum hinreichend, die Höhe des

Berges zu ersteigen. Während diesen zwey Stunden sieht man nichts als Tannenwälder und einige zerstreute Bauerhütten, deren grobe und arme Bewohner ihr Leben damit gewinnen, daß sie Holz fahren, welches bestimmt ist, die Stuben zu heizen, und das Abendessen der glücklichen Bewohner Lausannens zuzubereiten, und daß sie den guten Wein von la Cote und dem Riefthal verführen, wovon sie schwerlich etwas anders trinken, als was sie stehlen. Von ihnen kann man sagen:

Sic vos non vobis mellificatis, apes!
Sic vos non vobis fertis aratra, boves!

Wir wollen diese traurigen Gegenden verlassen, und zu den schönen Baumgärten und fruchtbaren Wiesen um Lausanne zurückkehren. Reizende Landhäuser verschönern diese Hügel. Das Landhaus des Herrn Constant von Rebeque, jetzigen Marechals de Camp in französischen Diensten, ist wegen der schönen Lage und wegen des schönen Pavillons merkwürdig, den er Fantaisie genannt hat. Einige hundert Schritte von dem Hause ist ein kleiner offner Tempel, dessen Figur uns an den von Tivoli erinnert, der auf einen Felsen gebauet ist, wovon man das Haus und den Genfersee übersieht, und der das Romantische dieser bezauberten Wohnung vermehret. Je mehr hier die Natur mit ihren Wohlthaten verschwenderisch ist, desto geiziger ist man mit dem Boden. Reben, Baumgärten, Wiesen, alles dient zum Nutzen; es giebt kein Land, wo die den Luxus gebrachten Opfer in Alleen, Hecken, Zugängen und andern Zierrathen, die oft nichts anders, als die Armseligkeit des Bodens und den Luxus des Besitzers anzeigen, so kostbar sind als hier.

Wenn man zur Vorstadt von Lausanne gegen Morgen herauskömmt, so führt die Straße nach Vivis über einen ziemlich steilen Abhang in die kleine Stadt Puilly, von wannen man noch weiter hinabsteigt, bis an den See. Etwas weiter liegt Lutry, die erste von den vier Pfarren des Riesthals, die wegen ihres guten Weins berühmt sind. Man hat bisweilen das Wort Vaud, welches die ganze Provinz dieses Namens anzeigt, mit dem von Vaux (Vallis) verwechselt, welches dem Riesthal eigen ist. Das Pays de Vaud heißt in einigen alten lateinischen Urkunden comitatus Waldensis.

Die deutschen Völker bezeichneten beständig mit den Wörtern, Wale, Walon, Welsch, die celtischen Nationen; so haben die Engländer und die Sachsen der Provinz Wallis den Namen gegeben; die Schweizer nennen das Pays de Vaud Welschland; eben diesen Namen geben die Deutschen Italien; eben so benennen die nahe gelegenen Bewohner des Cantons Bern die Grafschaft Neuenburg; daher kömmt auch der Name Welsch, welchen der Philosoph von Ferney seiner eignen Nation gegeben, so oft er scherzen wollte. Laßt uns zu dem kleinen Striche des Riesthals zurückkommen, welcher zwischen einer Kette von Felsen und dem Genfersee eingeschlossen ist. Auf deutsch heißt es Riesthal, und sein Wein Rieswein, ohne Zweifel um damit anzuzeigen, wie sehr man ihn schätze. Die Natur selbst hat die Kultur angegeben, welche sich für dieses felsichte Land, wie für das um den Neuenburger- und Bielersee, schicket, und das zu jeder andern Kultur unfähig ist. Man ist ganz erstaunt, ein Amphitheater von Mauern und Terrassen zu sehen, die mit den größten Kosten aufgeführt sind, um das Erdreich für die Reben zu unterstützen.

Der Anfang des Weinbaues in diesen Gegenden steigt wahrscheinlich bis zu der Zeit hinauf, da die Römer Herren dieses Landes waren. Eine zu S. Prex bey Morsen entdeckte Inschrift zur Ehre des Liber pater Cocliensis, oder des Bacchus, und die Aehnlichkeit dieses Zunamens mit dem von Cully im Riefthal, haben einige Gelehrte auf die Vermuthung gebracht, diese Gottheit habe in diesem mit ihren Wohlthaten angefüllten Lande einen Tempel gehabt. Eine Art Bay, die der Genfersee bey Cully macht, hat dem Herrn von Bochat eine neue celtische Etymologie dargereicht. Das aus Cull, in zusammengesetzte Wort bedeutet einen Bauch und Wasser, das ist, eine Bay oder einen Golfo. Sollte das lateinische Wort cochlear oder cuillier auf Französisch, nicht auch einen celtischen Ursprung haben?

Von Cully, zwey kleine Stunden von Lausanne, ist noch eine Stunde bis zum Flecken S. Saphorin, welcher seinen Namen von dem heiligen Symphorian herleitet. Nahe dabey an dem Ufer des Sees ist das Schloß Glerolles, ein beynahe ganz zerfallenes Gebäude, welches man den Römern zueignet. Einige Gelehrte z. E. Tschudi, haben geglaubt, es sey Calarona Sabaudiæ, dessen in der notitia provinciarum Meldung geschieht. Tschudi ging in seinen Muthmaßungen noch weiter, und nahm an, die Römer hätten zu Glerolles und Iferten die Tannen eingeschifft, welche auf der einen Seite über den Genfersee und die Rhone, auf der andern über den Neuenburgersee, die Aare und den Rhein hinabführen, um zum Schiffsbau gebraucht zu werden. Noch heut zu Tage findet man viele Tannen auf dem Gipfel des kleinen Jura, welcher dieses Ufer bekränzt, und auf dem großen Jura in der Nachbarschaft von Iferten.

Aber

Aber gesetzt, Ebrodunum wäre Iferten, und es wäre an diesem Orte eine Compagnie Schiffer oder selbst eine Flotte gewesen, folget denn daraus, daß sie zu dem Gebrauche bestimmt gewesen, wovon Tschudi redet? und wenn auch das so wäre, wie folget der Schluß, daß Glerolles Calarona sey *)?

Die in dieser Gegend entdeckte und in der Kirche zu S. Saphorin eingemauerte Meilensäule ist ein merkwürdigeres Monument. Sie wurde im Jahre 47 der christlichen Zeitrechnung errichtet, welches mit dem säcularischen Jahre von Rom übereinkömmt, das die Kaiser mit Feyerlichkeiten und Monumenten zu begehen pflegten. Zu Glerolles fängt die neue Straße von Vivis nach Milden an, und geht gegen den See Bray und Mezieres. Sie wurde vor einigen Jahren von der Regierung von Bern erbaut. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die in der peutingerischen Tafel angezeigte militairische Straße zwischen Vivis und Milden eben diese Richtung gehabt. Nach einer Stunde kömmt man von Glerolles durch einen reizenden Weg zwischen Weinbergen und Wiesen nach Vivis. Der Strom Vevayse fällt an den Thoren dieser Stadt in den See. Man geht über denselben mittelst einer steinernen Brücke von einem Bogen, welche sehr unbequem gebauet ist. Der Marktplatz gegen den See verschafft, wegen der Menge von Leuten, die sich an den Markttagen daselbst versammeln, einen reizenden Anblick. Vivis hat ungefähr 3000 Bewohner. Viele französische protestantische Familien, welche

*) Dieser Name bedeutet Grenoble, welches ehemals Culao geheißen, wie es aus Inschriften und dem Geographen von Ravenna bewiesen ist.

welche sich daselbst niedergelassen, haben Geld, Industrie und ein geselliges Leben dahin gebracht.

Der Chevalier von Boufflers hat einige Tage zu Vivis zugebracht, wovon er in seinen Briefen redet. Das Lob, welches er von der Aufrichtigkeit und Einfalt der Bewohner dieser Stadt macht, ist lustig genug. „Wir sehen, sagt er, in einer Stadt von 3000 Einwohnern mehr ehrliche Leute, als man in allen Provinzialstädten Frankreichs finden würde. Unter dreyßig bis vierzig jungen Töchtern und Frauen giebt es nicht vier häßliche und nicht eine einzige verbuhlte. O des guten und schlechten Landes!“

Man lebt zu Vivis wie in allen kleinen Städten, wo insgemein keine Schauspiele sind, wo das Leben ohne Erschütterungen sanft dahin fließt, wo der Ehrgeitz keine großen Gegenstände hat, und wo der Mangel an Geschäften und andern Ergötzlichkeiten das Kartenspiel eingeführt hat, ein unumgängliches Nothmittel für drey Viertel müßiger Leute. Der Geschmack am Spiele in diesen Theilen der Schweiz ist um so viel merkwürdiger, da der Gewinn beynahe ein Nichts ist; der Verlust eines Thalers ist insgemein das maximum einer Abendgesellschaft zu Genf, Neuenburg, Iferten, Basel rc. Man muß Lausanne, wo die Fremden, welche in den Gesellschaften sind, den Geschmack an großem Spiel eingeführt, und Bern, wo strenge Gesetze diesen Misbrauch mehr zu vermehren als zu vermindern scheinen, ausnehmen.

Die Stadt Vivis liegt zwischen dem See und dem Berge in einer artigen Ebene, welche sich von Glerolles bis la Tour de Peil erstreckt, das eine Viertelstunde gegen Morgen von Vivis liegt, und wo der Paß ins Walliserland

land durchgeht. La Tour de Peil hat seinen Namen einem alten Schlosse zu danken, dessen Thürme und Mauern noch da sind. Ein französischer Edelmann kaufte es mit einigen damit verbundenen Lehen. Dieses Schloß, dessen Lage reizend ist, hat Terrassen, woran das Wasser des Sees spület, und wo man die schönste Aussicht von der Welt genießt: auf der einen Seite sieht man gegen Morgen den Einfluß der Rhone in dieses schöne Wasserbecken und das Thal, wo das niedere Wallliserland anfängt; gegen Mittag Savoyen und gegen Abend den ganzen Theil des Pays de Vaud, der sich von Morsen bis Genf erstreckt.

Schon oft haben wir gesagt, daß die Geschichte des mittlern Zeitalters und des Lehnrechts sehr dunkel sey. Während daß Vivis und la Tour de Peil ihre Gerichtsherren haben, waren die Herzoge von Savoyen souverain. Wir haben an einem andern Orte gesehen, daß ein Bischof von Lausanne im Jahre 1090 seine Rechte auf Vivis dem Walter von Blonay abgetreten.

Es ist wahrscheinlich, daß sich das alte Viviscum, wovon in Antonins Itinerario und in der theodosianischen Tafel geredet wird, bis nach la Tour erstreckt, dessen Stiftung man ins Jahr 1237 setzt und dem Grafen Peter von Savoyen zuschreibt.

Die Einwohner von Vivis und la Tour de Peil haben in dem Kriege der Schweizer wider den Herzog von Burgund im Jahr 1476 viel Unglück gelitten. Das Haus Savoyen, dessen Unterthanen sie gewesen, war diesem Fürsten offenbar günstig. Die Schweizer verwüsteten nach dem Kriegsrechte das Pays de Vaud; das

Schloß

Schloß zu la Tour ward ein Raub der Flammen, und es ist nichts mehr davon übrig, als die alten Mauern und Thürme. Man schonte die Einwohner von Vivis, welche ihren Eifer für ihre Herren so weit trieben, daß sie Bern mit Worten beschimpften. Wildheit war der herrschende Fehler dieser Zeiten.

Die Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts erzählt uns einige besondere Anekdoten von dieser Stadt und der Art, wie sie nebst dem übrigen Theile des Pays de Vaud unter die Herrschaft von Bern gekommen. Der Bischof von Lausanne hatte daselbst, wie wir schon gesagt, einige weltliche Rechte. Der Bischof hatte die Partey des Herzogs von Savoyen genommen, da die Berner nach dem Gebrauche der damaligen Zeiten demselben durch einen Herold hatten den Krieg ankündigen lassen. Noch hatte man keine Feindseligkeiten gegen den Bischof ausgeübt. Die bernische Armee war neben Wifflisburg, welches unmittelbar von ihm abhing, vorbeygezogen, um alle Feindseligkeiten gegen diesen Prälaten zu vermeiden, der sich noch nicht erklärt hatte. Sein erster Schritt war, sich den 25sten Jenner 1536 in sein Schloß Glerolles bey Vivis zu begeben, aus welchem er seinem Vogt zu Vivis folgenden Brief schrieb:

Brief Sebastians von Montfaulcon, Bischofs zu Lausanne, an seinen Vogt zu Vivis, im Jahre 1536.

„Mein Herr Vogt, dieses dient zur Nachricht, daß ich heute hier angekommen bin, um meine Unterthanen zu sehen, und gute Ordnung unter ihnen zu schaffen, sowohl zur Erhaltung des Glaubens, als auch für den Mon-

seigneur und das Land, und ich habe diesen Abend vernommen, daß Capitain Collonays mit einem schönen und wohlgeordneten Trupp Italiäner zu Morsen angelanget ist, und daß er alles jenseits des See aufgeboten, um Leute zu haben, mit denen er denen von Bern entgegengehen möchte, um ihnen eine Schlacht zu liefern. Nun dünkt es mich, daß wir alle helfen und dahin gehen sollen, wo der Hauffe am größten ist; denn wenn wir ja, welches Gott verhüten wolle, verlieren sollten, so würden die Städte und das Land nicht stark genug seyn, um zu widerstehen: und wir müssen es nicht machen, wie es die Römer gemacht, als der verstorbene Herr von Bourbon Rom eingenommen; denn jeder wollte seinen Pallast erhalten, und das war die Ursache ihres Untergangs; und dessen habe ich sie benachrichtigen wollen, um es den Herrn von Vivey und umliegenden Orten, wenn Sie es gut finden, bekannt zu machen, und meinerseits werde ich alles thun, was meine Schuldigkeit ist. Wenn Sie etwas neues vernehmen, so seyn Sie so gut, mich dessen zu berichten. Ich schließe, nachdem ich mich Ihnen von ganzem Herzen empfohlen, und unsern Herrn gebeten, Ihnen zu geben, was Sie wünschen."

Glerolles den 25sten Tag im Jänner.

Ihr ergebener
Bischof von Lausanne.

Die Adresse war:
An Herrn de Curtillins,
Vogt zu Vivis.

Dieser Brief ward denen von Bern übergeben. Der Bischof, welcher sein Verständniß mit den Savoyarden unterhielt, hatte es versucht, einige italiänische Truppen,

im

im Dienst des Herzogs, in seine Stadt Lausanne zu bringen; das Project aber schlug durch die Wachsamkeit der Lausanner fehl. Nachher hat dieser Prälat, da er sah, daß er sich nicht schmeicheln durfte, in Frieden zu bleiben, seine Residenz den 22sten März verlassen, und ist nicht wieder zurück gekommen. Die Einwohner von Vivis und la Tour de Peil hatten Gesandte zur bernischen Armee geschickt, welche zu Morsen war, um sich zu unterwerfen, und den Eid der Treue zu leisten. Es entstanden daselbst zwischen denen von Freyburg und Berg einige Mißhelligkeiten wegen der Eroberungen in diesem Kriege. Die letztern drangen darauf, daß man ihnen unter andern Vivis und la Tour abtreten sollte. Sie hatten zwey Tage vor der Begebenheit, von welcher wir eben geredet haben, einen Brief an die Stadt Vivis geschrieben. Aber es war zu spät: man wußte zu Bern, daß sich die Gesandten von Vivis bey der Armee zu Morsen gestellt, und das Versprechen erhalten hatten, niemals unter eine andere Herrschaft zu kommen.

Wir haben schon bemerket, was für einen Einfluß die Religionsveränderung in die politischen Begebenheiten gehabt. Der Keim der Reformation, welche die Einwohner des Gouvernements Aelen vor acht Jahren angenommen, hätte sich in der Nachbarschaft verbreitet, und unter andern auch zu Vivis. Das bewog sie ohne Zweifel, sich den Bernern zu unterwerfen; dennoch wurde die Reformation in den Städten und Pfarren des Riefthals, erst nach völliger Eroberung des Pays de Vaud, eingeführt.

Eine kleine Stunde über Vivis sind zwey alte Schlösser, Blonay und Chatelard. Das erstere, dessen Ursprung unbekannt ist, war sechs Jahrhunderte lang die Wohnung der

der Barone von Blonay, einer Familie, deren Ursprung sich im eilften Jahrhunderte verliert, und wovon eine jüngere Linie im Jahre 1536 nach Savoyen übergegangen, wo sie die ehrenvollsten Aemter bekleidet.

Die Rechte der Herren von Blonay auf Vivis, wovon wir schon geredet, waren getheilt: eine Urkunde von 1356 sagt, daß Johann von Blonay, Ritter, Mitherr von Vivis, der Stadt Vivis das Omguet (Umgeld, eine Auflage auf den Wein, die in der Schweiz bekannt ist) unter der Bedingung schenkte, daß sie die Brücke über die Vevayse und andere Gebäude der Stadt unterhalte, und daß der Wein und andere Güter des Herrn frey seyn sollten.

Das Schloß und die Herrschaft Chatelard, welches eine halbe Stunde gegen Morgen von Blonay liegt, kam nach und nach an verschiedene Familien. Es gehörte Peter von Gingings, Herrn von Chatelard, Mitherrn von Vivis, welcher in dem Kriege Karls von Burgund umkam, worin er die Partey des Herzogs von Savoyen, seines Herrn, genommen hatte. Sein Vater, Johann, welcher im Dienste des Königs von Frankreich, Karls des IV. und der Herzoge von Burgund, Johanns ohne Furcht und Philipps des Guten, gewesen war, hatte die Herrschaft Chatelard von seiner Frau, Margaretha von Lassara, bekommen. Er hat das Schloß Chatelard im Jahre 1441 erbauet. Seine Lage und seine Bauart sind gleich fähig, an die Zeiten der Feudalregierung zu erinnern. Man sieht daselbst Mauern von fünf Schuh dick, Thürme, einen ungeheuer großen Saal, der sein Licht nur von einem einzigen Fenster, mit einem eisernen Gitter versehen, empfängt, einen großen Kamin, wie die in unsern Küchen, wo sich

die Familie des Oberherrn versammelte, um die langen Winterabende zuzubringen, um eine Jagdpartie zu verabreden, oder wie sie Reisende in Contribution setzen wollte. Die Dörfer, welche von Chatelard abhangen, sind Montrü, Chailly und Clarens. Die Aussichten dieses Landes wechseln beständig wegen des schönen mit Städten umgebenen Sees ab, und machen das schönste Schauspiel. Die Aussicht wird gegen Mittag durch die savoyischen Eisberge begränzt: gegen Norden scheinen auf einander gethürmte Felsen bis in die Wolken zu steigen: zwischen den Felsen und der Ebene folgen Weinberge nach einander, die durch Wiesen und Ströme getrennt sind, welche oft große Verwüstungen anrichten und ungeheure Felsenstücke mit sich fortreißen.

Wenn man auf dem Wege ins Walliserland weiter geht, so trifft man eine Stunde von Vivis, nahe an dem See, das Schloß Chillon an, welches lange die Wohnung eines savoyischen Landvogts gewesen; nachher wohnten die Landvögte von Bern daselbst, welche sich erst seit vierzig Jahren in der Stadt Vivis aufhalten. Dieses Gebäude ist sehr alt; seine Lage machte es wichtig, es commandirte gänzlich den Paß nach Aelen und ins Walliserland. Die Berner belagerten es im Jahre 1536. Der Ort hielt sich nicht länger als zwey Tage und ergab sich. Man fand daselbst Boinvard, Prior des Kapitels von S. Victor zu Genf, welchen Herzog Karl von Savoyen wegnehmen und zu Chillon einschließen lassen, wo er sieben Jahre in einem Gefängnisse gesessen. Man hat von ihm eine gute Genfer Chronik im Manuscript.

Eine Viertelstunde von Chillon ist Villeneuve (Neuenstadt), welches viele Gelehrte für das Pennilucus in Antonius

tonius Itinerarium und der peutingerischen Tafel halten. Man hat daselbst, so wie um Montrü und Chatelard, einige Antiquitäten, Münzen, und Bruchstücke von mosaischem Fußboden gefunden. Die Entfernung von neun römischen Meilen, oder drey Stunden, welche in diesen Denkmälern angegeben wird, stimmt mit der von Vivis nach Neuenstadt nicht überein. Ein Bruchstück einer Innschrift, welches in der Mitte des vorigen Jahrhunderts hier gefunden, und von Plantin angezeigt worden, beweist weiter nichts, als den Aufenthalt der Römer in diesem Lande. Zu Neuenstadt endigt sich die Landvogtey Vivis, so wie das eigentlich sogenannte Pays de Vaud, welches zur Zeit der Herzoge von Savoyen einen Theil des Chablais ausmachte. Das Gouvernement Aelen wurde von den Bernern im Jahre 1478 erobert. Der Oberherr dieses kleinen Landes war damals ein Edelmann von Genf, Namens de Torrens, aus dem Hause von Compoy, welchem es der Herzog von Savoyen im Jahre 1460 zu Lehen gegeben.

Roche, das zwischen Villeneuve und Aelen liegt, verdient eine besondere Nachricht. Es ist die Wohnung eines Gouverneurs, welchen Bern alle sechs Jahre dahin schickt, um die Salzwerke zu verwalten. Diese Stelle, so wie alle diejenigen Aemter, welche man zu Bern Landvogteyen nennet, werden durch das Loos vergeben. Roche hat seinen Namen von einem alten zerstörten Schlosse, das ehemals seine eigenen Herren gehabt. Die Kapelle, wo jeden Sonntag für den Director und alle Beamte, welche sich an diesem Orte aufhalten, Gottesdienst gehalten wird, unterhalten die Religiösen des S. Bernhardsbergs auf ihre Unkosten, welche daselbst einige von einem Pachter verwaltete Einkünfte besitzen.

Hier hielt sich sechs Jahre lang der berühmte Haller auf. Er wendete die grosse Muße, die ihm sein Amt ließ, welches nichts beschwerliches als die Langeweile der Einsamkeit hatte, dazu an, zwey große Werke über die Physiologie und Botanik zu beendigen, welche er während diesem Aufenthalte herausgegeben, und Untersuchungen über die Naturhistorie und die Salzwerke dieses Landes anzustellen. Er gab das Resultat davon in einem kleinen deutschen Buche, wovon man in den Memoires der Akademie der Wissenschaften zu Paris einen Auszug gemacht. Scheuchzer hat vor ihm in seiner Naturgeschichte des Schweizerlandes diese Salzbergwerke beschrieben, mit einem ziemlich gut gestochenen Kupfer, worauf man die verschiedenen Salzquellen, Söde und Gallerien sieht, welche um das Jahr 1714 da waren. Schon im funfzehnten Jahrhunderte kannte man einige dieser Quellen, die einzigen, welche sich in der ganzen Schweiz finden, welche die Natur eines so nothwendigen Bedürfnisses beraubt zu haben scheint, und wovon doch der Verbrauch, wegen der Menge Käse, die man daselbst macht, weit stärker ist, als bey andern Völkern. Die Salzwerke des Cantons Bern haben, selbst zu den Zeiten ihres größten Ertrags, nie mehr als 37,000 Centner gekochtes Salz gegeben; das ist ungefähr ein Achtel von dem, was der einzige Canton Bern verbraucht. Heut zu Tage hat der Ertrag um zwey Drittel abgenommen, und steigt nur auf 10,000 Centner. Die unterirdischen Werke, die man seit zwey Jahrhunderten gemacht hat, haben beträchtliche Arbeit und Geldsummen gekostet. Wir verweisen die, welche dergleichen Untersuchungen lieben, auf die zwey Werke von Scheuchzer und Haller. Der Reiser Andreä hat nichts gethan, als

das

das abgeschrieben und wiederholet, was er von dem letztern gehört, den er 1763 zu Roche besucht.

Zu Aelen und Bevieux sind die Gradirhäuser, welche dazu dienen, das Salz zu concentriren, indem man das gesalzene Wasser nach und nach durch Dornfaschinen herabfallen läßt, welche dem Durchzuge der Luft ausgesetzt sind. Diese Operation wird wiederholt, bis das Wasser 25 vom Hundert Salz enthält, nachher wird es in Kessel gegossen, wo das Uebrige durchs Feuer beendigt wird. Herr Haller, welcher sich mit dem allgemeinen Besten und den Mitteln ein so wichtiges Produkt zu vermehren beschäftigte, bemerkte, daß die Methode der Gradirhäuser, außer ihrer kostbaren Erhaltung, an dem Verluste eines Theils des Salzes Schuld sey, welchen er auf den dritten Theil des in den Salzquellen wirklich enthaltenen Salzes schätzte. Von dieser Bemerkung ging er aus, und glaubte, daß es möglich wäre, Ausdünstungsteiche anzulegen, wo die Sonne das thun würde, was die Dornfäschinen bewirkten. Von drey Salzquellen hält nur eine ungefähr 11 von 100: die andern aber halten nur $1\frac{1}{2}$ von 100, und weniger. Herr Haller ließ Probeteiche machen, welche mit einem beweglichen Dache bedeckt waren, so daß man nach Willkür die Sonne hinzu lassen, und sie vor dem Regen bewahren konnte. Eine zweyjährige Erfahrung belehrte ihn, daß um so viel mehr Wasser ausdünste, je weniger die Quelle mit Salz geschwängert sey. Die mittlere Ausdünstung eines ganzen Jahres, steigt auf 182 Linien. Das Salz, welches nach dieser Ausdünstung übrig blieb, ist trockner und süßer, als das, welches durchs Feuer erhalten wird. Noch mußten die Kosten der zu dieser Operation im

Großen nöthigen Teiche oder Gewölber berechnet werden. Der Ruhm großer Männer entschuldigt vorübergehende Irthümer. Herr Haller irrte sich um eine Null: sein Resultat war unrichtig, und das Project unterblieb.

Im Canton Bern werden alle Produkte des Mineralreichs als ein Eigenthum des Fürsten angesehen, welcher sich derselben als eines Regals bemächtiget. Ein Particular von Augsburg, Namens Zobel, übernahm diese Salzwerke, und hatte dieselben gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts zu Lehen. Sie kamen nach und nach in verschiedene Hände, aber kein Unternehmer bereicherte sich damit. Die Regierung nahm sie im Jahre 1684 in Besitz, und seither hat sie dieses Bergwerk auf ihre Rechnung bearbeiten lassen. Im Jahr 1731 ließ man aus dem Herzen von Westphalen einen Edelmann, Namens von Beust, kommen, der im Bergbaue sehr erfahren war. Man befolgte seinen Rath, sowohl in der Bearbeitung der unterirdischen Gänge, als in der Errichtung der Gebäude. Er verbesserte die Gradierarbeit dadurch, daß er statt Strohbünde Dornfaschinen brauchte. Die Arbeiten und die neuen Einrichtungen schienen Anfangs das Product der Salzwerke zu vermehren; aber nach einigen Jahren verminderten sie sich. Man hat seit Kurzem neue Versuche gemacht, welche guten Fortgang zu haben scheinen. Eine beträchtliche Ersparung des Feuers ist der vornehmste Gegenstand. Aber die große Anzahl der Bedienungen und der Taglöhner setzt den Gewinn sehr tief herab. Verträge, welche die Republik Bern mit den Pächtern der Grafschaft Burgund und Lothringen, und mit Bayern und Savoyen hat, verschaffen das, was der Canton mehr braucht.

Andreä

Andreä sagt, daß die Salzwerke von Roche der Republik jährlich 70,000 Thaler abwerfen; aber er hat sich um eine Null betrogen. Der ausschließende Handel mit dem Salze, welches die Regierung ihren Unterthanen um beynahe drey französische Sols (einen ggr.), das Pfund verkaufet, verschaffet diese beträchtliche Einnahme. Nichts desto weniger sind die Salzwerke von Roche sehr wichtig, nicht nur weil sie große Hoffnungen für die Zukunft geben, sondern weil sie vielen Leuten ihren Unterhalt verschaffen, den Salzdirector ungerechnet, welcher 10,000 Livres Einkünfte hat.

Schloß und Stadt Aelen sind nicht weiter als eine kleine Stunde von Roche entfernt. Hieher oder in diese Gegend kann man das Penniluens in dem Itinerario des Antonins setzen. Dieses Land verschaft eine reiche Erndte von Beobachtungen aus der Naturgeschichte. Das Gouvernement Aelen scheint für den Canton Bern das zu seyn, was Italien für das übrige Europa ist. Dieses in einer Kette von Felsen eingeschlossene Thal vereinigt die Strahlen der Sonne wie in einem Brennpunkt. Man sieht daselbst Weinberge und eine Menge Pflanzen und Fruchtbäume, die nur in den heißen Ländern fortkommen.

Das Eingeweide der Erde enthält andere Reichthümer. Die schönen Marmorbrüche in dem Gouvernement Aelen machen einen beträchtlichen Artikel für die Ausfuhre. Auch findet man Alabaster und Gyps: Jungfernschwefel, der oft mit Spath oder einem gypsartigen Stein verbunden ist, zeigt sich auch nicht selten: ohne von vielen andern Mineralien zu reden. Man hat alle Ursache zu glauben, daß sich die Steinkohlen, wovon

die Berge von Lütry an bis in die Grafschaft Greyers voll sind, auch in dem Gouvernement Aelen finden. Zudem ist bekannt, daß sich dieses Mineral gern nahe bey Salzquellen findet.

II.

Briefe über Antigua.

(Neue Völker- und Länderkunde ꝛc. Leipzig, 1790.)

Erster Brief.

Die Hitze ist hier übermäßig groß; da sie sich aber allmählig verstärkt hat, so scheint es nicht, als ob sie eine widrige Wirkung auf meine Gesundheit haben würde. Da ich auch überdem schon in Europa die Hitze besser als die Kälte vertragen konnte, so besorge ich nichts Uebels von den senkrechten Stralen der Sonne. Die Musquiten nur sind weit beschwerlicher, doch schützt man sich größtentheils gegen diese, wenn man Stiefeln trägt.

Ich habe mir in der besten Gegend der Stadt ein Haus gemiethet, welches eine sehr angenehme Lage, und eine vortrefliche Aussicht über eine Kette von Bergen hat, die etwa vier (englische) Meilen entfernt, und theils sehr romantisch bewachsen, theils mit dem reichen Grün des Zuckerrohrs bis an die Gipfel bekleidet sind. Diese lieblichen Höhen, welche die Einwohner Scheferleysberge nennen, erstrecken sich so weit das Auge reicht, und machen

den lachendsten, reizendsten Anblick, den man nicht ohne Entzücken beobachten kann.

Für diese ländliche Stadtwohnung bezahle ich 85 Pf. hiesiger Münze Miethe jährlich, welches etwa 50 Pf. Sterl. in England ausmacht. Eine ziemlich ansehnliche Summe für ein hölzernes Gebäude, wo man jeden Balken und Sparren sehen kann; indessen hoffe ich, daß es als ein neues Gebäude von Ungeziefer frey seyn wird. Ich habe mir auch zu meiner Aussenwohnung einen Neger gemiethet, für dessen Dienste ich dem Eigenthümer monatlich fünf spanische Thaler zahlen soll; und eine Mulattin zum Kochen und Waschen, welcher ich drey Thaler monatlich geben muß. Zu meinen von London mitgebrachten Möbeln habe ich einige hier gekauft, und also meine neue Wirthschaft in diesem Lande der Sklaverey völlig eingerichtet.

Die Gewächse sind unbeschädigt angekommen, und ich habe sie einem Manne geschenkt, welcher den ansehnlichsten Garten auf der Insel hat, und sie mit vielen Freuden annahm. Ich war zugegen, als man sie ins Erdreich pflanzte, und werde ihnen ferner Nachricht von ihrem Befinden geben.

Zweyter Brief.

Ich schreibe hier auf dem flachen Dach meines indischen Landhauses, wo ich gewöhnlich die Stunde von sechs bis sieben des Morgens, mit Lesen, Schreiben, oder Spazieren hinbringe, welches die angenehmste Zeit des ganzen Tages ist. Gegen neun Uhr stellt sich die Hitze ein, um diese Zeit steht mehrentheils Fahrenheits Thermometer auf

90 Grad, und steigt bis gegen ein oder zwey Uhr, wo das Quecksilber gewöhnlich zwischen 93 und 96 steht. Man hat mich sogar versichert, es hätte im Hause auf 102 gestanden. Auch habe ich gehört, daß es hier an den kältesten Tagen nie unter 74 falle. Hieraus, deucht mich, kann man den mittlern Grad der Hitze in diesem Clima zwischen 85 und 90 festsetzen.

Der Wind, welchen die Natur so weislich zu Mäßigung dieser großen Hitze bestimmt hat, erhebt sich alle Morgen um acht Uhr, und weht ziemlich stark bis Sonnenuntergang; demungeachtet, wenn man auch nur eine halbe Meile in der Sonne geht, entsteht eine so starke Transpiration, daß man genöthiget ist, andre Wäsche anzulegen.

Die Abende sind, vornehmlich bey Mondenlicht, unbeschreiblich reizend, aber auch sehr gefährlich wegen des Thaues, welcher weit stärker als in Europa fällt. Fremde, welche sich durch diese Gefahr nicht abschrecken lassen, werden oft Schlachtopfer dieser schädlichen Feuchtigkeit.

Den vierten speiste ich in dem Gerichtshause, in Gesellschaft des Gouverneurs, des Raths und der Glieder der Versammlung (Assembly). Das Essen und der Wein waren gut, und die Gesellschaft munter. Die schönen Creolinnen sind rasche Tänzerinnen, und die Hitze des Clima verhindert nicht, sich diesem ihrem Lieblingsvergnügen mit dem größten Eifer zu überlassen. Es war zwey Uhr, ehe ich mit dem angenehm verbrachten Tage sehr zufrieden nach Hause eilte.

Ein kleiner Ausschlag, der beynahe den ganzen Leib bedeckt, ein unerträgliches Jucken verursacht, aber der Gesund-

sundheit sehr zuträglich seyn soll, macht mir viel zu schaffen, man nennt ihn hier die stechende Hitze.

Dritter Brief.

Die Insel ist achtzehn Meilen lang, und vierzehn breit, hat zwischen sechzig und siebzig im Umfange, und enthält neun und sechzig tausend Morgen Land, welches hundert und acht englischen Quadratmeilen gleich ist. Die südliche Seite ist gebirgigt, und die Küsten bestehen mehrentheils aus Felsen. Die Anzahl der Einwohner beläuft sich nach den genausten Rechnungen auf 50,600 Seelen, von denen 45,000 Neger, Mulatten und Mestizen sind. Die Insel erzeugt, nach den besten Angaben im Durchschnitt 14,000 Fässer Zucker, und 7 bis 8,000 Puncheon Rum jährlich. Die übrigen Produkte, welche hier gezogen werden, sind, als Handelsartikel betrachtet, von geringer Bedeutung. Die Hauptstadt St. John liegt im 17 Grad 2 Min. nördlicher Breite, und 62 Gr. 3 Min. westlicher Länge von St. Pauls Kirche.

Die Insel wird in sechs Kirchspiele, nemlich St. John, St. Peter, St. Philipp, St. Maria, St. Paul und St. George, und in funfzehn Unterabtheilungen abgetheilt, diese sind: 1) St. John, 2) Popeshead, 3) Dickensonsbay, 4) New, 5) Oldnorth Sound, 6) New North Sound, 7) Bermudian Vallay, 8) Belfast, 9) Mercers Creek, 10) Willoughbybay, 11) Five Island, 12) Old Road, 13) Nonsach, 14) Rendezvousbay und 15) Falmouth. Alle diese schicken einen oder mehrere Mitglieder in die Versammlung, und die Stadt St. John ernennt vier Glieder zu eben diesem Corps. Der Gouverneur hat das Vorrecht, den Rath zu ernennen, wel-

welcher aus sechzehn Gliedern besteht, welche der König genehmigen muß, und die das Oberhaus vorstellen. Der älteste Rath hat den Präsidententitel, und vertritt in des Gouverneurs Abwesenheit seine Stelle. Der jetzige Gouverneur der Leeward Caribischen Inseln ist Sir Thomas Schirley, Baronet und Generalmajor in der Landarmee. Hier ist eine Canzley, ein Vice Admiralitätsgericht, bey welchen beyden der jedesmalige Gouverneur den Vorsitz hat; ein Gericht der königlichen Bank, und der großen Sessionen, wo der Präsident den Vorsitz führet; ferner, ein Schatzkammiergericht, und eines für die Civilprozesse: In diesen sind die Richter nicht Juristen, sondern Pflanzer, denen die Advokaten oft die Sentenz diktiren, vornemlich wenn die Sache juristische Kenntnisse erfordert; so, daß die richtige Meinung der ehrlichen Pflanzer oft durch die Chikane und List unverschämter Advokaten verdreht wird.

Das hiesige Militair besteht in einer Milizkompagnie Carabiner, einem blauen Regiment Infanterie, einem rothen Regiment, einer Independentenkompagnie, und einem Regimente Artillerie; diese werden jeden vierten Sonnabend zusammengezogen und exerciert. Hierzu kann man noch ein Regiment regulärer Truppen, oder wenigstens den größten Theil desselben rechnen.

Den 3ten dieses Monats habe ich zum erstenmale in meinem Leben einen ziemlich starken Stoß eines Erdbebens empfunden, welches, wie man mir sagt, hier nichts seltnes seyn soll.

Vier-

Vierter Brief.

Die Stadt St. Johns ist dreyviertel Meilen lang und eine halbe breit, und enthält etwa 1800 Häuser und Hütten, die mehrentheils von Holz und sehr niedrig sind, um bey Erdbeben und Sturmwinden, die hier oft vorkommen, und häufig Schaden anrichten, desto weniger in Gefahr zu seyn. Die Straßen sind weitläuftig, aber ungepflastert, und man trägt nicht die geringste Sorge, sie rein zu erhalten, indem man den stachlichten Birnstrauch und andres Gebüsch darin wachsen läßt, welches den Vorübergehenden sehr lästig ist, auch wirft man allerley Unrath hinein, und die wilden Gewächse dienen überdem vielem Gewürme und Ungeziefer zum Aufenthalt.

Die Kirche ist ein schönes Gebäude von Ziegeln und Stein; sie ist dem heil. Johannes gewidmet, und an dem südlichen Eingange des Kirchhofs, der mit einer Steinmauer eingefaßt ist, stehen zwey gut gearbeitete steinerne Bildsäulen, von Johannes dem Täufer und dem Evangelisten. Die mährischen Brüder und Methodisten haben auch Versammlungshäuser in der Stadt.

Das Gerichtshaus, welches beynahe in ihrem Mittelpunkt liegt, ist von Steinen erbauet, die man auf der neun Meilen weit entfernten Pelikaninsel gebrochen hat. Es ist eine gute Art, und kömmt unsern Portlandstein sehr nahe. Man hält dieses Gebäude für das vorzüglichste in dem brittischen Westindien; hier werden die verschiedenen Gerichtshöfe, der Rath und die Versammlung gehalten, auch Dinees und Bälle gegeben.

Das Gefängniß ist ein steinernes Gebäude, in dem vornemlich verlaufene Mulatten aufgehoben werden; es sitzen

sitzen auch einige Weiße Schulden halber darin, von denen manche zum offenbaren Nachtheil ihrer Gläubiger, innerhalb den Mauern ihres Gefängnisses ein sehr bequemes und sogar wollüstiges Leben führen.

Das Zollhaus ist ein gutes Gebäude am Ende der St. Marys-Straße, und man muß dort übermäßige Abgaben bezahlen.

Die neuen Casernen, und das Hospital fürs Militair, welche am östlichen Ende der Stadt liegen, sind weitläuftig und gesund, und unter allen die vollkommensten in den englischen Inseln. Auf der Ratteninsel im Hafen von St. John ist ebenfalls eine Caserne, man hat sie aber verfallen lassen, und bedient sich ihrer nicht mehr.

Den 17ten August 1769 brannte ein großer Theil der Stadt ab und den 10ten April 1782 wiederum ein ansehnlicher Theil. Von diesem letzten Unglücksfall hat sie sich noch nicht völlig erholt, indem viele Gebäude selbst mitten in der Stadt noch in der Asche liegen. Eine von den Hauptursachen, warum hier die Feuersbrünste so weit um sich greifen, ist, weil alle Häuser mit Schindeln gedeckt sind, die durch die brennenden Stralen einer senkrechten Sonne zu einem Zunder austrocknen, den der geringste Funke in helle Flammen setzt.

Fünfter Brief.

Der Hafen St. Johns ist weitläuftig, und der Eingang wird an der Nordseite durch Fort James, und an der Südseite durch Goathillfort bedeckt; seine größte Sicherheit aber macht eine Sandbank aus, welche die Barre genannt wird, und sich beynahe queer über den Eingang erstreckt.

Die

Die Tiefe des Wassers auf derselben, ist von acht bis vierzehn Fuß. Dieser Hafen verdient unstreitig unter allen in Westindien die erste Stelle, nur wird er leider täglich mehr mit neuem Sand angefüllt, und wenn man sich nicht sehr wirksamer Mittel bedient, ihn zu vertiefen, so werden Schiffe von 300 Tonnen in wenigen Jahren genöthigt seyn, ihre Ladungen zwey bis drey Meilen von den Werften aus und einzuladen. In diesem Hafen werden neunzehn Theile des ganzen Seehandels der Insel betrieben.

Parham, ist eine kleine Stadt, fünf Meilen ostwärts von St. John, welche aus einer Hauptstraße mit verschiedenen Nebengäßchen besteht; sie hat eine hölzerne, dem heil. Petrus gewidmete Kirche, ein Zollhaus und einen guten Hafen; die Schiffahrt des Orts ist demnach sehr unbedeutend, und nur einige wenige Schiffe von Bristol kommen dort hin. Gegen Süden der Stadt ist eine kleine Erhöhung, welche ein Kunstwerk zu seyn scheint, und wahrscheinlich ein Begräbnißort der ursprünglichen Bewohner des Landes ist; die Gestalt desselben ist ein längliches Viereck von sehr regelmäßigen Verhältnissen, welches nach oben zu allmälig kleiner wird; der obere Theil ist platt, seine Länge beträgt etwa fünf- bis sechshundert Fuß, und die Höhe vierzig bis funfzig.

Falmouth, eine kleine Stadt, etwa neun Meilen gegen Südosten von St. John, ist in Kriegszeiten wegen der Nähe von English Harbour, sehr volkreich, in Friedenszeiten aber beynahe ganz verlassen. Die hölzerne Kirche ist dem heil. Paulus geweihet. Ehedem hatte die Stadt einige Schiffahrt, aber jetzt ist diese hier ganz eingegangen, wie auch zu Carlisle Bay und Old-Road, drey Mei-

Meilen gegen Westen, wo die ersten englischen Ansiedler ihren Wohnort aufschlugen.

Sechster Brief.

Englisch Harbour, an der Südseite der Insel ist der bequemste Hafen in ganz Westindien; Schiffe können hier sehr gut ausgebessert werden, und durch die Anstalten der Regierung nehmen diese Vorzüge immer zu. Ein vier und siebenzig Kanonenschiff kann dicht bey den Werften anlegen, und die Vorrathshäuser sind fest und gut eingerichtet. Man ist so sehr besorgt, ihre Beschaffenheit nicht bekannt werden zu lassen, daß keinem Fremden ohne Erlaubniß gewährt wird, in die Schifswerfte zu kommen. In diesem Hafen suchen die brittischen Kriegsschiffe, die in den Caribischen Seen ihre Stationen haben, ihre Sicherheit vor Anfang der stürmischen Monate, August, September und Oktober. Er ist mit ungeheuren Bergen umgeben, gegen welche sich die Gewalt der Winde bricht, und die ihn bey den heftigsten Stürmen völlig sicher machen. Der Eingang in dieses schöne Bassin ist auch so schmal, daß nur ein Schiff auf einmal einlaufen kann, und an der Westseite wird er von Fort Barkbay und an der Ostseite von der Hufeisenbatterie beschützt. Von der Seeseite scheint es beynahe unmöglich, daß ein Feind je etwas ausrichten sollte, und wahrscheinlicherweise würde ein Versuch, sich des Hafens zu bemächtigen, immer einen sehr traurigen Ausgang für die angreifende Partey haben. Von der Landseite befestiget man jetzt einen Berg, welcher Ridge heißt, und den Hafen commandirt, und man hat die neuen Festungswerke, dem jetzigen Gouverneur zu Ehren, Fort Schirley genannt. Die Kriegsschiffe werden aus einigen Cisternen,

die

die man ausdrücklich zu diesem Behufe eingerichtet hat, mit Wasser versehen, das aus einer süßen Quelle bey Ca- des Bay, ungefähr sechs Meilen gegen Westen vom Hafen entspringt. In dem Schiffwerftshafen ist ein niedliches Haus für den Admiral, oder wer sonst auf dieser Station commandirt, auch eins für den Schiffsbaumeister, und andre mehr.

Siebenter Brief.

Anderthalb Meilen gegen Nordwesten von Englisch Harbour liegt Monkshill, einer der höchsten Berge der Insel; von seinem Gipfel kann man beynahe die ganze In- sel übersehen, einen kleinen Strich gegen Westen ausge- nommen, wo die Berge die Aussicht beschränken. Dieser Berg ist befestigt, das Fort heißt Fort George, und in demselben befinden sich verschiedne acht und vierzigpfündige Kanonen, welches eben diejenigen seyn sollen, welche man aus dem Kriegsschiffe Foudroyant erhielt, das vor einigen Jahren in dieser Gegend erobert wurde; von diesem Fort werden, so bald sich ein oder mehrere große Schiffe sehen lassen, Signale ausgehängt, die in Kriegszeiten durch ent- fernte Signale beantwortet werden, so, daß die ganze Insel in wenigen Minuten alarmirt werden kann.

Weiber und Kinder, und alle Einwohner, welche keine Waffen tragen können, begeben sich im Fall einer feindli- chen Landung, nach dieser Festung, wo zu ihrem Dienste Häuser errichtet und Wasserbehältnisse erbauet sind.

Bey Endigung des letzten Kriegs, wurden auf Befehl der Regierung verschiedne Forts an den Küsten der Insel, für ungefähr den zwanzigsten Theil der Summen, die sie

zu errichten gekostet hatten, verkauft. Einige dieser Gebäude sind von den Käufern eingerissen worden, um die guten Baumaterialien zu benutzen; andre hingegen blieben in ihrem ursprünglichen Zustande, und werden wahrscheinlich in einem künftigen Kriege der Regierung wieder um jeden beliebigen Preis, den die Eigenthümer bestimmen wollen, verkauft werden.

Von Flagstaffhügel auf dem Gute von Hrn. Maxwell, und von Boggyshügel, auf Hrn. Botts Gute, kann man bey hellem Wetter dreyzehn verschiedne, den Engländern, Franzosen, Schweden und Dänen zuständige Inseln übersehen.

Achter Brief.

Die hiesigen Damen erscheinen selten zu Fuße, oder in ihren Carriolen, ohne Masken oder Schleyer, welches eben nicht geschieht, um ihren Teint zu schützen, denn man erblickt sie oft in der Entfernung ohne Maske, die sie bey der Annäherung eines Fremden sogleich vornehmen, und jedem durch zwey kleine Oeffnungen, von der Größe eines Viergroschenstücks dreist in die Augen sehen. Ihre Kleidung ist meistentheils sehr leicht, und sie scheinen den Flitterstaat zu lieben. Man spricht sehr vortheilhaft von ihrer Tugend, und behauptet, sie wäre über alle Versuchungen erhaben, daher hört man auch äußerst selten von ehelicher Untreue von ihrer Seite. Wollte der Himmel, man könnte eben das von den Männern rühmen. Trauungen und Kindtaufen werden in den Häusern verrichtet, (bey den Negern ausgenommen) und die Kirchen werden, außer bey Begräbnissen und andern öffentlichen Feyerlichkeiten sparsam besucht.

Diese

Diese Jahrszeit ist wegen des häufigen Stehlens sehr gefährlich; die Neger wollen alle gern etwas haben, um die Weihnachten lustig hinzubringen. Ich habe schon mein Contingent dazu liefern müssen, indem sie mir in den verwichnen vier und zwanzig Stunden ein schönes Lamm, und eine milchende Ziege gestohlen haben; auch bin ich noch sehr wegen meiner Hühner besorgt. Gewöhnlich wählen sie zu ihren Spitzbübereyen die Mitternachtsstunde, die sie fasernackend und den Leib mit Oel und Fett bestrichen, verrichten. Wenn man sie also nicht recht packt, schlüpfen sie einem aus den Händen, ehe man es sich versieht, und sie sind im Augenblick davon.

Neunter Brief.

Die beste Lage, in der man sich in dieser Insel befinden kann, ist unstreitig die eines Gutsverwalters, zumal eines abwesenden Besitzers. Diese Leute haben gewöhnlich nicht mehr als 80 bis 100 Pf. Sterl. jährlichen Gehalts, und obgleich die Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des Lebens beträchtlich theurer, als in London sind, so richten sich diese Art Leute doch so ein, daß sie drey, vier Gerichte auf ihrer Tafel haben, französische Weine trinken, sich eine Mulattomaitresse halten, und jede lächerliche Verschwendung dieser westlichen Gegend mitmachen. Natürlicherweise frägt sich, wie werden die Mittel zu dieser Verschwendung herbeygeschafft, und ich antworte, dies geschieht folgendermaßen. Verwalter ziehen auf den Gütern ihrer Prinzipalen allerley Mast- und Federvieh, welches auf unsern Märkten gangbar ist, und das sie mit dem Getraide füttern, welches auf den Aeckern des Guts gebaut wird; überdem bauen sie sowohl einheimische als auswärtige

Früchte und Gemüßarten, und um diesen mit so vieler Klugheit ersonnenen Plan einförmig auszuführen, bedienen sie sich der Plantageneger, um jene Produkte zu verkaufen. Es giebt unter diesen Leuten, oder wenigstens unter ihren Weibern einige, die täglich zehn bis zwölf Neger zum offenbaren Nachtheil ihrer Herren, mit dergleichen Arbeiten beschäftigen, und der Gewinn ist ganz für sie. Hier ist das Sprüchwort, welches man oft von den Capitains und den Eigenthümern der Schiffe gebraucht, mit einer geringen Veränderung, sehr passend, nemlich fette Verwalter und magere Eigenthümer. Denn es ist unendlich vortheilhafter der Verwalter oder Advokat eines solchen abwesenden Gutsherrn zu seyn, als das Gut selber zu besitzen, indem die erstern den Vortheil ohne das geringste Risico haben, und letzterer jeden Verlust empfindet, ohne die Vortheile zu genießen, die eigentlich ihm und nicht seinen Bedienten zukommen. Ueberdem tragen diese Verwalter und Aufseher nicht wenig dazu bey, die ganze Plantage mit Mulatten und Mestizen zu bevölkern, und es ist eine traurige, aber sehr wahre Bemerkung, daß diese armen Geschöpfe nicht allein von ihren verächtlichen Vätern, sondern von allen Weißen ohne Grundsätze von ihrer Geburt an mit der größten Verachtung behandelt werden. So viel wichtiger ist hier die Farbe des Gesichts, als alle Eigenschaften des Gemüths.

Zehnter Brief.

Europäer, die sich in Westindien aufhalten, müßten eigentlich in kurzer Zeit reich werden, aber dennoch ist die Anzahl derer, welche einen so belohnenden Erfolg ihres Fleißes erleben, nur sehr geringe, und nur die werden unabhän-

abhängig, welche sich jeder Niederträchtigkeit willig unterwerfen. Daher giebt es keine Leute hier, die geschwinder Schätze sammeln, als die Höker, welche die Negersklaven aufmuntern, die Plantagen ihrer Herren zu bestehlen, und ihnen die gestohlnen Produkte um einen geringen Preis abkaufen. Wird nun auch dieser niederträchtige Handel entdeckt, so hält es doch sehr schwer, die Verbrecher zur Strafe zu ziehen, indem das Zeugniß eines Sklaven nicht angenommen wird, und selbst sein Eid nicht gültig ist, um einen Weißen des unbedeutendsten Vergehens zu überführen. Diese oben erwähnte Höker treiben noch einen andern für die Policey der Insel sehr schimpflichen Handel. Sie erpressen nämlich von jedem, der einen Thaler in ihren Laden wechseln will, fünf bis zehn Procent, wenn man nicht für die Hälfte dieser Summe Waaren bey ihnen nimmt. Dies ist eine unverzeihliche Erpressung, und die nirgends als in dieser Insel Antigua bekannt ist.

Das Land ist arm, indem die meisten Güterbesitzer, durch eine Reihe schlechter Zeiten, vor den letztverwichnen drey Jahren, verarmt sind. Daher sind auch die meisten Güter in der Insel verpfändet, oder die Kaufleute von London, Liverpool und Bristol haben Hypotheken darauf. Die Kaufleute, welche hier wohnhaft sind, leiden sehr durch übel bezahlte Schulden, und noch mehr durch den verderblichen Schleichhandel.

Die Erndte steht gut und verspricht sehr reich zu seyn; man vermuthet, daß dieses Jahr nicht weniger als zwanzigtausend Oxhoft Zucker nach Europa verschifft werden sollen.

Das gewöhnliche Getränk der Männer hier ist Punsch oder Brantwein mit Wasser vermischt; diejenigen, welche

auf einem gewissen Fuß leben, trinken bey der Tafel Maderawein und Porter; aber bey öffentlichen Gastereyen und in den Häusern der vornehmsten Kaufleute und Pflanzer muß man französische rothe Weine haben. Der beste Pontak wird von London eingeführt, und heißt Londner Pontak, einiger kömmt auch von Irrland, aber bey weitem der meiste wird durch die Schleichhändler von Guadaloupe und St. Eustatia eingeschwärzt. Bey den Reichen, und selbst bey vielen andern, deren Beutel nur sehr übel einen solchen Aufwand ertragen kann, ist der Tisch mit einer Verschwendung bedeckt, wovon man nur hier einen Begriff hat; dabey sind die aufwartenden Bedienten sehr zahlreich, es ist aber nicht ungewöhnlich, sie beynahe unbekleidet die Tafel bedienen sehen, und die wenigen Kleidungsstücke, die sie tragen, sind oft ganz zerlumpt. Selbst in den vornehmsten Häusern, wo sie noch allenfalls ein Hemde, ein paar Beinkleider, und eine Jacke haben, tragen sie doch nie Strümpfe, und selten Schuhe. Vor einigen Tagen war ich auch zu einer Theegesellschaft eingeladen, wo ein Dutzend Herren und Damen sich befanden, und wo ein großer starker Negerkerl aufwartete, der weiter nichts als ein paar alte Beinkleider anhatte. Ich war vielleicht der einzige, dem diese Unanständigkeit auffiel, und ich glaube, wenn die Sklaven ganz und gar nackend gingen, so würde es das Gesicht der meisten Einwohner dieses Orts eben so wenig beleidigen, als uns der Anblick eines Hundes, einer Katze, oder eines andern Hausthiers.

Eilfter Brief.

Das hiesige Rindfleisch ist dem englischen so unähnlich, daß man vermuthen sollte, es wäre das Fleisch eines

ganz

ganz andern Thieres. Dabey gilt es vier bis sechs Groschen das Pfund; das Hammelfleisch ist sehr gut, und eben so theuer; das Ziegen und Schweinefleisch aber gilt vier bis fünf Groschen, und ist ganz vortreflich. Vornehmlich ist das letztere äußerst delikat, welches vermuthlich daher rührt, daß man die Schweine den größten Theil des Jahrs hindurch mit Zuckerrohrspitzen füttert. Türkische Hühner, Haushühner, Perlhühner und Enten sind ebenfalls vortreflich und eben so wohlfeil als in London.

Wilde Enten und Schnepfen besuchen diese Gegenden in den stürmischen Monaten, wo sie demjenigen zugehören, welcher sie schießt, denn man weiß hier noch nichts von Jagdgesetzen, eben so wenig, als von Auflagen auf Fenster und Kramladen.

Es giebt hier sehr wenige kleine, und gar keine Singvögel. Der schönste von den erstern ist unstreitig der Kolibri. Eine Familie dieser reizenden kleinen Geschöpfe wohnt in einem Calabaßbaum, nahe an meinem Hause, und es macht mir viel Vergnügen, sie zu beobachten; ihre Nester bauen sie von Baumwolle, und tragen außerordentliche Sorge für ihre junge Brut: sobald sich ein Feind ihrem Neste naht, rächen sie sich auf eine ganz besondere Weise. Sie flattern eine Zeitlang dem feindlichen Vogel um den Kopf, und setzen sich endlich darauf fest. Dies stöhrt den Räuber, der sogleich mit seinem kleinen Gegner davon fliegt, welcher immerfort seinen Stand behauptet, und seinen langen, spitzen Schnabel so geschickt regiert, daß er damit die Hirnschale seines Feindes durchbohrt, und bis ins Gehirn dringt, daß

dieser natürlicherweise zur Erde fällt, und der kleine Sieger im Triumphe zu seinem Neste zurückkehrt.

Fische sind hier sehr häufig und wohlfeil, und von unendlich großer Verschiedenheit, in Absicht auf die Gestalt, denn an Geschmack sind sie einander sehr ähnlich. Man findet hier auch sehr viele Schaalenthiere, und unter diesen verdient unstreitig die Schildkröte den ersten Platz.

Man hat davon zweyerley Arten. Die Grüne, und den Habichtsschnabel. Erstere wird ungleich mehr geschätzt, und die westindischen Leckermäuler lassen die letztre nie auf ihren Tafeln erscheinen. Doch deucht mich, sie giebt eine eben so schmackhafte Suppe, als die Grüne. Von dem Habichtsschnabel erhält man die schöne Schale, welche von der Grünen nicht benutzt werden kann. Das Fleisch dieser Thiere wird hier ganz anders, als in den Londner Kaffeehäusern zubereitet; die Brühe z. B. von dem Fleische selbst gemacht, und nicht von Rindfleisch, auch macht man dazu keine Farce von Kalbfleisch, sondern kocht es überhaupt weit simpler, wodurch es mehr von seinem eigenthümlichen Geschmack beybehält. Der Preis ist von zwölf bis vierzehn Groschen das Pfund, je nachdem mehr oder wenig zu haben ist.

Zwölfter Brief.

Die Insel leidet großen Mangel an frischen Quellen, indem die bey Cadesbay, welche ich vorhin anführte, und noch eine andre, welche die Teiche im Mittelpunkt der Insel mit Wasser versieht, die einzigen von Bedeutung sind. Die Einwohner bedienen sich daher mehrentheils

theils des Regenwassers, welches in steinernen Cisternen gesammelt, und zum Gebrauch durch einen barbadischen Stein filtrirt wird, um es von allen Insekten und andern Unreinlichkeiten, oder übeln Geruch zu säubern. Es ist sehr weich, und hat einen guten Geschmack; ungeachtet alles dessen, was man von seinem schädlichen Einfluß auf die Gesundheit sagt, kann ich doch aus Erfahrung behaupten, daß es eben so gut, als irgend in Europa ist. In trocknen Jahreszeiten muß ein so unentbehrlicher Artikel nothwendig sehr theuer seyn, und man hat mir gesagt, daß man zuweilen Rum und Wein dagegen vertauscht, und es von den benachbarten Inseln zum Verkauf gebracht hat.

Man bedienet sich hier mehrentheils der Ziegenmilch, welche verdientermaßen vor der Milch der Kühe wegen ihrer Fettigkeit und gesunden Eigenschaften den Vorzug verdient.

Die wenige frische Butter, die hier gemacht wird, ist sehr mittelmäßig von Geschmack, die mehresten Einwohner geben daher der Irrländischen den Vorzug, doch dauert es ziemlich lange, ehe sich ein Engländer an eine oder die andre gewöhnen kann.

Das Brod ist sehr gut, und wird mehrentheils von amerikanischem Mehl aus Pensylvanien, Neuyork, Virginien und Maryland gebacken. Es ist weit weißer, als das Londner Brod, aber nicht von so gutem Geschmack. Dies rührt vermuthlich von der Beschaffenheit des Sauerteiges her, welcher in diesem Klima sehr leicht verdirbt.

Man macht auch von der Cassavawurzel gutes und schmackhaftes Brod, vornehmlich aber kann man daraus vortrefliche Mehlspeisen bereiten.

Die hiesigen Früchte sind ungewöhnlich gut und übertreffen bey weiten die der benachbarten Inseln. Die vornehmsten sind die Ananas, die Pomeranze und Apfelsine und die Avocadobirne.

Die Ananas dieser Insel übertreffen alle andere an Geschmack und Größe; man hat davon zwey verschiedene Sorten, die gelbe und die schwarze, beyde von gleicher Güte und in der rechten Jahreszeit sind sie so häufig, daß man für 20 Gr. oder 1 Thlr. einen ganzen Scheffel voll kaufen kann.

Pomeranzen und Apfelsinen übertreffen ebenfalls an Wohlschmack und Größe die Spanischen und Portugiesischen. Sie sind auch sehr wohlfeil, denn etwa für sechs Pfenn. kann man gewöhnlich sechs bis acht Stück haben.

Die Avocadobirn, die auch unter dem Namen des vegetabilischen Markes bekannt ist, mit welcher Substanz sie viel Aehnlichkeit hat, ist eine sehr liebliche, schöne Frucht, die man mit oder ohne Brod essen kann; sie kann aber wegen ihrer leicht verderblichen Beschaffenheit nur innerhalb den Wendezirkeln genossen werden.

Man hat hier auch Caschunüsse und Aepfel, die man beyde als eine Frucht betrachten kann, indem die eine an der Spitze der andern wächst. Die Nuß hat gebraten oder in ihrem natürlichen Zustande einen angenehmen Geschmack. Die Aepfel sind auch sehr genießbar, doch deucht mich, sie thun noch bessere Dienste, wenn man sie in eine Bouteille Punsch legt, dem sie einen angenehmen bittern Geschmack

mittheilen. Die Sappadillas, Granadillas, Wasserlimonien, Granatäpfel, Melonen, Citronen, Limonien, Guavas, Mangas, Cocosnüsse, Pompelnüsse, Sternäpfel ꝛc. sind ebenfalls wohlfeil und häufig, und nahrhafte, schöne Früchte. Um sie alle ausführlich zu beschreiben, würde ein ganzes Buch erfordert werden, dies ist aber hier überflüßig, da die meisten bekannt sind. Ich will also nur noch einige Küchenkräuter, und medicinische Gewächse kurz anführen.

Die Yams (Dioscurea aculeata) sind grobe, aber gesunde Wurzeln, von unregelmäßiger Gestalt, welche drey bis vier Pfund wiegen, und mit einer dunkelbraunen Rinde bedeckt sind; wenn sie in der rechten Jahreszeit genossen werden, sind sie sehr nahrhaft, ißt man sie aber, ehe sie die völlige Reife erlangt haben, so verursachen sie oft Ruhren.

Die Eddoes oder Arumwurzel, die man auch wegen ihrer anscheinend seifenartigen Eigenschaften vegetabilische Seifenkugeln nennt, ist ein vortrefliches Gewächs, ungefähr von der Größe eines Holzapfels. Sie hat eine grobe braune Rinde, und man bedient sich ihrer vornehmlich als Mehl, um die Suppen damit zu verdicken. Diese und die Yams sind das vornehmste Nahrungsmittel der Weißen sowohl, als der Schwarzen. Die Spitzen der Blätter kocht man ebenfalls, und sie haben einen unserm Spinat nicht unähnlichen Geschmack. Außer diesen giebt es noch viele andre einheimische und europäische Küchengewächse, letztere sind aber durchgängig schlechter, als in Europa, sie können auch nicht durch den hiesigen Samen fortgepflanzt werden, so, daß man immer neue von England verschreiben muß.

Die

Die Palma Christi, oder der Castorbusch, ist ein Gesträuch von sechs bis acht Fuß hoch, welches sich weit ausbreitet. Die Blätter gleichen denen des Feigenbaums, doch sind sie etwas dunkler von Farbe, und die Samen, aus denen man das berühmte Oel zieht, sind von einem glänzenden Schwarz mit hellgelben Streifen. Man erhält das Oel vermittelst des Pressens oder Abkochens. Das ausgepreßte ist ungleich besser, indem es nicht sobald ranzigt wird. An Farbe und Consistenz gleicht es einer starken Auflösung vom feinsten arabischen Gummi.

Der Manschinillbaum ist das verderblichste Gewächs unter der Sonne. Der Stamm des größten dieser Bäume ist etwa zwey bis drey Fuß im Umfang; die Rinde glatt, und das Blatt dem Lorbeerblatt ähnlich, nur etwas kleiner. Die Blüthen sind blaßroth, die Frucht hat das Ansehen eines Pepins, nur mit dem Unterschied, daß sie einen Stein und ein durchdringendes Gift enthält. Der Saft in dem Stamm oder den Zweigen ist das stärkste aller Gifte; der Staub, der von den Blüthen fällt, ist Gift, und selbst die Tropfen, die nach einem Regen von seinen schönen Blättern träufeln, sind vergiftet.

Die Kohlpalme ist der höchste unter allen Bäumen, indem sie sechzig bis achtzig Fuß hoch wird. Der Stamm ist vollkommen gerade, und prangt an der Spitze mit einer Krone von Blättern, welche den Kohl umschließen, der gekocht sehr wohlschmeckend seyn soll; mit Essig und Gewürzen eingemacht, hat er einen angenehmen Geschmack.

Der Tamarindenbaum, dessen Frucht man in Europa sehr wohl kennet, wächst hier ganz vortreflich; es ist ein lieblicher Baum, der wegen seiner dichten Zweige und vielen Blätter schönen Schatten gewährt.

Drey-

Dreyzehnter Brief.

Die guten Bewohner dieser Insel haben eine ganz eigene Höflichkeit. Vor einigen Tagen kam der Todtengräber zu mir, und lud mich zu dem Begräbniß eines gewissen Herrn — ein. Mein lieber Mann, sagte ich, ihr irrt euch ganz gewiß, ich habe den Herrn gar nicht gekannt; das thut nichts, antwortete er, ich habe Befehl einzuladen, wen ich will. Nun nahm ich die Einladung an, um keine Gelegenheit zu verabsäumen, die Sitten und Gebräuche der hiesigen Leute kennen zu lernen. Sobald er also weg war, suchte ich meine Trauerkleider zusammen, und ging nach der Wohnung des Verstorbenen hin. Hier führte man mich in den Saal, wo ich zwey Herren und eine Dame fand, die, wie ich, eingeladen waren. Ich war früh genug gekommen, um alles genau zu bemerken, und sahe, daß der Schenktisch reichlich mit Getränken und Backwerk versehen war. Die Neger waren in weiße Wämser und Beinkleider, mit einem schwarzen Band um den Arm gekleidet; und die Negerweiber hatten weiße Tenachs (eine Art Kopfputz von einem oder mehrern Tüchern, die sie auf eine besondre Art umbinden) Röcke und Jacken, nebst Bändern, wie die Männer. Ungefähr eine halbe Stunde nach mir kamen die übrigen von der Gesellschaft sehr geschwinde nach einander, und ich zählte mehr als siebzig Personen innerhalb und außerhalb dem Zimmer. Nachdem wir nun etwa wieder eine Stunde zugebracht hatten, wo gebrannte Weine und andre Getränke reichlich herum gereicht wurden, gab derjenige, welcher das Begräbniß besorgte, der Gesellschaft zu verstehn, daß diejenigen, welche geneigt wären, die Leiche zu sehen, sich in das Nebenzimmer

mer begeben müßten. Diese Einladung nahmen etwa ein Dutzend Personen an, und ich mit ihnen. Hier erblickte ich sogleich den Sarg des Verstorbenen, welcher auf zwey Tischen stand, und von drey oder vier Negressen und Mulattenweibern umringt war, welche heulten und weinten. Ich zweifelte keinen Augenblick, daß ihre Betrübniß recht von Herzen ginge, bis mich einer der Gesellschaft versicherte, dies wäre bloß eine bey solchen Gelegenheiten übliche Ceremonie. Nunmehr wurden wir alle in Ordnung gestellt, und nachdem man die Leichentuchträger und einige besondere Freunde des Verstorbenen mit Scherpen und Hutschleyern ausgeziert hatte (erstere von holländischer oder irrländischer Leinewand, von hinreichender Länge zu einem Oberhemde, und letztere von Battist oder Kammertuch, etwa so lang, als zwey Schnupftücher) ging der Zug vor sich. Einige gingen in Paaren, andere fuhren in Carriolen, und ich stellte mich ganz zuletzt, um alles bequem zu übersehen. Der Anblick war wirklich komisch, denn die meisten Kleider waren geborgt, und paßten sehr schlecht, auch konnte man bey manchen kaum erkennen, von welcher Farbe sie ehedem gewesen waren, so wenig war jetzt schwarzes an ihnen übrig, indessen kann ichs keinem verdenken, der sie beybehält, wenn sich von Zeit zu Zeit ein Hemde und ein paar Schnupftücher damit verdienen läßt. Der Leichenwagen hat viele Aehnlichkeit mit den Wägen, auf denen man in London Bouteillen transportirt, und die bey uns üblichen Strausfedern, die den Leichenwagen zieren, ersetzen sie hier durch gekräuselte Pferdeschwänze, die mit einer alten Perücke auf einem Besenstiel viel Aehnlichkeit haben.

Vier-

Vierzehnter Brief.

Der Sklavenhandel von Großbritanien wird vornehmlich von den Liverpoolerkaufleuten betrieben; einige wenige von Bristol, und noch wenigere von London haben auch Antheil daran. Die meisten Sklaven werden in Afrika geraubt, und viele sind Kriegsgefangene in den Kriegen geworden, welche die Weißen oder ihre schwarzen Agenten absichtlich anstiften, um mit den Gefangenen ihre Schiffe zu befrachten.

Wenn ein Sklavenschiff an der Küste von Guinea ankommt, wird gar nicht gefragt, wie viel Sklaven es mit Bequemlichkeit fassen kann, sondern wie viele der Capitain kriegen kann. Auf die Gesetze der gewöhnlichen Menschlichkeit wird gar nicht Rücksicht genommen, und man preßt so viele zwischen den Verdecken zusammen, als hineingehen. Für jeden einzelnen Mann ungefähr einen Raum von sechs Fuß Länge und sechzehn Zoll Breite; für die Weiber und Kinder etwas weniger. Dieser Raum ist gewiß enge genug, und doch sorgt man nicht einmal immer dafür, daß er wirklich vorhanden ist, und die Sklaven sind so dicht zusammengepackt, daß sie nicht anders, als auf einer Seite liegen können. Die Männer werden immer zwey und zwey zusammengekettet, und so wie sie des Morgens auf das Verdeck hinauf kommen, wird eine lange Kette durch ihre Fesseln gezogen, und mit einem eisernen Ring am Verdeck zusammengeschlossen. So bringen sie, wenn das Wetter günstig ist, acht bis zehn Stunden in der Luft zu, wo man ihnen ihre Nahrung reicht, und den Raum unten von Unrath reiniget, welcher allein hinlänglich ist, eine Ansteckung zu verursachen.

So

So werden die unglücklichen Afrikaner nach Westindien geschleppt. Sobald sie hier ankommen, geht der Kapitain ans Land, um das Verzeichniß seiner Ladung einzureichen; mittlerweile führt man die Sklaven aufs Verdeck, die man einige Tage zuvor rasirt hat, reinigt sie von dem auf der Reise gesammelten Schmutz und Ungeziefer, und reibt sie mit Oel und Fett ab, um ihnen ein glattes Ansehen zu geben. Sobald dies geschehen ist, schickt man sie unter der Aufsicht eines Subalternoffiziers und einiger Matrosen ans Land dem Kaufmann zu, an den die Ladung addressirt ist. Dieser steckt sie in ein leeres Waarenlager, in der Nähe des Strandes, und hierauf wird der Verkauf angekündigt; man führt die armen Fremdlinge mit Trommel und fliegender Fahne durch die ganze Stadt, um die Aufmerksamkeit der Einwohner zu erregen, schickt auch geschriebene Ankündigungen des Verkaufs an solche Pflanzer, von denen man vermuthet, daß sie Neger kaufen werden, und läßt endlich durch eine Trompete das Signal geben; indeß die Schiffsfahne oder irgend eine andre von dem Fenster oder Dach des Hauses weht, wo man die Neger eingesperrt hat. Sogleich entsteht ein großer Zulauf, denn hier sind die Weißen auf dieses Schauspiel nicht weniger erpicht, als wir, unsern Garrick, oder eine Siddons, die schönsten Rollen aus unsern Trauerspielen, aufführen zu sehen.

Die Käufer untersuchen sie von oben bis unten mit eben der Genauigkeit, als unsre Fleischer ein Stück Vieh, welches sie erhandeln wollen; ist endlich der Kauf geschlossen, so führt man sie sogleich nach der Plantage des Eigenthümers, wo häufig eine Hand, die so weich, als die unsrer zierlichsten Damen, und der Arbeit eben so ungewohnt ist, die Hacke ergreifen muß. Der gewöhnliche Preis der Sklaven ist bey diesen Gelegenheiten 37 bis 40 Pf. Sterl.

Funf-

Funfzehnter Brief.

Die auf einer Plantage befindlichen Gebäude sind eine vom Vieh oder Winde getriebene Mühle, (bisweilen eine von jeder Art) ein Kochhaus, ein Trockenhaus, ein Haus, wo der Spühlig oder der Schaum, aus welchem man den Rum bereitet, gähren muß; das große Wohnhaus des Eigenthümers, des Verwalters Wohnhaus, die Häuser der Aufseher, die Vorrathshäuser für die Produkte, Viehställe, und Hütten der Neger. Im Fall, daß der Eigenthümer abwesend ist, oder in andern Fällen, z. B. wo einer mehrere Güter besitzt, und auf jedem ein Wohnhaus hat, wird dieses einem andern zinsfrey überlassen, das heißt, der Innhaber desselben wohnt darin ohne Miethe zu zahlen; unter der Bedingung, daß er und seine ganze Familie als Bediente der Plantage, auf der sie wohnen, angegeben werden, woraus dem Gutsbesitzer für jeden männlichen Bewohner des Hauses in seinen Abgaben ein Ersparniß von vierzig Pf. Courant, und für jede weibliche Bewohnerin etwa zwanzig Pf. erwächst. Ungeachtet nun die guten Leute hier so viel Eigendünkel als irgend andre in der Welt besitzen, so giebt es dennoch viele, die sich in diesem kleinen Staate für sehr wichtig halten, und es sich doch gern gefallen lassen, bey den gewöhnlichen Collegien als Bediente eines andern zu rangiren, um nur die Hausmiethe zu ersparen. Ihre Würde leidet durch diesen Umstand gar nicht, und man hält sie nichts destoweniger für feine Leute. Aber gesetzt auch, daß dies ohne Kränkung ihres Gefühls geschehen könnte, so wird dadurch doch ein vortrefliches Lokalgesetz schändlich übertreten, welches die ersten Anbauer der Insel sehr weislich entworfen hatten, und welches die Eigenthümer der Güter verband bey ihren Sklaven, eine verhält-

nißmäßige Anzahl wirklicher weißer Knechte und Mägde zu halten. Dieses unpolitische Verfahren, in Verbindung mit dem Umstande, daß man die zehn Morgen Ländereyen, welche ehemahls die armen Einsiedler besaßen, den großen Gütern einverleibt hat, wie auch der Anbau der abgetretenen Inseln hat die Volksmenge der Weißen hier in den letzten vierzig Jahren beynahe um die Hälfte vermindert.

Die vornehmste Auflage in diesen Inseln ist eine Kopfsteuer von sechs Schillinge Courant jährlich von jedem Sklaven, und jeder Sklavenbesitzer muß alle Jahr einmal bey Strafe einer Geldbuße für jede Unterlassung die Anzahl seiner Neger beschweren.

Die Hütten der Neger sind mehrentheils von Stein, mit Stroh gedeckt, und so trocken und bequem, als die Hütten der geringen Leute irgendwo in England. Ich habe vergessen vorhin anzumerken, daß die Distillirblasen unter freyem Himmel stehen.

Sechzehnter Brief.

Die Löcher zu dem Zuckerrohr werden durchgängig mit der Hacke gemacht; sie haben vier Fuß ins Gevierte, sind einen Fuß tief, und etwa vier Fuß auseinander; nach einer Reihe von achtzig Löchern ist immer ein Fahrweg von zwanzig bis dreyßig Fuß breit, und diese Wege durchschneiden einander in rechten Winkeln, damit die Luft desto besser durchstreichen könne. Man fängt im September an, das Zuckerrohr zu pflanzen, und hört gewöhnlich im Januar damit auf. Die beste Methode, dieses brauchbare Gewächs zu vermehren, ist, wenn man zwey Pflanzen in jedes Loch steckt, diese müssen Stücke von frischem Rohr seyn, (indem

das saftigste das beste ist) die Augen der Pflanzen müssen horizontal liegen, und man muß sie ungefähr einen Zoll dick mit Erde bedecken. In vierzehn, funfzehn bis sechzehn Monaten, je nachdem das Erdreich und die Witterung günstig sind, erreicht das Zuckerrohr die völlige Vollkommenheit und Reife, und die Erndte fängt gewöhnlich im Januar an, und dauert, wenn die Witterung gut ist, bis gegen das Ende des Julius. So lange die Erndte währet, sehen die Sklaven, ungeachtet der härtern Arbeit, weit besser und gesünder aus, als die ganze übrige Zeit des Jahres, und dieses muß man unstreitig dem freyen Gebrauch des Zuckerrohrs zuschreiben, welches sie, so lange die Mühlen gehen, beynahe unablässig im Munde haben, und welches nicht allein sehr antiscorbutische Eigenschaften hat, sondern auch äußerst nahrhaft ist. Jeder Theil dieses vortreflichen Gewächses ist brauchbar; aus dem Rohr selbst gewinnt man den Saft, aus dem der Zucker bereitet wird, die gröbern Theile davon, welche zurückbleiben, sind die Molassen, aus denen man den Rum bereitet. Die Spitzen des Rohrs braucht man zum Futter für das Vieh und die Blätter weiter nach unten zu vermischt man entweder mit Mist, um die Felder damit zu düngen, oder man verbrennt sie auf den Aeckern, um das Ungeziefer zu tödten. Die Ueberbleibsel des Rohrs, die man Magoß nennt, dienen, nachdem man in der Mühle den Saft ausgepreßt hat, vortreflich als Brennholz im Kochhause und beym Distillirkolben.

In zähem Erdreich die Löcher zu den Pflanzen zu machen, ist die sauerste Arbeit der Sklaven; meiner Meinung nach könnte man sich zur Umarbeitung des Ackers mit gutem Fuge der Pflüge bedienen, und dies würde eine große

Erleichterung für den Sklaven, und in der Folge auch ein Gewinn für den Pflanzer seyn.

Das gewöhnliche Kostgeld eines Hausnegers ist zehn bis zwölf Groschen wöchentlich, und so geringe und unzulänglich dies auch immer scheint, so gefällt es ihnen doch gewöhnlich weit besser, als von ihrer Herrschaft Tisch gespeiset zu werden. Diese Gattung Sklaven wohnen in Hütten, die im Hofe neben dem Hause des Eigenthümers stehen, die aber, welche die Herrschaft unmittelbar um sich selbst beschäftigt, wohnen im Hause selbst.

Die wöchentliche Portion der Feldneger besteht in drey bis fünf Maaß große Bohnen, Reis oder Maiz, und drey oder vier gesalznen Heeringen, oder einem Stück gesalznem Rind- oder Schweinfleisch von etwa zwey Pfund; zieht man aber auf dem Gute Yams, Arumwurzeln, Guineakorn, Bataten, Pisangs und Bananen, so werden diese ungefähr in gleichem Maaße statt der obigen Feldfrüchte vertheilt. Außer diesem hat jeder Sklave, männlichen und weiblichen Geschlechts, vom vierzehnten oder funfzehnten Jahre an, ein Stück Feld von 25 bis 30 Fuß Quadrat zum Gebrauch, welches einige fleißig und sorgfältig bebauen und andre ganz unbenutzt liegen lassen. Diese kleine Felder sind für das Land von sehr wesentlichen Nutzen, indem vornehmlich von ihrem Ertrag der Sonntagsmarkt (welcher als der Feyertag der Neger der wichtigste ist) mit Gemüse und Früchten versehen wird. Man erlaubt den Negern auch Schweine, Federvieh und Ziegen aufzuziehen, und ihrer Aufmerksamkeit in der Zucht dieser Artikel haben die Weißen es zu verdanken, daß sie in den Jahrszeiten nicht verhungern, wo Schiffe nicht mit Sicherheit an die Küste kommen können.

Die

Die Kleidung eines Feldnegers besteht in einer wollenen Decke, (welche ihnen auch zum Lager dienet, obgleich einige Lager von getrockneten Pisangblättern haben) und die sie bey feuchter Witterung um den Leib schlagen, einem Stück wollen Tuch, welches ein Baabaa genannt wird, und das sie ebenfalls um den Leib wickeln, einer blauen wollenen Jacke, und einer bunten Mütze, gleichfalls von Wollenzeug. Ihr gewöhnliches Getränke ist Wasser. In Krankheiten werden sie von jungen Medicinern besucht, deren Principalen oder Lehrer mit dem Gutsbesitzer auf das ganze Jahr einen Kontrakt schliessen, wo der gewöhnliche Preis etwa sechs Schillinge Courant (ungefähr 1 Thlr. 6 Gr.) für jeden Neger ausmacht. Diese jungen Aerzte müssen die der Aufsicht ihrer Vorgesetzten anvertrauten Güter zweymal wöchentlich besuchen. Auf jeder Plantage ist ein Krankenhaus oder Hospital, wo die Sklaven, sobald sie mit irgend einer Krankheit behaftet sind, oder sich sonst beschädigt haben, welches in der Erndtezeit häufig geschiehet, sogleich hingeschickt werden. Diese Häuser (wenigstens alle die, so ich zu sehen Gelegenheit gehabt habe) sind so elend beschaffen, als sich nur immer denken läßt, denn es mangelt ihnen an jeder Bequemlichkeit, sie sind äußerst schmuzig, und die Aufwärter mehrentheils alte abgelebte Neger, die zu keinem Dienste, welcher Thätigkeit und Hurtigkeit erfordert, fähig sind. Ich begreife indessen nicht, wie die Herren von der Fakultät um eine so geringe Summe, die mit dieser Einrichtung verbundnen Kosten, tragen können, denn selbst, wenn sie die wohlfeilsten Medicamente wählen, oder sich sogar nur der medicinischen Kräuter bedienen, welche die Insel hervorbringt, müßte es ihnen mehr Aufwand verursachen, als jene Summe einbringt.

Siebenzehnter Brief.

Die Neger werden mit Sonnenaufgang ins Feld geschickt, gewöhnlich in Haufen von zwanzig bis sechzig beysammen, unter der Aufsicht von weißen Oberaufsehern, die mehrentheils arme schottische Bursche sind, die durch Fleiß und Diensteifer häufig Besitzer der Plantagen werden, auf denen sie zuvor gedient haben. Unter ihnen stehen sogenannte Treiber, die gemeinhin Hundetreiber genannt werden, und mehrentheils Schwarze oder Mulatten von dem boshaftesten Gemüthe sind. Diese Kerls sind mit Peitschen versehen, die sie bey schwerer Strafe immer führen müssen, und haben die Erlaubniß alle aufs strengste damit zu züchtigen, die nicht rasch bey der Arbeit sind. Dabey wird auch gar nicht darauf Rücksicht genommen, ob diese Nachlässigkeit aus Trägheit oder Unfähigkeit entsteht, und weder Alter noch Geschlecht wird verschont. Um zwölf hört die Arbeit auf, und jeder sieht zu, wo er was zu seiner Erquickung bekommen kann. Um halb ein Uhr wird wieder zur Arbeit geläutet, die dann bis zur Sonnenuntergang dauert; die letzte Stunde wird vornehmlich mit Grassammeln hingebracht, und sobald jeder seine bestimmte Portion hat, sammelt er für sich selbst, packt es in ein Bündel zusammen, und trägt es nach St. Johns, wo er es für einen oder zwey Dogs *) verkauft, je nachdem die Quantität oder die Nachfrage groß ist.

Die Strafen, mit denen man die Sklaven in dieser Insel belegt, sind sehr mannigfaltig und hart. Am Pfahl zu

*) Ein Dog beträgt am Werth drey Viertel Fahrthings oder drey Sechzehntel eines englischen Pfennings.

zu stehen, ist eine von den härtesten, aber auch eine von den seltensten, weil man sich vor den verdrüßlichen Folgen desselben scheut. Andre, dem Leben nicht weniger drohende, wenn gleich in ihren Wirkungen langsamere Strafen, werden indessen häufig von harten und fühllosen Herren gebraucht; unter diesen bemerke ich die Daumschrauben, eine grausame Erfindung, die Daumen zusammen zu befestigen, welches die tödtlichsten Schmerzen verursachen soll. Ferner, das eiserne Halsband; dies ist ein Ring, welcher um den Hals geschlossen oder geschmiedet wird, und dem man noch häufig sogenannte Topfhaken beyfügt, oder eiserne Stäbe, die der Handhabe einer Castrolle ähnlich sehen, und senkrecht an den Ring befestigt sind, so, daß der gebogne Theil des Hakens nach außen zu steht, und dem armen Unglücklichen verhindert, sein Haupt mit der geringsten Bequemlichkeit hinzulegen. Die Stiefeln sind starke eiserne Ringe, vier volle Zoll im Umfang, die gerade am Knöchel um dem Fuße schließen, diesem fügen einige noch eine Kette bey, welche die armen Leidenden, wenn sie noch zur Arbeit fähig sind, mitschleppen müssen, so gut wie sie können. Es ist auch gar nichts ungewöhnliches, bey hellem lichten Tage Neger in den Straßen zu sehen, welche mit dem Halsbande und den Stiefeln zusammen gefesselt sind, die man auf kurze Zeit aus ihrem Kerker herausgelassen, um einmal frische Luft zu schöpfen; und deren ganzes Verbrechen vielleicht darin besteht, daß sie versucht haben, durch die Flucht sich diejenige Freyheit zu verschaffen, die ihnen auf keinem andern Wege je zu Theil werden konnte. Die Sporen sind eiserne Ringe den Stiefeln ähnlich, aber noch mit drey bis vier Zoll langen, horizontal stehenden Stacheln versehen. Eine andre Art sie zu quälen ist, indem man ihnen eine Kette mit einem Vorlegeschloß um den Leib befestigt. In die-

diesem Zustande, ohne alle andre Kleidung, sehe ich einen Knaben, von noch nicht vierzehn Jahren, täglich einigemale bey meinem Hause vorbeygehen, und dies schon seit sechs Monaten; dabey muß er auf seinen Ketten liegen, und obgleich sie schwer genug sind, um eine mäßige Last abzugeben, dennoch den ganzen Tag hindurch, von dem Teich im Innern des Landes, eine halbe Meile weit von dem Hause seiner Eigenthümerin, einer alten Wittwe, Wasser schleppen. An diese Ketten hängt man zuweilen noch ein Gewicht von funfzig Pfunden, welches unstreitig ein sehr weislich erdachtes Mittel ist, den Sklaven zu Hause zu behalten, und ihn zu verhindern, der Strenge seines Schicksals zu entfliehen. Harte Geißelungen, und mehrere Gattungen, diese armen Menschen zu quälen, je nachdem die Laune oder Grausamkeit ihrer Henker sie ihnen eingiebt, sind hier ebenfalls gebräuchlich. Der öffentliche Zuchtmeister ist ein Weißer, der sein Amt durch einen schwarzen Gehülfen ausüben läßt. Sein Lohn für jede Geißelung ist sieben Groschen.

So schädlich und abscheulich aber auch alle diese Strafen für jedes menschlich gesinnte Herz seyn müssen, so ist doch jeder Versuch die Magistratspersonen zu bewegen, diesen Grausamkeiten Einhalt zu thun, vergeblich, so lange kein wirkliches Gesetz vorhanden ist, welches sie verpflichtet, sich dieser Sache anzunehmen. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß diejenigen, welchen die gesetzgebende Macht anvertraut ist, einen Befehl ergehen ließen, eine Comittee der Menschlichkeit, nach Art des Gewissensgerichts, zu errichten, die aus Männern von rechtschaffner Denkungsart bestünde; und dergleichen giebt es hoffentlich, sowohl in dieser Insel, als in allen andern unter der brittischen Herr-

schaft,

schaft, und diese müßten gänzlich freye Hand haben, in allen Fällen zwischen Herren und Sklaven zu entscheiden. An diese Männer müßten die Herren alle Beschwerden bringen, und sie allein die Strafe bestimmen; eine solche Akte würde nicht allein allen guten Menschen erfreulich seyn, sondern auch den Urhebern derselben, den Segen des Himmels und den Dank eines unzähligen Haufens ihrer unglücklichen Mitbrüder erwerben.

Seit einigen Jahren hat man den Sklaven bey Criminalverbrechen, ein Verhör durch sechs weiße Geschworne, bey denen zwey Richter den Vorsitz haben, verstattet. Sie werden selten, außer für Mord, gehangen, indem das Interesse ihrer Eigenthümer erfordert, sie wo möglich von dem Todesurtheil frey zu machen, indem der Staat ihnen nur die Hälfte des Werthes der zum Tode verurtheilten Neger vergütet; gewöhnlich ändert man daher das Urtheil dahin um, daß sie unter dem Galgen ausgepeitscht, oder von der Insel weg verkauft werden.

Achtzehnter Brief.

Man erlaubt den Sklaven nicht zu heyrathen, sie geben daher blos einander ihr Wort, und verändern ihre Ehemänner und Weiber so oft es ihnen einfällt. Einige Herrn erlauben, daß die Kinder getauft werden, die Sklaven müssen aber die Taufgebühren, die einen Thaler betragen, selbst entrichten. Die Neger und Mulatten werden selbst, wenn sie frey sind, mit den Weißen nicht auf dem nehmlichen Kirchhof begraben, so, daß die Europäer den Vorzug, den sie vor andern zu besitzen glauben, so weit als möglich, sogar bis ins Grab ausdehnen.

Die Leichenbegängnisse der Neger, vornehmlich solcher, die von alten Creolfamilien sind, werden sehr stark begleitet; ich habe bisweilen ein bis zweyhundert Männer, Weiber und Kinder, in anständigen weißen Kleidern, einer Leiche folgen sehen. Diese Art der Kleidung ist ihnen von den herrnhutischen und methodistischen Predigern empfohlen worden, deren Versammlungen gedrängt voll von Schwarzen sind, die ihren Reden mit Aufmerksamkeit zuzuhören scheinen. War der Verstorbene etwa getauft, und die Hinterlassenen im Stande, die Unkosten zu bezahlen, so können sie die Glocken bey dem Begräbnisse läuten, auch das Begräbnißformular lesen lassen. Ersteres geschieht zuweilen, Letzteres sehr selten. Die Leiche wird mehrentheils in einen hölzernen Kasten oder Sarg gelegt, und während der Prozession nach dem Grabe mit einem weißen Bettuch, statt des Leichentuchs, behangen; und diejenigen, welche es erübrigen können, bringen Früchte, Getränke u. s. w. in die Wohnung ihres verstorbenen Onkels oder Tante, Bruders oder Schwester, (so nennen sie alle ihre Mitgenossen des Elends, ohne Rücksicht auf wirkliche Verwandtschaft) wo sie von der versammelten Gesellschaft verzehrt werden, bis alles in Bereitschaft ist. Ehe ich diesen Gegenstand verlasse, muß ich noch einen besondern Umstand erwähnen, welcher zeigt, auf welche Art sie empfinden, und wie sie ihre Empfindungen ausdrücken. Wenn einer von der Genossenschaft ihrer Meinung nach von den Folgen übler Behandlung stirbt, so fangen die Träger, nachdem sie den Sarg auf die Schultern genommen, und einige Secunden ruhig gehalten haben, mit einemmal an, wie betrunken hin und her, von einer Seite der Straße zur andern, zu stolpern, als ob sie von einer unwiderstehlichen Macht

dazu

dazu gezwungen würden. Nachdem dieses Schauspiel eine Zeitlang gedauert hat, und ihnen vermuthlich selbst die Zeit dabey lang wird, gehen ein Paar von den Leidtragenden an den Sarg heran, sprechen leise mit dem Abgeschiednen, und ersuchen ihn, ruhig nach dem Begräbnißorte zu gehen, weil es seinen Freunden viel Kummer mache, ihn so in Bewegung zu sehen, und daß Goramitti *) diejenigen bestrafen werde, die ihm Uebels gethan haben. Diese Ermahnung befriedigt unfehlbar den Verstorbenen, und er läßt sich ruhig begraben.

Neunzehnter Brief.

Europäer bilden sich sehr irrig ein, daß nur die wirklichen Neger Sklaven sind. Die Sklaverey erstreckt sich aber in der That auf jeden Abkömmling eines Sklaven, er sey Mulatte, Mestize oder Quarteron **); die beyden letztern sind öfters eben so weiß, als die Europäer, wenigstens nicht brauner, als diejenigen unter ihnen, die auf der See leben, oder sonst in einem heißen Klima wohnen. Ich habe Leute verkaufen sehen, die blaue Augen und blondes Haar hatten, und dabey eben so weiß waren, als irgend unsre Landleute. Diese werden

*) Das Wort Goramitti ist nicht afrikanischen Ursprungs, sondern aus dem gewöhnlichen englischen Ausdruck God almighty (Gott der Allmächtige) corrumpirt.

**) Ein weißer Europäer erzeugt mit einer Negerin den Mulatten, mit einer Mulattin den Terceron, mit einer Terceronin den Quarteron, mit einer Frau dieser letzten Gattung den Quinteron. Durch Ehen der Indier und Mulatten entstehen Mestizen, und der Neger mit Mulattinnen die Sambos.

den aber immer um einen geringeren Preis verkauft, als die Schwarzen, indem man sie nicht zu so schweren Arbeiten gebrauchen kann, als diese; es sey denn, daß sie ein Handwerk verstünden, welches ihren Werth erhöht. Gewöhnlich läßt man sie auch ein Handwerk lernen, oder gebraucht sie zu häuslichen Geschäften; die Weiber dieser Farbe aber sind mehrentheils lüderliche Personen. Wenn sie denn einer oder der andre Weiße zu diesem Zwecke zu sich nimmt, pflegen sie sich auf eine lächerliche, abentheuerliche Weise heraus zu putzen, und den Namen ihres jedesmaligen Buhlers zu führen, den sie ohne Umstände wieder ablegen, sobald er sie verläßt. Es giebt hier Leute, welche ihre weibliche Sklaven ganz eigentlich als H** vermiethen, und dies sowohl, als der öffentliche Umgang mit diesen Personen, wird hier als ein sehr leichtes Vergehen betrachtet. Diese Weiber unterwerfen sich denn dem Willen ihrer Buhler weit mehr, als eine weiße Frauensperson thun würde, indem die geringste Widersetzlichkeit sie vielen Mißhandlungen aussetzt. Diese Verbindungen sind ein Uebel, welches allen gesetzmäßigen Heirathen den größten Nachtheil bringt, und die Vermehrung der unvermischten weißen Racen sehr vermindert.

Vorige Woche habe ich mich an den Glückwünschen sehr belustigt, welche die Neger um das neue Jahr bey jedem abstatten, von dem sie ein kleines Geschenk vermuthen können. Diese sind in einem höchst lächerlichen Styl abgefaßt, indem sie gewöhnlich aus Mangel an Kenntniß der englischen Sprache jedem langes Leben und Unglück, (Long Life and Crosperity statt Prosperity) wünschen. Die Feyertage dauern drey Tage, den Weih-

nachts-

nachtstag mit eingeschlossen; und so besorgt sind sie, daß man in dieses ihr Vorrecht Eingriffe thun möchte, daß sie nicht eine doppelte Anzahl von Festtagen zu irgend einer andern Jahreszeit annähmen, wenn es ihnen auch angetragen würde. Wie gefährlich ein solcher Versuch ist, hat ein hiesiger Gutsbesitzer vor einigen Jahren erfahren, den seine Sklaven, weil er sie an denen zum Fest bestimmten Tagen zu arbeiten zwang, ums Leben brachten.

Zwanzigster Brief.

Mit welchem Erstaunen erfahre ich von Ihnen, daß man darauf bedacht ist, den Sklavenhandel gänzlich abzuschaffen! Wollte Gott, daß dieses edle Vorhaben bald und glücklich ausgeführt, und unsre armen afrikanischen Brüder von dem drückenden eisernen Joche befreyt würden, unter dessen Last sie jetzt seufzen.

Sollte aber nur der Sklavenhandel aufgehoben werden, und die Sklaverey noch fortdauern, so wird es durchaus nothwendig seyn, einige heilsame Gesetze zur bessern Kleidung und Speisung der Neger zu geben, denn bey der jetzigen schlechten Nahrung und Kleidung und dem schweren Druck der Arbeit, kann die Volksmenge sich nicht hinlänglich vermehren, um eine neue Zufahr entbehrlich zu machen. Würde aber nur auf diese Punkte Rücksicht genommen, so könnte es gar nicht fehlen, daß sie sich genug unter einander vermehrten, um keiner neuen Ankömmlinge zu bedürfen. Dies ist keine leere Spekulation, sondern eine auf Thatsachen gegründete Behauptung, denn auf dem Gute des Herrn Martin, ehemaligen Schatzmeisters der verstorbenen Prinzessin von Wallis, sind nicht ein Zehntel der

Skla-

Sklaven geborne Afrikaner, und diejenigen, die noch von daher stammen, sind die Vorfahren der jüngern Creolen. Auf dem Gute des Sir Ralph Payne, wo sich fünfhundert gesunde Sklaven befinden, sind ebenfalls, wie ich aus sichern Nachrichten weiß, kaum zehn Neger, die übers Meer gekommen sind, alle andere sind im Lande geboren. Ich könnte noch viele andere Plantagen anführen, wo dies der Fall ist, aber zwey beweisen wenigstens die Möglichkeit der Sache eben so gut, als zehn. Da auch das hiesige Klima dem ihrigen ähnlich, und eigentlich noch gesünder ist, so läßt sich bey übrigens günstigen Umständen nicht begreifen, woher die größere Sterblichkeit rühren sollte.

Noch müßte man ferner sehr genau Achtung geben, daß die Produkte dieser Insel nicht heimlich nach einem fremden Sklavenmarkt ausgeführt würden. Dies möchte in der Folge vermuthlich St Eustatia werden, und wahrscheinlich die Franzosen, Holländer und Amerikaner diese Handelsbranche ergreifen, sobald die Engländer selbige fahren ließen. Ein solcher Schleichhandel aber kann unsrer Seemacht nicht anders, als nachtheilig seyn, erstens durch den Verlust der Abgabe von 4½ pro Cent, von allen Produkten, die auf den Inseln eingeschifft werden; zweytens der Zölle in den englischen Häfen, und drittens durch den Verlust der Fracht für Schiffseigenthümer. Natürlicherweise vermindert alles zusammen genommen die Anzahl der Schiffe, und der schädlichste Einfluß auf die beste Pflanzschule unsrer Matrosen kann unmöglich ausbleiben. Werden etwa nach Aufhebung des Sklavenhandels die Sklaven in Zukunft nicht auf der Insel selbst gezogen, so muß dieses natürlich dem Pflanzer den größten Nachtheil bringen, ohne dem Mutterlande den geringsten Vortheil zu schaf-

schaffen, weil die Sklaven in Zukunft auf einem fremden Markt und durch gehäufte Unkosten, dem Pflanzer ungleich mehr kosten, als ehemals.

Ein Gesetz dieser Insel belegt denjenigen, welcher vorsetzlich einen Sklaven tödtet, blos mit einer Geldstrafe. Ein anderes weit grausameres, als selbst dasjenige, welches den Blutpreis bestimmt, indem es ausgebreiteter in seinen Folgen ist, unterwirft ganz freye Menschen den strengen Lokalgesetzen dieser Insel und den damit verknüpften Greueln der Sklaverey. Es verhält sich damit folgendermaßen: wenn man einen Neger, oder einen andern nicht weißen Fremdling müßig, das heißt, arbeitslos findet, welches hier sehr leicht geschehen kann, da fremde freye Leute nur mit vieler Mühe und durch sehr gute Fürsprache Arbeit erhalten können, so wird Er oder Sie aufgegriffen, in das gemeine Gefängniß geführt, und sein Name durch den Ausrufer öffentlich angekündigt, als eines vermeintlichen Flüchtlings von seinem rechtmäßigen Herrn. Wenn nach einer solchen zwey- bis dreymal wiederholten Ankündigung sich kein Eigenthümer meldet, wird die in Verhaft genommene Person nach Verlauf einer gewissen Zeit öffentlich an den Meistbietenden auf einen von zwey Magistratspersonen unterschriebenen Befehl verauktioniret. Auf diese Weise kann eine freye Person, blos verschiedener Farben wegen, zur Sklaverey verurtheilt werden, weil sie in einem Lande, wo man gemeinhin sich nur der Sklaven bedient, keine Arbeit finden kann. Und obgleich dies eins der teuflischesten Gesetze ist, welches je Menschen verfaßt haben, die sich den heiligen Namen der Gesetzgeber anmaßten, so sind es doch Gesetze in einer zum brittischen Staate gehörigen Insel. Nichts destoweniger sind die meisten Menschen nicht grau-

grausamer, als die in England. Giebt es aber einzelne Personen, welche hartherzig und gegen das Elend ihrer Nebenmenschen unempfindlich sind, so ist dies der Ort, wo sie die niedrige, ausschweifenste Neigung ihrer kleinen Seelen, auf das vollständigste befriedigen können. Doch hoffe ich, daß man zur Ehre des menschlichen Geschlechts diese beyden abscheulichen Gesetze bald abschaffen werde. Jamaika ist, wie ich höre, den übrigen Inseln schon mit einem guten Beyspiel vorgegangen, und zufolge einer neuen Einrichtung ist es Felony ohne Erlassung, oder Verminderung der Strafe, einen Sklaven vorsetzlich zu tödten.

Viele Sklaven, von denen man nicht ausdrücklich sagen kann, daß sie ermordet werden, sterben auch aus Mangel an gehöriger Pflege, oder an den Folgen einer fortgesetzten üblen Behandlung, und die Gesetze sind nicht befugt, sich darum zu bekümmern, wenn selbst diejenigen, die über ihre Ausübung wachen müssen, dazu geneigt wären. Gewöhnlich werden diese Unglücklichen, bey denen keine gerichtliche Besichtigung statt findet, zufolge der Beschaffenheit des Klima, welches die schnelleste Fäulniß bewirkt, sobald nur der Athem aus dem Leibe ist, nach dem Grabe geschleppt, wo alle Untersuchung aufhört. Ja selbst die angesehensten Leute werden mehrentheils in vier und zwanzig Stunden nach ihrem Tode begraben.

Bey Strafe, ausgepeitscht zu werden, nöthigt man die Sklaven, sobald eine gewisse Glocke geläutet wird, die Straßen dieser Stadt zu räumen, und dies geschieht um drey Viertel auf zehn Uhr, wo die Nachtwächter ihre Posten beziehen. Diese Wächter sind funfzig Weiße, von denen die Hälfte immer auf der Wache seyn muß. Dies ist aber selten der Fall, und man erklärt diese Nachlässigkeit

durch

durch den Umstand, daß das Publikum sehr bey der Wache verschuldet ist.

Die Lieblingsinstrumente der Neger sind der Banjor und Tumbah. Ersteres hat einige Aehnlichkeit mit der Cither, wovon der untere Theil oder Bauch aus der einem Hälfte einer großen Calabasch besteht, an dem man einen hölzernen Hals befestigt und es mit Darm- oder Dratseiten bezieht. Dieses Instrument ist eine eigene Erfindung der Neger, die sie von Afrika mit hergebracht haben, und die, welche noch daher gebürtig sind, besitzen auch die meiste Geschicklichkeit im Gebrauch derselben. Das Tumbah ist unsern Tamburinen ähnlich, und mit Stückchen Bley oder kleinen Muscheln behangen, welche ein Geklapper machen, wenn man sie schüttelt. Zu dem Geklimper eines solchen Instruments habe ich bisweilen hundert und mehr Neger tanzen, und die lächerlichsten Posituren machen sehen. Es ist in der That zu bewundern, welche erstaunende Geschmeidig- und Biegsamkeit sie in ihren Gliedern haben. Ihr vornehmster Tanztag ist der Sonntag Nachmittag, wenn der große Markt vorbey ist, von dem ich im folgenden Briefe etwas anführen werde. Der Sonntag ist in der That ihr Handelstag, ihr Ruhetag, ihr Feyertag und kurz, der einzige Tag, den sie ihr eigen nennen können.

Ein und zwanzigster Brief.

Der Sonntagsmarkt wird am südlichen Ende der Stadt, auf dem Gebiete des Herrn Johann Otto Beier, zwischen drey verschiednen Wegen gehalten, die nach den fünf Inseln (five Islands), dem Bermudischen Thal (Bermudian Valley) und dem Englischen Haven (English Har-

bour) führen. Der Platz ist ungefähr noch einmal so groß, als die Börse in London. Hier versammeln sich viele hundert Neger und Mulatten, und bringen Federvieh, Spanferkel, Ziegenlämmer, Gemüse und Früchte zum Verkauf; schon mit Anbruch des Tages kommen die ersten, und um zehn Uhr ist der Markt gewöhnlich gedrängt voll; dies ist auch der beste Tag, sich auf die ganze Woche mit allen Lebensmitteln zu versehen, die nicht gleich verderben. Der Lärm, den das Geschnatter der Neger und das Schreyen und Weinen der Kinder, die an der Sonne liegen, verursacht, übertrift alles, was man sich vorstellen kann. Eben so, oder noch unerträglicher, ist der widrige Geruch, den theils die Neger in diesem heißen Himmelsstrich ausdünsten, theils die stinkenden Salzfische und halb verfaulten trocknen Fische verursachen, welche die Höker zum Verkauf ausstellen, und die von den Negern in dem höchsten Grade von Fäulniß gekauft werden, um ihre Gemüse dadurch schmackhaft zu machen; es ist wahrlich nicht übertrieben, wenn ich behaupte, daß man alle diese saubern Ausdünstungen eine gute Viertelmeile weit gegen den Wind wittern kann. Gegen drey Uhr sind die Marktgeschäfte mehrentheils vollendet, und nun füllen sich die Buden der Höker, wo Grog (Wasser mit Rum) von jungen Rum, zum Gedeihen der Verkäufer und Verderben der armen Neger in unmäßiger Menge hineingeschlungen wird. Einige belustigen sich mit Tänzen, andre würfeln (wie sie es nennen) mit kleinen Muscheln, und verspielen bisweilen jeden Pfennig, den sie mit dem Schweiß der ganzen Woche verdient haben; ja so weit geht ihre Liebe zum Spiel, daß sie kein Bedenken tragen, die wenigen Lappen, die sie auf dem Leibe haben, daran zu wagen. Wenn sie betrunken sind, gehen sie häufig auf die an den Markt gränzende Wiese, um sich recht tüchtig herum

zu balgen. Sie verfahren dabey aber nicht so planmäßig und systematisch, als die vornehmen Baxer in England, sondern bringen ihre Streiche an, wo und wie sie können, gewöhnlich mit offner Hand. Dabey ist alles erlaubt, sich die Haare ausraufen, auf einander knien, den zu Boden gefallnen prügeln, kurz alles, was in dem Vermögen eines jeden steht, um den andern zu beschädigen. Es ist ein Gesetz vorhanden, welches diese Balgereien untersagt, es wird aber selten in Ausübung gebracht; der Anblick einer Flinte, oder ein Weißer, der mit einer Peitsche darunter schlägt, zerstreut sie augenblicklich, und ein Neger darf nicht einen Schlag erwiedern, bey Strafe des Verlusts der rechten Hand.

Dieses strenge Gesetz ward, wie ich höre, gegeben, um dem Unfuge unter den Sklaven vorzubeugen, indem vor ungefähr funfzehn Jahren ein Aufstand beynahe allen Weißen auf der Insel das Leben gekostet hätte.

Es werden hier wöchentlich drey Zeitungen herausgegeben, die Chronik von Antigua, die Antigua Gazette, und das Antigua Journal; wollte der Himmel, daß nur eine derselben frey und unabhängig wäre! aber leider erstreckt sich das Reich der Freyheit nicht bis an diesen Ort. Der Herausgeber der ersten dieser Zeitungen versuchte neulich das Joch abzuschütteln; er ließ einen vielversprechenden Spruch an die Spitze seines Blattes drucken, und rückte einige Briefe ein, welche theils die Malversationen einiger in öffentlichen Aemtern stehenden Personen aufdeckten, theils die Liebeshändel und die lächerliche Wichtigkeit eines andern bekannt machten. Sogleich vereinigten sich gewisse Leute, drey und dreyßig an der Zahl, von denen einige ansehnlich und andre ziemlich unbedeutend waren, und schick-

ten dem Zeitungsherausgeber ein mit ihren Namen unterzeichnetes Blatt, worin sie ihm ankündigten, daß sie sogleich von seiner Zeitung abgingen, wenn dergleichen Schriften in der Folge nicht wegbliebe. Es fanden sich zwar mehrere patriotisch gesinnte Männer, die dem Drucker seinen Verlust zu vergüten versprachen. Er hatte aber nur neuerlich die Macht des Mannes empfunden, auf dessen Thorheiten die letzten Briefe zu zielen schienen, und hielt es daher der Klugheit am gemäßesten, es beym alten zu lassen. So ging die Preßfreiheit dieser Insel zu Grunde, und die Chronik von Antigua verfiel in ihr erstes Nichts zurück, um der Thorheit, dem Despotismus und dem Stolz freyes Spiel zu lassen.

Zwey und zwanzigster Brief.

Zu allen Unbequemlichkeiten, mit denen ein Europäer in diesem Himmelsstrich zu kämpfen hat, gesellen sich noch eine unzählige Menge Insekten und Ungezieser, die sich hier wie in einem Treibhaus vermehren. Die Ratten sind in den Zuckerrohrplantagen so häufig, daß das Rohr öfters sehr darunter leidet. Außer diesen wimmelt es in den Häusern von Mosquiten, Scorpionen, Tausendfüßen und unzähligen andern Insekten, welche unerträglich stechen. Die Weißen pflegen ihre Betten, um gegen die Musquiten gesichert zu seyn, mit schlechtem Kammertuch zu behängen; demungeachtet schleichen sie sich doch oft in die Betten und das Nachtzeug ein, und verscheuchen den Schlaf. Ameisen von verschiedenen Gattungen sind in und außerhalb den Häusern überall vorhanden, und man kann weder Speisen noch Süßigkeiten vor ihnen bewahren, wenn man nicht die Schüsseln in Gefäße mit Wasser stellt, oder alles auf Bret-

ter setzt, die an Stricken, mit Castoröl geschmiert, von den Balken herabhängen.

Große schwarze Käfer, ungefähr von der Größe der Maikäfer, sind unter allen hiesigen Insekten die unschädlichsten. Aber nichts desto weniger sind sie sehr lästig, denn sobald es Abend wird, kriechen sie in die Häuser, setzen sich auf alle Möbel und Geräthe, und kriechen auf den Kleidern umher. Kartoffelläuse, die man auch Bête ronge nennt, sind außerordentlich kleine Insekten, welche sich in die offnen Schweißlöcher einnisten, und ein so unerträgliches Jücken verursachen, daß, wenn man es nicht durch Säuren lindert, man durchaus kratzen muß, bis der beschädigte Theil sich ganz entzündet hat.

Ein anderes kleineres Insekt hier Chigger genannt, greift die Füße, oder vielmehr die Zehen an, dringt durch die Haut, macht zwischen dieser und dem Fleisch einen kleinen Sack, und legt, ohne daß man es bemerkt, seine Eyer hinein. Einige Leute von meiner Bekanntschaft behaupten, daß es ein Vergnügen sey, eines dieser Thiere zu haben, und daß sie eine gewisse kitzelnde Empfindung verursachen. Ich habe sie auch gehabt, von dem sogenannten Vergnügen aber nichts empfunden.

Die Guanas sind eine Gattung Eideren, die ohne den Schwanz etwa zwey Fuß lang, und die scheuslichsten Geschöpfe sind, die ich kenne. Uebrigens sind sie unschädlich, und das Fleisch soll ziemlich schmecken.

Der Holzsklave ist das gefährlichste Ungezieser von der Welt. Dieses Thier ist etwa vier Zoll lang und zwey breit, und hat einige Aehnlichkeit mit der Kröte,

doch einen schmalern Leib und kürzere Beine. Sowohl der Biß, als auch der Kniff mit seinen Klauen verursacht die schädlichsten Folgen. Jeder Zahn ist mit zwey Zangen, wie eine Zuckerzange bewaffnet, und mit diesen packt es so fest an, daß man sie nicht anders los werden kann, als wenn man sie abschneidet, und bleibt dann nur der geringste Theil in dem Fleisch zurück, so sind die Folgen tödtlich. Sie halten sich gewöhnlich in der Nähe bey altem Holze oder alten hölzernen Gebäuden auf, woher sie auch ihren Namen haben. Glücklicherweise für uns, sind sie hier nur selten, auf Dominika sollen sie aber häufig seyn.

Nach Sonnenuntergang erheben Schlangen, Eideren, Heuschrecken und ähnliches Ungeziefer aus allen Büschen ihre Stimmen, und man hört überall zischen, piepen und zirpen, und dies dauert ununterbrochen beynahe bis Sonnenaufgang; doch ist es einige Entschädigung für den immerwährenden Lärmen, daß zu dieser Zeit die Luft ausnehmend rein und gesund ist.

Auf dieser Insel ist die Hauptresidenz des Gouverneurs der Leeward caribischen Inseln, welche selten so glücklich sind, die Gewogenheit ihrer Untergebenen zu erlangen. Ist nämlich der Gouverneur ein thätiger Mann, welcher selbst die Geschäfte besorgt, so wird er allgemein gehaßt, weil er alsdann auch unter andern, so viel es bey ihm steht, dem verderblichen Schleichhandel Einhalt thun muß, welche diese Insel in übermäßig hohen Grade mit den nahe gelegenen Französischen, Holländischen und Dänischen führt. In der That scheint Antigua auch vermöge der vielen Buchten, Hafen und Biegungen gerade zum Schleichhandel geschaffen zu seyn. Es ist hier

auch solches lange im Schwange. Schon zu den Zeiten, als der General Daniel Parker hier Gouverneur war, ward er eifrig getrieben, und ein Versuch, den er machte, ihn zum Vortheil des redlichen Handelsmanns einzuschränken, war die wahre Ursach seines Todes, denn er kam am 7ten December 1710 bey einem Aufstand des Pöbels ums Leben. Einige der vornehmsten Urheber dieses Mordes wurden zwar nach England geschickt, wo man sie verhörte und gerichtlich überführte; das bald darauf erfolgte Absterben der Königin Anna entriß sie aber ihrer gerechten Strafe, indem sie vermöge der allgemeinen Begnadigung aller Verbrecher bey der Thronbesteigung George des Ersten befreyt wurden.

Einige ihrer Gouverneurs, die sich zu einem gefälligen Umgange mit dem Volke herabließen, sind deshalb sehr getadelt, indeß andere durch ihre Zurückhaltung sich eben so viel Unwillen zugezogen haben. In der That haben sich nur zwey, Sir Georg Thomas und Sir Ralph Payne ihre Achtung zu erwerben gewußt. Beyde waren auch geborne Westindier, und kannten die Gemüthsart der Leute, die sie beherrschten, und indem sie die Uebermüthigen in der gehörigen Entfernung hielten und die Bescheidnen hervorzogen, gelang es ihnen, den allgemeinen Beyfall zu erwerben. Vor ungefähr vierzehn Tagen verließ Sir Thomas Schirley, unser ehemaliger Gouverneur, seinen Posten und diese Insel. Er weigerte sich, die Ehrenbezeigungen anzunehmen, die man ihm zugedacht hatte, und voll edlen Unwillens über die unbescheidne Art, mit der man ihm vorher begegnet war, und die keine nachmaligen äußern Ehren wieder gut machen konnten, begab er sich allein, von seinem Sekretär und

einigen vertrauten Freunden begleitet, an Bord des Ronhampton.

Das blaue Regiment Miliz auf dieser Insel ist das zahlreichste unter allen, und verrichtet seine Uebungen in der Nähe von St. John. Dieser Umstand hat mir Gelegenheit gegeben, öfters seinen Waffenübungen beyzuwohnen und auf diese Weise einige Begriffe von ihrer Geschicklichkeit zu fassen. Dieses Corps besteht aus einer Grenadiercompagnie, einer Compagnie leichter Infanterie und einigen Bataillons. Die Grenadier und leichte Infanterie sind ordentlich gekleidet; bey den Bataillons aber fällt einem Schakespears Beschreibung von Falstaffs Helden ein. Nur sehr wenige dieser Leute, die Grenadiere ausgenommen, wissen das geringste vom Exerciren, und ihre Ungeschicklichkeit und Unwissenheit ist so groß, daß sie den Negern zum Gegenstand des Gelächters dient. Sie haben auch weder Pfeifen noch Trommeln. Mit den Reitern, deren etwa dreyßig sind, ist es eben so armselig beschaffen.

Die Compagnie Artillerie soll ganz erträglich bestellt seyn, ich habe aber keine Gelegenheit gehabt, sie exerciren zu sehen, indem die Kanonen noch unter den Ruinen des Arsenals begraben liegen, dessen Dach neulich einfiel. Es ist erstaunend, wie die Regierung die öffentliche Sicherheit so sehr vernachläßigen kann, indem so wenig für die Kriegszucht, eines so nützlichen Instituts, als die Miliz seyn könnte, gesorgt wird. Wenn man nun bedenkt, daß zwölf Dreyzehntheil der ganzen Bevölkerung Schwarze sind, und daß eilf Zwölftel dieser schwarzen Sklaven noch dazu Sklaven mehrentheils fühlloser Herren sind, die ihre Herrschaft nach ihrem ganzen Umfange ausüben, oder vielmehr mißbrauchen, daß in diesem besondern Zeitpunkt das

Brittische Volk beynahe entschlossen scheint, den Afrikanischen Sklavenhandel aufzuheben, daß ferner dieser Vorsatz den Negern in Westindien unmöglich unbekannt bleiben kann, und also leicht der verborgne Freyheitsfunken, der nur unter der Asche glimmt, nie aber in menschlichen Seelen verlöscht, sich wieder beleben und in helle Flammen auflodern kann. Wenn man dies alles erwägt, dann ist es einzusehen, daß zwölfhundert in der Kriegskunst so unwissende Leute gegen vierzigtausend (denn die Weiber sind eben so abgehärtet als die Männer, und würden ihnen gewiß thätig beystehen) von Rache und Freyheit beseelte Menschen nichts ausrichten würden, und eine schreckliche Niederlage, wo nicht gänzliche Vertilgung der Weißen müßte die gewisse Folge einer solchen Begebenheit seyn. Diese Bemerkung gilt aber nicht allein in Ansehung der Insel Antigua, sondern aller andern Inseln unter Brittischer Herrschaft, denn in allen, Barbados ausgenommen, herrscht eben das unrichtige Verhältniß zwischen den Weißen und Schwarzen. Ihre eigne Sicherheit erfordert daher, daß die Vorgesetzten dieser Gegenden die strengste Kriegszucht beobachten, und alle mögliche Mittel zur Vermehrung der Volksmenge unter den Weißen anwendeten.

III.

Fortsetzung der Beschreibung der Grafschaft Kent.

Canterbury, lateinisch Cantuaria, ist eine alte berühmte Stadt, und die Hauptstadt der Landschaft Kent. Sie hieß bey den Britten Caer=Kent, und bey den Römern Durovernum. Sie liegt in einem angenehmen Thal zwischen Hügeln von einer mäßigen Höhe. Der Fluß Stone fließt mitten durch, und macht eine Insel in derselben. Ihr Umfang beträgt auf drey Meilen; vier Hauptgassen durchschneiden dieselbe, und laufen ungefähr in der Mitte derselben zusammen. Sie wird nach den Stadtthoren in sechs verschiedne Quartiere getheilt; die Gebäude aber haben kein sonderliches Ansehen. Die Stadt hat Kirchen genug, sieben Hospitäler, darunter ein Bridewell oder Zuchthaus, drey Armenschulen, und eine prächtige Wasserleitung, welche der Erzbischof Abbot, der 1638 starb, zum großen Nutzen der Stadt angelegt hat. Sie schickt zwey Deputirte zum Parliament.

Das vornehmste in Canterbury ist die Kathedralkirche, ein in seiner Art herrliches gothisches Gebäude, das bey einer Breite von 74 Fuß die außerordentliche Höhe von 80 Fuß hat. Es ward um das Jahr 1175 angefangen, nachdem die vorige Kirche ein paarmal abgebrannt

gebrannt war. Das Gewölbe ist von Stein; die Verzierungen zeigen alle von dem geduldigen Fleiße, der darauf verwendet worden, so wie die Fenster von der verlornen Kunst auf Glas zu malen. Der mittlere steinerne Thurm ist 235 Fuß hoch. Wenn man annimmt, daß die Kirche auf einmal aufgeführt worden, so hat der Baumeister eine schlechte Symmetrie, zumal von außen, bey den Thürmen beobachtet. Der Erzbischof dieser Kirche ist Primas und Metropolitan des Reichs, und erster Pair von Großbritannien, wohnt aber nicht hier, sondern zu Lambeth an der Themse, Westmünster gegen über. Der erzbischöfliche Stuhl von grauen Marmor steht hinter dem hohen Altar, und soll ehemals den sächsischen Königen gehört haben. Unter dem Chor haben die französischen reformirten Flüchtlinge eine ziemlich große Kirche, von alter sächsischer Bauart, welche die Königin Elisabet zuerst den Wallonen einräumte, als solche aus den Niederlanden, wegen der Grausamkeiten des Herzogs von Alba entflohen. Der Raum, den die Häuser der Domherren und andern zur Kirche gehörigen Personen bey derselben einnehmen, ist sehr ansehnlich. In dem Kloster wohnen fast 150 Benedictiner. Man trifft viele merkwürdige Denkmale in dieser Kirche an, unter andern das von Heinrich dem VI. und seiner Gemahlin Johanna, von sechs andern Königen, vielen Herzogen, Kardinälen, Erzbischöfen ꝛc. In einer Gruft liegen sieben Erzbischöfe beysammen, nebst dem heiligen Augüst, welcher als Mönch von Rom kam, und hier das Evangelium predigte, aber doch nicht, wie einige wollen, der erste war, sondern schon eine Unterredung mit den Mönchen von Banchor in Wales hatte. Er bekehrte den König Ethelbert, dieser machte ihn zum Erzbischof, und räum-

räumte ihm ums Jahr 600 diese Kirche ein. Unter den Kardinälen sind Pole und Chatillon merkwürdig. Aus den neuern Zeiten ist das von Admiral Rooke zu bemerken. Auf dem Grabmal Eduards, des schwarzen Prinzen, liegt seine Figur abgebildet. Man sieht eine artige Kapelle, welche ehemals bestimmt war, um dem Könige Heinrich IV Seelenmessen zu lesen.

Einer der Erzbischöfe dieser Kirche war der berühmte Erzbischof Thomas Becket, welcher nach seinem Tode unter die Heiligen versetzt ward, und in solchen Ruf kam, daß große Wallfahrten hierher geschahen, und daß man fast, wie Cambden sagt, den Dienst Christi, dem die Kirche gewidmet ist, über den heil. Thomas vergaß. Er bezeigte einen unerträglichen Stolz gegen seinen König, und war sonst ein sehr hitziger Mann; daher dieser es heimlich zugab, daß er 1170 ermordet ward. Man zeigt noch Spuren auf dem Fußboden der Kirche, welche man für sein Blut ausgiebt. Heinrich den II gereuete die That, so, daß er sich in dem Zimmer, wo das Domkapitel zusammen kommt, für seine Sünden zu büßen, von den Mönchen geißeln ließ. Diese wußten dem gemeinen Mann bald große Begriffe von ihrem heiligen Märtyrer beyzubringen, wodurch sein Heiligthum die größten Geschenke erhielt. Der bekannte Erasmus sagt, daß Gold das Geringste daran gewesen, und daß in der ganzen Kirche königliche Pracht geherrscht habe. Als Heinrich VIII sich dieser Schätze bemächtigte, wurden zwey Kasten mit Silbergeschirr und Juwelen fortgeschaft, deren jeder acht Mann erforderte. Die Steine des Fußbodens um dieses ehemalige Heiligthum sind bis auf diesen Tag von dem vielen Knieen der Andächtigen ganz ausgehöhlt.

Man trifft in Canterbury noch allerley Ueberbleibsel von römischen und sächsischen Gebäuden an. Die Stadtmauern sind stark von Kieselsteinen erbauet, mit Thürmen und einem Graben versehen, werden aber an manchen Orten sehr schadhaft. Das Kastell ist lange vor Wilhelms des Eroberers Zeiten von den Sachsen gebauet, und hat eben die Gestalt, wie das zu Rochester. Dungeon hill scheint ein Außenwerk davon gewesen zu seyn; die Spitze dieses Hügels ist so hoch, als das Kastell, daher man eine angenehme Aussicht davon hat. Ihm gegenüber liegt außerhalb den Mauern ein andrer Hügel, welcher vielleicht von den Dänen, als sie die Stadt belagerten, aufgeworfen worden.

An dem einen Ende der Stadt lag das von dem abgedachten Erzbischofe St. Augustin gestiftete Kloster, wovon noch zwey ansehnliche Thorwege, deren einer ins Kloster, der andre auf den Kirchhof führte, nach der Stadt zustehen; der große dazu gehörige Platz ist mit einer Mauer eingefaßt. König Ethelbert hatte hier auch einen Pallast, wovon noch ein dreyßig Fuß hoher, aber ganz schief hängender verfallener Thurm steht, den man St. Elisabetsthurm nennt. Von hier gegen Osten liegt die Kirche St. Martin außerhalb der Stadt, wo Ethelberts Gemahlin dem Gottesdienst beyzuwohnen pflegte. Sie ist von alten römischen Mauersteinen gebauet: in dem alten Taufstein derselben soll Ethelbert die heilige Taufe empfangen haben. Nordwärts von der Stadt sieht man noch Ueberbleibsel einer vom Erzbischof Lanfranc 1180 gestifteten Priorey. Mehrere geistliche Alterthümer übergehen wir mit Stillschweigen.

Im

Im Jahre 1740 entdeckte man zu Canterbury einen mineralischen Brunnen, dessen Wasser viele gute Eigenschaften gegen die Lungensucht, Magenkrankheiten und viele andre Zufälle hat, und in Fiebern der Chinarinde vorgezogen wird. Der große Staatsmann Richard Boyle war aus dieser Stadt gebürtig. In der englischen Geschichte ist er unter dem Namen des großen Grafen von Cork bekannt. Carl I erhob ihn zum Lordschatzmeister von Irrland, welche Würde seit der Zeit seinen Nachkommen erblich geblieben ist. Die bekannte englische Dichterin Aphara Behn, geborne Johnson, welche Carl II auch zu Staatsgeschäften in Flandern gebrauchte, stammte ebenfalls aus dieser Stadt. Sie erwarb sich vornehmlich durch die rührende Erzählung der Begebenheiten des amerikanischen Prinzen Oronoko, den sie zu Surinam gekannt hatte, einen Platz unter den besten Dichterinnen dieses Landes.

Canterbury ist keine lebhafte Stadt, weil sie nicht viel Gewerbe treibt. Sie gewann über 2000 Einwohner als Ludwig der XIV die Protestanten aus Frankreich trieb, und diese legten hier Seidenfabriken an, welche noch im Gange sind. Die hiesigen Weber haben einen großen Vorzug vor denen in Spitalfields zu London, weil die zarten Farben bey der hiesigen reinen Luft nicht so angegriffen werden, als in London. Das in diesem Orte gesponnene Garn steht in großem Ruf, und wird stark in die Gegenden versendet, wo man viele Strümpfe strickt. Die meiste Nahrung kommt von den Hopfenpflanzungen her, welche viele 1000 Acker einnehmen. Der hier und um Rochester erbauete Hopfen macht die Hälfte von dem aus, der in ganz England gewonnen wird.

wird. Im Jahre 1773 betrug die Abgabe vom Hopfen in ganz England 45737 Pf. Sterl., davon gab Ostkent zu Canterbury 10737 Pf. und Westkent zu Rochester 14958 Pf.

Whitstable, ein vormals schlechter Ort an der Küste, treibt jetzt einen beträchtlichen Handel, und hat seine Aufnahme der Stadt Canterbury zu danken, deren Hafen es gleichsam ist. Von Whitstable, Feversham, Milton, Queenborough, Rochester und andern an der Medway liegenden Orten gehen jährlich 7 bis 900 große und kleine Schiffe nach London, woraus man sich einen Begriff machen kann, wie lebhaft hier das Gewerbe ist. Von Whitstable längst der Küste bis Margate auf der Insel Thanet kommt nichts Merkwürdiges vor. Die Oerter sind unbeträchtlich, dienen den Schiffern aber zum Theil als Zeichen auf der See, wie z. E. die beyden Spitzen von Reculvor, welcher Ort bey den Römern Regulbrum hieß.

Die Insel Thanet macht die östliche Spitze von Kent aus; sie wird auf der Nord- und Ostseite von der See umflossen, und gegen Westen und Süden trennen die Flüsse Wantham und Stour sie von Kent. Für einen Liebhaber der Landwirthschaft verdient diese Insel vorzüglich besucht zu werden, weil man dafür hält, daß hier und im übrigen Ostkent die auswärts so berühmte englische Landwirthschaft am höchsten getrieben wird. Die Insel, welche etwa neun Meilen lang und breit ist, liefert eine große Menge Getraide, Färberröthe, Hopfen rc. Die Pächter bedienen sich wegen des ebenen Bodens häufig der Sämaschinen, und bestellen die Aecker in Zeilen nach der tullischen Methode. Ueberhaupt sind die Einwohner,

wohner, und zumal in Margate, fleißige Leute, und nachdem es die Jahrszeit erfordert, bald Fischer, bald Ackersleute. Sie machen Netze, fangen Heringe, Makrelen, führen ihre Produkte selbst zur See aus, bearbeiten ihr Feld, und ärndten die Früchte auch ein.

Margate liegt an der nördlichen Spitze der Insel und der Landschaft Kent. Zu Königs Wilhelm III Zeiten war der Ort zwar nicht beträchtlich, aber doch dadurch bekannt, weil er bey seinen Rückreisen von Holland hier gemeiniglich zu landen pflegte. Seit der Zeit ist Margate viel beträchtlicher geworden, weil alle Produkte der Insel von hier nach London geschafft werden. Anstatt daß sonst nur Fischer und Contrebandhändler zu Margate wohnten, ist es seit einigen Jahren, da das Baden in der See Mode geworden, sehr in Aufnahme gerathen.

Die Wirkungen des Badens im Seewasser werden in Nervenkrankheiten und paralytischen Zufällen sehr heilsam befunden, welches eine Menge von vornehmen und geringern Personen im Sommer herbeylockt. Für Bequemlichkeit und Vergnügungen ist gesorgt, um den Aufenthalt angenehm zu machen. Die platte Küste ist wegen des feinen Sandes ungemein geschickt dazu; längst derselben sind fünf Badestuben angelegt, wo die Badegäste ihre Reihe sich zu baden abwarten, wo das Seewasser getrunken wird und wo allerley dazu nöthige Sachen aufgehoben werden. Zu jeder Stube gehören fünf Bademaschinen, die ein gewisser Quäker, Benjamin Beale, erfunden. Der Badegast fährt auf solcher, vermittelst sorgfältiger Führer, denen man sich sicher anvertrauen kann, 2 bis 300 Ellen weit in die See, und steigt aus derselben auf einer Leiter in das Seewasser hinab, und ringsumher wird ein Vorhang gelassen, daß

ihn

ihn niemand sehen kann. In der Sommerzeit halten sich beständig ein paar Aerzte hier auf.

Margate ist seit einigen Jahren sehr verschönert worden. Man hat einen viereckigen Platz mit guten Häusern umgeben gebauet, darin der Adel und andere bemittelte Personen, die der Badekur wegen herkommen, wohnen können. Es ist auch ein großer und zierlicher Assembleesaal auf demselben angelegt, aus dem man einen angenehmen Prospekt über die See hat; er ist der größte in England, und 87 Fuß lang und 43 breit. An denselben stoßen die Zimmer zum Kartenspielen und Theetrinken; über diesen sind eine Reihe von Zimmern, darin Badegäste wohnen können. Unten an der Erde ist ein Billiard, und der dazu gehörige Hofraum ist so breit, als das Gebäude selbst. Die hiesigen Vergnügungen werden durch einen Directeur sehr ordentlich eingerichtet. Es unterzeichnen sich in einer Jahrszeit oft gegen 1000 Gäste, die Theil daran nehmen. Man hat auch ein Theater errichtet. Die Wirthshäuser sind gut; in dem sogenannten neuen Wirthshause hat man zwey warme Bäder von Seewasser, von sehr artiger Erfindung angelegt. Die Wirkung derselben wird sehr gerühmt. Sie können in einigen Minuten gereinigt, und dem Wasser ein beliebiger Grad der Wärme gegeben werden. Lebensmittel sind zu Margate im Ueberfluß, und die See liefert beständig frische Fische. Es gehen täglich zwey Fuhrwerke nach Canterbury den Postkutschen, die von London anlangen, entgegen, und kommen Abends wieder zurück. Ueber dieses fahren beständig Barken hin und her, worauf ein Passagier von London, oder auch nach London, 2½ Schilling bezahlt. Bey gutem Winde macht man diese Reise, welche nie gefährlich ist, in acht bis zehn Stunden. Die Barken brin-

bringen alle mögliche Bedürfnisse aus London, sonst wäre es unmöglich, so viele Fremde mit allem, was sie verlangen, gehörig zu versorgen.

Nicht weit von Margate liegt an einer kleinen angenehmen Bay Kings-Gate, welches, wie die Inschrift am Thor sagt, seinen Namen von Carl II erhielt, als solcher 1683 bey der Fahrt von Dover nach London zu Wasser bey diesem Platze landete. Wir erwähnen dessen nur, weil ein Liebhaber der Künste nicht unterlassen wird, den hier von Lord Holland angelegten herrlichen Landsitz zu besehen, der jetzt seinem Sohne Carl Fox gehört. Er ist nicht in dem gewöhnlichen englischen Geschmack, sondern wie eine italienische Villa angelegt. Auf der Hauptseite gegen die See hat das Haus einen schönen bedeckten Säulengang dorischer Ordnung. Die Flügel sind mit Kieselsteinen bekleidet. Ueber jedem Thorweg ist ein antikes Basrelief, wovon eines eine Ovation des Marcus Aurelius vorstellt. Die Hinterseite besteht aus verschiedenen Gebäuden, und hier liegt der Garten. Die Zimmer sind schön, insonderheit der Saal des Neptuns. Man sieht eine Menge antiker Säulen, Statüen, Vasen, Büsten darin, welche Lord Holland mit großen Kosten aus Italien angeschafft hat. In den Gärten sind allerley Gebäude, theils griechischer, theils gothischer Baukunst angebracht, welche dem Auge des Zuschauers eine angenehme Abwechselung geben. Dieser Landsitz soll eine Nachahmung von des Cicero seiner formianischen Villa bey Baja seyn.

In dieser Gegend ward im Jahr 853 unter dem Könige Ethelwolf eine blutige Schlacht zwischen den Dänen und Angelsachsen geliefert. Auf dem sogenannten

Felde

Felde der Streitaxten oder Hackendowe Banks bemerkt man zween Grabhügel, die man für die von den erschlagenen Feldherren hält. Lord Holland, der diese Felder gekauft hatte, ließ 1765 einen derselben eröffnen. Man fand verschiedene aus Kreide gehauene Gräber, die mit flachen Steinen zugedeckt waren. Die Knochen sahen noch ganz unversehrt aus, waren aber gar nicht riesenmäßig. Die Urnen waren von Thone sehr grob gemacht, und fielen, als sie an die Luft kamen, in Staub zusammen. Der Lord ließ, um das Andenken dieser Schlacht zu erhalten, auf dem großen Hügel ein Monument mit einer Inschrift errichten.

Eine halbe Meile von obgedachtem Kingsgate, liegt das Vorgebirge North Foreland oder die äußerste Spitze von England gegen Osten. Es erstreckt sich weit in die See, und seit 1683 hat man hier einen achteckigen Thurm aufgeführt, darauf alle Nacht Feuer zum Kennzeichen für die Schiffe in der See unterhalten wird, damit sie sich für diese Spitze und die Bänke von Goodwin hüten mögen. Von hier gerade nordwärts bis an the Nase in Essex rechnet man die Mündung der Themse oder den Hafen von London; und alle auf beyden Seiten der Themse liegende kleine Hafen sind zu dem von London geschlagen. Sind die Schiffe von Nordforeland passirt, so sagt man, sie sind in offener See.

Um von Margate längst den Küsten von Kent zu reisen, fährt man nach Broadstairs oder Bradstow hinab, einem kleinen, wegen der schönen Hummer berühmten Hafen. Diesem Orte gegenüber liegen die fürchterlichen Goodwins Sandbänke, welche alle Winter einigen Schiffen zum Grabe dienen. Sie erstrecken sich

von Norden gegen Süden auf zehn Meilen, sind zwey Meilen breit, und nur bey niedrigem Wasser sichtbar. Sie sind um desto gefährlicher, weil sie aus einer Art von Triebsande bestehen, daher die Schiffe, welche das Unglück haben, hier zu stranden, gemeiniglich nach einigen Fluthen, oder wohl gar in wenigen Stunden von der See und dem Sande verschlungen werden. Große Kriegsschiffe werden in kurzer Zeit so bedeckt, daß man keine Spur davon sieht, weil die Schiffe sich gleichsam hineinsenken, und die See wieder neuen Sand darüber wegführt.

Ramsgate, ein elendes Fischerdorf, hat sich seit 1688 durch den Handel mit Rußland und nach der Ostsee sehr gehoben; was diesen Ort aber zu unsern Zeiten bekannt gemacht hat, und viele neugierige Fremde herzieht, ist der Anschlag, einen neuen Hafen anzulegen, um den Schiffen, die bey den häufigen Stürmen aus Südost und Ostnordost in den Dünen große Gefahr laufen, eine sichere Zuflucht zu verschaffen. Die Arbeit ward um das Jahr 1750 angefangen, oft unterbrochen, und ist jetzt zu Stande. Das Werk besteht aus zwey ungeheuren steinernen Dämmen. Der gegen Osten ist ganz von Purbecksteinen, und streckt sich auf 800 Fuß in die See, ehe er einen Winkel formirt; er ist oben 26 Fuß breit: der gegen Westen ist von Holz bis an das Zeichen der Ebbe, das Uebrige aber auch von Stein. Die Winkel, deren jeder Damm fünf hat, sind 160 Fuß lang, und am Ende Achtecke, die 60 Fuß im Durchschnitt haben, so, daß die Einfahrt in den Hafen doch noch 200 Fuß breit ist. Die Tiefe desselben nimmt von 18 bis 36 Fuß zu. Nachdem dies erstaunliche Werk, unsägliche Arbeit, und an Gelde auf 300000 Pf. Sterl. gekostet hat, erfüllt es die Hoffnung doch nicht, die man

sich

sich von dem großen Nutzen desselben machte, weil sich so viel Sand und Schlamm in dem Hafen anlegt. Ein wegen Kenntnisse in mechanischen Künsten bekannter Mann hat jetzt eine Maschine angegeben, die nicht nur den Hafen reinigen, sondern auch das künftige Verschlemmen hindern soll; deren glückliche Wirkung die Einwohner der Stadt sehnlich wünschen.

Rechter Hand auf dem Wege nach Sandwich liegt Richborough, das Rutupium oder Portus Rutupensis der alten Römer, wo sie gemeiniglich landeten, und wieder nach dem festen Lande zurück segelten. Die weitläuftigen Ruinen des Kastells sind noch zu sehen. Von der Höhe der Mauern kann man nicht urtheilen, weil sie nirgends ganz mehr stehen, aber die Dicke beträgt fast zwölf Zoll; sie sind von Kieselsteinen und Ziegeln, die sechzehn Zoll in der Länge haben, aufgeführt. Die Ostseite ist mit dem Ufer versunken, das Uebrige ist alles verfallen, mit Epheu bewachsen, und ein trauriges Andenken der ehemaligen Größe. Auf einer Anhöhe bey diesem Kastell sind auch noch Ueberbleibsel eines Amphitheaters von Rasen, darin die Besatzung, wie man glaubt, allerley Uebungen angestellt hat. Der Boden ist sandig, voll kleiner Kieseln, und längst überpflügt worden.

Um nach Sandwich zu gelangen, passirt man den Fluß Stour vermittelst einer steinernen Brücke, die erst seit 1756 angelegt worden, weil man zuvor alle Güter und Wagen vermittelst einer Fähre hinüber schaffte. In der Mitte ist eine Zugbrücke, damit größere Schiffe mit ihren Masten unter der Brücke durchfahren können. Sandwich liegt in einer Bay, nicht weit von der Mündung des gedachten Flusses. Ehemals war es einer der sogenannten

fünf Hafen, und ein für die Handlung wichtiger Ort, allein seit den Zeiten der Königin Maria, als ein Schiff im Eingang des Hafens versenkte, und verursachte, daß der mit der Fluth hineingespülte Sand nicht wieder zurück konnte, ist der Hafen nach und nach immer mehr versandet worden, so, daß er jetzt nur für kleine Schiffe brauchbar ist. Die Stadt ist dadurch ganz in Verfall gerathen, schickt aber doch zwey Deputirte zum Parliament, welche Barons heißen. Ihr vornehmster Handel besteht in Kohlen, Bauholz und Brettern, womit sie das Land versorgt. Nach London wird Getraide, Malz, allerley Obst und Gartensämereyen geschickt. Die letztern gerathen insonderheit sehr gut in dieser Gegend, weil der Boden leicht ist. Die hiesigen Garnaale oder Garnäle (cancer crangon, Linn.) werden als ein Leckerbissen gefangen und versendet. Es sind eine Art von Seekrabben, die korbweise verkauft, und mit Essig und Pfeffer gegessen werden.

Die von Erde aufgeworfenen Wälle zeigen, daß Sandwich ehemals, wie man noch nichts von Kanonen wußte, ein fester Ort gewesen; sie waren sonst mit einigen Kanonen besetzt, man hat solche aber vor einigen Jahren weggeschafft. Die Stadt hat drey Kirchen, darunter die vom heiligen Clemens, nach der Bauart zu urtheilen, noch aus den Zeiten der Normänner herkommen muß. Die Gassen sind enge und unregelmäßig; doch trifft man hin und wieder einige gute Häuser an. Der öffentliche Assembleesaal ist zierlich, das Rathhaus hingegen ein sehr altes Gebäude. Es giebt hier drey Hospitäler. Die adeliche Familie Montague führt von dieser Stadt den Titel als Grafen von Sandwich. Der kleine Fluß Delph, welcher durch die Stadt fließt, versorgt solche meistens mit Wasser. Deal,

Ramsgate, und einige andere Oerter, stehen als Glieder unter den Fünfhafen Sandwich.

Wenn man von hier nicht gerade nach Deal gehen will, kann man den Umweg gegen Westen über Baakesbourn, wo Herr Pym Hales in der Nähe den schönen Landsitz Howlets hat, nach Barhamdowns nehmen. Hier sind noch Spuren eines römischen Lagers, welches dem Cäsar zugeschrieben wird. Dieser Ort kommt durch das jährliche Pferderennen in Aufnahme. Es giebt hier auf der rechten und linken Seite der Hügel zierliche Landsitze. Auf der rechten Hand ist Denhillhouse, der Landsitz von Lady Gray, und nahe dabey Nethersolehouse, der Sitz des Esquire Wenchester im Dorfe Wymlingswold. Das Dorf Barham, welches dieser angenehmen Gegend den Namen giebt, liegt links. Von hier wendet man sich wieder gegen Osten, um sich Deal zu nähern, thut aber wohl, den Weg über Walderschire zu nehmen, wo der Graf von Gulldford einen schönen Landsitz hat. Aus dem auf der Westseite des Hauses errichteten Belvedere hat man eine herrliche Aussicht über die benachbarte Gegend.

Deal, Lateinisch Dola, ist eine kleine Stadt, in deren Gegend Julius Cäsar vermuthlich ehemals landete. Man theilt sie in die obere und untere Stadt ein; die letztere ist so alt nicht, und wegen des großen Verkehrs, den die in den Dünen liegenden Schiffe mit diesem Orte haben, entstanden. Die vielen Bedürfnisse, welche die auswärts bestimmten Schiffe von hier mitnehmen, geben den Einwohnern, die auf 4000 geschätzt werden, viele Nahrung. Heinrich VIII legte, um diesen Ort desto besser zu beschützen, ein Kastell und noch zwey andere in der Nähe an, nämlich

Sanddown gegen Norden, und Walmer gegen Süden. Das Kastell von Sanddown hat vier Basteyen, mit ungemein dick gewölbten Bogen und vielen Schießscharten; in der Mitte ist ein Keller, der vor Bomben sicher ist. Ringsumher geht ein Graben, der eine Zugbrücke hat. Seitdem Deal so in Aufnahme gerathen, ist Sandwich immer mehr herunter gekommen. Im Sommer kommen manche Personen hierher, um in der See zu baden: man hat hier aber nicht so viele Bequemlichkeiten, als zu Margate. Den Sand auf der Küste von Deal hat die See so aufgeworfen, daß es wie Wälle aussieht; die Einwohner nennen es römische Werke; Camden hält es auch wirklich für Ueberbleibsel des römischen Lagers. Cäsar brachte hier seine Schiffe in Sicherheit, indem er sie aufs Land zog. Weil zwischen dem Kastell Walmer und Deal der erste Platz nordwärts von Dover ist, wo man die Küste ersteigen kann, so muthmaßet man, daß Cäsar hier zum erstenmal ans Land gestiegen sey. Bey der zweyten Unternehmung, da er mehr Schiffe hatte, und auch mehr Kenntniß vom Lande besaß, geschahe es vielleicht zu Deal.

Nicht weit von hier sind die Dünen (Downs), eine allen Schiffern bekannte Rhede, wo fast alle durch den Kanal ein- und auslaufende Londner Schiffe Anker werfen. Die ankommenden Schiffe geben hier Briefe ab, um ihren Freunden und den Kaufleuten von ihrer glücklichen Ankunft Nachricht zu geben; die abgehenden empfangen hier oft noch die letzten Befehle, Briefe u. s. w. und nehmen auch allerley Bedürfnisse mit. Bey sehr gutem Winde halten sie sich jedoch nicht allemal hier auf, weil es keine Nothwendigkeit ist. Diese berühmte Rhede würde gleichwohl den Schiffen sehr gefährlich seyn, wenn sich nicht die süd-

östliche

östliche Spitze von Kent oder das Südforeland, welches im Gegensatz von dem bereits erwähnten Nordforeland so heißt, weit in die See hinausstreckte. Wäre dies nicht, so würden die Wellen bey Stürmen aus Westen sich nicht brechen, sondern über die Sandbänke von Goodwin rollen, und die Schiffe gegen solche jagen. Von ähnlichem Nutzen ist das Nordforeland bey Nordwinden. Diese beyden Forelands sind sechs Meilen von einander: mit der Küste liegen die Goodwins Sands parallel, und sind bey der Ebbe trocken. So gefährlich diese Bänke bey gewissen Winden sind, so brechen sie doch bey andern die Gewalt der Wellen, und machen, daß die Schiffe hier gleichsam wie in einem Bassin ruhig liegen. Vom Ursprunge dieser Bänke reden wir hernach.

Inzwischen giebt es doch gewisse Winde, welche den Schiffen gefährlich sind, nämlich bey Südost und Ostnordoststürmen werden sie oft von den Ankern gerissen, und gegen die Küste oder Goodwinsbänke getrieben, oder sie entkommen mit genauer Noth nach Ramsgate. In solchen Fällen geschieht hier oft großes Unglück, deswegen hat man den obgedachten Anschlag gemacht, zu Ramsgate einen Hafen anzulegen. Das fürchterlichste Beyspiel war bey dem im eigentlichen Verstande genannten großen Sturm am 27sten Nov. 1703, als hier zwölf Schiffe von der königl. Flotte lagen, die auf dem Rückwege nach Chatham begriffen waren. Vier der größten davon gingen mit aller Mannschaft verloren, ein Verlust, den die Flotte fast nie wieder im Sturm, noch gegen den Feind erlitten.

Dover, bey den Römern Dubris, hieß bey den alten Britten Difyrrha, welches so viel als einen steilen Ort bedeutet. Die Stadt liegt in einem großen Thal, und ist

mit einem Amphitheater von Kreidebergen umgeben. Dies ist der einzige Ort an dieser Küste, wo die See in die Reihe von Bergen hineindringt, welche zum Theil sehr hoch sind, und über eine lange Gasse der Stadt Snaregate zu hängen scheinen. Shakespeare legt dem Edgar in seinem König Lear eine schöne Beschreibung davon in den Mund. Der Hafen ist mitten in der Stadt, und mit Häusern umbauet. Bey Dover fällt ein kleiner Fluß in die See, welche ehemals weit höher stand, daher man noch oberhalb der Stadt Anker in der Erde findet. Die römische Heerstraße, Watling-Street, lief gerade über Barham-down, wo sie noch vollkommen ist, hierher. Julius Cäsar fand hier bereits eine Brittische Stadt, und legte ein Kastell dabey an, welches die Sachsen nachmals dergestalt verstärkten, daß man es für den Schlüssel von England hielt. Dieses Kastell ist vielleicht das stärkste Werk aus dem Alterthum. Es nimmt mit allen Zubehörungen über dreyßig Aecker ein, und besteht aus vielen Thürmen, Mauern, Gräben, Bogen, Schießscharten, um es nach alter Art unüberwindlich zu machen; geräth aber jährlich mehr in Verfall, weil nichts auf die Unterhaltung gewendet wird. Der Brunnen in dem Kastell ist 360 Fuß tief, und von Grund auf mit Bruchsteinen ausgemauert. Das Wasser wird vermittelst eines Tretrades herausgezogen.

Man zeigt hier eine metallene Kanone, welche 22 Fuß lang, und vielleicht die längste in der Welt ist; sie trägt eine Kugel von 15 Pfunden sieben Meilen weit, und wird insgemein der Königin Elisabet Sackpistol genannt. Die Staaten von Utrecht machten der Königin ein Geschenk damit. Ferner ein paar alte Schlüssel und ein

ein metallenes Horn, wie ein Waldhorn gemacht; daß sie noch aus Cäsars Zeiten herrühren sollten, ist wohl eine Fabel, wahrscheinlicher ist es, daß sie Kennzeichen der Autorität des Constabels von dem Kastell gewesen.

Ein Theil der Festungswerke ist von runder Form, darin steht eine uralte Kirche, welche der gemeinen Sage nach der erste christliche König von Britannien, Lucius, aus römischen Ruinen und Backsteinen erbauet haben soll. Sie hat die Gestalt eines Kreuzes, und einen viereckigen Thurm in der Mitten. Die steinernen Fenster sind weit neuer. Ehemals war in diesem Thurm ein gutes Geläute, der Admiral Rooke ließ es aber nach Portsmouth schaffen, und seit der Zeit hat man auch das bleyerne Dach abgenommen, so, daß dies alte Stück der Baukunst nun allem Wind und Wetter bloß gestellt ist. Am westlichen Ende der Kirche ist der alte römische Wachtthurm oder Pharos, ebenfalls ein ehrwürdiges Stück des Alterthums. Aus dem daran befindlichen Wappen der Familie Erpingham scheint es, daß er unter Heinrich V ausgebessert worden, weil Lord Erpingham damals Oberaufseher von diesem Kastell war.

Auf einem andern eben so hohen Felsen dem Hügel des Kastells gegenüber bemerkt man die Ueberbleibsel eines alten Wachtthurms, welcher wegen der Festigkeit des Mörtels Bredenstone oder Devils Drop heißt. Der jedesmalige neue Constable des Kastells muß hier den Eid der Treue ablegen. Man hat von diesem und den benachbarten Felsen eine herrliche Aussicht nach den nur dreyßig Meilen entfernten französischen Küsten und über den Kanal, welcher fast nie leer von Schiffen ist. Es wächst viel Meerfenchel darauf, welcher eingesalzen nach Lon-

London geschickt wird. Unter diesem Felsen legte Heinrich VIII einen kostbaren Damm zur Sicherheit des Hafens an. Allein ungeachtet man die großen Bäume eingerammelt, und solche aneinander festgeklammert, über dieses starke Strebepfeiler von Steinen und Holz angebracht hatte, so konnte das Werk doch der Gewalt der Wellen nicht widerstehen. Die Königin Elisabet wandte auch große Summen darauf; und seit der Zeit sind wegen der Unterhaltung verschiedene Parlamentsakten gegeben worden. Jetzt ist zu diesem Endzweck eine kleine Abgabe von den ein = und ausgeführten Gütern bestimmt. Das breite Gestade am Ende des Thals war zu Cäsars Zeiten der Hafen, und ist jetzt ein angenehmer Platz.

Dover ist einer von den sogenannten fünf Hafen, und heutiges Tages der vornehmste, indem hier die gemeinschaftlichen Versammlungen und Berathschlagungen gehalten werden. Die Stadt schickt zwey Deputirte zum Parliament; inzwischen hat sie, nachdem ihr Hafen versandet, und nur für kleine Schiffe brauchbar ist, viel von ihrer alten Herrlichkeit verloren. Sie hatte vormals, wie man sie nebst ihrem Kastell noch für den Schlüssel von England ansahe, 21 Werfte, deren jedes ein Schiff zur königl. Flotte stellen mußte. Von den ehemaligen sieben Kirchen sind jetzt nur noch zwey vorhanden. Die Stadt ist aber doch noch volkreich und nahrhaft, und treibt guten Handel, welches meistens den Paketbooten zuzuschreiben ist, die wöchentlich von hier nach Calais und Ostende hin = und hergehen. Da so viele Engländer nach Frankreich, und von da nach Italien und andern Ländern reisen, und es immer mehr Mode wird, daß die vornehmen Franzosen auch England

besuchen,

besuchen, so ist Dover in Friedenszeiten beständig voll von Fremden. Es sind ordentlich sechs Packetböte, welche Sonnabends und Freytags, wenn der Wind nicht zuwider ist, absegeln. Ein Passagier bezahlt 10½ Schill. Man kann auch wohl eingerichtete Böte haben, womit ein jeder abreisen kann, wenn er will, sie sind aber theuer. Die meisten außer Landes gehenden Pferde werden über Dover geschafft.

Von Dover bis Folkstone sind sechs Meilen in einer romantischen Gegend. Man fährt längst der hohen Küste am Rande steiler Abgründe hin, und hat, wenn man von dem Hügel nach Folkstone hinabfährt, eine herrliche Aussicht über die Felder, und sieht See und Land in der reizendsten Verbindung, und die schönsten Einzäunungen von Wiesen und Feldern; bey hellem Himmel erblickt man das silberfarbene Meer, und damit es sich nicht in dem unbegränzten Raum von Wasser und Lufthimmel verliere, wird es durch die entfernten Küsten Frankreichs eingeschränkt.

Folkstone war ehemals ein beträchtlicher Ort, die See hat aber nach und nach viel davon verschlungen. Zwey Stücke von der Stadtmauer, die vermuthlich noch Ueberbleibsel der Römer sind, hängen fürchterlich über die Klippen der Küste hinab, und ein von der Tochter des kentischen Königs Eadbald erbauetes Kloster ist ebenfalls ein Raub der Wellen geworden. Die vornehmste Nahrung der Einwohner besteht in der Fischerey; sie haben eine Menge Böte, womit sie einen Theil des Jahrs Makrelen für die Stadt London fangen. Die Folkstoner fangen sie, und die Einwohner von Barking kommen mit ihren Barken oder Smacks, um sie abzuholen,

und segeln mit so vielen Segeln nach London, daß man sich wundern muß, wie ihre Schiffe so viele führen können. Um Michael gehen die Fischerböte von Folkstone und den benachbarten Orten, nach den Küsten von Norfolk und Suffolk, und fangen für die Kaufleute von Yarmouth und Leostoff Heringe. Der berühmte Wilhelm Harvey, welcher zuerst den Umlauf des Bluts entdeckte, ward 1578 zu Folkstone geboren.

Auf dem Wege von Folkstone nach Hythe passirt man bey Sandgate Castle vorbey. Es liegt unten an zwey Hügeln an der Küste, und ist mit sechzehn Kanonen besetzt, um die kleinen Fischerfahrzeuge in Kriegszeiten für feindliche Kaper zu schützen. Wenn man dem Kastell vorbey ist, läuft der Weg an der Küste fort, welche etwas morastig wird, weil viele aus höhern Gegenden sich herabsenkende Quellen hier zusammen kommen.

Hythe schickt, als einer von den ehemaligen fünf Hafen, zwey Deputirte zum Parliament, ist aber dergestalt herunter gekommen, daß es statt der ehemaligen vier Pfarrkirchen nur eine Kapelle hat, die von der Pfarrkirche zu Saltwood abhängt. Hythe bedeutet im alten Sächsischen so viel als eine Station oder Hafen; die See hat aber alles dergestalt versandet und verschlemmt, daß jetzt zwischen ihr und dem Städtchen ein marschigter Boden entstanden ist. Dieses Hythe sowohl, als Westhythe, von dem sich die See bereits vor zwey hundert Jahren ganz zurückgezogen, hatten ihren Ursprung der Versandung des Portus Lemanus der Römer zu danken, welcher nicht weit von hier, wo in der Nähe aber mehr landwärts das Dorf Limne liegt, befindlich war; und jetzt haben sie ein ähnliches Schicksal. Ein Beweis von dem ehemaligen Wohlstande dieses Orts

sind

sind die beyden Hospitäler und die Armenschule. In einem Gewölbe unter der Kirche zeigt man einen großen Haufen von Menschenknochen, darunter einige sehr groß sind; sie sollen der Sage nach von einem hier vorgefallenen blutigen Treffen zwischen den Dänen und Britten herrühren; wir finden aber in der Geschichte keine Nachrichten davon.

Eine Meile von Hythe liegt ein altes Kastell Saltwood, welches vormals dem Erzbischof von Canterbury gehörte. Ueber dem Haupteingange sieht man noch das Wappen des Erzbischofs Courtney, der es aufführte. Erzbischof Cranmer vertauschte es an Heinrich VIII für andres Land; und seit der Zeit hat es viele Besitzer gehabt, bis auf den jetzigen, den Baronet Bridges. Es hat verschiedne Thürme, ist aber übrigens ganz verfallen. Nicht weit von hier, wo Stane-Street, oder die alte römische Straße von Canterbury ausgeht, liegt gedachtes Limne. Von dem Hügel, darauf die Kirche steht, sieht man die Ruinen von den alten römischen Mauern, bey welchen ein angenehmer Bach fließt. Der dazu gehörige Hafen heißt Schipway. Man hielt hier sonst die Gerichtshöfe der fünf Hafen, ehe sie nach Dover verlegt wurden.

Wenn man von Hythe die Küste verfolgt, kommt man abermals an einen der fünf Hafen, nämlich Romney, der, wie die übrigen, zwey Deputirte zum Parliament schickt. Es ist ein artiger Ort, den man, zum Unterschied eines benachbarten ältern schlechten Orts dieses Namens, auch zuweilen Neuromney nennt. Altromney kam bald nach Eduard des Bekenners Zeiten in Abnahme, weil sich die See zurückzog, darauf entstand das jetzige neue. Allein sein Wohlstand ist schon lange vorbey, denn bereits zu Eduard I Zeiten überschwemmte die See

einen

einen großen Strich Landes, verwüstete alles, und richtete den Hafen zu Grunde. Damals entstand die sogenannte Romney Marsch, welches eine marschigte Gegend ist, die vierzehn Meilen lang und acht breit ist, und zwischen 40 bis 50000 Aecker des herrlichsten Landes zum Wiesewachs enthält, nachdem sich die See immer weiter zurückgezogen hat. Auf diesen vortrefflichen Weiden nähren sich unzählige Heerden Schafe; man zieht das größte Rindvieh, und mästet eine große Menge desselben für den Markt zu London. Man findet oft unter der Erde die stärksten Bäume nach der Länge ausgestreckt, welche schwarz wie Ebenholz, und wenn sie hinlänglich ausgetrocknet, ganz fest und brauchbar sind. Diese Marsch enthält zwey Flecken und neunzehn Kirchspiele; es fehlt aber wegen der ungesunden Luft an Einwohnern, ob man gleich gesucht, die Bevölkerung aufzumuntern, und alle Oerter inkorporirt und mit vielen Privilegien versehen hat. Sie können z. E. alle drey Wochen Gericht halten, und alle bürgerliche und peinliche Sachen untersuchen. Sie haben auch so gute Einrichtungen in Ansehung der Weiden, der Dämme, Sandbänke rc., die unter dem Namen der Statuten der Abtheiler bekannt sind, daß alle niedrige Marschländer solche auf Befehl bey sich einführen müssen. Ramney hatte in seinem Wohlstande fünf Kirchen, jetzt aber nur eine. Jährlich werden hier die zwey Hauptversammlungen der sämmtlichen fünf Hafen, Geslings genannt, gehalten. Von Romney Marsch wird ein großer Schleichhandel mit Englischer Wolle getrieben, welcher den Englischen Fabrikanten sehr nachtheilig ist; die solchen treiben, heißen Owlers, weil sie sich, wie die Eulen, nicht bey Tage sehen lassen dürfen, sondern des Nachts mit kleinen Fahrzeugen in See stechen, wo sie größere Schiffe finden, die

ihnen

ihnen die Wolle abnehmen. Vor der gedachten großen Ueberschwemmung floß der kleine Fluß Rather bey Romney in die See, damals änderte er aber seinen Lauf, und fällt nunmehr bey Rye in dieselbe. Die Romney Marsch erstreckt sich weit in die See, und macht gegen Süden eine Landspitze oder Vorgebirge, welches den Schiffern unter dem Namen Dunge Neß sehr bekannt ist.

Ehe wir die Provinz Kent verlassen, nehmen wir noch einige mehr im Innern derselben liegende Oerter mit, und gehen zu dem Ende von Romney queer durch die Marsch nach Appledorn, einem schlechten Städtchen an der Rather, welchen die See vormals berührte, und gegen Nordwesten nach Tenderden hinauf. Nicht weit von diesem Städtchen fängt sich die waldigte Gegend von Kent an. Die hiesige ansehnliche Thurmspitze soll Gelegenheit zur Entstehung der bereits erwähnten Goodwins Sandbänke gegeben haben. In der Gegend nämlich, wo diese Bänke jetzt sind, lagen vormals viele Güter des Grafen Goodwin von Kent, welche an das Kloster St. Augustin zu Canterbury kamen. Ein Abt desselben, welcher zugleich Rector zu Tenderden war, vernachläßigte über den dortigen Thurmbau einen Damm, welcher gedachte Güter vor den Wellen schützte. Die See brach durch, und hinterließ den leichten beweglichen Sand, welche den Namen der Goodwins Bänke behalten haben.

Von hier nordwärts, und ganz aus dem Wege, liegt Ashford, ein ziemlich gut gebaueter Marktflecken an der Stour und dem kleinen Fluß Ash, durch welchen ein Furth geht, der dem Orte den Namen giebt.

In der Nähe befindet sich Hothfield, der alte Sitz der Familie Tuston, in einer sumpfigten und ungesunden Gegend. Man kann aber erst nach dem mehr nordwärts liegenden weitläuftigen Park des Grafen von Winchelsea zu Eastwell gehen, von da auf Hothfield, und alsdenn wieder gegen die Gränzen von Sussex zurück nach Cranbrook, einem Marktflecken, wo eine der ersten Tuchfabriken in England unter Eduard III durch Flamländer angelegt worden. Sie ist aber längst eingegangen, und der Ort sehr unbeträchtlich. In der Nähe hat der Herzog von St. Albans einen schönen Landsitz.

Newendon, am Flusse Rother, hieß bey den Römern Anderida; daher man hier auch von ihren Münzen ausgegraben. Die Stadt ward von den Sachsen zerstört, aber unter Eduard I wieder aufgebauet, und bekam ihren heutigen Namen. Sie hatte damals einen stark besuchten Hafen, ist aber so in Verfall gerathen, daß es heutiges Tages ein elendes Dorf ist. Die schnell fließende Rother macht die Gränze zwischen Kent und Sussex aus.

IV. Ueber

IV.

Ueber Marokko und die Marokkaner, in Briefen.

Befürchten Sie nicht, liebster Freund, daß ich Ihnen mit einer sehr umständlichen Erzählung unsrer kleinen Reise oder Gesandschaft nach Afrika, die wir nun endlich einmal angetreten haben, beschwerlich fallen will. Eben so wenig sollen Sie Beschreibungen, oder ein Tagebuch, oder so etwas im gewöhnlichen Tone der Reisebeschreiber zu lesen bekommen. Einige Bemerkungen über die Nation, mit hin und wieder eingestreuten Betrachtungen, werden meistens alles seyn, worauf Sie sich Rechnung zu machen haben, und das alles so nach meiner Art behandelt, und dabey behalte ich mir immer die Freyheit vor, stehen zu bleiben, wo mirs beliebt, und auf etwas anders zu kommen, das mir näher im Wege liegt, oder damit in Verbindung zu stehen scheinen wird, aber alles, so wie es Zeit und Gelegenheit an die Hand geben werden.

Die natürliche Ungewißheit aller menschlichen Hoffnung scheint immer größer zu werden, je tiefer wir in dieses abscheuliche Land kommen. Sie müssen daher mit dem Wenigen, was ich Ihnen vorsetzen kann, vorlieb nehmen.

Daß wir Trotz aller Hindernisse, die uns Wetter und genuesische Schifkunst in Weg legten, hier angelangt sind, wissen

wissen Sie bereits. Aber dies war erst unsrer Beschwerlichkeiten Anfang. Denn grössere Schwierigkeiten, grösseres Zanken und Lärmen, und grössern Zeitverlust, als wir hatten, um nach Tetuan zu kommen — ungeachtet wir noch keine Meile davon an's Land traten — und um das Geringste hier im Lande zu bekommen, muß man nirgends, nicht einmal in Spanien oder sonst wo, antreffen.

Bey Gelegenheit, da ich der genuesischen Schiffkunst erwähne, kann ich Ihnen meine Verwundrung nicht bergen, daß Sie sich zur Seezufuhr für die Besatzung von Gibraltar, immerfort blos der Genueser und andrer fremder Seeleute bedienen, da Sie von unsern eignen so leicht und besser bedient werden könnten. Mit der Hälfte der Schiffe und Leute, die Sie jetzt brauchen, würden Sie, wenns Engländer wären, besser fahren. Einige wollen zwar behaupten, die Engländer könnten da nicht ausdauern, wo diese aushalten, ich halte dies aber für ungegründet. Hunderte an unsern Küsten würden sich mit Freuden dazu gebrauchen lassen. Daß unsre Landsleute ungeschliffner seyn sollten, wie einige meynen, bezweifle ich ebenfalls.

Tetuan wird für die beste Stadt in diesem Lande gehalten, uns aber dünkt es ein elendes Nest zu seyn. Traurige Stille, Armuth, Trägheit und Unreinlichkeit, fielen uns als die Charakterzüge dieser, hier für den ersten und volkreichsten Ort gehaltenen Stadt auf. Die Einwohner haben übrigens vor allen andern das beste Ansehen und sind vermuthlich eine, aus einer Vermischung von Spaniern, Arabern und Eingebornen, herstammende Menschenrace. An den Ufern des kleinen Flusses, der an dieser Stadt vorbeyfließt, sieht man etwas ziemlich gut angebautes

bautes Land, und einige kleine Gärten, die aber die Besitzer alle aus Eifersucht verstecken, und auf eine sonderbare Art verschließen, beynahe so, wie ihre Häuser in der Stadt, an denen auch weder ein Fenster, noch sonst eine Oeffnung zu sehen ist.

Unter den vielen neuen Gegenständen, die man hier zu Gesicht bekömmt, weiß man kaum, welche man erwähnen soll; denn sie alle zu beschreiben, ist unmöglich. Der gänzliche Mangel an Geselligkeit, und beynahe an allem Umgange unter den Einwohnern, kömmt uns eben so schrecklich als sonderbar vor. Die in solchen Ländern gebornen wissen von dem Grundtriebe der Geselligkeit, von dem wir glauben, daß er dem Menschen natürlich sey, gar nichts. Ob die Natur sie gleich zusammengejocht, und um gegenseitiger Dienstleistung willen, sie in Städte zusammengeführt hat, so kennen sie doch die Annehmlichkeiten des geselligen Umgangs nicht, und haben keinen Sinn für den Genuß derselben. Sogar ihre Häuser und Gärten sehen — wie ich eben bemerkt habe — Gefängnissen ähnlich, worin sie sich einsperren und keinem menschlichen Auge, ja kaum der Sonne, einen Blick hinein zu werfen, erlauben. Sieht man ja zufällig zwey oder drey Menschen beysammen sitzen, welches aber etwas Seltenes ist, und wobey sie denn meistentheils auf den Hacken, und auf der bloßen Erde, wenns gleich kothig ist, mit dem Rücken gegen eine Mauer gelehnt, sitzen, so hört man sie kein Wort sprechen, und ich glaube, sie sprechen blos dann mit einander, wenn sie sich zanken. So sind die morgenländischen Sitten und die Folgen der Unterdrückung! So lange die Menschen unterm Druck leben, sind sie verschlossen, und wahrscheinlich müssen sie erst der Freyheit genießen, ehe sie gesellig und menschenfreundlich werden können.

Die Franzosen pflegen zu sagen: il faut toujours aimer quelque chose; aber dieses Volk liebt, wie ich dafür halte, gar nichts. Eine finstere Unempfindlichkeit und Gleichgültigkeit scheinen jede Leidenschaft und jeden Grundtrieb zur Thätigkeit zu unterdrücken, und wir sehen bis jetzt noch nicht, wo in diesem Lande die Arbeit seyn kann, die seine Inwohner zu ernähren hinreichend wäre. Der Charakter der Mohren kann wohl seit der Zeit, da sie in Spanien blüheten, sich etwas geändert haben und ausgeartet seyn; allein die Hand der Tiranney hat dazu beygetragen, daß sie noch selbstsüchtiger und bösartiger, und was für die Gesellschaft noch schlimmer ist, daß sie hülflose und träge Menschen geworden sind. Dies sind die Früchte, die sich vom Despotismus erwarten lassen! Gleichwohl sollen sie, wie wir berichtet sind, das Geld bis zur Ausschweifung lieben. Die Menschheit ist voller Widersprüche. Die Liebe zum Gelde scheint eine Pflanze zu seyn, die allerwegen fortkömmt, und da am besten, wo sie die wenigste Nahrung hat. Doch wieder auf unsre Reise zu kommen.

Drey Tage mußten wir uns mit dem dummen und einem Vieh gleichen Gouverneur von Tetuan — der auch nichts weiter, als ein Schuster und gemeiner Soldat ist — wegen der Pferde und Maulthiere herumzanken, ob er gleich vom Könige Befehl hatte, uns damit zu versehen. Endlich reisten wir ab und brachten beynahe drey Tage zu, ehe wir hier anlangten. Unterweges gabs auch allerhand Streitigkeiten, die's aber nicht der Mühe werth wäre, anzuführen. Die Gegend, durch die wir kamen, ist sehr abwechselnd, und hin und wieder erblickt man Berge mit schönem Gehölz bekleidet.

Wir wurden sogleich zum Prinzen geführt, mit Abfeurung des schweren Geschützes begrüßt, und von einem Lumpengesindel, das hier Soldaten heißt, begleitet. Die Ungeduld des Prinzen, uns zu sprechen, und das sichtliche Vergnügen, und die offne Miene, womit er uns aufnahm und betrachtete, ließ uns bey ihm eine natürliche Neugierde und ein warmes Herz vermuthen, allein wir haben schon Zeit gehabt, uns zu überzeugen, daß wir uns geirrt haben.

Die von uns mitgebrachten Geschenke wurden ebenfalls vorgelegt. Meine Himmelskugel zog des Prinzen Aufmerksamkeit am meisten auf sich, und aus dem, was ich sonst von der Mohren Neigung zur Sternkunde und Mathematik gelesen hatte, schloß ich, er hätte einige Kenntniß davon, allein seine Fragen und Bemerkungen überzeugten mich geschwind, so schlau er auch seine Unwissenheit zu verbergen suchte, Unwissenheit läßt sich aber immer nicht lange verbergen, wie sehr ich mich geirrt hatte. Er sagte, er hätte einmal einen Lehrmeister gehabt, der weit mehr verstanden hätte, als alle Christen.

Tages darauf wurden wir schon wieder gehohlt und vor die Stadt hinaus auf einen Platz geführt, wo sieben Mörser von dreyerley, uns aber unbekanntem Kaliber, aufgepflanzt standen. Das Bombenwesen ist seit kurzem die größte Leidenschaft der königlichen Familie. Der Prinz sagte zu uns, er hätte gehört, daß wir Christen, und ich besonders, in der Geschützkunst, große Geschicklichkeit besäßen; wir möchten daher doch etliche Bomben werfen. Ein Faß holländisches Pulver stand schon offen da, und wir wurden ersucht, nach einer Stange zu werfen, die in einiger Entfernung aufgerichtet war. Wir suchten ihm

vorzustellen, daß wir nothwendig die Entfernung, den Kaliber und die Schwere wissen, und daß wir die Instrumente zur Hand haben müßten, die wir mit uns gebracht hätten, um Ihro Hoheit den Gebrauch derselben zu erklären, allein es half alles nichts, wir wurden gebeten zu feuern, und das gleich. Meine Absicht war erst, mich höflich zu weigern, aus politischen Gründen aber ließ ich mich überreden. Unter dem Vorwande, zu sehen, wie nahe Ihro Hoheit dem Ziele gekommen wären, gingen wir zur Stange hin. Wir schritten aber die Entfernung ab, und zählten in der Stille die Schritte. Den Kaliber der Mörser maßen wir ungefähr mit unsern Fingern und das Pulver beurtheilten wir nach dem Anfühlen, dem Ansehen u. s. w. Ob uns nun gleich die Schwere der Bomben, die Beschaffenheit des Pulvers und der Kaliber nur unvollkommen bekannt waren, so glückte es uns doch, dem Ziele ziemlich nahe zu kommen, welches den Prinzen zwar in Verwunderung setzte, ihm aber nicht gefiel, und ich habe seitdem bemerkt, daß Niemand sichs darf einfallen lassen, ein eben so geschickter Bombardirer seyn zu wollen, als er.

Auf solche Art werden wir oft gehohlt, und man begegnet uns bald so, bald anders, nachdem dem Monarchen der Kopf steht. Einmal macht man uns Komplimente, ein andermal begegnet man uns mit Verachtung, und wohl noch schlechter. Heute erzeigt man uns die größte Ehre, und die hier sogenannten Truppen, besonders die leichte Reiterey, müssen uns mit dem schlechten Pulver um die Köpfe herum platzen, und morgen werden wir auf die gröbste und gewaltthätigste Art vom Hofe gejagt.

Aus den Truppen dieses Landes, dafern sie anders diesen Namen verdienen, ließe sich eine ziemlich gute leichte

Reiterey formiren, wenn man ihnen taugliche Offiziere gäbe, und die Zucht der hiesigen Pferde, die zwar von kleinem Schlage, aber sonst von guter Race sind, ließe sich auch leicht verbessern.

Ihre Waffen, die zwar nicht durchgängig einerley sind, werden, wie man uns versichern will, im Lande verfertigt; ich glaub' es aber nicht, denn es scheint mir nicht, daß sie dazu Geschicklichkeit genug besitzen und Materialien, ja sogar Werkzeuge, genug im Lande haben.

Ich dächte, ich wollte wetten, einige von unsern Freunden werden mich um das Glück der Kenntnisse beneiden, die ich mir auf dieser lehrreichen Reise und Gesandschaft, durch die genaue Bekanntschaft mit einem so aufgeklärten und verfeinerten Volke, und in dem Umgange mit solchen vollkommenen Fürsten, erwerbe.

Ich habe mich erkundigt, und habe einige Ursache zu glauben, daß mein königlicher Zögling etwas vom Addiren versteht, aber daß Multipliziren und Dividiren über seinen Begriff gehen, oder daß er sich nicht damit abgeben mag. Aber er hat den hohen Gedanken, und er kann ihn nicht verbergen, daß er dereinst, wenn auch nicht die ganze, doch gewiß die halbe Christenheit, unter seine Botmäßigkeit bringen werde. Hieraus können Sie sich einen Begriff von seiner Erziehung, Urtheilskraft, und von seinen Ideen machen. Bis jetzt seh' ich noch nicht, wie ich mich dieses Theils meiner Gesandschaft mit Ehren entledigen werde, denn daß ich die Leute hier nicht viel werde lehren können, sehen Sie selbst leicht ein.

Der ungeheure Unterschied in allen Dingen, den man antrifft, wenn man über die Meerenge von Gibraltar,

von Europa nach Afrika übersetzt, ist vielleicht hier größer, als in irgend einer andern gleichen Entfernung zweyer Länder von einander, auf unsrer ganzen Erdkugel, und er muß einem Europäer so auffallend seyn, daß er nicht weiß, wo er anfangen soll, die Menschen und Sachen hier zu beschreiben.

Wir sind erstaunt über den gänzlichen Unterschied in Sitten, Gebräuchen, Gewohnheiten, Meinungen, in der Art sich zu kleiden, in den Speisen, den Künsten, Werkzeugen rc., in den verschiedenen, einander entgegengesetzten Arten, beynahe jede Sache anzugreifen; als ob die Bewohner dieser einander gegenüberliegenden Küsten sichs vorgenommen hätten, in jedem Stücke einander die Abneigung, die sie gegen einander haben, zu zeigen. Aber ich werde keine Beschreibungen wagen, da sie doch fast immer unvollkommen ausfallen. Was ich aber für thunlich halten dürfte, das sollen Sie zu lesen bekommen, wenn ich Zeit dazu finden kann.

Etwas Außerordentliches muß es gewesen seyn, das dieses arme Volk in Städte zusammentrieb, wo sie in der entsetzlichsten Unreinigkeit beysammen wohnen, denn ihre Städte sind abscheuliche Stinklöcher, und es ist nur zu verwundern, daß sie nicht häufiger von der Pest, oder andern Krankheiten heimgesucht werden.

Wären die Städte Marokko, Mequinez, Fez, Tetuan, — die so weit auseinander liegen, in Dörfer zertheilt, und im Lande umher vertheilt, so könnten sie einigen Vortheil bringen, aber wie sie sind, können sie blos den Despotismus begünstigen und dem Despoten dienen, das Land noch geschwinder auszufangen und zu entvölkern.

So

So weit wir hier ins Land gekommen sind, haben wir eine artige Abwechselung von Berg und Thal, und auch ziemlich gute Waldungen angetroffen; nur an Wasser scheint Mangel zu seyn, und denn ist es auch etwas zu bergigt. Es ist jeder Art des Anbaues fähig, und es ließen sich Landstraßen, Anpflanzungen, Umzäunungen u. s. w., von welchen allem man jetzt so viel wie nichts sieht, anlegen. Die Volksmenge scheint sich nur auf ein Fünftel von der zu erstrecken, zu welcher sie leicht gebracht werden könnte; und was die Einwohner jetzt durch ihre Arbeit gewinnen, beläuft sich wahrscheinlich nicht über ein Viertel dessen, was sie bey mehrerer Geschicklichkeit und Betriebsamkeit erwerben könnten. Solchergestalt könnte dieses Land 4 X 5 = 20 mahl wohlhabender, mächtiger und wichtiger seyn, als es gegenwärtig ist, und dies, wenn man nur den Ackerbau ermunterte.

Dieses Volk — besonders die Bewohner des platten Landes, denn die Bergbewohner sind fleißiger — erhebt sich nur wenig über den Hirtenstand der Gesellschaft. Ihre Schafheerden machen ihren größten Reichthum aus, allein das Hüten derselben ist eine faule Lebensart, und der Bevölkerung nachtheilig. Die zu einem solchen Zustand nöthigen Künste und Handwerke finden sich zwar alle hier, allein sie sind immer noch in ihrer Kindheit, und nähern sich nicht der Vollkommenheit, wie in Europa. Wie sie jetzt sind, so waren sie, glaub' ich, vor tausend Jahren. Der Pflug, die Mühle, der Weberstuhl, das kleinere Handwerkszeug und die Verfahrungsarten, bleiben immerfort dieselben. Sie sind einfach, unbedeutend, langsam, unvollkommen, kurz, ächt mor-

morgenländisch. Es ist keine gehörige Eintheilung bey ihrer Arbeit.

Beym Bepacken ihrer Lastthiere und beym Fortschaffen der Lasten, gehen sie noch eben so ungeschickt und ungeübt zu Werke, als vielleicht Mahomed selbst, oder gar Abraham. Alles bleibt hier beym Alten. Es sind immer die nämlichen Lebensbedürfnisse und Lebensweisen, und dieselben Arten von Luxus. Wir finden hier morgenländische Sitten, ohne im Morgenlande zu seyn. Sie denken an keine Aenderung oder Verbesserung, theils weil ihr Gesetz ihnen dies verbietet, und theils, weil sie den Mangel der Lebensbequemlichkeiten nicht kennen.

Das nämliche Buch, der Koran, der mit seinen Auslegungen, das Gesetz heißt, begreift ihre Religion, Gesetze, Sitten und Gebräuche in sich, und die Art, das Essen zu verzehren, und sich die Hände zu waschen, ist als ein heiliger Gebrauch, so genau vorgeschrieben, als die Verehrung Gottes, und genauer als die Ausübung der Tugend, und wird auch, wies scheint, von Allen für ein wesentlicher Theil der Religion gehalten. Diese Zusammenschmelzung des Gesetzes und der Religion kann vielleicht das beste Mittel seyn, eine dauernde Regierungsform und ein dauerndes Volk zu bilden. Diese religiöse Ehrfurcht für gewisse Gebräuche und Handlungen muß ohne Zweifel bewirken, daß sie fortdauern, und daß ein Volk auf immer das nämliche bleibt; und ihr Gesetzbuch muß stärker auf ihre Gemüther und Sitten wirken, als die unsrigen auf uns.

Hier in Mequinez bin ich nun schon sieben Tage, liebster Freund. Sechse davon hab' ich im Bette zubringen

gen müssen, denn ich bin sehr krank, und es wird mir sauer, dies an Sie zu schreiben. Ich wohne in der Zelle eines halb eingefallenen Klosters, welches das beste Quartier ist, das hier zu finden war. Einen Tag hab' ich beym Könige seyn müssen, welches mich noch kränker gemacht hat. Als ich den Frostanfall bekam, bemerkte ers, und gab Befehl, daß für mich ein Feuer auf dem freyen Felde, wo wir einige von seinen Proben mit ansahen, gemacht werden mußte. Anfangs wußt' ich dies nicht. Als ich aber einen großen Haufen Reißholz anstecken sah, und fragte, warum dies geschähe, erfuhr ich, daß es auf Befehl des Königs und meinetwegen geschähe, weil er gesehen hätte, daß ich vor Kälte zitterte. Wie mirs schien, mochte man ihm die Art meiner Krankheit nicht erklären können, und er wußte auch nicht, daß bey Fiebern sich oft Frost einfindet.

Ich mußte, wie Sie wissen, eilig abreisen, und war mit dem, was zum Kampiren gehört, nur schlecht versehen. Eine Feldequipage gehört aber hier zu Lande zur nothwendigsten und vornehmsten Bequemlichkeit des Lebens, besonders wenn man immer diesem herumziehenden Hofe folgen muß, dessen ganze Absicht, wenn er anders eine hat, die zu seyn scheint, Niemanden der Ruhe genießen zu lassen. Doch ists hier zu Lande besser mit halbweg einiger Bequemlichkeit unter Zelten zu wohnen, als in ihren Städten und Häusern.

Wir haben bereits einen ziemlichen Theil von diesem elenden Lande gesehen, nämlich, die Ebenen. Diese sind nur schlecht angebaut und noch weniger bewohnt, denn nur hin und wieder erblickt man einzeln einige aus Zelten bestehende Dörfer, und mit diesen ziehen die Land-

leute

leute in den verschiedenen Jahrszeiten, nachdem es die Weide für ihr Vieh erfordert, weiter. Unser nächstes Lager wird in den Gebürgen seyn, und da versprech' ich mir mehr Vergnügen.

Sie wissen, daß ich mich schon länger hier verweilt habe, als erst mein Vorsatz war, und daß man hier eben nicht viel vom Worthalten hält. Ein gewisser rauher, ausschweifender, wilder Eigensinn, und Mangel an aller gemeinen Höflichkeit und Menschenliebe, selbst bey der königlichen Familie, und der sich, je näher unsre Abreise kömmt, vermuthlich noch vermehren wird, und die gegenwärtige geringe Wahrscheinlichkeit, daß ich in den Hauptgegenständen meiner Sendung glücklich seyn werde; alle diese Umstände vereinigen sich, mir dieses Geschäft zum unangenehmsten zu machen, das sich denken läßt.

Ich theilte Ihnen gern noch einige Bemerkungen mit, lieber Freund, allein ich bin abgemattet, und mich friert, denn um Licht zu haben, muß ich ein Loch aufmachen, zu dem der Wind von den mit Schnee bedeckten Bergen grade hereinbläßt. So sind die Häuser hier gebaut, denn Glasfenster sieht man hier beynahe gar nicht.

Ich ergreife die Gelegenheit, an Sie zu schreiben, da C. B. von hier abreiset, und mich nun an diesem traurigen Hofe allein läßt, wo ich das Vergnügen habe, diesem Fürsten der Barbarey, oder diesem barbarischen Fürsten, nennen Sie denselben meinetwegen, wie Sie wollen, vom Morgen bis auf den Abend Cour zu machen, und das gemeiniglich, ohne daß man mir etwas zu essen vorsetzt.

Ich war erst willens, Ihnen einige Umstände von unsrer Reise hieher zu melden. Da ich sie aber nun wieder mustre, dünken sie mich von so wenigem Belang zu seyn, daß ich sie des Anführens nicht werth halte. Was kann auch eine Reise durch ein kahles, von der Sonne versengtes, plattes Land, wo man kaum einen Baum, einen Strauch, oder einen Menschen zu sehen bekömmt, Merkwürdiges gewähren.

Unsre Abreise den ersten Morgen fing sich ganz lustig an. Unser Gefolge bestand aus ungefähr 500 Mann zu Pferde, die flüchtig, aber wild und ohne alle Ordnung unter einander ritten, blänkerten, und blind auf einander feuerten. Der Spaß kostete aber doch einem jungen Menschen, nach dem der Prinz mit einer Kugel schoß, das Leben, und Niemand nahm sich die Mühe, stille zu halten, und dem armen Schelm zu Hülfe zu kommen.

Alle Abende kampirten wir. An Lebensmitteln aber litten wir großen Mangel, und ohne die Freundschaft des Holländischen Konsuls, der mit im Gefolge des Hofs war, hätten wir vielleicht umkommen müssen. Und dies war um so verdrießlicher, da man uns bey der Abreise nicht erlaubt hatte, uns mit Lebensmitteln zu versehen, weil der Prinz dafür sorgen würde. Eines Abends zwar wurden wir durch einige Kerl im Schlafe gestört, die etliche große hölzerne Schüsseln mit kochendheißem gedämpften Kuskus — eine Art Nudeln, wie die Vermicelli — und Fleisch mit Zwiebeln als ein Geschenk, das uns der Prinz schickte, in unser Zelt schoben.

Unsere hiesige ungeschickte und langweilige Art, über einen Fluß zu setzen, und zwar meistens mit Schwimmen, ver-

verdient eben nicht erwähnt zu werden. Wie man sieht, kann ein guter Schwimmer eine große Anzahl Pferde durch einen Fluß führen, wenn er sie an einander kuppelt, dafern nur der Strom nicht gar zu reißend ist. Das Gepäcke führen die Leute hier auf kleinen Flossen über, die sie verfertigen, woraus sie können, als aus aufgeblasenen Schläuchen, die sie an einander binden und alsdann Reißbunde obendrauf legen. Bisweilen aber können sie nichts finden, denn nicht einmal an den Ufern der Flüsse wächst Gras, oder irgend ein Baum, oder grünendes Gewächs.

Der Prinz fragte mich oft, wenn wir zusammen ritten, ob wir auch solch schönes Land zum Reiten hätten? Darunter verstand er, so platt und so kahl.

Viele Große, von einem Wilhelm dem Eroberer, oder einem König von Preußen an, bis auf einen polnischen Starosten, oder einen andern gemeinen Edelmann, haben sich vielleicht nur zu sehr dieselbe Idee in den Kopf gesetzt, und glauben, wenn sie nur viel Platz zum reiten und jagen haben; so sey dies eine wichtigere Sache, als wenn sie uns Unterhalt verschaffen, und sie können sogar volkreiche Länder vorsätzlich verwüsten. —

Das sichtbare Schrecken, das man an allen denen bemerkte, die sich dem Prinzen näherten, schien ihm Vergnügen zu machen, aber dem Menschenfreunde machte es Schmerz.

Des Nichtsthuns hier bin ich ganz überdrüßig, denn meine armen Dollmetscher und ein Jude, den ich beredet hatte, daß er mit mir kleine Reisen zu Fuß im Lande herum machte, weil ich die halbeingefallenen Lehmmauern und kothigen Plätze, die man hier Palläste und Gärten nennt, gern

gern besehen wollte, habens ganz satt mit mir bekommen. Zu Fuß mag hier niemand gehen, und vielleicht werd' ich's auch überdrüssig, länger den Sonderling zu spielen, und gewöhne mich so gut, wie die Leute hier, an den Müßiggang, ob ich zwar wohl niemals werde lernen können, barfuß auf den Hacken, auf der Erde, mit dem Rücken gegen eine Wand gelehnt, zu sitzen, welches hier die einzige Unterhaltung der Herren vom Hofe und der gemeinen Hofbedienung zu seyn scheint.

Die wenigen, aus schwarzen und schmutzigen Zelten bestehenden Dörfer, welche hier Dauers genannt werden, sind die einzigen Wohnsitze auf diesen unabsehlichen und kahlen Ebenen. Anfänglich reizten sie meine Neubegierde sehr, ich bekam aber bald einen Abscheu vor ihnen, denn sie sind entsetzlich unreinlich und ekelhaft, besonders bey heißer Witterung. Gleichwohl ziehen die Bewohner diese herumziehende Lebensart — bey der sie in geringen und häuslichen Vorfällen unter den Befehlen ihrer Scheiks stehen — einem unbeweglichen Wohnsitze vor, wo sie von einem Pascha noch ärger tyrannisirt, und der Plünderung und allen Arten von Plackerey noch mehr unterworfen wären.

Das erste Dorf von dieser Art, das wir besahen, war zufällig reinlicher, als sie's gewöhnlich sind. Es war erst vor kurzem, der Bequemlichkeit des Wassers und eines kleinen angebauten Stück Landes wegen, am Abhange eines Berges aufgerichtet worden, da sie sonst immer auf den Ebenen stehen.

Wir fielen den Bewohnern eben so auf, als sie uns. Ihr Ansehen, ihre Kleidung, das Schreien und Lärmen

der Kinder, die nackt gingen, und das Bellen der Hunde, welche uns umringten und nachliefen, und die wilden, schüchternen ausdrucksvollen Gesichter einiger jungen Weibspersonen; alles dies zusammengenommen, gab einen seltsamen Auftritt. Doch wurden wir nicht gemißhandelt, und wie man uns berichtet hat, sollen die Christen jetzt von den Einheimischen nicht mehr so grob behandelt werden, wie vormals, da die Kinder mit Steinen nach ihnen warfen und sie verfluchten. Alles, was uns wiederfuhr, war, daß sie uns manchmal schimpften, wobey sie gewisse Sprüche aus dem Koran hersagten.

Von den Verrichtungen des häuslichen Lebens der Eingebohrnen Ihnen viel zu sagen, halt' ich nicht für nöthig. Sie leben beynahe noch ganz so patriarchalisch, wie, nach der Schrift, Abraham und Jakob lebten, und dies ist auch der Fall in einigen Ländern Asiens, wo Weben, Kornmahlen, die Küche u. s. w. immer noch Geschäfte der Weiber sind. Von ihren Gerichten sind einige ganz schmackhaft, sie schmoren vieles, aber in kupfernen Töpfen, die oft nicht verzinnt sind. Die alte Art, das Getraide durch Ochsen austreten zu lassen, anstatt es auszudreschen, ist hier, so wie in Spanien, noch im Gebrauch. In Europa hat man den Dreschflegel schon längst vorgezogen.

Die Werkzeuge und die Verfahrungsarten bey den Bewohnern der Städte, wo die nothwendigen Künste und Handwerke getrieben werden, könnt' ich wohl beschreiben, ich sehe nur nicht ein, was wir daraus für Nutzen schöpfen würden; denn ihr Verfahren beym Weben, Bohren, Hobeln, Schneiden, Backen, Gerben rc. geht ganz von dem unsrigen ab, ist aber weit unvollkommener.

Ihr Leder ist auch nicht mehr so gut, wie vordem, und ich glaube, es wird bereits besser in England gemacht.

Daß die Einheimischen sich weder der Messer, Gabeln, Löffel, Stühle, noch Tische bedienen, wissen Sie. Der Gebrauch aller dieser Dinge ist ihnen in ihrem Gesetz verboten. Mahomet wollte, wie Lykurg und die meisten morgenländischen Gesetzgeber, der Ueppigkeit, auf Unkosten jeder Kunst und jeder Bequemlichkeit des Lebens, den Eingang verwehren, und die Menschheit solchergestalt zwingen, immer auf der untersten Stufe stehen zu bleiben. Wir würden dies für unmöglich und der Natur des Menschen widersprechend halten, hätten wir nicht das Beyspiel an Sina. Aber wir wissen auch, daß, wo der Boden gut, und die Regierung gelinde ist, selbst die Religion dies nicht zu bewirken vermag. Despotismus und seine Begleiterin, Armuth, müssen sich mit ihr vereinigen, wenn sie Vervollkommnung und Fortgang der Künste, und Ueppigkeit, die dem Menschen so natürlich ist, ganz hindern will.

Die Kameele sind in diesem Lande sehr nützliche Thiere, und recht zu den langen Reisen durch die dürren afrikanischen Wüsten geschaffen, denn sie können eine ganze Woche leben, ohne zu trinken. Wie doch der große Urheber der Natur so für alles gesorgt hat! In einigen Gegenden leben die Eingebornen blos von der Milch dieser Thiere und von Datteln, und kleiden sich in ihre Häute.

Daß dieses Land sich vormals im Wohlstande befunden haben und fruchtbar gewesen seyn müsse, bemerkt man nicht nur leicht, sondern man weiß es auch aus der,

obzwar unvollkommenen, Geschichte desselben und der Römer. Es würde auch bey einer gerechten Regierung leicht wieder so weit empor gebracht werden können, daß es alles, was zur Leibesnahrung und Nothdurft gehört, im Ueberfluß hervorbrächte. Allein Unsicherheit und Unterdrückung haben hier schon seit langer Zeit die Oberhand, daß an keinen festen Plan zur Versorgung des Landes zu denken ist, und daß in diesem vortreflichen Getraidelande oft Mangel einreißt. Nur erst, seitdem der König erlaubt hat, etwas Getraide auszuführen, und selbst einiges für sich aufschütten läßt, ist der öftern Hungersnoth, wie ich glaube, gewehrt worden.

Arbeitsam scheinen die Eingebornen gar nicht zu seyn, selbst in den Städten nicht. Mit Stillsitzen, Tobakrauchen und Gebet, bringen sie viel Zeit hin. Wie's scheint, giebt's wenig Dinge, die sie zu irgend einer freywilligen Anstrengung ermuntern können, ausgenommen ihr Haß gegen die Christen, der sich noch nicht so bey ihnen verloren zu haben scheint, wie man glaubt, außer etwan in den Seehäfen.

In den Städten lehren viele ihre Kinder lesen und schreiben, und üben ihr Gedächtniß mit Auswendiglernen ganzer Stellen aus dem Koran. Ihre Lehrmethoden scheinen einfach und deutlich zu seyn, und ließen sich leicht noch weiter treiben. Wie wir wissen, gab es vormals einige fleißige und gelehrte Leute unter ihnen. An einigen unter den jungen Leuten bemerkt man noch, wie mirs vorgekommen ist, eine gewisse Offenheit, eine Wärme, eine ungeheuchelte Redlichkeit des Herzens, die aber, wie ich glaube, mit den Jahren in eine finstre Gleichgültigkeit gegen jede

gute

güte That ausartet, und viele andre Laster erzeugt. Der Despotismus unterdrückt bald alles natürliche Gefühl.

Bey einer solchen Regierung kann nichts Gewisses und Sicheres entstehen, und unter allen Unsicherheiten ist die Thronfolge die schlimmste und schädlichste. Sie wird in diesem Lande weder durch Erbfolge, noch durch Wahl bestimmt, sondern gemeiniglich maßt sich jemand, der kein Recht dazu hat, derselben an, da es denn nie ohne Blutvergießen abgeht, wenigstens bricht bey jeder Thronerledigung immer ein bürgerlicher Krieg aus.

Die Scherifs oder Nachkömmlinge des Mahomets, — deren es in diesem, und wahrscheinlich auch in andern türkischen Ländern, noch manche giebt, wie denn auch das hiesige königliche Haus aus diesem Geschlecht ist, — haben gerade hierin einen sehr großen Vorzug, wenn sie davon gehörigen Gebrauch zu machen wüßten.

Ich muß Ihnen, mein Freund, doch eins und das andre von unsrer ersten Audienz melden.

Ihro Majestät *) saßen mit kreuzweise untergeschlagenen Beinen auf einer gemeinen hölzernen Bank, wie die Pritschen in unsern Soldatenwachen sind, über die blos ein gemeiner Teppich gebreitet war. Er will für einen Freund der Simplizität, und Feind alles Luxus angesehen seyn. Als ich zur Audienz eingeführt werden sollte, wollte man mir die Schuhe ausziehen, welches ich aber nicht zulassen wollte, und mich etwas dagegen sträubte. Der König ward dies gewahr, ob wir gleich noch weit von ihm waren, und machte des Streits gleich ein Ende, indem er seinen

*) Der Name dieses Königs ist Sidi Mahomet.

Hofbedienten zurief: „Laßt ihn gehen; die Christen erkälten sich leicht, wenn sie keine Schuhe anhaben."

Der Hauptgegenstand unsrer Unterredung betraf den grosen Vorzug der Mohren vor den Christen in allen wesentlichen Eigenschaften. Der König richtete dabey immer seine Rede an die um ihn Herumstehenden. Darauf lenkte er das Gespräch auf Mathematik, Kriegs-, Geschütz- und Befestigungskunst, und zeigte mir, daß er auch eine Perpendikularlinie zu ziehen wüßte, welches er von einem, einmahl hier in Gefangenschaft gewesenen, Seekapitain gelernt hätte. Er bediente sich dazu eines Zimmermannszirkels, womit er sie auf ein Bret kratzte. Hierin besteht auch meistentheils alle seine mathematische Gelehrsamkeit, und er pflegt sie gemeiniglich gegen die Christen auszukramen, wenn sie bey ihm zur Audienz kommen. Er wußte die Unterredung so schlau zu lenken, daß ihn seine Höflinge für mächtig gelehrt halten, wir aber seine Unwissenheit nicht bemerken sollten. Ich war einmal Hofmann genug und that, als bemerkt' ich sie nicht, und ich glaube, daß er mirs Dank wußte. Eh' ich wegging, rief er aus: „Malem guibir, ein großer Meister! — Einer von den „größten unter den Christen!" Er setzte gegen die Anwesenden hinzu: „Hört ihr wohl, was er von mir sagt?"

Seine Freunde, oder wenigstens seine Günstlinge, wählt' er, wie ich glaube, nicht etwan nach ihrer Brauchbarkeit, sondern meistens nach Laune, doch aber jetzt nicht mehr so sehr, als vormahls. Auch ändert er nicht mehr so oft, und unter seinen Unterthanen kann er auch eben nicht viel wählen. So viel ich bis jetzt gefunden habe, ist sein Sekretär, der Jude Sombel, der gescheiteste Mann und beste Gesellschafter am ganzen Hofe. Ohne Zweifel sieht

sieht sich der König zuweilen genöthigt, wohl zu überlegen, und solche Leute anzustellen, die dem Geschäfte gewachsen sind, das er besorgt haben muß. Der größte Despot wird durch Furcht, Gewohnheit, Religion u. dergl. in der Wahl seiner Diener und Maaßregeln eingeschränkt, und er muß bey seiner Wahl oft mit so vieler Behutsamkeit zu Werke gehen, als der eingeschränkteste Monarch.

Man ists nun so gewohnt worden, mich hier zu sehen, daß es scheint, als gehörte ich mit zum Hofe, und ich habe oft die Ehre, so vertraulich von den schwarzen Hofschranzen hin und her geschoben zu werden, wie der Jauhagel, der sich immer um den König im Kreise versammelt. Das Lever von Ihro Maj. ist gemeiniglich unter freyem Himmel, und er wählt dazu immer das kothigste Feld. Er allein ist zu Pferde, das arme Volk aber liegt demüthig auf den Knien, reckt den Hintern in die Höhe, küßt die kothige Erde, und schreit überlaut vor Bewunderung, wenn er spricht. In dieser Stellung sehen sie gar nicht menschlichen Wesen ähnlich, und machen in der That eine sehr verächtliche Figur. Die schwarzen Hofschranzen, die man als die dienstleistenden Kammerherren ansehen kann, haben Peitschen und Stöcke in Händen, die sie fleißig brauchen, das Volk damit in Ordnung halten und zurücktreiben, wenn sichs zu sehr zudrängt, welches auch wohl uns wiederfährt.

Immer mit einander im Streit liegen, das Land durchziehen, und von jedem, der Geld hat, welches erpressen, scheinen die Beschäftigungen dieser sonderbaren Königsfamilie alle zu seyn. Von diesem Verfahren, mit Authorität zu plündern, haben wir bereits an Juden und Eingebornen hier einige grausame Beyspiele erlebt. Selbst zwey Englische Kaufleute, die einzigen, die hier im Lande sind, wur-

wurden neulich, nach der brutalen Art des hiesigen Hofes, auf Befehl eines Prinzen arretirt und ins Gefängniß gesetzt, um Geld von ihnen zu erpressen. Und dies beliebte ihm zu thun, da ich hier bin, und es ist nicht der einzige Fall, wo er mir gezeigt hat, mit welcher Verachtung er jetzt die Englische Nation ansieht.

Bey Gelderpressungen ist das ganze Verfahren sehr kurz, und besteht nur in zwey Worten, die ungefähr das bedeuten, wenn wir zu unsern Hunden sagen: „Faß an." Sogleich packen etliche handfeste Kerle den in Verhaft zu nehmenden an, und drücken ihn, indem sie ihn ins Gefängniß schleppen, zwischen sich fast zu Tode, wenn er sich gleich nicht widersetzt. Der Geist des Despotismus will, daß der Unterthan keine Ruhe, und dieser König will überdies, daß er auch kein Geld haben soll.

Unterdessen hört man doch nicht mehr von solchen Grausamkeiten, wie zu den Zeiten des abscheulichen Muley Ismael, der oft, wenn er austritt, unschuldigen Menschen die Köpfe abschlagen ließ, bloß um Schrecken einzujagen. In ihre Stelle aber ist der Geiz getreten, der eben so verheerend zu seyn scheint. Der Pöbel hört nach und nach auf, den Fremden mit Schimpf zu begegnen. Der lange Friede ladet den Handel ein; wie's aber scheint, hat er noch nicht Lust, sich hierher zu wenden, und ich zweifle, ob dieses Land, ungeachtet seines schönen Bodens, unter einem solchen Beherrscher und bey einer solchen Regierungsart, ob sie gleich in Vergleichung mit vielen vorhergehenden, ungleich besser ist, in Aufnahme kommen könne.

In der Hofnung, ich würde Ihnen meine Abreise melden können, hab' ich's immer aufgeschoben, an Sie zu

schreiben. Der König versprach mir, ich sollte in vier Tagen abreisen, wobey er vier Finger in die Höhe hob, es sind aber nun über drey Wochen und ich bin immer noch hier.

Der Hof hier ist eben so voller Kabale und Verschlagenheit, als jeder andrer, und Sr. Maj. sind ebenfalls ein großer Meister in den Künsten der Verstellung. Gemeiniglich aber ist sie so plump und so schlecht versteckt, daß schwerlich Jemand dadurch hintergangen wird, und doch muß man sich stellen, als merkte man's nicht.

Ihre Briefe sind uns alle nachtheilig gewesen. Ich habe daher seitdem alles versucht, dem König ein Schreiben von mir überreichen und übersetzen zu lassen, und es gelang mir, den Juden Sombel durch Versprechungen dahin zu vermögen, daß er sich, als der König ausritt, ihm, mit dem Briefe in der Hand, in Weg stellte, in Hofnung, der König würde fragen, was er anzubringen hätte, welches bisweilen gelingt, wenn man die glückliche Stunde bey ihm trift. Diesmal gelangs. Er ließ sich den Brief geschwind übersetzen, und befahl, indem er fortritt, daß gleich eine Antwort darauf ausgefertigt werden sollte. Er bewilligte mir die Loslassung des Kapitain Hayes und seiner Mannschaft, und fast alles, was ich verlangte. Der ganze Hof wünschte mir Glück, daß ich beynahe so gut, als abgefertigt wäre, wie man sich einbildete. Wir gingen voller Freuden nach Hause, und bestellten ein besseres Abendessen, als gewöhnlich. Ich habe diese armen Leute eine Zeitlang erhalten, und dabey gesehen, wie schwer, ja oft unmöglich, es ist, das sehr wenige, was ihnen zu ihrem Unterhalte bewilligt ist, von den Juden — die, außer vielen schweren Abgaben, abgezwungenen Darlehnen rc. ge-

meiniglich auch noch mit der Einquartirung der Gefangenen und der fremden Gesandten belastet sind — zu erlangen. Aber eitel ist leider! alle menschliche Hofnung! Die unsrige schwand in wenig Tagen dahin. Kapitain Hayes und die meisten übrigen Gefangenen wurden mir wieder weggenommen, und mit den übrigen Sklaven an die Arbeit geschickt, mir aber ließ man wissen, ich würde meine Abfertigung erhalten, wenn der König Zeit hätte.

Wie ich finde, wird dieser arme Fürst sehr von Unmuth und übler Laune geplägt, und verträumt seine meiste Zeit in finstrer Unthätigkeit. Er fürchtet sich vor seinen eignen Söhnen und Günstlingen, ist eifersüchtig auf sie, und äußerst behutsam, Jemanden die geringste Gewalt zu übertragen. Deswegen hat er das schwache und unausführbare System angenommen, jede Handlung des Ansehens selbst verrichten, und jedem Beamten im ganzen Reiche die geringste Kleinigkeit vorschreiben zu wollen, und dabey sucht er einen jeden, dem er eine gewisse Gewalt zu übertragen genöthigt ist, so verächtlich als möglich zu machen. Dadurch aber schadet er oft seinen eigenen Absichten. Er macht sich alle Welt zu Feinden; — er kann keine Freunde haben. Da er unmöglich aller Orten seyn kann, so läßt er beständig seine Alkaiden, und andre obrigkeitliche Personen aus Städten und Kreisen zu sich hohlen. Und er scheint zu wünschen, daß man sie für eine Art von bloßen Boten halten möge, die er ausschickt, das Volk zu schinden, und jedermann vor ihn zu bringen.

Entgeht jemand durch Zufall oder List, diesen Menschenschindern, und er steht im Verdacht, daß er Geld hat, so läßt ihn der Despot hohlen, in den Kerker werfen

sen und so lange foltern, bis er bekennt. Der Gefolterte pflegt aber nicht gleich alles zu bekennen, sondern nur nach und nach, und jedesmal nur etwas. Es ist erstaunend zu sehen, was manche ausstehen können, ehe sie bekennen, ja man hat Beispiele, daß manche lieber unter der Folter ihr Leben aufgegeben haben, als daß sie ihre verborgenen Schätze angegeben hätten.

Blinder raubsüchtiger Geiz scheint hier die allgemeine, Alles beherrschende, Leidenschaft zu seyn. So seltsam es auch ist, so scheints doch, als wäre die Sucht nach Reichthum da am mächtigsten, wo die mindeste Sicherheit ist, und wo man am wenigsten sich dafür Vergnügen erkaufen kann. Wenn diese Unglücklichen wieder auf freyen Fuß kommen, pflegen die meisten sich auf die Erde nieder zu werfen, sie zu küssen, dem Könige Heil und Segen zu wünschen, und wieder nach Hause zu gehen, und von neuem Geld zusammen zu scharren, da sie wohl wissen, daß sie für die Zukunft vor einer solchen Behandlung noch nicht sicher seyn.

Diejenigen, welche die größten Schätze entdecken, haben hernach das Glück, zu dem ehrenvollen Amte eines Blutsaugers Sr. Königl. Marokkanischen Maj. zu gelangen, da denn sehr wahrscheinlich auch an sie die Reihe kommt, de par le Roi gefoltert und ausgesogen zu werden.

Sr. Maj. Kenntnisse und Geschicklichkeit in Erpressungs- und Ausplünderungsgeschäften sind in der That zum Erstaunen, besonders bey einem Monarchen von so trägem, eigensinnigen und unbesonnenem Karakter, als dieser zu seyn scheint.

Bey

Bey den wenigen Gelegenheiten, die wir gehabt haben, uns mit ihm zu unterreden, haben wir zuweilen gesucht, seine Aufmerksamkeit auf nützliche Gegenstände zu lenken, aber vergebens. Außer seiner, ihm zur Gewohnheit gewordenen, und unnöthigen Verschlagenheit, Eifersucht und Eitelkeit, machen es seine dummen und furchtsamen Dollmetscher fast unmöglich, sich ihm verständlich zu machen, oder eine Weile vernünftig mit ihm zu sprechen. Er hat selten die Geduld, lange mit anhaltender Aufmerksamkeit von einer Sache zu sprechen, es müßte denn die Rede vom Gelde seyn.

Furcht und Geiz, zwey nahe mit einander verwandte Leidenschaften, beherrschen ihn ganz, und dienen als Schlüssel zu seinen Handlungen und Anschlägen. Dies sind die beyden Wege, auf denen man sich ihm verständlich machen, und ihn lenken kann.

Er kennt sein Land ganz gut, und auch die meisten einzelen Personen, die sich über den Stand des gemeinen Sklaven erheben. Er würde sich recht gut zum Polizeylieutenant schicken, und keinen Räuber dulden, als — sich. Und gewiß würden seine Raubsucht und Ungerechtigkeit bald nachgeahmt werden, wenn er nicht immer so aufmerksam wäre.

Doch hab' ich nicht gefunden, daß er — wie seine Vorgänger — die schreckliche Gewohnheit habe, die Gewalt, jeden, der für reich gehalten wird, zu foltern und ihm das Geld abzunehmen, zu verkaufen. Diese Gewalt behält er sich allein vor, und versäumt selten, davon Gebrauch zu machen; doch nimmt er zuweilen, aus ungewöhnlicher Gelindigkeit, einen Vergleich als eine

Vergeltung seiner Mäßigung an. Und seine meissen Gelderpressungen geschehen immer unter dem Scheine des Rechts.

Den Karakter eines Volks erkennt man blos aus einzelen Blicken, und diese muß man zu bemerken nicht versäumen, wenn sie sich von ungefähr zeigen. Die Eingebornen bezeugen im Kriege, bey aller ihrer Trägheit, zuweilen viel Feuer, Herzhaftigkeit, Wuth und Enthusiasmus, & alors ils se font tuer d'assez bonne grace, sagte einmal ein Franzose zu mir. Aber die Hitze verraucht bald. Sie sind mäßig, ja sogar enthaltsam, sie verrathen oft Scharfsinn und Klugheit, schweifen aber darin bald bis zu Verschlagenheit, Falschheit und Betrug aus. Sie besitzen viel Stolz, aber nicht den, der von Niederträchtigkeiten und Betrügereyen zurückhält.

Die auf den Ebenen wohnenden Mohren, die Brebirs, und andre Gattungen der Gebirgsbewohner, sind offenbar verschiedene Menschenracen. Die vielen Revolutionen, denen diese nördlichen Theile von Afrika unterworfen gewesen sind, haben wahrscheinlich den ganzen Karakter und alle Spuren der ersten Bewohner vertilgt; vielleicht aber würden sie wieder zum Vorschein kommen, wenn man die Nation sich selbst überließe. Kurz, der erste Einheimische dieses ganzen festen Landes war wahrscheinlich durchgängig der Neger, und das Land scheint so beschaffen zu seyn, daß, wenn man es sich selbst überließe, die verschiedenen Menschenracen mit der Zeit alle wieder Neger werden würden. Wollte man aber die ältesten Eingebornen jetzt noch aufsuchen, so müßte es auf den Gebirgen seyn, wohin sich die Feinde — so wie aller Orten in Gebirgsgegenden — nicht so ausgebreitet haben,

wie

wie auf dem platten Lande. Die Gebirgsbewohner unterscheiden sich offenbar von den Plattländern. Die Erstern sind meistens schlank, behende, thätig, und haben ein ziemlich gutes Ansehen; die Letztern hingegen, und die in Städten wohnenden, sind dicker, ungeschickter, von einer stärkern Kupferfarbe, und vermischterm Geblüte.

Ich vermuthe, daß von dem alten arabischen Menschenstamme jetzt nur sehr wenige noch übrig, oder daß sie sehr ausgeartet sind. Wie ich gehört habe, giebt es davon in den innern, hinter dem zu Algier gehörenden Gebiete, liegenden Gegenden noch einige wenige besondere Stämme oder Familien, die von bessern Sitten, edlerm Ansehen, stolz, aber immer noch Hirten sind. Armuth und Unterdrückung haben in diesem Lande beynahe allen Unterschied, sowohl in Karakter, als in Rang vernichtet. Man kann behaupten, daß die Angst und Furcht vor der Gefahr, worin die Unterthanen immer schweben, nichts Karakteristisches aufkommen und sie das nicht werden läßt, was sie in andern Lagen geworden wären. Sie haben Verstand und sind doch unwissend; sie sind raubsüchtig und doch träge; öfters thätig, obgleich nicht stark. Dabey haben sie einen eingewurzelten Haß gegen alle Nationen, der mit ihrer Unwissenheit und ihrem Aberglauben in Verhältniß steht. Besonders haben sie die Christen und Juden von jeher gehaßt und verachtet.

Von ihren Gebräuchen, Ceremonien, Kleidung und dergl. etwas zu erwähnen, scheint mir nicht der Mühe werth zu seyn. Unsrer Bergschotten ihr Plaid oder Mantel, und der Mohren ihr Hayk, sind vielleicht mit der Toga der Römer einerley, und vielleicht erhielten sie ihn von andern ältern Nationen.

Da

Da mir alle Mittel, von hier weg zu kommen, mißlungen sind, so steh' ich nun wegen eines Geschenks in Unterhandlung, wodurch ich's dahin zu bringen hoffe, daß dem Könige eine Bittschrift, worin ich um meine Entlassung ansuche, überreicht werde. Alles, was ich, außer den Gefangenen, begehre, ist, daß er mich reisen lasse, und da er darauf besteht, daß ich mir etwas ausbitten soll, so hab' ich mir ein Pferd ausgebeten, welches hier das gewöhnliche Geschenk und so beschaffen ist, daß ich's annehmen kann.

Heute haben wir wieder einmal, wie gewöhnlich, den ganzen Tag im Pallaste seyn und hungern und frieren müssen — denn wir haben jetzt hier etwas Frost — ohne daß wir Sr. Maj. zu sehen bekommen haben, ob er uns gleich zu sich hatte entbieten lassen. Wir haben gewartet, lange Weile gehabt, haben, wie gewöhnlich, bald diesen Bescheid erhalten, bald jenen, der dem ersten widersprach, und sind Zeugen gewesen, daß es einer Menge and'rer Leute nicht besser erging. Anfänglich ärgerten wir uns über diese Dinge, aber nun belustigen sie uns. Der letzte Bescheid, wenn er nicht schon morgen widerrufen wird, war der beste, daß ich nämlich die Christen von Tetuan soll ausgeliefert bekommen — welches der König mir für eine große Gnade anrechnet — und daß ich in wenig Tagen abreisen soll.

Heute Mittag wurden wir im Pallaste traktirt, welches in diesen Zeiten etwas Außerordentliches ist. Aber wissen Sie, mein Freund, was man uns vorgesetzt hat? — Mandeln und Rosinen, wozu wir, mit genauer Noth, etwas Wasser zum Trinken bekommen konnten.

Ihre Briefe haben wir dem Prinzen mitgetheilt. Die Stelle, worin Sie dem Konsul Unrecht geben, belustigte

ihn sehr und brachte ihn auf gute Laune. Diese Gelegenheit benutzte ich, und bat um die Seeleute. Er versprach mir sehr bereitwillig sein Fürwort, setzte sich zu Pferde und ritt zu seinem Vater, der nur wenige Häuser von ihm wohnt.

Unsre Hofnung beruht nun darauf, daß Ihre Briefe beym Vater eben die Wirkung haben werden, die sie beym Sohne hatten, woran ich aber noch zweifle, denn Niemand besitzt lange sein Vertrauen. Der Sohn, der heute sein Günstling ist, wars vor acht Tagen nicht.

Die Handlungen und Gesinnungen des Vaters und der Söhne sind voller Unbestimmtheit, Paradoxen, Veränderlichkeit, Widerspruch und Caprice. Doch ist die wilde, flüchtige, veränderliche Laune und der ächte barbarische Karakter, stärker und hervorstechender bey den Söhnen, als beym Vater, denn dieser will für weise und für den großen Kopf in seiner Familie und unter seiner Nation gehalten seyn; und durch einige Behutsamkeit, Klugheit, Verschlagenheit, und wirklich oft durch gesunde Vernunft, hat er es dahin gebracht, daß man ihn hier für einen Salomo in gründlicher Gelehrsamkeit hält, aber nicht für einen Fürsten, der Herz hat. Bey diesen Barbaren ist der Begriff der Herzhaftigkeit vom Begriff der Grausamkeit unzertrennlich. Und er ist so menschenfreundlich, als man fast noch keinen von seiner Familie und auf diesem Throne gekannt hat, und obgleich seine Menschenfreundlichkeit weder ganz das ist, was wir unter diesem edlen Namen verstehen, noch sie mächtig genug ist, seinem Geize zu widerstehen, wenn sie mit diesem in Kollision kömmt, so läßt er sie doch bey öffentlichen Veranlassungen blicken, und rettet dadurch vielen das Leben. Er wünscht geringe Verbrechen mit minderer Strenge zu bestrafen, als hier gewöhnlich ist, und

und deswegen hat er die Liebe des Volks nicht, und seine Söhne, die von wilderer Gemüthsart sind, und die Armee verachten ihn heimlich und sagen: „Um dieses Land gehö„rig zu regieren, sollten stets Ströme Bluts um den Thron „fließen.“ Es ist ein Beweis der Schwäche dieses Monarchen, daß er, gegen seine Gemüthsart, für grausam gehalten seyn will, um den Karakter der Herzhaftigkeit zu behaupten, und sich bey einem Volke, wie dieses ist, in Ansehen zu erhalten. Sie wissen, daß er von Amts wegen der einzige Scharfrichter im Reiche ist, und daß die Geschicklichkeit, Köpfe abzuschlagen, hier unter die ersten Vollkommenheiten eines Regenten gerechnet wird, und oft der allgemeine Gegenstand der Unterhaltung des Volks ist. Und bey einem Volke, wie dieses, ist dies auch vielleicht das beste Mittel, sich und die Gesetze in dem nothwendigen Ansehen zu erhalten, und Schrecken einzujagen.

Alle seine Entscheidungen, sie mögen auch noch so ausschweifend seyn, werden für unmittelbare Eingebungen Gottes gehalten. Seine Gerichtssitzungen hält er bey seinen Levees, wo er denn immer sehr rasch und summarisch entscheidet. Da seine Urtelssprüche als göttliche Eingebungen gelten, so fliegen oft schon Köpfe herunter und Hände weg, ehe er noch die Sache halb angehört hat. Prozeß und Exekution sind oft das Werk von wenig Minuten. Doch muß man zu seiner großen Ehre sagen, daß dergleichen Exekutionen jetzt weit seltener vorfallen, als vormals, wie z. B. zu Muley Ismaels Zeiten, ob dies gleich viele von seinen Soldaten und Unterthanen nicht gern sehen.

Nie ist der König mehr in seinem Elemente, als bey seinen Levees und Audienzen. Da er verständig und dabey verschlagen ist, so ist er kein schlechter Hofmann, obwohl kei-

keiner von den artigen. Er sagt manch Listiges und wohl Ueberlegtes, und erreicht damit oft den Zweck, warum er es sagte. Wir lassen uns zwar dadurch nicht hintergehen, gleichwohl aber sehen wir uns gezwungen, seiner Weisheit ein Kompliment zu machen und uns zu stellen, als bewunderten wir ihn und glaubten ihm, welches, wie ich glaube, auch an andern Höfen nicht ungewöhnlich ist.

Neulich hat er sich verlauten lassen, daß er willens sey, den Holländern den Krieg anzukündigen, wenn ihre Gesandschaft — das heißt, ihre Geschenke — nicht bald anlangte. Jetzt will er nicht eher, als bis auf den Mai, Korn in christliche Länder auszuführen erlauben. Ueberhaupt sind die Christen seit kurzem ganz bey ihm in Ungnade gefallen. Von denen, mit welchen er ganz vertraut war, sieht er jetzt kaum einen an.

Das Gerüchte von einem Kriege gegen die Christen ist hier allezeit nach dem Geschmacke des Volks. Der König pflegt daher bey seinen Levees von Zeit zu Zeit dazu einige Hofnung zu geben, um sich dem Volke angenehm zu machen, oder aus andern Absichten.

Die Geschicklichkeit dieses Volks sowohl, als seine Dummheit, sind für uns Gegenstände der Neubegierde geworden, weil es in beyden so gewaltig von uns abweicht. Die Leute hier wissen oft große Sachen durch ein sehr kurzes Verfahren zu Stande zu bringen, und mit den schlechtesten und einfachsten Werkzeugen führen sie Arbeiten aus, wozu wir einen zusammengesetzten Apparat nöthig hätten. Ohne Quader- oder Ziegelsteine, oder Mörtel, und kaum mit Hülfe einiges Zimmerholzes, führen sie große und weitläuftige Gebäude blos aus Erde

und Lehm, mittelst hölzerner Formen oder Rahmen, auf, die weggenommen werden, wenn das Gebäude trocken ist.

Von den Steinmauern (taby walls) — derentwegen die Mohren vormals so berühmt waren, und bey deren Aufführung sie sich zum Mörtel und Kütt stark bindender Mischungen bedienten, welche Kunst aber jetzt zu den hier beynahe verloren gegangenen gehört — stehen noch einige. Aus solchen Lehm, und Steinmauern sind hier meistentheils die Häuser in den Städten, und zwar über den Steinbrüchen selbst, aufgeführt.

Aus Holz, woraus man sich bey uns nicht getrauen würde, einen Sessel zu verfertigen, bauen sie eine Wassermühle; und aus Stricken aus Baumbast, die sie über einen Fluß spannen, machen sie eine Art von Brücke, ohne weiter etwas dazu nöthig zu haben, als viele Hände, und obgleich eine solche Brücke im Wasser schleppt, so können doch einige Menschen und etwas Gepäcke darüber passiren. Die Pferde werden schwimmend durchgeführt, aber einen ganzen Tag brauchen die Leute hier dazu, um fünfhundert derselben durch einen schmalen Fluß zu führen.

Ohne Weberstuhl, blos mit Stücken Rohr, verfertigen die Weiber hier zu Lande ziemlich gute grobe Leinwand. Den Kuskus bereiten sie ebenfalls, und es sieht sich sonderbar, nur eben nicht appetitlich, zu, wie sie den Teig auf der Erde zwischen den Beinen kneten.

Diesen Brief hab' ich fast ganz auf dem Knie, à la Morisco geschrieben. Wir haben unser Zelt in unserm Zimmer aufgeschlagen. Da aber dieses, wie Sie, mein Freund, wissen, eben nicht viel taugt, so schützt es uns

vor dem Regen, der durchs Dach ins Haus dringt, nur zum Theil. Ich hab's hier noch nicht dahin bringen können, daß ich nur Einen Tag lang trockne Füße gehabt hätte. Und einen neuen Katarr, obzwar nicht von einem so starken Fieber begleitet, als der erste war, hab' ich auch noch nicht los werden können. Wir sind aus dem Kloster ausgezogen, wir haben uns aber, wenn's möglich ist, in unserm Quartier noch verschlimmert. Häuser, und alle Gegenstände, die man hier zu Gesichte bekömmt, sind in einem vernachläßigtem, unvollendeten, oder baufälligen Zustande. Auch ist es schwer zu entscheiden, wer als Hauswirth und Gesellschafter unausstehlicher ist, ob ein spanischer Mönch, oder ein Mohr, oder ein Jude.

Mit der Zeit, hoff' ich, werden wir in Unthätigkeit und Nüchternheit, auch noch ganz gute Mohren werden, aber wir werden wieder lernen müssen, Wein, allein nicht schlecht Wasser, zu trinken.

Ich habe nun den hinterwärts gegen die Gebirge zu liegenden Strich des Landes genauer kennen gelernt. Durchgängig bemerkt man sehr deutlich eine schwache Bevölkerung, dünne stehende Getreidefelder, und Mangel an aller Geschicklichkeit, Anstrengung und Betriebsamkeit. In einigen gegen den Fuß der Gebirge zu liegenden Gegenden — die in den meisten Ländern immer den besten Boden haben — und auf einigen Strichen des platten Landes trift man, in Vergleichung der so dünne darin herumgestreuten armseligen Bewohner, ziemlich viel bebautes Feld an. Es kostet ihnen aber auch wenig und gar keine Arbeit, denn sie haben weder für Düngung, Viehfutter, Gartenbestellung, Baumzucht, Häuser, Um-

zäunung, Straßenbau, noch irgend was dergleichen zu sorgen, und sie thun weiter nichts, als daß sie den Acker mit einem elenden kleinen Pfluge, an dem oft gar kein Eisen ist, pflügen, oder eigentlich nur aufkratzen.

An vielen Orten verlieren sich die Ebenen in Sande, und die besten Gegenden haben einen leichten und magern Boden, welches wohl dem Mangel an Bestellung und Vegetation, und auch an Wasser, vornehmlich zuzuschreiben ist. Der Mangel an Letzterm ist, wie ich glaube, in diesem ganzen großen Landstriche von Afrika allgemein, und er kann daher nicht anders, als schlecht bevölkert seyn. Aus der Kenntniß, die wir uns von den Küsten dieses Landes und den wenigen Flüssen erworben haben, zeigt sich deutlich, daß in einem großen Stücke vom Innern des Landes es gar keine Flüsse geben muß, und daß es also unter einem solchen Himmelsstriche nicht bewohnbar seyn kann.

Um sich eine allgemeine geographische Vorstellung von diesem Reiche zu machen, stelle man sich einen langen und schmalen Strich tief liegendes Land vor, das sich von der Meerenge von Gibraltar an, bis ungefähr zum 28° N. B., wo der Atlas an den Ocean stößt, längst der Küste hinzieht. Ein Theil dieses Gebirgs läuft hinter dieser Ebene nordwärts bis zum Kap Spartel hin, und macht zum Theil die Grenze dieses Landes, und schneidet es von dem übrigen festen Lande ab. Die wenigen Flüsse, welche diesen schmalen Landstrich, wie man auf der Karte sehen kann, durchschneiden, befruchten das Land eben nicht sonderlich, außer, wo sie übertreten. Da sie in ihrem Laufe von den Gebirgen herab in die See, keine kleinern Ströme, wie in andern Ländern geschieht,

in sich aufnehmen, so schluckt dieses magre Land allen Regen ein, und sie bringen selten etwas Grünes hervor, nicht einmal an ihren Ufern. Man erblickt keine Pflanze, keinen Strauch, kein grünes Kräutchen, nicht einmal nur so viel, um das Ufer oder den Lauf des Flusses daran erkennen zu können, und man könnte hineinplumpen, ehe man noch sähe, daß da Wasser ist.

Diese ausgedehnten, braun aussehenden, Ebenen haben ein sehr trauriges Ansehen, da man auf denselben einen beynahe eben so freyen Gesichtskreis hat, als auf der See, und dem Auge, so weit es reicht, sich nicht das geringste Grüne zum Gegenstand darstellt. Das Land bringt, wie's scheint, beynahe nichts hervor, als was gesäet wird, und wenn ja noch etwas von selbst wächst, so bleibt es klein in seiner Art. Verschiedene Bäume, die in Spanien eine ansehnliche Höhe erreichen, bleiben hier nur Sträucher, da doch der hiesige Himmelsstrich vortreflich ist. Aber nicht das Pflanzenreich allein, sondern auch das Thierreich, ist in einem schwächlichen Zustande, und vervollkommet sich nicht. Man bemerkt unter den Thieren sehr wenig Merkmale der Stärke oder der Munterkeit, ausgenommen beym Pferde, und auch da nur selten, denn der jetzige König hat die Pferdezucht ganz vernachläßigt. Das Kameel, so ein großes Thier es ist, ist ein schwächliches, dummes und träges Geschöpf, und trägt, nach Verhältniß seiner Größe, nur kleine Lasten. Grimmige Löwen und Tiger giebt es auf den Gebirgen, die, wie ich glaube, hier zum wenigsten, die schicklichsten Wohnorte für Menschen sind.

Kalte Fieber, Wassersucht, Krätze, und andre, oft sehr heftige oder aussatzhafte, Ausschläge, sind hier die gemein-

gemeinsten Krankheiten. Sollten diese nicht Folgen des schlechten Bluts, und einer armseligen und unreinlichen Lebensart seyn?

In einigen Gegenden wächst gutes Getreide, obgleich nach der Art, wie die Eingebornen hier das Feld bestellen, es nicht anders als ärmlich und dünne stehen kann. Daß man neuerdings im Stande gewesen ist, etwas Getreide auszuführen, ist nicht sowohl ein Beweis der Industrie der Eingebornen, als vielmehr des Mangels an Menschen, die es verzehren können.

Gegen den Fuß der Gebirge — die dort begrünte Berge bilden, obgleich noch viele derselben so sandig sind, wie die Ebenen — giebt es etwas gutes Land, mehrere Schaafheerden, verschiedene Arten Hornvieh und Pferde, und meines Erachtens, auch eine bessere Menschenart.

Zwischen diesem Reiche und Algier, trifft man verschiedene Racen von Gebirgbewohnern an, die keinen von diesen beyden Staaten für ihren Oberherrn erkennen, und, wie ich glaube, beynahe ganz unabhängig sind. Einige von ihnen werden Brebers genannt, und daher soll, wie man vermuthet, der Name Breberia kommen. Sie scheinen die ältesten Landeseinwohner und den Mauritaniern der Römer ganz ähnlich zu seyn, wie denn auch einige von ihnen, die Europäer oder Fremden mit einem Namen belegen sollen, der wie Romi klingt. Diese Hochländer waren auch vermuthlich die Art von Inwohner, welche die Araber und Mahomedaner hier fanden, als sie das Land eroberten. Sie scheinen ein fleißiges, redlicheres, und einander Hülfe leistendes Volk, aber von kleinerem Wuchs zu seyn, als die unter Zelten wohnenden

Plattländer. Sie haben auch feste Wohnsitze, wohnen in Hütten und besitzen einige kleine Gärten. Der König von Marokko zieht manchmal gegen sie zu Felde, nicht um Eroberungen zu machen, denn diese macht er nicht, sondern um seine Truppen zu üben, und sowohl seine eigenen Lande, durch die sein Marsch geht, als die feindlichen, tüchtig zu brandschatzen.

Diese jetzt gerade und tiefliegende Küste mag sich vormals mehr eingezogen, oder mehrere Einbiegungen gehabt haben, und ungleicher gewesen seyn, und ist erst durch die Zeit und die See so zu einer geraden Linie ausgefüllt worden; denn jetzt hat sie weder Buchten, noch Vorgebürge, noch Häfen, und alle Flüsse bilden bey ihrem Ausflusse ins Meer Sandbänke. Da ist nur die einzige Bucht *Woladia*, aus der sich ein guter Hafen machen ließe. *Mogador* ließe sich auch wohl noch verbessern, wenn man die Inseln mit Pfahlwerke u. s. w. umgäbe, und den Hafen mittelst des kleinen Flusses, oder auf andere Art, tiefer machen könnte.

Harte Körper, Marmor oder Metalle, findet man wenig, und nicht eher, als bis man gegen die Gebirge zu kömmt. Die weißen Steine an der Küste scheinen erst kürzlich verhärteter, oder nur eben zusammengebackner Sand, wie der hinter dem Felsen von Gibraltar, zu seyn. Um Mequinez und Fez herum fangen die härtern Körper an, zum Vorschein zu kommen. Die Schichten derselben nähern sich der Oberfläche, und vermuthlich bestehen die Gebirge, die man hier von ferne sieht, meistens daraus. Bey Mequinez hat man vormals — und zuletzt zu Muley Ismaels Zeit, der dazu die vielen Christensklaven brauchte — eine schlechte Art von Marmor

in

in einigen Brüchen häufig gebrochen. Gedachter König ließ davon weitläuftige und unnütze Gebäude aufführen. Viele nur halb fertig gemachte Säulen liegen noch um die Steinbrüche herum. In den hintern Gegenden der Ebenen, wenn man den Gebirgen näher kömmt, kamen wir über große Strecken Land, wo das obere Erdlager aus sogenannten Puddingstone und das darunter liegende, häufig aus Erde und Sand besteht.

Der Flächeninhalt dieses Landes, so weit man nämlich weiß, daß das Gebiet des Königs sich erstreckt, kann ungefähr 50000 Quadratmeilen betragen — England enthält, wie ich glaube, 49000 Q. M. — wenn man die Länge bis zum Flusse Suz, oder ungefähr bis Teradant, beynahe 500 Meilen und die mittlere Breite ungefähr 100 Meilen annimmt.

Die Volksmenge mit einiger Genauigkeit zu erfahren, hält schwer, oder ist ganz unmöglich, ob man sie wohl aus einigen Auflagen wissen, oder von den Paschas erfahren könnte. Aber hier zu Lande hat man von großen Zahlen sehr unvollkommene Begriffe, alle Erkundigungen, die man darüber einzuziehen sucht, können daher nicht anders, als sehr unzuverläßig seyn.

In Tetuan und in Mequinez fanden wir Standorte, aus denen wir die Häuser nach der Länge und Breite, oder nach den beyden übers Kreuz sich schneidenden Durchmessern übersehen und zählen konnten. Tetuan enthält, wie wir fanden, 1500 Häuser.

Zehn Seelen auf jedes Haus gerechnet,
beträgt 15000

	15000
Mequinez, etwas kleiner. Wenn aber der Hof dort ist, kann es enthalten . .	15000
Fez, beynahe zweymal so viel als Tetuan .	30000
Marokko, mehr als Mequinez . . .	20000
Alle die übrigen Städte, nach eingezogenen Nachrichten	40000
Sämmtliche Inwohner in Städten	120000

Nach den besten Erkundigungen, die wir von den volkreichsten Provinzen haben einziehen können, verglichen, beläuft sich die ganze Volksmenge des Reichs weit über zwey Millionen.

Die Einkünfte des Königs sind so hinter einem Schleier von Geheimniß und Unwissenheit versteckt, daß wir ebenfalls nur trügliche Nachrichten haben einziehen und Vermuthungen wagen können.

Die Abgaben von den südlichen Häfen, nämlich Santa Cruz, Mogadorn und Salen betrugen letztes Jahr ungefähr . . . . . . 200000 Thlr.

Dito von den nördlichen Häfen, beynahe die nämliche Summe, ob sie gleich, seitdem sie Spanien geöffnet sind, mehr einbringen . . .	200000 —
Die Provinz Duquela, die beynahe ein Viertel des ganzen Reichs ausmacht, brachte ein 120000 X 4 oder beynahe	500000 —
	Summa 900000 Rthlr.

Rechnet man hierzu noch die Geschenke, eingezogenes Vermögen, Erpressungen und dergleichen, so mögen sich

sich die jährlichen Einkünfte manche Jahre auf beynahe eine Million harte Thaler oder 200000 Pfund Sterl. belaufen.

Allein dieser Anschlag bleibt, glaub' ich, ungewiß, die Duquela Provinzen ausgenommen. Deswegen mag der König seine Häfen immer gern verpachten. Ich wundre mich nur, daß sich noch jemand dazu findet, denn es ist offenbar, daß es ihm nur darum zu thun ist, den Pächter zu schinden.

Die Seemacht des Königs besteht jetzt aus zwanzig Schiffen, davon das größte zwanzig Kanonen führt. Die Landmacht läßt sich gar nicht mit Gewißheit bestimmen. Jede Person männlichen Geschlechts wird hier als Soldat angesehen, und muß sich fertig halten, obgleich der Fall selten eintritt, und in der That scheints, als schickte sich hier jede Mannsperson zu allem, wozu man sie machen will. Jeder dient ohne Unterschied als Reiter, Infanterist, Matrose, Artillerist, Offizier, oder Gemeiner. Bey Ernennung der Offiziere scheint der Beherrscher blos seinem Eigensinn folgen, und sich an kein festes Gesetz binden, oder auf Verdienst Rücksicht nehmen zu wollen, und dies um seine Gewalt zu zeigen. Und wirklich scheint auch keine Befehlshaberstelle dem, der sie bekleidet, irgend einigen Rang oder dauerndes Ansehen zu geben. Alle sind Sklaven des Eigensinns des Despoten.

Seine Macht und Kriegszucht läßt sich aus der letztern Belagerung von Masagan beurtheilen. Mit allen seinen Bemühungen konnte er — nach den zuverlässigsten Erkundigungen, die wir darüber haben einziehen können, freylich werden alle Nachrichten hier übertrie-

ben

ben — nicht über 50000 Mann zusammenbringen. Diese kamen zu Anfang der Belagerung in einzelen Haufen viele Tage lang angezogen, und ehe sie zu Ende war — sie dauerte drittehalb Monat — war das Heer auf ein Viertel oder ein Drittel zusammengeschmolzen, so viele hatten sich unterdessen aus Ueberdruß wieder davongeschlichen. So große Mengen können auch nicht lange an Einem Orte Unterhalt finden, da das Land ihn nicht genüglich aufbringen kann, und auch die Zufuhr dazu nicht eingerichtet ist.

Die Eingebohrnen haben wenig Bedürfnisse. Da sie also dazu wenig Handarbeiter nöthig haben, so können der Menschenhände mehrere, als bey uns, erspart werden, und es würde vielleicht die Hälfte aller zum Kriege tauglichen Männer auf eine kurze Zeit ins Feld rücken können, dagegen man in England nur den achtzigsten Theil den Handarbeiten und Gewerben, die der Stand der Gesellschaft bey uns nothwendig macht, zu entziehen, wie ich glaube, schon für zu viel halten würde. Allein hier zu Lande können Weiber, Greise und Kinder die nothwendigen Arbeiten unter diesem Himmelsstriche den größten Theil des Jahrs hindurch verrichten.

Die Weiber werden hier sorgfältig verborgen gehalten, und kommen selten zum Vorschein. Die man ja etwan noch zu sehen bekömmt, sind entweder alt, oder Mägde, oder vom gemeinsten Pöbel, und auch alle diese hüllen sich bis an die Augen, die sie allein frey lassen, und womit man fürchterlich von ihnen angestarrt wird, in wollenen Zeug ein, und das Gesicht bedecken sie mit einem schmutzigen Lappen, der vom Hauche des Mundes noch unsauberer wird. Sie sind meistens klein und

dick,

dick, und haben ein wunderliches und nach unserm Geschmack höchstwidriges Ansehen. Es ist, als sähe man lauter runde, ungestalte Packe wollenes Zeüg umher wandeln. Gewiß ists, daß sie weder reinlich noch liebreizend sind, wenigstens für uns nicht. Wo die Weiber blos als Sklavinnen betrachtet werden, und die Ehe als eine Art von Kauf, da können sie in der Gesellschaft weder Einfluß noch Ansehen haben, und also kann sich auch diese nicht verfeinern oder vervollkommen.

Aber hier ist auch an keine Ausbildung in irgend etwas zu denken. Die Menschen hier sind keiner Verbesserung fähig. Still zu stehen, ist das höchste, was sich von ihnen erwarten läßt. Von der alten maurischen Litteratur entdeckt man keine Spur mehr. Wir haben uns nach der Bibliothek in Fez erkundigt; alles aber, was wir davon haben in Erfahrung bringen können, ist, daß keine dergleichen jezt da vorhanden ist, der Kaiser scheints auch nicht gern zu sehen, daß wir weiter darnach fragen.

Ich bin wieder zweymal beym Könige gewesen, und es gelang mir diesmal, ihn länger, als jemals, in Aufmerksamkeit zu erhalten. Er that verschiedene Fragen an mich, davon einige eben so viel Scharfsinn verriethen, als andre Einfalt und Unwissenheit.

Ueberhaupt kann man den Eingebohrnen, obgleich ihre Kenntnisse eingeschränkt sind, ein großes Maaß von natürlichem Verstande und Scharfsichtigkeit nicht absprechen. Sie lernen jemands Karakter so geschwind und völlig aus, wie wir. Man hüte sich vor barbarischer Verschlagenheit. Plane, an deren Ausführung man lange gear-

gearbeitet hat, Unterhandlungen, die man schon weit gediehen zu seyn glaubt, sieht man durch die Scharfsichtigkeit, die Ränke, oder die Barbarey dieses Volks scheitern.

Der jetzige Beherrscher kennt den Karakter seiner Unterthanen ganz, aber er besitzt nicht das Genie oder den Karakter, ihn zu behandeln. Seine Regierungsart, seine unersättliche Raubsucht, ist ihnen verhaßter und der Bevölkerung und den nothwendigen Verbesserungen schädlicher, als alle Grausamkeit seiner Vorgänger. Aber das ist grade, was er will. Sein Land arm zu machen und zu entvölkern, ist seine Absicht. Der Despotismus kann den Wohlstand der Unterthanen nicht ertragen, und er wünscht, sie hätten nur Einen Hals, damit er ihn mit Einem Hieb abhauen könnte.

Seine Regierungsart, wenn anders eine Menge elender Kunstgriffe, und raubsüchtige Unterdrückung diesen Namen verdienen, ist größtentheils sehr einfach, und zielt nur auf Einen Gegenstand ab. Diesen aber sucht er zu verstecken, und, ohne scheinbare Nothwendigkeit, verwickelte Maaßregeln zu ergreifen und Schlangenwege zu gehen. Er vermeidet allen Schein einer Methode oder eines gewissen Verfahrens, und ist ohne Ursache, verworren und geheimnißvoll, als wollt' er den Gebrauch beybehalten, oder blos das boshafte Vergnügen haben, zu betrügen.

Verderben war allezeit der Zweck oder das Mittel, dessen sich diese Art von Regierung bediente; aber dieses Fürsten Verfahrungsart ist von seiner Vorgänger ihrer verschieden. Der Plan oder Gegenstand, den er nie aus den Augen verliert, ist kein andrer, als daß er den größten

ten Theil des Geldes aus seinem Lande in seine Schatzkammer leitet. Dadurch befriedigt er nicht allein seine Habsucht, sondern er macht auch seine Unterthanen arm und schwächt sie, damit er sie desto leichter regieren möge. Und in Betrachtung der mohrischen Verschlagenheit und Geldsucht gelingts ihm hierin zum Erstaunen.

Es ist wahr, die Mohren sind ein lebhaftes, feuriges, ungeduldiges, eigensinniges, verrätherisches und grausames Volk, und müssen mit einem eisernen Scepter beherrscht werden, und diesen müssen sie stets vor den Augen haben. Fangen sie einmal an, sich aufzulehnen, und sie können einen Anführer finden, so überlassen sie sich gleich allen Ausschweifungen verzweifelter Grausamkeit und Verheerung. Eine ganz unbedeutende Sache ist zu Zeiten schon hinreichend, sie zu bewegen, in Verwirrung zu den Waffen zu greifen. Dies war in der That neulich beynahe der Fall wegen einer kurzen Krankheit des Königs. Das Volk fing bereits an sich einzubilden, er sey todt, und man verheimliche sein Ableben. Sobald er dies erfuhr, hielt ers für nothwendig, sich öffentlich zu zeigen, ob er gleich noch immer sehr krank war.

Mein Führer und Beschützer auf dieser Reise — einer von des Königs Freunden — ist jetzt beschäftigt, Pferde für uns aufzutreiben, und, wenn er die Hand geschmiert bekömmt, sie wieder frey zu geben. Es ist zum Erstaunen, wie thätig und eifrig er hierbey ist, und wie er keine Gelegenheit entschlüpfen läßt, wo er sich Geld machen kann. Und wenn er sich seine Pfeife geschnitten hat, dann müssen wir das Miethlohn übermäßig bezahlen, und auch dieses fällt meistens in seinen Beutel, und dagegen hilft nichts, als Geduld. Die Ge-

rechtig-

rechtigkeit wird hier so langsam und schlecht gehandhabt, daß die Leute lieber die größten Bedrückungen dulden, als daß sie sich dagegen Hülfe schaffen sollten, und diese kann nur beym Könige selbst erlangt werden, und auch da siehts oft noch sehr ungewiß damit aus. Kurz, dies ist hier das Land, wo der Stärkere den Schwächern unterdrücken darf. Der Mohr darf den armen Juden schlagen und schinden, und dieser darf aus vielen Ursachen nicht muchsen. Jede Plackerey ist rechtmäßig, sobald nur mit der Kasse des Regenten redlich getheilt wird.

Ich stehe oft in Zweifel, ob die Lebensweise und die Sitten eines Volks, wie dieses ist, es wohl verdienen, daß wir ihnen so viel von unserer Zeit und Aufmerksamkeit widmen, so viel sie auch Lehren für die Volksbeherrscher enthalten. Viele Dinge dürfte man freylich finden, welche die Neubegierde des Alterthumsforschers befriedigen könnten, mir ists aber blos ums Nützliche zu thun, oder das ich wenigstens dafür halte. Auch die unterste Stufe der Menschheit kann uns unvermuthet etwas Nützliches darbieten, und jeder Stand uns Stoff zu lehrreichen Betrachtungen geben. So wünschte ich neulich, daß unsre Englischen Köche hier lernen möchten, wie sie auf eine haushälterische und schmackhafte Art Fleisch und grüne Zugemüse stofen oder dämpfen können, und daß unsre Zimmerleute und andre Handwerker den hiesigen, verschiedene einfache Handgriffe, weitläuftige Arbeiten mit wenigen und einfachen Werkzeugen auszuführen, ablernen möchten. Die gebildetsten Nationen können vielleicht von den rohesten was lernen. Auf den Gebirgen und dem Lande machen sich die Leute ihre eignen Schuhe, Möbeln und Geräthschaften. Viele thun nichts, als daß sie auf Einem

Fleck

Fleck still sitzen, Toback rauchen und schlafen, und damit bringen sie mehr Zeit hin, als wir Europäer. Wie so viele im Müßiggang sich erhalten können, und wodurch sie's können, da der Erwerbsmittel hier im Lande so wenige sind, läßt sich blos aus den wenigen Bedürfnissen der Eingebornen erklären.

Zuweilen fällt's ihnen mit einmal ein, zu reiten, und dann übertreiben sie's auf eine unvernünftige Weise, und gehen mit dem Pferde so hart und unbarmherzig um, als wenn sie eine wilde Bestie unter sich hätten, die sie zähmen wollten. Sie bedienen sich dabey solcher entsetzlich plumper und empfindlicher Zäume und Sporen, daß dem armen Thiere das Blut am Maule und Bauche herunterfließt. Diese Reitlaunen, welche den Eingebornen bisweilen anwandeln, die aber dem Anschein nach zu nichts dienen, halten sie für eine Art kriegerischer Uebung. Kaum sitzt so ein Kerl auf dem Pferde, so fällt ihm das Scharmuziren ein, und er fängt an, das ganze Manövre durchzumachen, wirft sich nach mohrischer Art bald auf die eine, bald auf die andre Seite des Pferdes, und greift an, so, daß man glauben sollte, er sey halb verrückt. Nach einzelnen zu urtheilen, möchten sie eine ganz erträgliche leichte Reiterey seyn, oder sie ließen sich vielmehr dazu machen, wenn sie an regelmäßige und gleiche Bewegungen zu gewöhnen wären, denn in einigen derselben sind sie, einzeln genommen, sehr geschickt, und von ihren Arten, mit dem Säbel anzufallen, und von ihren immer veränderten und wiederholten Angriffen, ließen sich große Wirkungen erwarten, zumal gegen Truppen, die daran nicht gewöhnt sind. Ich glaube, der preußische General Seidlitz hatte viele seiner vortreflichen Einrichtungen bey der Reiterey

von den Türken und Tatarn, welches eben solche Truppen sind, entlehnt. Von regelmäßigen Kriegsübungen haben die Mohren keinen Begriff. Bisweilen üben sie sich nach einem Ziele — welches gemeiniglich entweder ein irdener Topf, oder eine aufgeblasene Blase ist — zu schießen und Wurfspieße zu werfen, doch nie in größerer Entfernung, als von ungefähr funfzig Yards. Die alte und kriegerische Gewohnheit, da der Fürst oder Beherrscher sich unter seinem Volke oft zu Pferde sehen läßt, wird noch beybehalten, und ist mit das Beste an der hiesigen Regierung.

Auf diese Art hat der König wöchentlich zwey bis dreymal Levee und giebt Audienz, welches in einem Lande, wie dieses, etwas Ungewöhnliches ist. Dieser Gebrauch dient, so viele Misbräuche zu verhindern, und so viele Menschen in Furcht zu erhalten, daß ich glaube, diese Regierung könnte ohne denselben nicht bestehen.

Die Schweinsjagd hier zu Lande ist ein angenehmer und männlicher Zeitvertreib. Das auch in Italien bekannte Spiel mit dem Fußball oder ballone, ist auch hier eingeführt und dient zu einer guten Bewegung. In den Seehäfen, aber nicht landeinwärts, habe ich auch Schach spielen sehen. An Markttägen sieht man manchmal Taschenspieler und Leute, die dem Volke allerhand Mährchen erzählen, öffentlich ausstehen. Andre öffentliche Vergnügungen, als diese, kennt man hier nicht.

Der durch diesen großen Erdtheil verbreitete eingeborne und ursprüngliche Menschenstamm ist aller Vermuthung nach der Schwarze, sowohl der wollköpfige auf der einen Seite der Halbinsel, als der langhärige

auf

auf der andern, die Bewohner des Atlas und der Nordküste ausgenommen, die vermuthlich immer in gewissem Grade weiß waren; Letztere aber haben sich mit zu ihnen gekommenen Europäern und Asiaten so oft vermischt, daß es nun unmöglich ist, die Eingebornen und die verschiedenen Ausländer von einander zu unterscheiden; gleichwohl wären die Gegenden auf und um den Atlas diejenigen, die ich am liebsten möchte kennen lernen, wenn ich könnte, und ich halte sie weder für so unzugänglich, noch die Inwohner für so wild und barbarisch, als man sie verschreien will. Es dürfte sich vielleicht viel Merkwürdiges und Nützliches für Natur- und Alterthumskunde — vielleicht Ueberreste von Karthago — Spuren der römischen Herrschaft, der verschiedenen Sprachen und Menschenarten — ja vielleicht die punische Sprache, entdecken lassen. Als dieses Land stärker bevölkert und fruchtbarer war, da war vermuthlich der Verkehr zwischen den nördlichen und südlichen Küsten, und einigen der innern Gegenden des Landes viel stärker, als wir jetzt wissen, oder zu entdecken im Stande sind. Wahrscheinlich zog Karthago viel von seinem Reichthum und seiner Größe aus dieser Quelle. In Tunis und der dortigen Gegend soll der Geist des Handels und der Industrie immer noch zu spüren seyn.

Daß die Schwarzen auf einer niedern Stufe der Menschheit stehen sollten, als die Weißen, wie geglaubt wird, davon bemerkt man hier nichts wirkliches, sondern oft das Gegentheil, und verschiedene von den besten Offizieren, Landleuten und Handwerkern in diesem Reiche und, wie ich glaube, auch in verschiedenen andern, sind Schwarze gewesen. Alle diese verschieden farbigen Men-

schenarten scheinen aber beynahe einerley Karakter, den des Afrikaners, zu haben, worunter eine solche Verschiedenheit der Temperamente und Gemüthsarten, als unter uns, zu verstehen ist. Einige physische, folglich moralische Nüancen im Unterschiede der Launen und Gemüthsarten können sich vielleicht manchmal beym Weißen und Schwarzen finden. Der Schwarze kann vielleicht mehr von der schnellen Empfindbarkeit oder Reizbarkeit besitzen, die dem Karakter des Menschen, je näher er der Sonne wohnt, eigen zu seyn scheint. Er ist hitziger, aber schwächer. Die Empfindungen des Schwarzen scheinen, ob sie gleich aufwallender sind, schneller vorüber zu gehen, als bey uns, und ihre Seelenkräfte sowohl, als deren Ausbildung, können etwas verschieden seyn, aber doch nicht so sehr, glaub' ich, daß nicht die Macht der Gewohnheit und Erziehung vermögend seyn sollte, sie auszubilden und uns gleich zu machen. Die Schwarzen können in einigen Fähigkeiten den Weißen, und diese in andern ihnen überlegen seyn, und ich zweifle nicht, daß sich aus diesem Volke eine große Nation machen, und große Karaktere bilden ließen, so gut, wie aus andern menschlichen Wesen. Aber es fehlt uns hierin noch an genugsamer Kenntniß und Erfahrung, und um hierin so weit zu kommen, daß sich etwas Gewisses darin bestimmen ließe, müßte man sich viel länger unter einem solchen Volke aufhalten, und es aufmerksam beobachten, und hierzu wäre dieses Land gewiß eines der besten. Hier stehen die verschiedenen Menschenarten und Farben beynahe alle in einerley Werth, Juden und Christen etwan ausgenommen, und sie lassen sich in allen verschiedenen Ständen des Lebens, welche in diesem Zustande der Gesellschaft etwan statt finden, beobachten und vergleichen,

gleichen, vom Pascha oder General an, bis zum geringsten Sklaven, dahingegen auf unsern Inseln und in unsern Kolonien man den Schwarzen nur im Stande der Sklaverey kennen lernt, der ihm immer einen besondern und sich stets gleich bleibenden Karakter ausdrückt.

V.

Zustand der Litteratur in Spanien, nebst der Art, in diesem Lande zu reisen.

Da die Natur den Spanier mit Scharfsinn und Tiefsinnigkeit begabt hat, so ist er zu allen Wissenschaften, besonders zu den höhern und mathematischen fähig. Er besitzt dabey eine lebhafte Einbildungskraft, und diese macht ihn zum Dichter und zu den schönen Wissenschaften geschickt. Man bemerkt daher in ihren Schriften viel Witz und einen hohen Schwung der Gedanken; allein nicht selten lassen sie ihrer feurigen Einbildungskraft zu sehr den Zügel, und daraus entsteht Schwulst, und ein übertriebner von der schönen Natur abweichender Geschmack: hiervon sind ihre besten Schriftsteller nicht frey.

So lange ihr Verstand aber die jetzigen Fesseln tragen muß, darf kein guter Kopf es wagen aufzutreten. Die unseelige Inquisition unterdrückt jeden Keim der sich entwickelnden Fähigkeit, und ihre einfältigen Diener halten die Preßfreyheit in solchem Zwange, daß man den Schriftsteller, und den, der gerne vernünftige Bücher

lesen mögte, bedauern muß. So lange sie aus verkehrtem Religionseifer Finsterniß über das ganze Land verbreiten, so lange ist an keine Aufklärung zu denken, und die Spanier bleiben immer zweyhundert Jahre in Kenntnissen weiter zurück, als andre Nationen. Manche Männer von Genie möchten sich gerne in der Welt zeigen, und ihrer Nation nutzbar werden, aber theils die Furcht für ihre Person, theils daß ihre Schrift würde in der Censur oder gleich nach dem verboten werden, hält sie zurück. D. Isla, der die berühmte Satyre auf die Mönche *), eine der besten Sathren neuerer Zeit, zu schreiben wagte, würde gewiß den Klauen der Inquisition nicht entgangen seyn, wenn ihn nicht der Hof in Schutz genommen hätte. Er wagte aber doch nicht den zweyten Theil heraus zu geben, weil ihn das Heer der Mönche zu sehr verfolgte.

Wenn viele hohe Schulen ein Land gelehrt machten, so müßte Spanien es in einem hohen Grade seyn, denn man zählt fast dreyßig darin; aber es sieht auf einer fast so traurig um die Wissenschaften aus, als auf der andern: Unwissenheit herrscht überall, ausländische gute Bücher fehlen, weil die meisten verboten sind. Die berühmteste ist Salamanca, sie ist aber auch nicht viel besser, als die andern: hernach mögen Valladolid, Granada, Valencia, und Toledo noch die erträglichsten seyn; allein zur Ausbreitung der Wissenschaften wird und kann keine bey der jetzigen Sklaverey etwas beytragen. Wie erbärmlich mag es vollends auf den Amerikanischen

*) Historia del famoso predicador Frey Gerundio de Campazas. Madrit. 1758.

nischen Universitäten zu Quito, Lima und Cusco aussehen!

Es giebt auch einige Akademien der Wissenschaften, von denen man, überhaupt genommen, nicht das vortheilhafteste Urtheil fällen kann. Die besten sind zu Madrit, nämlich die Real Academia de la Historia, die bereits gedachte Real Academia Espagnola, die das schöne spanische Wörterbuch herausgegeben hat, und endlich die Real Academia Medica, mit der es nicht viel zu bedeuten hat, weil die Spanier in dem medicinischen Fache noch sehr zurück sind. In Valladolid ist eine geographische Akademie; und zu Sevilla, Valencia und Barcelona sind welche von den schönen Wissenschaften, welche jedoch noch einer starken Cultur bedürfen.

Die Spanier haben eine große Menge Dichter. Aber es fehlt ihnen das Natürliche und die Nachahmung der Alten, die sie nicht genug studiren können, weil viele zu den verdammten Büchern gehören. So ist es auch mit ihrer Bühne beschaffen. Lopes de Vega, Moreto, Calderon, Anton de Solis ꝛc. sind berühmt unter ihnen, aber es mangeln dramatische Regeln. Viele Stücke des spanischen Theaters sind ein Gemische geistlicher und weltlicher Scenen, wo Engel, Heilige und Teufel auftreten. Die geistlichen Stücke oder sogenannten Autos Sacramentales, die sonst an großen Festtagen gespielt wurden, sind seit dreyßig Jahren verboten. Die Sainete ist eine Art von Zwischenspiel, das eine Satyre auf die jetzigen Sitten enthält, und wobey kein Stand verschont wird. Hier sind die Spanier wahre Schauspieler, und spielen mit vieler Feinheit, in den andern Stücken taugt weder Declamation, noch Action. Die

Loas sind eine Art von Prologen, wie man sie noch auf manchem Theater hat, um ein Stück anzukündigen, und die Zarzuelas komische Operetten oder Lustspiele in Prosa mit Arien.

Die Spanier rechnen selbst ungefähr 24000 Lustspiele. Man muß ihnen einräumen, daß ihr Theater sich in neuern Zeiten zuerst bildete, und daß die Ausländer ihre Originale geplündert haben. Weil ihnen weder Geschmack noch Kunst hinderlich waren, so brachten sie alles aufs Theater, Fabeln und Wunder, geistliche und profane Geschichte, Heldenthaten und Liebesintriguen. Vorfälle von mehrern Tagen und Jahren, und in verschiedenen Weltgegenden, kommen an einem Abende auf die Bühne, und gemeiniglich ist ein Stück in drey Tage, oder Akte abgetheilt. Ihre Erfindsamkeit in der Anlage und Entwickelung der Intriguen wird mit Recht bewundert und diese letzten liegen in ihren ehemaligen Sitten, da das andre Geschlecht eingezogen lebte, und der Liebhaber sich lange mit Seufzen und Klagen unter dem Fenster seiner Geliebten befriedigen und sich nur zuweilen mit einem zärtlichen Blicke begnügen mußte. Die Nüanzen aller großen und heftigen Leidenschaften, z. E. die Ehrsucht, Rachgierde, Eifersucht und den Zorn, haben sie meisterhaft geschildert. Ihre Liebe ist aber nicht sowohl die zärtliche ächte Liebe, als die Romanenliebe, welche die vielen Rittergeschichten und Abentheuer erzeugte, die der berühmte Cervantes in seinem unnachahmlichen Don Quixotte auf eine so feine und satyrische Art lächerlich machte, daß sein Buch wirklich viel dazu beytrug, die Nation von diesem verderbten Geschmack abzuleiten. Doch wir kehren nach dieser Ausschweifung wieder zu den Wissenschaften zurück, um noch etwas weniges über deren jetzigen Zustand in Spanien zu sagen.

In

In der Geschichte können die Spanier viele gute Schriftsteller aufweisen: und ihre Anzahl würde weit größer seyn, wenn sie dreist schreiben dürften. Mariana und Ferrara sind bekannt genug. Eine ziemliche Anzahl derselben, der Chroniken- und Annalenschreiber, findet man beym Clarke S. 206. Viele sind aber bis zum ekelhaften weitschweifig und voll von Mährchen und Mirakeln.

Mit der Philosophie sieht es kläglich aus. Die scholastischen Grillen haben hier ihren Sitz: und Sophisterey heißt Weisheit. Die neuere gesunde Philosophie würde die Spanier zu klug machen, deswegen bleiben die Lehrer, welches Mönche sind, bey den alten dunklen Begriffen, die sie selbst nicht verstehen. Auf dem Titel von Newtons und anderer großer Männer Schriften steht in der Königl. Bibliothek damnatus liber; und sowohl hier, als in den andern wenigen öffentlichen Bibliotheken des Reichs, werden dergleichen Bücher hinter Gitter verschlossen, damit ja niemand sie zu lesen bekommt.

Die Theologie ist in noch elendern Umständen. Niemand darf einen Gedanken wagen, der nur einen entfernten Schein von Neuerung hat, oder die Inquisition ist gleich hinter ihm her. Wer wird unter diesen Umständen wohl Lust bekommen, sich um ihre theologischen Schriften zu bekümmern? Alles, was man darin findet, sind Lehrsätze des heil. Augustins und Thomas, die verworren und mit vielen Spitzfindigkeiten vorgetragen sind. Ihre vornehmste Gelehrsamkeit bestehet in Kenntniß der Kirchenväter, der Concilien, des kanonischen Rechts und der päbstlichen Bullen und Verordnungen. Um wahren gründlichen Verstand der heil. Schrift, und um eine gesunde Dogmatik bekümmern sie sich nicht, und dürfen es auch nicht sehr. Der Beichtstuhl bringt das Studium der Casuisterey in Gang, wobey

aber unzählige nichts bedeutende Dinge vorkommen. Doch werden die orientalischen Sprachen noch ziemlich fleißig getrieben.

Wir haben von der Verwirrung des spanischen Rechts und der Langweiligkeit der Processe im dritten Briefe geredet. Man darf sich also von den Schriften der Spanischen Juristen eben keine gar zu großen Begriffe machen. Ehemals standen verschiedene derselben wegen ihrer Einsichten im römischen und kanonischen Rechte in großem Ruf, ihre Schriften wurden auch außerhalb Spanien gelesen und nachgedruckt. Heutiges Tages ist ihr Werth sehr gefallen; und die vielen Werke, welche theils praktische Rechtsfälle, theils Erläuterungen spanischer Gesetze enthalten, sind für Ausländer vollends von keinem Nutzen.

Die Neigung und Kenntnisse, welche die ehemaligen Einwohner, die Araber, von der Arzneykunst und den dazu gehörigen Hülfswissenschaften hatten, haben sich ziemlich verloren: und der Spanier ist, der medicinischen Akademie zu Madrit ungeachtet, noch unendlich weit hinter den Deutschen, Engländern und Franzosen zurück. Die neuern Entdeckungen und Schriften der Ausländer kommen den Lehrern nicht zu Gesicht; woher sollen die Schüler sie lernen? Die Botanik hat, weil Ferdinand VI einen Kräutergarten anlegen ließ, noch die meiste Cultur, und Löffling redet von einigen guten Botanikern: auch kann das Königl. Naturalienkabinet zu Madrit vielleicht nach und nach zu mehrerer Betreibung der Naturhistorie Anlaß geben. Höchst elend sieht es um die Chemie aus. Und wie sehr sollte man suchen das Studium derselben und der Mineralogie in Aufnahme zu bringen, da Spaniens vorzüglicher Reichthum in Bergwerken besteht, die ohne Beyhülfe dieser beyden Wissenschaften gar nicht gehörig betrieben

ben werden können. Was soll man von der Mathematik sagen, wovon jeder Theil dem Menschen so unentbehrlich ist? Auch hier ist der Spanier mit allgemeinen seichten Kenntnissen, und auch wohl gar keinen zufrieden: einen großen Theil der neuern Verbesserungen kennt er gar nicht, und bestrebt sich auch nicht durch eignen Fleiß welche zu machen.

Die schönen Künste haben bisher noch kein sonderliches Schicksal gehabt. Es gab einmal eine Zeit, wo Spanien doch einen Murillo, Velasquez und Ribera aufweisen konnte: aber diese sind vorbey: jetzt giebt es gar keine bekannten guten Maler, und eben so wenig gute Bildhauer und Baumeister. Man muß sich um so mehr darüber wundern, da die reichen Kirchen und Klöster doch genug darauf wenden könnten. Allein die Geistlichkeit ist zu einfältig und hat keinen Geschmack: die Kirchen strotzen von Gold und Silber bis zum Ekel, aber weder Gebäude, noch Statuen, noch Gemälde derselben verdienen Achtung. Junge Maler finden gleichwohl Gelegenheit ihren Geschmack zu bilden, da im Escurial und den Königl. Pallästen ein reicher Vorrath der allerherrlichsten Gemälde anzutreffen ist. Ferdinand VI stiftete auch eine Akademie der Malerey, Bildhauerkunst und Baukunst, die in einem prächtigen Gebäude zu Madrit ihren Sitz hat, aber bisher noch keine sonderlichen Zöglinge gebildet hat. Im Jahr 1778 schien man in der Baukunst noch am weitesten gekommen zu seyn, nächstdem in Aetzen und in der Sculptur. Die Malerey war weit zurück, auch sogar in den Stücken, die gekrönt worden.

Nichts ist verwirrter in Spanien, als das Maaß und Gewicht, und gleichwohl ist nichts nachtheiliger und beschwerlicher für die Handlung. Man findet noch römisches, maurisches und gothisches Maaß. Das Hauptlängenmaaß ist

ist die Vara oder Bara, welche nach Philipp II Befehl genau 33 Englische Zoll halten sollte. Die zu Burgos ist kleiner, und zu Toledo viel größer. In Aragon machen 81 Varas 100 Brabander Ellen. In Sevilien 100 Varas 113$\frac{4}{7}$ Brabander Ellen. In Valencia sind sie noch größer, als in Aragon.

Das Pfundgewicht ist noch weit verschiedner; in Cadix wiegen 100 Pfund 110$\frac{4}{5}$ Pfund nach Nürnberger Gewicht, in Castilien nur 109, und in Catalonien gar 160 Pfund; in Sevilla und Malaga 110$\frac{2}{4}$ Pfund. Man hat Pfunde zu 16, 32 und gar 40 Unzen. Die Arobe hält, es mögen flüssige oder andre Sachen seyn, (weil auch flüssige Dinge meist nach dem Gewichte verkauft werden) 25 Pfund oder 4 Sommes; 28 Aroben oder Roba machen eine Pipe, 30 Aroben eine Botta. Die Castillianer messen nach Açumbre, deren eines ungefähr $\frac{1}{2}$ Englische Gallon hält; diese wird in halbe (medio acumbre) und in Viertel oder Quartillo eingetheilt. Eine Arobe Wein in Cadix hält 794, und Oel 620 Pariser Cubikzoll.

Das Kornmaaß heißt Fanega, welche 12 Almudes oder Celemines und 48 Quartillos hält. Eine Fanega hält auch 4 Cahis, und 1 Cahis 4 Anegras, und ist so viel, als 2 Englische Bushel. In Barcelona misset man nach Quartera, jede von 12 Cordas; 4 Quarteras geben 1 Salma; 2$\frac{1}{2}$ Quarteras eine Carga. In Valencia hat ein Cassise 10$\frac{1}{2}$ große Aroben. Ein Quartera hält 3464 Pariser Cubikzoll. Ein Cadixer Fanega 2881 dergleichen Zoll.

Die gemeinen Meilen werden von den Fuhrleuten willkürlich bestimmt; eigentlich aber rechnet man auf eine gemeine Meile 4000 Schritte, oder 20000 Fuß. Die geographische Meile ist auch willkürlich, gemeiniglich aber unrichtig nimmt man an, daß ein Grad des Aequators 17$\frac{1}{2}$

Spani-

Spanische geographische Meile groß sey; denn der berühmte Meßkünstler Georg Juan hat ausgerechnet, daß auf einen Grad 132203 Castillianische Ellen, oder 26½ Castillianische Meilen gehen. Die gesetzliche Meile ist auch Schwierigkeiten unterworfen. In Castillien rechnet man auf dieselbige 3000 geometrische Schritte, oder 5000 Ellen, oder 15000 Schuhe.

Zuletzt müssen wir, zum Behuf der Reisenden, noch etwas von der Art, wie man in diesem Reiche reiset, hinzusetzen, weil solche mit weit mehreren Beschwerlichkeiten und Verdrießlichkeiten, als in andern gesitteten Ländern von Europa, verknüpft ist. Wie bald diese werden gehoben werden, da man jetzt so ernstlich auf Verbesserung der Landstraßen, auf Anlegung der Posten und Wirthshäuser bedacht ist, läßt sich nicht bestimmen. Weil die Kosten sehr groß sind, und wenn auch die vier Hauptstraßen durch Spanien von Madrit aus nach Bayonne, nach Cadix, nach Barcelona und Lissabon zu Stande gebracht werden, doch viele andre zu bereisende Gegenden noch so bald nicht daran kommen werden, so wollen wir die Art und Weise beschreiben, wie man bisher gereiset ist, und noch ferner wird reisen müssen.

Wer einigermaßen bequem reisen will, muß sich mit einem Bette, Küche und Keller versorgen. Sonst läuft er Gefahr den elendsten Wein zu trinken, gar nichts zu essen zu bekommen, und auf dem Stroh mit den Mauleseltreibern an der Erde zu schlafen. Man kann sich die Wirthshäuser nicht so elend vorstellen, als sie sind. Ein Wirthshaus in der Stadt, oder in einem Flecken, oder Dorfe heißt, eine Posada, ein einzelnes zu dieser Absicht an der Heerstraße liegendes Haus Venta. Die erträglichsten trifft man auf obgedachten vier Heerstraßen an. Das beste darin ist der

der Stall der Maulthiere, für die immer am meisten gesorgt wird, weil diese mit ihren Treibern vorzüglich in Spanien reisen. Unterdessen, daß jene ihren bequemen Stall haben, liegen diese des Nachts in einer Maulthierdecke eingehüllt auf dem Boden. Die Wirthshäuser bestehen insgemein aus zwey Stockwerken, und einem großen Vorhause, mit gleich daran stoßendem Stalle, und ein paar elenden Zimmern. Am Ende des Vorhauses, oder der Diele, ist der Heerd, und die offne Küche, hier bratet und siedet und wärmet sich jedermann. Im obern Stock sind die besten Zimmer, wiewohl oft unter dem bloßen Dache. Die nicht an der Heerstraße liegenden Wirthshäuser sind noch weit schlechter.

Vor allen Dingen muß sich der Reisende von einem Orte zum andern mit Lebensmitteln versorgen, sonst wird er oft selbst in ansehnlichen Städten gar keine bekommen, wenn er nicht erst den Befehl dazu von der Polizey auswirket. Die Fleischlieferung ist nämlich an einen Mann jeden Orts verpachtet *); dieser läßt das Fleisch nur an gewissen Tagen Vormittags verkaufen, außer der Zeit kann man nichts haben; und die Wirthe kaufen nichts im Vorrathe: will ein Reisender Fleisch haben, so muß er sich erst den Befehl dazu holen, sonst nimmt der Fleischer sich nicht die Mühe den Scharren aufzuschließen. Man muß also an den Orten, wo man den Fleischmarkt findet, Vorrath kaufen, um den Topf gleich in der leeren Herberge ans Feuer zu setzen, und Abends kochen, damit man es den folgenden Mittag nur wärmen lassen darf. Man versorgt sich über dieses mit einem Schinken, Brod und Wein.

Der

*) Die Fleischerarbeit wird in Spanien für niedrig und unehrlich gehalten.

Der letztere ist in den Wirthshäusern der schönsten Weinländer erbärmlich. Der Wirth sieht indessen zu, und glaubt viel zu thun, wenn er seinen Heerd, Feuer, Wasser, etwas Küchengeräthe, Salz, und etwa eine Lampe liefert, welches man ihm theuer genug bezahlen muß. Da das Reisen in Spanien nicht so häufig ist, und der Spanier auf der Reise sehr mäßig lebt, auch keine ordentlichen Posten angelegt sind, so können die Wirthe nichts aufs Ohngefähr einkaufen, und dieß entschuldiget sie einigermaßen.

In Ermanglung der Posten, muß man den Handel, so gut man kann, von einer Stadt zur andern mit Fuhrleuten machen. Die Catalonier und Valencianer werden für die besten gehalten: sie fahren mit ihren sechsspännigen Kutschen und zwey- oder dreyspännigen Kaleschen durch ganz Spanien. Wer seine eigene Kutsche hat, miethet sechs Maulthiere mit zwey Fuhrleuten. Die Reise geht alsdann sehr langsam, weil man den ganzen Weg mit ihnen machen muß, kein frisches Vorspann erhält, sondern den ganzen Tag nur sechs bis neun Meilen zurücklegt. Auf manchen Wegen kann man nicht einmal fahren, sondern muß wegen der Gebirge auf Pferden oder Mauleseln reiten, zumal in dem gebirgigten Granada. Auf den großen Routen kann einer, der Kräfte genug hat, auch Courier reiten, da er am geschwindesten fortkommt.

Ein Reisender, der nicht wenigstens etwas von der Landessprache weiß, wird übel daran seyn. In Cadix und Barcelona könnte er allenfalls mit dem Französischen fortkommen, aber sonst wird er sich oft, und sogar in Madrit, in großer Verlegenheit befinden. Beynahe könnte sich einer noch eher mit dem Italienischen, wegen der großen Verwandschaft beyder Sprachen, durchhelfen. Ein Protestant, der nicht selbst durch unbehutsame Reden, oder unanständi-

ges

ges Betragen Anlaß zum Verdruß giebt, kann sicher und ungekränkt in Spanien reisen, und darf sich auch nicht für die sonst so schreckliche Inquisition fürchten. Man hört immer viel Warnungen wegen der Gefahr für Räuber, und es ist beynahe zu verwundern, daß bey der Armuth des Volks und der Kirchenfreyheit nicht mehr Mordthaten verübt werden, gleichwohl beschweren sich die neuern Reisenden gar nicht über die Unsicherheit der Wege; jedoch wird man allemal wohl thun, auf den einsamen Heerstraßen und den ganz allein liegenden Ventas auf der Hut zu seyn, und Gewehr bey sich zu führen.

Um nun Spanien zu bereisen, und so viel, als möglich, alle merkwürdige Oerter zu besuchen, ohne einen Weg doppelt zu machen, richten wir den Plan folgendergestalt ein. Die meisten aus Frankreich kommenden Reisenden nehmen den Weg über Bayonne. Wir gehen von hier durch die Provinzen der nördlichen Küste Biscaja, Asturien und Galizien, und wenden uns alsdann über Leon in die mittlern Hauptprovinzen Spaniens Alt- und Neu-Castilien. Aus diesen geht der Weg durch ein Stück von Estremadura nach dem schönen Andalusien, oder den darunter begriffenen drey Königreichen Cordova, Sevilla und Jaen. Aus diesem setzen wir den Weg alsdann längst dem mittländischen Meere hinauf, durch die drey Königreiche Granada, Murcia und Valentia fort, bis nach Catalonien; aus dieser Provinz kann man entweder über Perpignan nach Frankreich zurückkehren, oder um die zwey noch übrigen Spanischen Provinzen nicht zu übergehen, durch Aragon nach Navarra, und über Pamplona und Sanct Jean Pié de Port nach Bayonne, wo sich die Reise angefangen hatte, zurück reisen.

Auserlesene

Aufsätze

zur

geographischen, statistischen, politischen

und sittlichen

Länder- und Völkerkunde.

Eine

Quartalschrift

aus den

neuesten und besten

Reisebeschreibungen

gezogen.

Sechster Jahrgang 1791.

Berlin,

bei Arnold Weber.

H. coll. 61 1791

Neue Quartalschrift

zum

Unterricht und zur Unterhaltung

aus den

neuesten und besten

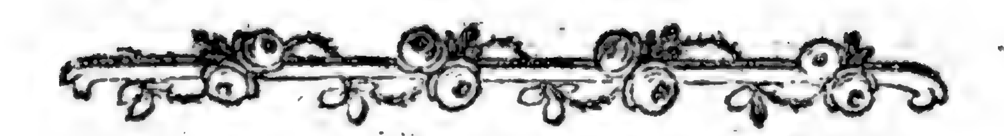
Reisebeschreibungen

gezogen.

1791.

Viertes Stück.

Berlin,
bei Arnold Wever.



I.

Nachrichten von der Grafschaft Norfolk.

Daß Norfolk den Namen erhielt, weil es der Aufenthalt der nordwärts wohnenden Ostangeln, zum Unterschied der südlichen in Suffolk, war, ist bereits zu Anfange des vorigen Briefes erinnert worden. Es war also zu den Zeiten der Heptarchie der nordliche Theil des Königreichs der Ostangeln. Zur Römer Zeit lebten die Iceni hier. Norfolk ertheilt schon unter den sächsischen Königen den Titel Earl oder Graf. In der Folge ward das Amt eines Grafen Marschalls damit verbunden. Richard II. erhob die Grafschaft zu einem Herzogthum in der Familie der Mowbrays, und von dieser kam es durch Heirath auf die Howards, bei denen es bis auf den heutigen Tag geblieben. Da die Familie katholisch ist, so bleibt der gegenwärtige Herzog Eduard Howard vom Sitze im Oberhause ausgeschlossen, und sein Amt als Graf Marschall muß er durch einen andern vertreten lassen, weil er wegen seiner Religion den dazu nöthigen Eid nicht ablegen kann.

Gegen Norden wird Norfolk von dem deutschen Meere umflossen; zum Theil auch gegen Osten, und gegen Westen von dem Meerbusen the Wash genannt. Das übrige Stück gegen Westen trennt die große Ouse von Cambridgeschire; gegen Süden und Suffolk machen die kleine Ouse und die Waveney die Grenzen, so daß man diese Landschaft gewisser-

A 2 maßen

maßen als eine Insel betrachten kann. Ausserdem sind noch die Flüsse Yarn und Thryn, die sich bei Yarmouth vereinigen, merkwürdig. Man giebt Norfolk gemeiniglich eine Breite von 57, und die größte Länge von Thetford an der südlichen Grenze, bis an die Spitze von Walls hinauf beträgt 35 Meilen.

Der Lauf der Waveney ist allerdings merkwürdig. Nachdem sie fast 50 Meilen die Grenze zwischen Suffolk und Norfolk gemacht, und gegen Osten gelaufen, von Bungay an für große Barken schiffbar geworden, auch einen immer breitern und tiefern Kanal bekommen, und sich der Seeküste bis auf eine Meile genähert, sollte man glauben, sie würde nun in die nahe See fallen, und einen guten Hafen formiren. Aber nein, auf einmal erhebt sich die Küste, und zieht gleichsam einen Damm quer vor dem Flusse, nach diesem muß er seinen ganzen Lauf ändern, ein paar Meilen westwärts laufen, und sich alsdenn durch einen langen Strich von Wiesen nordwärts wenden, bis er die Yare aufgenommen, da er sich denn etwas ostwärts lenkt, mit der Thyrn vereinigt, und alsdenn bey Yarmouth in die See fällt.

Zwischen diesen Flüssen ist eine große Strecke der herrlichsten Wiesen, worauf eine unglaubliche Anzahl Rindvieh weidet, welches zwar nicht das größte, aber doch das fetteste in England wird. Es wird nicht nur Norwich, Yarmouth und die ganze Gegend damit versorgt, sondern auch den Winter über wöchentlich eine große Menge nach London geschafft. Das meiste Schottländische Rindvieh, welches jährlich nach England kommt, wird nach einem kleinen Dorfe St. Faith nordwärts von Norwich zum Verkauf gebracht. Wenn dieses Vieh aus den unfruchtbaren Gebürgen auf diese herrlichen Triften kommt, nimmt es unglaublich zu,

und wird schmackhafter von Fleisch als das englische, ob dieses gleich größer und von bessern Ansehen ist. Es sollen hier jährlich auf 40000 Stück Schottländische Ochsen gefüttert werden: mit Anfange des Winters treiben die Viehmäster sie auf trockneres Sandland, wo große Felder mit Turneps gebauet werden, auf diesen werden sie damit gemästet, und geben dem Boden zugleich eine solche Düngung, daß man das schönste Getraide erbauet. Ehe die Viehmäster diese Art von Düngung einführten, gab der Acker auf manchen Gütern kaum fünf Schillinge Pacht, anstatt daß jetzt zwanzig dafür bezahlt werden.

Norfolk gehört unter die volkreichsten Grafschaften von England, welches dem blühenden Ackerbau und Fabriken zuzuschreiben ist. Man zählt 33 Städte und Marktflecken, und 660 Kirchspiele, welche über 47000 Häuser enthalten. Wenn man Norfolk nach der Heerstraße von Brandon bis Walsingham hinauf durchschneidet, so ist das Stück auf der linken Seite, oder der westliche Theil, am wenigsten bewohnt, und hat auch den schlechtesten Boden, daher hier große Schafstriften sind. Der übrige Theil dieser Landschaft ist hingegen desto volkreicher; wie man denn allein in dem untern Stücke zwischen der Waveney und der Hauptstadt Norwich 10 wohlbewohnte Markflecken zählt, Ueberhaupt ist alles im östlichen Theile mit Fabrikanten angefüllt. Ein Dorf liegt bey dem andern, und diese haben so viel Einwohner, als in andern Landschaften die kleinen Flecken.

Die Luft der Landschaft ist in ihrem Innern so gesund, als in irgend einer andern, weswegen hier viele Landsitze des hohen und niedern Adels anzutreffen sind: hingegen ist sie in den sumpfigten Marschgegenden schädlicher, und die

üblen Ausdünstungen derselben ziehen viele Fieber, zumal im Herbste, nach sich. Gegen das Meer ist der Boden eben, und bringt viel Getraide, auch zumal um Walsingham Safran. Andre Gegenden haben viel Heyde, auch mit unter Holzung. Das Erdreich ist ungemein verschieden, und von aller Art; denn man hat Aecker, Wiesen, Triften, Heyde und Sümpfe: an einigen Orten ist es schwer und fett, an andern ein leichter Sand. Die Heydegegenden liefern eine unbeschreibliche Menge Kaninchen, welche nach London verkauft werden, und nähren große Heerden Schaafe. Noch vor 60 Jahren bestand der größte Theil der Landschaft aus unbebauten Schaafstriften, und man schätzte sich glücklich, wenn man den Acker zu sechs Pences, höchstens zween Schillinge, vermiethete. Es sind kaum 20 Jahre, so war die ganze Gegend von Holkham bis Houghton lauter Schaafstrift. Allein eine edle Nacheifrung erwachte, und Norfolk hat, so zu sagen, seit der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts eine neue Gestalt gewonnen. Die nachläßigen Wirthe sind die fleißigsten geworden, und Norfolk gehört unter diejenigen Grafschaften des Reichs, wo die auswärts so sehr gerühmte englische Landwirthschaft am höchsten getrieben wird. Darf man sich wundern, daß der Werth der Güter sich verdoppelt hat, und daß mancher Pachter den Boden zehnfach höher nutzt, als in vorigen Zeiten.

Da die Wirthschaft hier zu einer solchen Vollkommenheit gestiegen ist, so wollen wir kürzlich die sieben Ursachen davon anzeigen, welche Young angiebt. Die erste und vornehmste Ursache ist die Einzäunung der Felder. Herr seines Feldes zu seyn, und weder durch Gemeindetrift, noch an eine gewisse Ordnung der Braache, gebunden zu seyn, wie in den meisten Gegenden von Sachsen, ist für einen

fleißigen

fleißigen Wirth der größte Vortheil. Man kann sich nirgends davon so sehr überzeugen, als in England, weil er nirgends so häufig eingeführt ist. Wer so genanntes offnes Feld hat, muß sich mit einer mittelmäßigen Pacht begnügen, da indeß der nächste Nachbar von seinen eingezäunten Aeckern doppelten und dreyfachen Pacht erhält, obgleich durch Gräben und Hecken, die aber doch auch Brennholz liefern, viel Land verlohren geht. Das Parliament hat daher in vielen Gegenden das Einzäunen befohlen, welches aber wegen der Commissarien mit großen Kosten verbunden ist. In Norfolk thaten es die Einwohner freywillig; es ging daher viel schleuniger von statten, und es wurden große Summen erspart.

Die zweyte Ursache ist, daß man in der ganzen Landschaft allenthalben den Mergel in Ueberfluß antrift, und daß er sich für den Boden, der größtentheils aus leichtem, sandigen Lehm besteht, vorzüglich schickt. Man fährt auf einen Acker englischen Maaßes 60 Fuder (Karren,) und dieses wird nach 16 bis 20 Jahren wiederholt. In der Zwischenzeit wird theils mit Miste gedüngt, theils gepfercht. Manche streuen auch wohl auf ihr Weizenfeld zuweilen zerstampfte Oelkuchen, und zwar auf den Acker für zwo Guineen, anderer künstlicher Düngungsmittel nicht zu gedenken. Auf bloßen Sandboden fährt man Kleye, welche, wegen ihrer bindenden Eigenschaft, herrliche Würkung thut.

Die dritte Ursache ist die kluge Einrichtung der auf einander folgenden Feldbestellungen. Gemeiniglich säet man in das gedüngte Feld zuerst Rüben, durch deren fleißige Behackung und Auflockerung der Boden vom Unkraut gereinigt wird, darauf Gerste, alsdenn zwey Jahre Klee und

endlich Weizen. Die vierte und fünfte Ursache ist der Rüben- und Kleebau, beydes giebt Gelegenheit zu einem starken Viehstande und zur Mastung, wodurch der Dünger vermehrt wird. Der Klee greift das Land nicht an: seine Wurzeln düngen vielmehr, wenn er umgepflügt wird, und dienen zugleich, den leichten Sandboden zu binden. Zur sechsten und siebenten Ursache werden endlich lange und große Pachtungen angegeben. In manchen Gegenden Englands schließt man nur auf ein paar Jahre, auch wohl gar nur auf eins. In dieser Ungewißheit kann der Pachter nichts zur Verbesserung des Gutes wagen. Kleine Pachter können keine große geldkostende Unternehmungen ausführen, sie stehlen dem Boden gleichsam die Aerndten ab. Die großen Pachtungen, setzt Young hinzu, sind die Seele der norfolkischen Wirthschaft, man theile sie aber in Pachtungen von 100 Pfund Sterlinge, so wird die ganze Provinz voll Bettler und Unkraut werden. Ein reicher Wirth sorgt auch für einen reichen und reinen Boden.

Außer den Produkten, welche die eigentliche Landwirthschaft liefert, und der starken Schaafzucht, gehört der Fischfang zu dem, womit die Natur diese Landschaft vorzüglich gesegnet hat. An der Seeküste wird die wichtige Heringsfischerey getrieben, wodurch Yarmouth so viel gewinnt. Die Flüsse wimmeln von allerley Arten der Fische; insonderheit ist der Kaulbarsch, hier Ruffe genannt (Serca cernua,) in der Yare sehr häufig, und wird als diesem Flusse besonders eigen angegeben. Die Flüsse tragen auch viel zur Bequemlichkeit des Handels bey, und machen, daß die Steinkohlen, deren es hier keine giebt, zu billigen Preisen herbey geschafft werden können. Im Innern der Provinz giebt es auch viel Buschholz. In den Heydegegenden bringt

bringt die Grafschaft viel Honig hervor. An den Küsten wirft die See zuweilen Gagath und graue Ambra aus.

Die blühenden Wollmanufakturen tragen das meiste zum Wohlstande und der Bevölkerung dieser Landschaft bey. Der Hauptsitz derselben ist zwar zu Norwich und der umliegenden Gegend, da sie aber doch auch in vielen andern Flecken und Dörfern verbreitet sind, so wollen wir einige allgemeine Anmerkungen voran schicken. Vornehmlich verfertigt man Kamelotte und gekrepte Zeuge (crapes,) doch werden auch viele Damaste, Satine, Alopeens und dergleichen gemacht. Inzwischen ist es nicht die in dieser Landschaft erzeugte Wolle, welche vornemlich verarbeitet wird, sondern die aus den Landschaften Leicester und Lincoln, hingegen geht die norfolkische Wolle fast alle nach Yorkschire zum Tuchmachen. Seit einigen Jahren hat man die wichtige Entdeckung gemacht, daß die norfolkischen Schaafe um den Nacken herum eine so feine Wolle haben, als die spanischen. Im Durchschnitte verdienen Männer, Weiber und Jungens von 15 bis 16 Jahren, die Woche fünf Schillinge; ein Zeugmacherjunge von 10 bis 13 Jahren 2½ Schill.; Wollkämmer 7; Färber 15; Weiber, welche Garn dubliren oder doppelt zusammendrehen 2; Spinnerinnen 2½ bis 3 Schillinge. Die meisten könnten es bey gehörigem Fleiße wöchentlich um ein paar Schillinge höher bringen, wenn sie nicht ihre Bequemlichkeit und das gute Leben so sehr liebten. Schon mehrmal sind unter dem Vorwande der Theurung der Lebensmittel Tumulte entstanden, weil die Arbeiter alsdenn nicht so bequem und gut leben können. In den Jahren 1743 bis 63 waren die norfolker Manufakturen in ihrem größten Flor; doch haben sie sich auch nachher noch immer gut gehalten, obgleich nicht zu läugnen, daß sie jetzt

durch

durch den unglücklichen Zwist mit den Kolonien sehr leiden und in Abnahme sind. Young berechnet den Betrag aller Manufakturen von Norwich ohngefähr um das Jahr 1770 am angeführten Orte also:

	Pf. Sterl.
Die ordentlich eingerichtete Ausfuhr nach Rotterdam alle 6 Wochen , , ,	480000
Wöchentlich gehen 26 Tonnen *) Güter, die Tonne im Mittel zu 500 Pf. Sterl. gerechnet nach London. 13000 solcher Tonnen betragen jährlich	676000
Die übrige Ausfuhr zur See und auf der Axe im Jahr , , , , ,	200000
	1356000

Die Ausfuhr nach London ist vielleicht etwas zu hoch; wir wollen nur 10000 Tonnen nehmen, so macht die ganze Summe der Ausfuhr doch noch 1200000 Pf. Sterl. Eine andre hiermit übereinstimmende Berechnung ist nach den Weberstühlen. Man nimmt insgemein an, daß deren in Norwich 12000 sind, und daß jeder mit den dazu gehörigen Arbeitern für 109 Pf. Sterl. jährlich liefert, welches denn ebenfalls 1200000 Pfund giebt. Das Verhältniß zwischen der rohen Materie, und dem, was durch Verarbeitung davon verdient wird, berechnet man auf folgende Weise. Der mittlere Werth eines Stücks Zeugs sey z. E. 50 Schillinge, ein solches Stück wiegt 6 Pfund, und das Pfund gilt roh 10 Pences, welches für das ganze Stück 5 Schillinge beträgt, also macht die rohe Materie nur den 10ten Theil der verarbeiteten Waaren aus. Wenn ich also von obigen 1200000 Pf. Sterl. den 10ten Theil abziehe, so bleibt

1080000

*) Die Tonne zu 2000 Pfund.

1080000 Pf. Verdienst, worunter jedoch der Profit des Eigenthümers der Manufaktur mit begriffen ist. Man rechnet insgemein, daß jeder Stuhl sechs Menschen beschäftigt, welches also eine Anzahl von 70 bis 80 tausend Fabrikanten ausmachen würde. Wir schreiten nun zur Beschreibung der Provinz, und fangen mit der Hauptstadt derselben an.

Norwich, die Hauptstadt von Norfolk, liegt an einem Hügel beym Zusammenflusse der Flüsse Winsder und Yare. Sie ist groß, volkreich, und der Mittelpunkt der Manufakturen und des Handels der ganzen Grafschaft. Sie wird ihres Reichthums und Handels wegen für die dritte Stadt in England gehalten, und nur von London und Bristol übertroffen. Die Yare, welche durch die Stadt fließt, ist von hier bis zur Mündung ohne Schleusen schiffbar, ob es gleich 30 Meilen ausmacht. Gegen die See zu läuft dieser Fluß, nachdem er andre Gewässer zu sich genommen, durch einen Strich der größten und herrlichsten Wiesen, die man nur in England antrift, und wovon wir zu Anfange dieses Briefes geredet haben. Sie erstrecken sich viele Meilen weit, nicht allein auf beyden Seiten der Yare, sondern auch bis ans Ufer der Waveney, und gegen Norden bis an die Thyrn. In der Stadt gehen fünf Brücken über die Yare.

Norwich ward von den Sachsen aus den Ruinen von Venta Icenorum, dem heutigen Caster, erbauet. In den dänischen Kriegen ward sie geplündert und verbrannt. Im Jahr 1507 brannte sie abermals ab. Bey der Empörung der berüchtigten Gerbers Kett unter Eduard VI. ward sie rein ausgeplündert. Daß die Stadt schon seit einigen Jahrhunderten sehr volkreich gewesen,

läßt

läßt sich daraus abnehmen, weil sie 1348 innerhalb sieben Monaten über 57000 Einwohner verlor. Elisabeth hob die Stadt gleichsam aus ihren vielen erlittenen Drangsalen empor, indem sie einen Theil der Niederländer, welche wegen der grausamen Bedrückungen des Herzogs von Alba ihre Zuflucht in England suchten, dahin schickte: diese errichteten die Wollenmanufakturen, und legten den Grund zu dem jetzigen Wohlstande des Orts. Im Jahr 1096 ward der bischöfliche Sitz von Thetford hierher versetzt, und der Grund zur Kathedralkirche gelegt, und von der Zeit nahmen die Einwohner und der Handel merklich zu. König Heinrich IV. machte die Stadt zu einer Landschaft für sich; und sie schickt zween Deputirte zum Parliament.

Die Stadtmauer, welche bereits ums Jahr 1294 angefangen wurde, ist verfallen, und geht immer mehr und mehr ein. Sie faßt die Stadt ringsum ein, nur nicht auf der Ostseite, wo die Yare zur Schutzwehr dient. Es scheint, daß man sich damals eine starke Vergrößerung des Orts vermuthet habe, weil man den Umfang größer gemacht, als der von der eigentlichen Stadt (city) London ist; denn man hat keine Beweise, daß Norwich ehemals wirklich stärker bebauet gewesen, und gleichwohl befinden sich innerhalb der Mauern viele Wiesen und Gärten. Man gelangt vermittelst 12 Thore in die Stadt. Der Stadtrath ist zahlreich, und besteht aus einem Bürgermeister, einem Stadtschreiber, 24 Rathsherrn, 60 Beysitzern, 2 Richtern rc. Jährlich werden 8 beeidigte Aufseher aus den Zeugmachern, nehmlich vier aus der Stadt, und vier aus der umliegenden Gegend gewählt, welche Acht geben müssen, daß bey dem Spinnen, Weben und

Färben der fabricirten Waaren kein Betrug vorgeht. Im Jahr 1753 zählte man 7139 Häuser, und 36196 Seelen in Norwich, anstatt daß 1693 nur gegen 29000 hier waren. Wenn die Anzahl der Fabrikanten in Wolle und Seide in und um der Stadt auf 120000 angegeben wird, so ist solche wohl etwas zu hoch angeschlagen. Es sind hier 32 Pfarrkirchen, außer der Kathedralkirche, und viele Versammlungshäuser für die Quäker, Katholiken, Anabaptisten, Methodisten rc. Das verfallene Kastell dient seit vielen Jahren zum Gefängnisse für die ganze Landschaft. Es liegt auf einem hohen Hügel, und ist mit einem tiefen Graben umgeben.

Die Kathedralkirche ist ein großes Gebäude, daran man die Gothische Arbeit bewundert: es ist aber nicht mehr die erste nach Verlegung des bischöflichen Sitzes hieher, sondern die zweyte, weil jene abbrannte. Sie hat viele Monumente, welche Thomas Brown in einem Werke unter dem Titel: Repertorium &c. besonders beschrieben. An der Decke sieht man viele biblische Geschichten künstlich ausgehauen. Den Thurm hält man nach dem zu Salisbury, und nach der Pauls Kuppel zu London, für den höchsten in England. Unter den übrigen Kirchen ist die Stephens Kirche eine der schönsten Pfarrkirchen im Lande.

Unter den öffentlichen Gebäuden sind folgende zu merken. Der ehemalige Pallast der Herzoge von Norfolk, ein altes weitläuftiges Gebäude. Man nennt es das Ballhaus; es verfällt aber sehr. Das Rathhaus auf dem Markte ist alt, groß und von Feuersteinen erbauet. Es giebt verschiedene Hospitäler; das älteste ist 1243 gestiftet, und ernährt 100 alte Leute. Das sogenannte

nannte Norfolk- und Norwichhospital ist 1770 gestiftet, und 1772 eröfnet. Das Gebäude hat die Figur eines H; es liegt vor der Stadt, und hat 8 Höfe; vier Aerzte und drey Wundärzte curiren hier umsonst. Die Anzahl der Betten beläuft sich auf 100. Das Zuchthaus oder Bridewell ist wegen der Mauern von Feuersteinen (flints) merkwürdig. Die Steine sind so genau viereckig behauen, daß kaum ein Messerrücken dazwischen hineingeht, und man nicht entscheiden kann, ob sie mit Mörtel verbunden. Die Mauer ist gegen 400 Jahre alt, und die Kunst, diese harten Steine so glatt zu bearbeiten, ist verloren gegangen. Man findet nur wenige andre Ueberbleibsel dieser Bauart in England. Die Steine halten etwa drey Zoll ins Gevierte, und sind so eben, als ob sie geschliffen wären. Die Königsschule ist von Eduard VI. gestiftet, und dient zum Unterricht im Latein für Knaben.

Die meiste Nahrung hat Norwich den mehrgedachten Wollfabriken zu danken. Es sind der Zeuge gar vielerley, die hier gemacht werden, z. E. Soyen, Schallons, Kalmanke, und vornehmlich Kreppe, welche letztere wegen ihrer Dauerhaftigkeit und Schönheit allenthalben bekannt ist. Die Strumpffabrik sowohl von gestrickten als gewebten Strümpfen ist nicht minder beträchtlich. Es sollen für 60000 Pfund jährlich verfertigt werden. Unter den drey wöchentlichen Märkten ist der am Sonnabend der wichtigste; es wird darauf viel Getraide, Hornvieh, Schweine, Schaafe, und allerley Lebensmittel, die hier zum großen Vortheil der Fabrikanten in mäßigen Preise sind, verkauft, ferner auch mit Garn, Leder und gestrickten Strümpfen ein starkes Gewerbe getrieben. Zwischen hier und Yarmouth ist ein beständiger Handel; es gehen täglich auf der

Yare

Yarn Fahrzeuge mit Steinkohlen, Fischen und allerley Waaren hin und wieder.

Man rühmt an den Einwohnern, daß sie arbeitsam, höflich gegen Fremde, von schnellen Begriffen und vieler Erfindsamkeit sind, wodurch sie so viel Mannigfaltigkeit in ihre fabricirte Waaren bringen. Ihre Häuser sind von Backsteinen zum Theil sehr gut gebauet, und drey bis vier Stockwerke hoch; sie sind überall mit Blumen- und Obstgärten vermischt, welches der Stadt von den benachbarten Hügeln ein angenehmes Ansehen giebt. Zum Vergnügen ist hier vor einigen Jahren auch ein Vaux-hall, wie in London, angelegt. Verschiedene Liebhaber haben auch eine botanische Gesellschaft zur Untersuchung der in dieser Gegend wachsenden Pflanzen errichtet. Unter den Gelehrten, die diese Stadt hervor gebracht hat, nennen wir nur ein Paar, nämlich den Matthäus Parker, der sich unter der Königin Elisabet bis zum Erzbischof von Canterbury empor schwung. Er gab verschiedene alte Englische Historiker, und vornehmlich die große Englische Bibel heraus, und starb 1575. Der zweyte ist ebenfalls ein Geistlicher, nämlich D. Samuel Clarke, der sich durch seine Streitigkeiten mit Leibnitz, durch vortrefliche geistliche Schriften, durch die prächtige Edition des Julius Cäsar, durch seine Uebersetzung von Newtons Optik und andere Werke, einen großen Namen erworben. Er starb 1729.

Ein Paar Meilen südwärts von Norwich hat der Graf von Roseberry zu Bixley einen guten Landsitz.

Um die Landschaft Norfolk zu bereisen, wenden wir uns nunmehr zuförderst nach der äußersten östlichen Spitze, wo Yarmouth auf einer schmalen Halbinsel zwischen der

Mündung der Yarn (daher der Name kommt) und der See liegt. Die Stadt ist noch älter als Norwich, und heißt auch wohl Greath-Yarmouth, um sie von einem in der Nachbarschaft liegenden Dorfe gleiches Namens zu unterscheiden. Der auf der Westseite der Stadt liegende Fluß wird hier so breit und tief, daß er er einen vortreflichen Hafen abglebt, und längst demselben geht eine Kay, die vielleicht die schönste in Europa ist, wenigstens der zu Marseilles nichts nachgiebt. Man geht von derselben gerade in die Schiffe, und von einem zum andern. Sie ist ohngefähr hundert Ellen breit. Hier stehen das Zollhaus, das Rathhaus, und verschiedene wohlgebaute Kaufmannshäuser, welche dem Ganzen ein schönes Ansehen geben.

Es ist Schade, daß eine Stadt, deren Handel und Reichthum, folglich auch die Volksmenge, immer zunimmt, wegen ihres Platzes nirgends vergrößert werden kann, als gegen Norden außerhalb dem Thore, wo die Lage schlecht ist, sonst würden längst schon viele neue Gassen, wie in andern wachsenden Städten Englands, angelegt seyn. Unter Heinrich III. erhielt sie Mauern und Gräben, kam aber durch eine schreckliche Pest ganz herunter: sie erholte sich jedoch dergestalt wieder, daß sie ohngefähr hundert Jahre darauf dem Könige Eduard III. drey und vierzig Schiffe zur Belagerung von Calais geben konnte. Wegen des Sonderbaren verdient eine bis auf diesen Tag übliche Gewohnheit angemerkt zu werden, da die Stadt vermöge eines Diploms vom gedachten Heinrich III. verpflichtet ist, den Richtern zu Norwich jährlich hundert Heringe in vier und zwanzig Pasteten zu liefern, diese müssen solche dem Lehnsherrn des Dorfs Cast-Car-

leton bey Neubuckenham übergeben, welcher endlich dafür sorgen muß, daß solche dem Könige, wo er sich auch aufhalten mag, präsentirt werden, worüber die Stadt Yarmouth alsdenn einen Empfangschein erhält. Weit wichtiger sind die Privilegien, daß sie über eine jede noch so große Summe in Civilsachen sprechen, und die hiesige Admiralität, ohne einen höhern Richter, verurtheilen und verdammen kann. Sie schickt zween Deputirte zum Parliament.

Yarmouth fällt den aus der See kommenden schön in die Augen, und ist die regelmäßigste Stadt in England. Die Gassen sind gerade, und laufen parallel, so daß man von der Kay durch die Straßen nach der See sehen kann, und glauben sollte, sie wären auf einmal nach einem gewissen Plan angelegt worden. An der Landspitze beym Eingange des Hafens ist eine Batterie mit etlichen Kanonen, welche die einzige Schutzwehr der Stadt abgeben. Der Marktplatz ist groß, und von feinem Ansehen. Des Sonnabends, als an dem vornehmsten Markttage, ist er mit allem reichlich versehen. Es sind nur zwo Kirchen hier; die größte heißt die St. Niklaskirche, und ist von eben dem Bischofe erbauet, der die Kathedralkirche zu Norwich aufgeführt hat. Ihr hoher ansehnlicher Thurm dient den Schiffern in der See zum Wahrzeichen. Die Stadt hat auch ein Hospital und zwo Armenschulen.

Man hält die hiesigen Matrosen und Schiffer für die besten in England. Die großen und kleinen Kaufleute von Yarmouth stehen sowohl auswärts als im Lande, wegen ihrer Ehrlichkeit und ihres rechtschaffenen Verfahrens, beym Handel und Wandel in vorzüglich gu-

tem Ruf. Sie sind reicher als die zu Norwich, wozu die vortrefliche Lage zum Seehandel und zum innern Vertrieb auf der Waveney, Yarn und Thyrn das Meiste beyträgt. Nächst Hull in Yorkschire ist hier der stärkste Handel auf der Ostküste Englands. Hundert und funfzig Schiffe gebrauchen sie zur Heringsfischerey, und funfzig zum Vertrieb derselben. Sie haben über dieses ohngefähr zwey hundert und funfzig Schiffe zum Seehandel, ohne die sie in andern Häfen halten, und die ihnen entweder ganz oder zum Theil gehören. Der hiesige Hafen ist der vornehmste Versammlungsort der Kohlenschiffe zwi. Newcastle und London; denn wenn gleich einige gefährliche Sandbänke in der Nachbarschaft sind, so ist doch die Rhede auf der Ostseite der Stadt sehr sicher, und die Einwohner wenden jährlich über zwey tausend Pf. Sterl. auf Reinigung ihres Hafens. Der Handel nach Holland ist wegen der dahin gehenden Fabrikwaaren aus der Norwicher Gegend höchst wichtig. Aus der Ostsee und Norwegen holen sie Bauholz, Dielen, Pfosten, Pech, Theer, Flachs, Hanf, Segeltuch, und andre Schiffsbedürfnisse, welche in Yarmouth selbst guten Absatz finden. Ein großer Theil des Steinkohlenhandels zwischen Newcastle und London wird von den Yarmouthern getrieben; sie haben die Ipswicher, welche sonst die vornehmsten waren, fast ganz davon verdrängt. Kein Hafen, selbst London nicht ausgenommen, führte sonst, als die Ausfuhr noch nicht verboten war, so viel Getraide und Malz aus, als der hiesige; in manchen Jahren betrug sie über 200000 Quarters, deren einer acht Englische Schiffe ausmacht.

Wie wichtig der Heringsfang seyn müsse, läßt sich aus der oberwähnten Anzahl von Schiffen schließen. Der

ganze

ganze Fang auf dieser Küste ist in den Händen der hiesigen Einwohner. Gemeiniglich werden in einem Jahre funfzig tausend Tonnen Heringe gefangen und eingesalzen, welche ohngefähr vierzig Millionen Heringe enthalten. Die gedörrten Heringe nennt man scherzweise Yarmouther Kapaune. Diese erstaunliche Quantität von Heringen wird theils gerade von hier aus, theils von London nach Portugal, Spanien und Italien geführt. In eben diese Länder geht auch eine große Menge von den Norwicher Kamelotten, Kreppen, und andern wollenen Zeugen.

Die Zeit der Heringsfischerey, oder der eigentliche Markt für solche, dauert den ganzen Oktober hindurch; und während der Zeit können alle Schiffe aus Kent, Sussex und andern Englischen Häfen, frey fischen, und was sie fangen, ohne die geringsten Abgaben nach Yarmouth bringen und verkaufen. Im Frühling ist der Makrelenfang, welcher nicht weniger wichtig ist.

Die beyden Oerter Clay und Blackney werden als ein Theil von Yarmouth angesehen. Der letzte giebt einer Bucht, welche beyden zum Hafen dient, den Namen: Clay wird aber für den vornehmsten gehalten. Sie haben zusammen etwa funfzehn kleine Schiffe und sechzig Fischerboote, führen viel Getraide aus, und treiben auch mit Bauholz, Brettern und Eisen einen Handel.

Wenn man von Yarmouth aus der Küste fährt, hat man nur vier Meilen bis Winterton, einem schlechten Orte, der durch die Aufnahme von Yarmouth ganz herunter gekommen ist. Das dabey befindliche Vorgebirge heißt Wintertonneß, und ist den Schiffern zur Warnung mit einem Leuchtthurm versehen. Von hier bis

Cromer hinauf ist die gefährlichste Küste von ganz England für die Kohlenschiffe und Küstenfahrer: daher hier alle Nächte in einer Weite von sechs Meilen acht Leuchtthürme unterhalten werden, auf daß sie sich bey der Spitze von Wintertonneß vom Lande entfernt halten.

Die Gefahr dieser Küste rührt daher: hinter jetztgedachtem Vorgebirge fällt das Land auf einmal sechzig Meilen lang ab, und die See formirt einen großen Meerbusen, bis hinter nach Lynn und Boston. Die aus den nördlichen Gegenden kommenden Schiffe verlassen die Küste, und durchschneiden den Meerbusen; wenn sie nun von einem starken Winde zwischen Nordost und Südost überfallen werden, und Wintertonnest nicht vorbeykommen können, gerathen sie in die große Bucht oder Bay von Cromer, die sich von hier bis zum Vorgebirge Spurn in der Landschaft York erstreckt, und wegen der Gefahr von den Seeleuten nur des Teufels Rachen genennt wird. Ist nun der Sturm heftig, so kommen die Schiffe in die größte Gefahr, entweder an den Felsen in der Gegend von Cromer zu scheitern, oder an der flachen Küste zwischen Cromer und Wells zu stranden; zuweilen suchen sie auch an die große Bay bis hinter nach Boston zu kommen, welches aber beschwerlich und mit vieler Gefahr verknüpft ist. Eben so geht es auch den Schiffen, wenn sie von Süden nach Norden wollen. Ergreift sie, wenn sie die Spitze von Winterton passirt sind, ein Nordostwind, und sie können nicht wieder nach der Rhede zurück, wie oft geschieht, so haben sie mit jenen gleiches Schicksal. An der nordlichen Ecke der Bay ist nicht so viel Gefahr, weil die Schiffe dort im Nothfall zum Humberfluß und einigen sichern Rheden ihre Zuflucht nehmen können.

können. Ein schreckliches Beyspiel von der Gefahr dieser Küste liefert das Jahr 1692. Eine Flotte von zwey hundert Kohlenschiffen wollte von Yarmouth wieder zurück segeln. Etliche Meilen von Wintertonneß überraschte sie ein gewaltiger Sturm; einige kehrten noch bey Zeiten wieder um, wenige entkamen nach Lynn; allein hundert und vierzig wurden an die Klippen geworfen, und gingen mit dem meisten Schiffsvolke zu Grunde. Zu gleicher Zeit kam auch eine mit Steinkohlen beladene Flotte von Norden, welche, als sie queer vor der Bay war, auch von demselben Sturm überfallen ward, so daß in dieser einzigen finstern Nacht in allen auf zwey hundert Schiffe mit ohngefähr tausend Matrosen zu Grunde gingen.

Wenn man von Winterton nach Cromer längst der Küste reist, so trift man in den Dörfern viele Ställe und Wirthschaftsgebäude an, die von Masten, Planken, und andern Trümmern von Schiffen gebaut sind, lauter Beweise von der Gefahr dieser Küste, und der häufigen Unglücksfälle. Weil dieser Weg aber nichts Erhebliches für einen neubegierigen Reisenden hat, so wollen wir durch einen Umweg tiefer ins Land dahin gehen. Worstead liegt von Winterton aus fast gerade gegen Westen. In diesem Flecken werden viele Zeuge und Strümpfe gemacht. Der Ort ist merkwürdig, weil man hier zuerst eine gewisse Art, das wollene Garn zu drehen, erfunden, welches davon Worsted Yarn, und die daraus fabricirten Zeuge Worsted Stuffs heißen.

Aylsham liegt noch ein Paar Meilen weiter westwärts, und ist ein zwar volkreicher aber armer Flecken, dessen Einwohner sich meistens mit Strumpfstricken nähren. Hier wird noch ein Gericht für das Herzogthum

Lancaster gehalten, weil Eduard III. das hiesige Lehngut in der Person Johann von Gaunt, Herzogs von Lancaster, damit beliehn. Nicht weit davon hat Lord Walpole einen schönen Park zu Wolterton.

An Wolterton stößt Blickling, der Sitz des Grafen von Buckingham. Der Park ist groß, und das Wasser, welches das Ansehen eines ziemlichen Flusses hat, gehört unter die besten Stücke dieser Art in England. Es ist fast eine Meile lang, 200 bis 500 Fuß breit, und von schöner Farbe. Was ihm aber das edelste Ansehn giebt, ist die schöne Waldung umher. Die Hügel erheben sich am Ufer auf eine abwechselnde Weise; einige sind steil, andere steigen mit ihren schönen Rücken wellenweise empor, und sind dergestalt mit Bäumen besetzt, daß die ganze Scene mit einem dunklen Grün umgeben ist, und dadurch das klare Wasser desto mehr hebt. Einige majestätische Eichen und Buchen hängen gleichsam über den Wasser, an andern Stellen zieht sich der Wald allmählig zurück, und bedeckt nur die entfernten Hügel. In der Mitte des Wasserstücks streckt sich auf der rechten Seite ein mit Buchen dick besetzter Hügel in dasselbe hinein. Unten stehen sie frey, aber ihre Kronen stoßen so dicht zusammen, daß keine Sonnenstrahlen durchbrechen können, da inzwischen das Wasser zu beyden Seiten desto mehr davon schimmert. Man sieht diesen Prospekt nicht ohne großes Vergnügen. Am Ende dieses Wassers liegt das sonst ansehnliche Gebäude in einer nicht glücklichen Lage.

Von Aylsham bis Reepham hat man nur drey Meilen; das Gewerbe dieses Fleckens besteht im Malzdörren, wovon wöchentlich am Sonnabendmarkte große Quantitäten

titäten verkauft werden. Vormals standen hier auf einem Kirchhofe drey artige Kirchen beyeinander, welche drey verschiedenen Herren gehörten; sie sind aber abgetragen, und man sieht nur noch die Ruinen von der einen.

Wir wenden uns nunmehr wieder gegen die nordliche Küste über Holt hinauf. Ehe man nach Holt kommt, trift man den Landsitz des Baronets Astley zu Melton-Constable an. Er hat hier einen großen Park mit vielem Geschmack angelegt. Das dabey angebrachte Wasser hat manche Schwierigkeiten zu überwinden gekostet, wird aber, wenn es gehörig mit Wald besetzt und verbunden seyn wird, eine gute Wirkung thun. Von einer Mühle, unweit des Parks, hat man einen herrlichen Prospekt, über eine gesegnete Holzgegend, die mit Kornfeldern abwechselt; er würde vollkommen seyn, wenn nicht ein Fluß fehlte.

Der schlechte Flecken Holt hat seinen Namen von den umherstehenden Holzungen, weil Holt bey den alten Sachsen Holz bedeutet. Er hat eine lateinische Freyschule, und ist der Geburtsort des Ritters Thomas Gresham, welcher die Börse und ein Collegium zu London gestiftet hat; wiewohl andere sagen, daß er in dem Dorfe Gresham bey Holt geboren sey.

Endlich kommen wir nach dem mehr genannten und wegen der gefährlichen Küste merkwürdigen Marktflecken Cromer, der sonst zwo Kirchen hatte, allein die eine ist nebst einem Theil des Orts von der See bey einer Ueberschwemmung verschlungen worden. Die Einwohner sind meistens Fischer, welche eine große Menge Hummer, womit diese Küste gesegnet ist, fangen, und nach Norwich, ja wohl gar bis London schicken. Der ganze Strich zwi-

schen hier und Norwich ist voller Dörfer und Flecken, deren Einwohner sich entweder mit den Wollenfabriken, oder mit dem Ackerbau beschäftigen. Der Boden ist sowohl zum Getraidebau als zu Wiesen vortreflich. Es giebt hier eine außerordentliche Menge von Fasanen, die, wie die Hühner in den Feldern, herumlaufen, vermuthlich weil es hier an vornehmen Müßiggängern fehlt, die nichts anders thun wollen oder können, als den ganzen Tag jagen. —

Von hier läuft der Weg längst der Küste nach Clye. Unterweges, insonderheit bey Weyburn, ist die Küste so außerordentlich flach, daß die See bey der Fluth oft zwo Meilen weit ins Land tritt. Clye oder Clay ist ein, ein und eine halbe Meile von der See entferntes Dorf, welches wichtige Salzwerke hat. Das Salz ist sehr gut, und wird in der ganzen Landschaft verführt, auch zuweilen nach Holland und in die Ostsee versendet. Nicht weit von hier liegt das kleine Dörfchen Cockthorp, welches kaum aus etlichen Häusern besteht, und gleichwohl England drey berühmte Admirals geliefert hat, nämlich den Coudesiley Shovel, den John Narborough und den Christoph Mims.

Wells liegt fünf Meilen von der See. Es war im vorigen Jahrhundert ein weit ansehnlicherer Marktflecken, er ist aber sehr herunter gekommen, doch treiben die Einwohner gute Fischerey und einen Handel damit. Sie haben etwa ein Dutzend Fischerboote und dreyßig Schiffe, darunter einige bis zu hundert Tonnen groß sind, wozu ohngefähr zwey hundert Mann gebraucht werden. Es giebt hier an der Küste viele Sandhügel, welche man für Begräbnißplätze der Sachsen und Dänen hält.

Man

Man muß ja nicht verabsäumen, den nicht weit von Wells befindlichen Landsitz oder vielmehr Pallast des Ritters Wenmann Coke zu Holkham zu besehen. Das Erste, was einem, wenn man von der Südseite kommt, in die Augen fällt, sind einige kleine Klumpen Bäume, woraus man aber schon schließen kann, daß man sich einer schönen Anlage nähere. Der Weg führt durch einen saubern Triumphbogen, dem das bäurische Werk von weißen Feuersteinen ein edles Ansehen giebt. Von hier führt ein breiter Weg zwischen zwo dichten Pflanzungen, welche ein schön Perspektiv machen, und ein und eine halbe Meile lang sind. Am Ende desselben steht ein Obelisk. Die Pflanzungen sind nicht tief genug, denn man sieht hin und wieder durch und durch: vermuthlich würde der Graf von Leicester, dem dieser Ort gehörte, und der die Anlage machte, sie auch noch breiter angelegt haben, wenn ihn der Tod nicht daran verhindert hätte. Am Fuß des Hügels stehen die beyden Wohnungen des Aufsehers vom Park, die zwar klein, aber sehr artig sind. Wenn man den Hügel zum Obelisk durch eine schöne Pflanzung hinan gekommen, wird man auf einmal von acht Durchsichten nach eben so vielen Gesichtspunkten überrascht. Durch die eine sieht man nach den Wohngebäuden, durch die andere nach der Kirche von Holkham auf einem waldigten Hügel, durch die dritte nach dem Marktflecken Wells, und nach einzelnen im Walde liegenden Häusern, durch die vierte nach dem Triumphbogen, und durch die andern nach entfernten Pflanzungen. Dergleichen Durchsichten sind zwar nicht nach der jetzigen Mode in England; allein ein Genie, wie des Grafen Leicester seines, darf sich nicht daran binden, zumal wenn der Charakter der ganzen

ganzen Anlage es gleichsam erfordert. Das Wohnhaus ist zierlich von weißen Ziegelsteinen gebauet.

Seitwärts von Holkham bleibt der Flecken Burnham-market liegen. Er ist der vornehmste unter sechs andern gleiches Namens, die aber durch verschiedene Beynamen unterschieden werden. Man nennt sie insgemein the seven Burnhams. Sie treiben einen Getraidehandel nach Holland.

Drey Meilen von Holkham tiefer ins Land hinein liegt Großwalsingham, zum Unterschiede des dabey befindlichen Dorfs Kleinwalsingham. Der Name kommt von dem Kraute Welise oder Ebertaute her, welches hier sehr häufig wächst. In der umliegenden Gegend wird viel Safran gebauet. Dieser Marktflecken war in den katholischen Zeiten weit wohlhabender wegen des großen Zuflusses von Pilgrimmen, die nach einem berühmten Marienbilde hierher wallfahrteten. Heinrich VIII. ließ es nach London bringen, und nachdem er die Juwelen, womit es behangen war, abnehmen lassen, verbrennen.

Fünf Meilen weiter kommt man nach Fakenham, einem der besten Marktflecken in dieser Gegend. Ehemals waren hier Salzwerke.

Ganz nahe bey diesem Orte liegt Rainhamhall, der Landsitz des Lords Viscount Townshend. Das Wohnhaus, ein gutes Gebäude, hat eine angenehme Lage, die Pflanzungen sind herrlich und wohl unterhalten. Dem Park fehlt es nicht an Größe. Unter den Gemälden des Lords ist vorzüglich der berühmte Belisarius von Salvator Rosa, wovon man auch einen herrlichen Kupferstich hat.

Hungh-

Houghton-hall, der Sitz des Grafen von Orford, ist von dem berühmten Robert Walpole angelegt. Es liegt fünf Meilen von Fakenham. Das Gebäude ist prächtig: indem man sich demselben nähert, sieht man allenthalben vortrefliche Plantationen; hin und wieder sind Durchsichten, durch welche die entfernten Waldungen in die Augen fallen. Das, was diesen Landsitz aber vornehmlich berühmt macht, ist die herrliche Gemäldensammlung, welche unter die vornehmsten im Lande gehört.

Der ganze Strich von Houghton bis nach Holkham und Großwalsingham war sonst nichts als wüste Schaaftriften, ehe die Einwohner es sich angelegen seyn ließen, eine bessere Wirthschaft einzuführen. Jetzt findet man hier die beste Wirthschaft, die schönsten Felder, und reiche Pachten. Seitdem alles eingezäunt ist, hat die Gegend ein ganz andres Ansehen gewonnen. Das Mergeldüngen hat sie blühend und fruchtbar gemacht.

Snetsham liegt nicht weit von Houghton, am Ursprunge des kleinen Flusses Ingol. Es ist ein unbeträchtlicher Marktflecken. Herr Stylemann, welcher hier seinen Landsitz hat, gehört zu den besten Landwirthen; er hat nicht nur Pflanzungen zum Vergnügen angelegt, sondern auch auf sandigem Boden ansehnliche Waldungen, unter andern eine von hundert Ackern mit Schottischen Kiefern, die zweyjährig gepflanzt sind. Durch Ziehung eines Dammes von einer Meile wurden drey hundert Acker mit 1500 Pf. Sterl. dergestalt verbessert, daß jeder, anstatt der bisherigen vier Schillinge, nunmehr zwanzig Pacht giebt, welches sechzehn Procent von dem ausgelegten Kapitale ausmacht. Die Gemeindetriften hat er alle vertheilen und einzäunen lassen, und was dergleichen große Verbesserungen mehr sind.

Zu

Zu Docking, nahe bey dem vorigen Orte, trift man eine ähnliche wichtige Veränderung an, indem eine Schaaftrift von 1500 Ackern in eine einzige Pachtung verwandelt worden, welche jetzt eine unglaubliche Menge Getraides erbauet. Am Eingange des Dorfs liegt der Landsitz von Mistreß Henley, mit kleinen aber überaus artig angelegten Pflanzungen, und einer Einsiedeley von vielem Geschmack.

Von Snetsham zehn Meilen nordwärts gegen das Meer liegt Bramcaster, ein Dorf, welches man für das Braunodunum der Römer hält. Die Ueberbleibsel der Verschanzungen (Caster genannt) umfassen acht Aecker Landes. Man gräbt oft römische Münzen darin aus.

Wir setzen nunmehr von Snetsham die Reise auf der Westseite von Norfolk gegen Süden fort, und kommen zuerst nach Castle-rising, welches auf einer Anhöhe liegt, und den Namen von einem alten Kastell hat, welches die Grafen von Arundel hier zu Heinrichs I. Zeiten, nebst dem Marktflecken zugleich anlegten. Man sieht noch einen Theil davon in Ruinen. Es war ehemals ein beträchtlicher Ort; allein seitdem der Hafen versandet worden, ist er ganz in Abnahme gerathen, doch schickt er noch zween Deputirte zum Parliament.

Vier Meilen von hier erreicht man die ansehnliche, reiche und ziemlich gut gebauete Stadt Lynn oder Kings-Lynn, oder Lynn-Regis. Ehemals hies sie, zum Unterschied zweer in dieser Gegend liegenden gleichnamigen Oerter Bishops Lynn; als Heinrich VIII. es aber dem Bischof von Norwich nahm, bekam es den Beynamen Lynn-Regis. Die Stadt schickt zween Deputirte zum Parliament, besteht aus 2400 Häusern, und liegt zehn Meilen

von

von der See an der Mündung der Ouse; außerdem laufen noch vier Bäche durch die Stadt, über welche funfzehn Brücken gehen. Die Ousa ist hier so breit als die Themse bey der Londner Brücke, und steigt bey der Fluth auf zwanzig Fuß senkrecht in die Höhe. Am Eingange des Hafens giebt es Untiefen, aber der Hafen ist sehr sicher, und kann fast zwey hundert Schiffe fassen. Die Stadt ist mit einer Mauer, einem tiefen Graben, und mit neun Bastionen versehen. Am nördlichen Ende befindet sich das Fort St. Anna, welches mit zwölf großen Kanonen besetzt ist, wodurch der Hafen vollkommen bestrichen werden kann. Das Rathhaus, Trinity-hall genannt, ist ein feines altes Gebäude. Dabey steht das Zuchthaus, darin die Züchtlinge Hanf bearbeiten müssen. Das Markthaus ist neu, und von Quadersteinen ansehnlich erbauet, auch mit Statüen verziert. Die Börse ist ein schönes auf Kosten des Ritters Turner 1683 aufgeführtes Gebäude. Unten versammlen sich die Kaufleute, darüber ist das Zollhaus, und oben ein offener kleiner Thurm auf korintischen Pfeilern, der sich mit einem Obelisk endiget. Die vornehmste Kirche ist die der heil. Margaretha, eine der größten Pfarrkirchen im Lande, aber von Gothischer Bauart. Sie hat zwo Thürme, wovon der eine mit einer hohen Spitze, und einer guten Bibliothek versehen ist. Die andre Pfarrkirche ist allen Heiligen gewidmet, und hat auch eine ansehnliche Spitze. Beyde Thurmspitzen wurden in einem Sturm 1741 heruntergeworfen, und sind seit der Zeit wieder neu gebauet. Die Kapelle des heil. Nikolas ist eine von den ansehnlichsten in England, und zwey hundert Fuß lang. Sie hat auch eine zahlreiche Büchersammlung, welche jene übertrift, und theils durch Subscription, theils durch Vermächtnisse entstanden ist. Es ist hier auch ein Versammlungshaus

für

für die Quäker und Presbyterianer, eine Freyschule und zwey Hospitäler. Die Stadt hat ihr eignes Theater; der Marktplatz fällt gut in die Augen: nach einigen soll die darauf befindliche Statüe den König Jakob II., nach andern Wilhelm III. vorstellen. Zur Bequemlichkeit der Handlung ist eine bequeme Kay mit Waarenlagern angelegt.

Nahe bey der Stadt liegt ein altes verfallenes Gebäude, der Frauenberg genannt. Es hat die Gestalt eines Obelisk, mit verschiedenen Gewölben unter der Erde, über welchen einige dunkle Zellen sind, und vornämlich eine kleine gewölbte Kapelle, in der Gestalt eines Kreuzes, die der Jungfrau Maria geweiht ist.

Die bequeme Lage der Stadt macht, daß sie einen sehr wichtigen inländischen und auswärtigen Handel treibt. Durch die vielen in den Hafen fallenden schiffbaren Flüsse werden verschiedene Städte, z. E. Ely, Cambridge, Peterborough, Bedford, Edmundsbury, Thetford ꝛc. mit Steinkohlen, Bley und Salz von Newcastle, und mit Brettern, Bauholz, Eisen, Wein, Oel ꝛc. aus andern Ländern von hieraus versorgt: und diese Oerter, nebst der ganzen umliegenden Gegend, haben hier wieder einen allezeit gewissen Abzug von Getraide, welches längst den Küsten und auswärts vertrieben wird. Lynn hat daher den stärksten Kohlen- und Weinhandel nach London, Bristol und Newcastle, und führt mehr Getraide aus als selbst Hull in Yorkshire. Nach Holland, Norwegen, der Ostsee, Spanien und Portugal, ist der Handel ungemein wichtig. Ehe wir diesen merkwürdigen Ort verlassen, müssen wir noch einer löblichen Gewohnheit gedenken, die allenthalben nachgeahmt zu werden verdient. An dem ersten Montag eines jeden Monats ist das Reconciliations- oder Versöhnungs-

nungsfest, das heißt, die Magistratspersonen kommen zusammen, und suchen alle Streitigkeit unter den Einwohnern, zur Vermeidung der Prozesse, in der Güte beyzulegen, und sie mit einander zu vergleichen.

Gegen Lynn über liegt an der Ouse hinauf eine Insel, die mit Flüssen und dem Meer umgeben ist. Sie heißt das Marschland wegen der niedrigen Lage und des fetten Bodens. Vermuthlich ist sie in alten Zeiten aus der See entstanden. Man rechnet, daß sie ohngefähr 30000 Aecker enthält, welche meist zur Viehweide dienen, und fast gar kein Getraide liefern; diese sind dergestalt mit Gräben durchschnitten, daß man auf hundert und eilf Brücken zählt. Allein Tilney-Smethe ernährt 30000 Schaafe. Die Gemeinhutung gehört zu sieben benachbarten Flecken.

Zehn Meilen höher an der Ouse liegt der Marktflecken Downham oder Market Downham, welcher einen Hafen für Barken hat. Es ist ein schlechter Ort, welcher auf einer Anhöhe steht. Sonderbar ist das, was von einem noch drey Meilen höher an der Ouse liegenden Dorfe Helgay erzählt wird, und wohl eine nähere Untersuchung verdiente. Es soll sich nämlich alle sieben Jahre hier ohne Ausnahme eine ungeheure Menge Feldmäuse einfinden, welche nothwendig alle Feldfrüchte verzehren würden, wenn nicht eine Art norwegischer Eulen in proportionirter Menge zugleich einträfe, die nicht eher wieder wegziehen, bis sie jene verzehrt haben. Sie sind Tagvögel, und ungemein zahm, die Bauern hüten sich aber sehr, ihnen Leid zuzufügen. Sie sehen weit schöner aus, als die sonst in England gewöhnlichen Eulen, haben lange Ohren, und einen den Katzen ähnlichen Kopf.

Ehe wir Norfolk ganz verlassen, verdient Thetford schon, noch einen Umweg zu machen. Dieser Burgflecken schickt Deputirte zum Parliament, liegt in einer angenehmen und freyen Gegend, an der kleinen Ouse, welche ihn dergestalt theilt, daß der kleinste Theil auf der andern Seite, und zwar auf dem Boden von Suffolk steht. Einige suchen hier die von den Dänen zerstörte römische Stadt Sitomagus, welche andere aber nach Woolpit versetzen. Thetford war die Hauptstadt des Reichs der Ostangeln; mußte aber schrecklich von den Dänen leiden. Aus dieser Zeit schreiben sich die Ueberbleibsel eines tiefen Grabens mit einem doppelten Walle, Castlehill genannt her. Der Ort ist noch ziemlich weitläuftig, aber doch bey weitem nicht mehr so, als zu den Zeiten Eduards III., da man hier zwanzig Kirchen und eine Menge Klöster zählte. Jetzt sind noch drey Kirchen vorhanden. Die kleine Ouse ist bis hierher schiffbar, und giebt zu einigem Handel Gelegenheit. Der Burgflecken hat eine Freyschule, ein Zuchthaus, Arbeitshaus und Hospital.

Wir gehen nunmehr etwas wieder zurück, um bey Brandon die kleine Ouse zu passiren. Es ist eine ziemlich gut gebauter Flecken in Suffolk, durch den die Straße von St. Edmundsbury nach Lynn läuft. Westwärts von der Kirche hat Joseph Birch einen guten Landsitz. Brandon hat eine ziemlich gute Lage zum Handel, es ist hier außer der Brücke auch eine Fehre über die Ouse, zum Transport der Güter von und nach Ely in Cambridgeshire.

II. Mer-

II.

Merciers Bemerkungen und Paradoxen über Paris.

(Schluß.)

Der geringe Bürgersmann.

Es ist die letzte Klasse, sie gränzt an das, was man den gemeinen Mann nennt, und dieser verliert sich endlich im Pöbel. Der geringe Bürgersmann von dieser Klasse hebt noch in seinem Schrank das Cassis auf, und hält es für eine Universalmedicin; stellt man ihm vor, daß es ein schädliches Getränke ist, so trinkt er es doch, weil sein Großvater es getrunken hat: hat er das Fieber, so nimmt er eine starke Fleischbouillon zu sich, und bleibt steif und fest dabey, daß diese Diät gut sey, da sie doch gerade das Gegentheil ist. Er läßt seinen Kindern, mit der Ruthe in der Hand, das Evangelium lehren, und wünscht nichts so sehr, als Kirchenvorsteher in seinem Kirchspiele zu werden, allein diese Ehre bleibt dem vornehmen Bürger, dem Tuchhändler, aufbehalten.

Die Mädchen aus dieser Klasse leben, weniger als andere, unter dem Auge der Mutter. Sie haben beständig einen Vorwand, den Mantel umzuhängen und auszulaufen. Sie passiren für züchtig und ehrbar so lange sie nicht schwanger werden, aber zeigt sich's, daß sie's sind, so verlassen sie das väterliche Haus, und sechs Monate darauf sind sie galante Mädchen nach der Welt.

Ihr Bruder läßt sich an Einem Morgen anwerben, läuft nach achtzehn Monaten davon, und man hört nicht wieder von ihm reden. Nur diese Klasse der geringen Bürgersleute liefert die freywilligen Soldaten; vor diesem machten sich die Söhne der guten Bürger einen Ehrenpunkt daraus, einige Zeit zu dienen. Jetzt hat dieser Dienst nichts reizendes mehr, und wird blos als eine Ausflucht der Lüderlichkeit, und als ein schimpflicher Verkauf seiner Person angesehn. Die Dürftigkeit dieser Klasse erlaubt ihren Eltern nicht, Gutes an ihren Kindern zu thun; diese sind also größere Taugenichte, als in der Klasse des gemeinen Mannes, weil ihnen nicht die Zuflucht der Handwerker offen steht, die ein täglich Brod gewährt.

Man unterscheidet ein Mädchen von der geringen Bürgerklasse an ihren Stopfnähten; eine Ausbesserung der Wäsche, die ein Löchelchen durch ein Gesteppe ersetzt, das so ziemlich einem Spinngewebe gleicht; die Halstücher dieser armen Mädchen sind voller Stopfnähte. Der geringe Bürgersmann hat ein weniger welches Herz als der gemeine Mann, und liebkoset kaum seine Kinder. Sind sie ein wenig herangewachsen, so vergißt er sie, und denkt nur darauf ein kleines Vermögen zusammen zu scharren. Er glaubt alles für die Seinigen gethan zu haben, wenn er sie bis zum Abendmahlgehn gebracht hat: das dünkt ihm das non plus ultra der Erziehung und die Krone des Unterrichts.

Die schon mannbaren Mädchen gehn in die Catechismusübung, und weil das ein festlicher Tag für sie ist, wo sie sich putzen, und sich öffentlich mit allen ihren aufkeimenden Reizen zeigen, so liegt ihnen mehr daran als den Knaben; aber das Verderben lauert auf sie, Beyspiel,

piel, Verführung und Armuth verdoppelt für sie die Gefahren, und das Jahr ihrer ersten Kommunion ist nur zu oft das Ziel ihrer Unschuld. Es ist ein interessantes Schauspiel, sie noch in diesem Stand der Reinheit zu schauen, wenn sie die heiligen Handlungen der Religion verrichten, knieend die heilige Hostie empfangen, Gefangene erlösen, oder vor dem Taufstein Gelübde erneuern, die sie aufrichtig gesonnen sind zu halten. Das Auge des Lasters mustert sie in diesen Augenblicken, indessen sie sittsam ihre Blicke zur Erde schlagen; der Wollüstling lächelt, indem er in der einen Hand das Geld zählt, das die junge Einsammlerin verführen soll, während er mit der andern ein Silbergeld in die Armenbüchse wirft, die sie ihm hinhält; er giebt dieses Almosen nur, damit er sie in der Nähe betrachten kann. Und so gerathen diese unschuldigen und armen Schönheiten in die Schlingen, aus welchen die Sittenlosigkeit ein Studium, eine Kunst, einen Triumph gemacht hat.

Der Bürger von der dritten Klasse, die unmittelbar über die dritte Klasse ist, von der ich rede, macht es jetzt den Großen nach, und hat seine festgesetzten Gesellschaftstage. Die Grundpfeiler und Stützen dieser Gesellschaften, wo man Kartenspiele spielt, sind alte Weiber und bejahrte Jungfern. In Zirkeln von der Art hat der böse Leumund seine besten Tummelplätze. Alles wird durch die angelaufene Brille der bösen Laune beurtheilt, weil das Alter die Reize der Schönheit längst vertilgte. Die korpulenten Wittwen, die alternden Mamsellen, die Hausmütter des Kirchspiels, schwatzen alle zu gleicher Zeit. Hier herrschen Ideen, die so verschieden von denen sind, welche anderwärts im Schwange gehen, daß man

um ein halbes Jahrhundert zurückgekommen zu seyn wähnt. Ihre Gespräche sind eben so altväterisch als die Möblirung des Zimmers, und die Gestalten passen vortreflich zu den Figuren der Tapete. Man kann gleich aus der Form der Tische, Stühle und Lehnsessel schließen, was für Gespräche in dieser Versammlung geführt werden.

Handwerker- und Krämerweiber.

Sie arbeiten im Einverständniß mit ihren Männern, und befinden sich gut dabey; denn es geht ihnen dabey immer etwas Geld durch die Hände. Die Geschäfte sind völlig gleich vertheilt; welches dann den bessern Gang der Wirthschaft befördert. Die Frau ist die Seele eines Ladens; auch in einem Schwerdfegerladen findet man eine Frau die einen Degen, eine Flinte, einen Küraß anbietet. Die Gewölber der Goldschmiede und Uhrmacher haben ebenfalls Weiber zu Aufseherinnen. Weiber wiegen auch alles ab, ein Pfund Schießpulver und ein Pfund Maçaronen.

Die Weiber mischen sich in die kleinsten Theile des Handels mit Schmuck, Büchern und kurzer Waare. Sie kaufen ein, schaffen fort, tauschen, verkaufen. Durch ihre Hände gehen alle Eßwaaren; sie verhandeln Federvieh, Fische, Butter, Käse; sie machen auch die Austern gewandt und geschwind auf. Außerdem führen sie noch ihren kleinen Kram mit Salz, Taback, Stempelpapier und Lotteriebillets.

Diese Weiber, die nicht unthätig hinträumen, haben mehr Herrschaft in ihrem Hause und sind glücklicher als die Weiber von Gerichtsdienern, Prokuratoren, Schreibern, Kommissarien u. dergl., die kein Geld einnehmen,

und folglich keines zur Befriedigung ihrer Grillen zurück-legen können. Die Frau eines Seidenhändlers, eines Materialisten, eines Krämers hat mehr Thaler zum Nadelgeld, als die Frau eines Notars Stücke von zwölf Sous. Die Weiber der Herren von der Feder thun nichts, und ihre Börse ist leer; was sie etwa bekommen, ist freywilliges Geschenk der Freygebigkeit ihrer Männer; nun aber sind die Herren von der Feder gute Rechner. Der Kaufmann im Detail hingegen, dessen Handel sich immer erneuert, berechnet die Brüche nicht so scharf: diese fallen also täglich in die Börse der Frau, die den Schlüssel zum Comtoir hat.

Aeußerst traurige Geschöpfe sind die Weiber der Herren von der Feder. Sie spielen eine armselige Figur im Vergleich mit den wohllebenden Damen, denen ein ganzes Comtoir zu Gebote steht, die mit jedermann plaudern, die von früh bis Abends mit Gelde spielen. Diese sind fröhlich ohne Zwang, und machen sich Sonntags eine Veränderung, ohne erst die Großmuth ihrer Männer ansprechen zu müssen Sie haben ihr Gespötte über die Weiber der Prokuratoren und Notarien, die, indem sie die halb vornehmen Damen machen wollen, sich zum Sterben ennuyiren: sie befinden sich im Mittel zwischen der guten Gesellschaft, die sie nicht besuchen, und der vom mittlern Schlage, in der man sich völlig amüsirt.

Unthätigkeit ist Marter für jedes Geschöpfe: an einer Frau wird es zum Laster. Soll sie nicht unglücklich seyn, so muß sie ihre Wirthschaft oder einen Handel zu besorgen haben; es wäre denn, daß sie sich im Wirbel der Zerstreuung so lange herumtriebe, bis sie des Dings überdrüßig würde. Wenn ich eine Frau sehe, die sich mächtig

tig ennuyirt, so sag' ich zu mir selbst, daß ihr Mann ein Herr von der Feder ist.

Die Läden in Paris enthalten also die vergnügtesten, gesündesten, und am wenigsten gezierten Weiber.

Die meisten dieser Weiber verrathen Verstand; denn sie bemühen sich nicht ihre Söhne beym Kriegsbüreau oder bey der Marine anzubringen; auch kommen sie von den irrigen Gedanken zurück, sie alle Klassen oder auch die Zeichenschule besuchen zu lassen. Sie erziehen sie für den kleinen Detailhandel, der immer seinen Mann nährt; da hingegen alle Bedienungen ungewiß sind, weil sie eingezogen werden können.

Ich habe Achtung für Weiber, die täglich in ihren Läden beschäftigt sind, und dennoch ihre Wirthschaft nicht weniger sorgfältig versehen. Sie sind emsig in Beobachtung ihrer Pflichten; sie laufen nicht aus; sie sehen die unerschöpfliche Brigade von Gassenläufern unter ihren Augen herumstreichen, so wie auch diejenigen Weiber, die immer ausserm Hause sind, und überall dem Vergnügen nachrennen das sie flieht.

Ich wünsche gewiß ganz vorzüglich das Glück solcher arbeitsamen Weiber. Mich dünkt daher, man sollte ihnen alle die Gewerbe, die eigentlich für sie gehören, wieder überlassen. Ist es nicht lächerlich, Männer zu sehen, die Damen coeffiren, mit der Nadel oder am Weberstuhle arbeiten, mit Wäsche oder Modewaaren handeln, und so sich in die sitzenden Lebensarten der Weiber eindrängen? da hingegen diese, des Besitzes derjenigen Künste, die sie treiben könnten, entsetzt, und ohne Mittel zum Lebensunterhalt, entweder harte Arbeiten verrichten, oder ihre Ehre verkaufen müssen?

Es

Es ist ein unverzeihlicher Fehler, wenn die Regierung erlaubt, daß so viele Männer dem Stande nach Weiber, und so viele Weiber nichts werden dürfen. Man hungert nach Reichthum, will alles in Gold verwandeln; und läßt doch so viele Millionen Hände so gut wie unthätig seyn. Ja, ich erröthe für das ganze menschliche Geschlecht, wenn ich überall sehe, daß dem Namen Mann zur Schande, starke und kraftvolle Geschöpfe weichlich solche Lebensarten ergreifen, die vorzüglich dem weiblichen Geschlechte von der Natur bestimmt sind. Alle die zur Staatsverwaltung beywürken, sollten einstimmig an der Abschaffung solcher schändlichen Mißbräuche arbeiten, mit welchen nur die Gewohnheit vertraut macht, und das Gebiet, welches die Natur den Weibern anwies, sorgfältiger vertheidigen.

Portugall gab vor einigen Jahren den übrigen Nationen in diesem Stück ein Beyspiel: es untersagte den Mannsleuten diese oder jene Profession, welche die Natur der schönern Hälfte des menschlichen Geschlechts vorbehielt, der sie blos ihre Schwäche und ihre Reize gab. Alle Männer, die sich so weit vergessen, alle diese Coeffeurs, Modehändler, Schnürbrustschneider, Wollenspinner u. dergl. sollten verurtheilt werden: — Weiberkleider zu tragen.

Schuhflicker.

Wie kommts, daß der Schuhflicker ein zufriedeneres Aussehn hat, als der Schuster? Schon Lafontaine hatte diese Bemerkung vor mir gemacht; — weil er nicht so stolz ist, und immer voll auf zu arbeiten hat: man bringt ihm die Arbeit, der Schuster muß darnach gehn. Er

Glücklicher Schuhflicker der Schuhe der Menschen

lebt in freyer Luft, und nimmt wenig Platz ein, was das Karakteristische des ächten Weisen ist. Er singt und arbeitet, arbeitet und singt, und hat das Recht seine Frau zu prügeln, wenn sie insolent wird, ein Recht, das große Herren nicht haben.

Im Winkel seiner Gassenecke mustert er alle Vorübergehende; er ist der erste Zeuge aller öffentlichen Begebenheiten, und der erste Schiedsrichter aller Zänkereyen. Nichts schränkt seinen Blick oder sein Urtheil ein, das er über Alles fällt, was um ihn vorgeht; er erhebt seine Stimme, harangirt das Publikum, und sein Ausspruch gilt vor.

Heinrich IV. ließ seine Stiefeln flicken, und war deswegen doch ein großer König. Es sind noch keine 60 Jahre, daß der vornehmste Bürger der Stadt seine Schuhe besolen ließ. Die Schuhflickerzunft war also vor Zeiten sehr zahlreich; da aber nichts auf der Erden beständig ist, so giebt es kein Meisterrecht mehr: übrigens muß sich der Schuhflicker wohl wahren, seine Reparatur des Schuhs so weit zu treiben, daß er ganz neu würde, sonst würde er in eine Geldbuße verfallen.

Der Schuhflicker, der unter den Augen seines ganzen Viertels wohnt, kennt jene scheinheilige Falschheit nicht, die in den Boutiken lauscht. Er ergreift plump die Hand der Magd, und begeifert sie mit einem derben Schmatz, indessen er verliebt ihre Gruppe drückt; er kennt die Schenken auf den Porcherons und Boulewards, den Unterschied, die Güte und den Preis der Weine, und verlebt den Sonntag mit den Stutzern dieser Kneipen: dann wandelt ihm ein Abscheu vor Wasser und allen Wassertrinkern an.

Er war nie reich genug, um die Häuser der Liederlichkeit zu besuchen, und wenn er für ihre Bewohnerinnen arbeitet, so zwingt er sie, die besohlten Schuhe bey ihm abzuholen. Seine Tochter wagt es nicht diese Dirnen anzusehn, vielweniger zu leben wie sie; sie bleibt in den Schranken der Zucht und Ehrbarkeit, so wie ihre Mutter, weil beyde unter dem Gesetz des Knieriems stehn; ein gar thätiges und wachsames Gesetz, wie es Taconnet in einem von den einträglichen Stücken bewiesen hat, *) die den Nicolet bereichert und zum großen Herrn gemacht haben, indessen der Schöpfer seines Glücks im Spital starb. Der glückliche Schuhflicker giebt öffentlich ein Beyspiel ehemännlicher Züchtigung, und der vornehmere Bürger, der Zeuge dieses Autoritätsaktus ist, seufzt, daß er nicht ein Gleiches thun kann.

Der Schuhflicker ist ein friedliebender Staatsbürger, denn das einzige, was er an der Regierung auszusetzen findet, ist die Theurung des Leders, das schlechter geworden ist, seitdem es theurer wurde. Gewöhnlich ist er seinem Getränke so treu, wie seinem Weibe, denn er liebt in allen Stücken die Einheit. Wenn er den Tag mit Branntwein anfing, so endigt er ihn mit Branntwein, und fing er ihn mit Wein oder Bier an, so schließt er ihn auch mit Wein oder Bier. Die Generalpächter verdienen mehr an den Schuhflickern, als die Schuhflicker an den Generalpächtern.

Sie schließen noch ihre Ehen wie weiland die alten Pariser Spießbürger; sie verthun an ihrem Hochzeittage das Verdienst eines ganzen Jahres, was zum Vortheil der

Kasse

*) Der berühmte Teufel ist loß; auch eins der einträglichsten Singspiele der deutschen Bühne.

Kasse der Ferme gereicht; denn seit undenklichen Zeiten lieben sie einen guten Trunk; der Mittelpunkt der Glückseligkeit eines Schuhflickers ist das Weinhaus.

Er hat den richtigsten schärfsten Blick. Jener Stutzer der vorübergeht und so groß thut, trägt besohlte Schuhe; er hat zwar einen hübschen Rock an, weil der Schneider ihm kreditirte, aber er konnte keinen Schuster finden, der ihm borgen wollte. Der Schuhflicker bemerkt das Alles; er unterscheidet auch die ehrbaren und wirthschaftlichen Mädchen seines Viertels: sie lassen ihre Schuhe besohlen, indessen die andern, denen das Geldverdienen leicht wird, das Besohlen verachten. Er ist's, der den Mädchen vorschuht; er erkennt an ihrem Fußwerk, welche auf dem Weg der Tugend oder des Lasters wandelt. Er ist von der Gassenecke so unzertrennlich, wie die Gassenecke von der Stadt; stirbt er, so giebts eine Lücke, und die Mädchen halten seine Leichenparentation.

Taconnet spielte die Schuhflicker zum Entzücken, und in einer solchen Vollkommenheit, daß er in der Rolle des Schusters nicht gleiche Stärke zeigte. So konnte le Kain sein Rollenfach nicht übertreten, ohne zu sinken.

Auch darf ich zum Lobe des Schuhflickers nicht vergessen, daß er mit einer seltenen Bescheidenheit begabt ist, die leider von den andern Ständen nur zu sehr vernachläßigt wird. Ueber seiner Werkstätte steht nicht: Magazin der Schuhflicker, oder: Schuhflicker des Königs, der Königin, des Prinzen, vielweniger: Schuhflicker aus dem Gefolge des Hofs; der Aufenthalt am Hofe könnte seiner Tugend nachtheilig werden, und die ist ihm viel zu lieb, als daß er sie den Stürmen dieses unsichern Meeres Preiß geben sollte. Er hält keine Gesellen, er

braucht

braucht nur sich, und rechnet nur auf sich. Wünscht er sich ja etwas, so ist es höchstens eine Stelle als Unterküster bey seiner Pfarrkirche. Die Glocken gehören auch in sein Departement. Da er ein geborner Liebhaber der Musik ist, so kramt er an großen Festen und Festheiligenabenden seine Talente zu männlichem Wohlgefallen seines ganzen Viertels aus. Der geschickteste Glockenspiel-Spieler von ganz Paris, war ohnstreitig vor wenigen Jahren der zu Saint-Leu: ich berufe mich auf das Zeugniß aller derer, die, wie ich, das Glück gehabt haben, ihn spielen zu hören.

Als der Kardinal von Rohan in der Bastille saß, kletterten eine Menge Neugierige, die den Gefangenen auf der Platteforme gegen Mittag spatzieren gehn sehn wollten, in das Dachstübchen eines armen Schuhflickers, dessen schmales Kappfensterchen die Aussicht nach der furchtbaren Burg hatte. Der Schuhflicker gewann mit der Vermiethung seines Fensterchens fünf hundert Laubthaler. O es ist ein höchstmerkwürdiges Kapitel, das Kapitel der Hauptursachen.

Würzkrämer; Materialisten.

Sie verkaufen Gift und Zimmt, Scheidewasser und Baumöl, Käse und Brechmittel, Branntwein und Farben, Zucker und Arsenik, Confekt und Senesblätter; sie haben gerichtlich bestätigte Statuten, welche sie mit den Apothekern in Concurrenz bringen. Wenn sie die Spezereyen und Salze, die sich gleichen, verwechseln, so ist es schlimm für die Arzeneykunde, und noch schlimmer für den Patienten, der das Paketchen schluckt.

Die Arzeneyen und Spezereyen sind unter einander gemengt; der Ladendiener theilt mit der einen Hand Rosinen,

nen, mit der andern Glauberisch Salz aus; ein Stück Seife und ein Vomitiv; Zwetschen und Theriak. Einerley Wage wiegt das Dessert für die Tafel und die rohen Arzneymittel ab. Uebersieht der Bursche das chemische Zeichen der Büchse, kann er gar nicht lesen, oder versteht er sich nicht genug auf die verschiedenen Materialwaaren, um sie von einander unterscheiden zu können, so giebt es einen Vergifteten mehr, den man morgen begräbt, und nach dem man nicht weiter frägt.

Die Gewürzkrämer verkaufen den Pfeffer gestoßen, in papiernen Düten; einige Betrüger mischen gepulverten Hundedreck darunter, der sich durch seine schwarze Farbe vom Pfeffer nicht unterscheidet. Statt des Produkts der Moluckischen Inseln ißt der betrogene Pariser gedörrten Koth. Der Materialist, der auf diese Art betrügen will, versieht sich mit seiner saubern Waare, im Amphitheater der Stierhatze, wo viele Hunde gehalten werden: das sicherste ist, wenn man den Pfeffer in seiner Gegenwart malen läßt.

In einem solchen Kram ist ein unaufhörlicher Ab- und Zugang von Leuten. Denn der Pariser kauft nie in Vorrath ein. Der gemeine Mann kauft kein Pfund Zucker auf einmal ein, er holt sich alles einzeln; den Morgen so viel er zum Mittag, und den Abend so viel er zum Abendessen braucht.

So bezahlt der gemeine Mann den Faden Holz mit 40 Livres, weil er beständig gezwungen ist, zum Höcker oder Kleinhändler zu gehen. Will er etwas abzuführen einnehmen, so läuft er lieber zum Materialisten als zum Apotheker, weil er es bey jenem wohlfeiler bekommt: er glaubt Wunder! was er gewonnen hat, denn wenn man gleich im

Würz-

Würzladen durch Misverstand oft Vergiftungen riskirt, so zahlt man doch weniger.

Wären die Materialisten und Butterweiber nicht, so würden uns die Papiere und Makulaturen, die sich täglich häufen, aus unsern Häusern jagen.

Der Ritter Blondeau, der alle Würzläden durchstänkerte, und sich alle die Pfundweise eingehandelte Papiere zeigen ließ, brachte so einen wahren Schatz von Urkunden und Dokumenten zusammen, die in Gefahr standen, in Hülsen, Umschläge und Düten verwandelt zu werden. Unter diesen Dokumenten befand sich auch das Original des Heyrathskontrakts Ludwigs XIV. — Zeit, Mäuse und Würmer nagen an den stolzen pergamentenen Stützen der Stammbäume. Wie manche alte Familie verlosch, weil irgend ein altes Pergament zum Deckel auf eine Apothekerbüchse verbraucht wurde. Manches Gedicht, das die Bewunderung von ganz Europa erregt haben würde, ist Düte für ein Loth Schnupftoback.

Der Finder.

In Paris ist dies ein eigenes Gewerbe. Der Finder steht Montags sehr frühe auf, weil Tags vorher alle Welt spatzieren gegangen ist. Auf allen Straßen, auf den Boulevards, auf allen gangbaren Wegen wandert er umher. Mit einer ganz eigenthümlichen Scharfsichtigkeit weiß er von weitem zu unterscheiden was man hat fallen lassen. Sein Blick streicht unverwandt an der Erde hin: ihr geht neben ihm vorbey, er wird euch nicht gewahr; aber ein mit Staub halb bedeckter Uhrschlüssel entgeht ihm nicht; auf beyden Seiten, ja fast hinter sich kann er sehen. Unser Auge hat acht Muskeln: die acht Muskeln eines solchen

Finders

Finders arbeiten mir einer erstaunlichen Beweglichkeit. Er geht hastig, als ob er dem Gegenstande, den er sucht, entgegen gehen wollte. Was er findet, rast er schnell auf; es scheint einer Sache zu gelten, die ihm gehört, so geschwind und sicher greift er zu.

Mit der ersten Morgendämmerung fängt er schon seine aufmerksamen Nachforschungen an: wenn die Sonne scheint, kann man gewiß keine Nachlese nach ihm halten.

Eine Menge Menschen läßt immer etwas fallen: das weiß der Finder aus Erfahrung. Den Tag nach einer Revue oder nach einer öffentlichen Lustbarkeit findet man ihn sicher an der Arbeit. Es ist in Paris zum Sprüchwort geworden: „ein Mann könnte von dem reich werden, was an Kleinigkeiten verlohren geht.“

Die Wache in Paris giebt alles, was sie findet, treulich zurück; sie eignet es sich nicht zu, wie der Finder thut. Was läßt sich nicht mit den Menschen machen? Ein Soldat nimmt im Finstern eine Uhr, oder ein Rohr mit einem goldenen Knopf auf; es wird in Verwahrung genommen, als hätte er es am hellen Tage gefunden. Die Miethkutschr bringen das wieder, was man aus Nachläßigkeit oder Zerstreuung in ihren Kutschen gelassen hatte. Die Logenschließerinnen geben wieder, was sie darinnen finden. Das point d'Honneur ist die Triebfeder, die überhaupt die Nation in Bewegung setzt, und auf die niedrigsten Volksklassen würkt.

Der Finder aber ist einer solchen Delikatesse nicht fähig. Er ist kein Spitzbube, kein Beutelschneider; aber er schließt doch unmittelbar an beyde an. Die Vorsehung, sagt er, beschere ihm was ihm aufstößt; er bildet sich ein, er treibe ein ordentliches Gewerbe, weil er der Morgenröthe

zuvorkömmt, und doch zuweilen ein kostbares Stück, das er nicht zu behalten wagt, aus Schaamhaftigkeit zurück giebt. Diese Schaamhaftigkeit ist bey ihm eine Tugend, die ihm, wie andern Menschen, seine übrigen Vergehungen unsichtbar macht.

Doch wieder zu dem geübten Auge des Finders! Bey allen Gewerben sieht das geübte Auge durch die Rinde durch. So unterscheidet es z. B. den Handwerker in seinem sonntäglichen großen Staat von denjenigen die immer ein gemächliches, angenehmes Leben geführt haben. Harte Arbeit hat an seinen Muskeln gezogen, hat ihm die schönen Formen genommen, und ihn schon im dreyssigsten Jahr entstellt. Die ersten Eindrücke verwischen sich nie. Wer viel schreibt, dessen rechte Schulter wird ein wenig höher als die linke. Man betrachte die Hand eines Malers; sein linker Daumen ist eingebogen. Der reichgewordene Krämer verräth sich immer ein wenig, als ob er noch die Elle brauchte.

Beim Eintritt in ein Koffehaus sieht das geübte Auge an den gebeugten Rücken, daß den Leuten hier die Zeit lang wird; das Unschmackhafte des Spiels mit dem sie sich abgeben, mahlt sich auf ihren Gesichtern. Der Hund der in der Ebene hezt, oder das Roß das in voller Freyheit auf einer Wiese springt, kömmt mir schöner vor als der Mann der mit Nachdenken Domino spielt.

Ferner entdeckt das geübte Auge auch einen Spitzbuben. Der Kommissar unterscheidet den Lügner; der Polizeyinspektor wittert den Beutelschneider. Jede Wissenschaft hat ihre eigenthümlichen feinen Beobachtungen.

Wer kann die Resultate des häufigen Umgangs mit den Menschen und alles was man von ihnen lernt berechnen?

nen? dabey giebt es eine Wahrheit; nämlich die: daß man nichts erräth, daß man selbst sehn muß, um sicher zu urtheilen. Thatsachen! Thatsachen! darauf muß man fußen. Aus Thatsachen, nicht aus Muthmassungen, entstehn die unerwartesten Ideen. So bringen chymische Vermischungen, durch die Gährung, neue Produkte hervor.

II.

Geschichte der ersten englischen Niederlassung auf Botany-Bay.

(Aus Arthur Philipps Reise nach der Botany-Bay. Hamburg, 1791.)

Gleich nach der Landung des Gouverneurs Philipps in Botany-Bay, kamen wir mit den Einwohnern zusammen. Sie waren insgesammt bewaffnet, als sie aber den Gouverneur allein und unbewaffnet sich ihnen mit freundschaftlichen Zeichen nähern sahen, erwiederten sie sogleich sein Vertrauen und legten ihre Waffen nieder. Sie waren völlig unbekleidet, schienen aber doch einen Wohlgefallen an Zierrathen zu haben, indem sie Corallen und rothen Frieß, die man ihnen schenkte, sich auf die Hände oder an den Hals hielten, und darüber Vergnügen äußerten. Alle Geschenke, die ihnen ihre neuen Gäste anbothen, wurden auf das bereitwilligste angenommen, und so lange die Schiffe zu Botany-Bay blieben, fiel nicht die geringste Uneinigkeit vor. Die große Geschick-

lichkeit

lichkeit des Gouverneurs so wohl als seine Sorgfalt und Vorsicht, waren die vornehmsten Ursachen dieses angenehmen Vorfalls. Alle zu diesem wohlthätigen Endzwecke ertheilten Befehle wurden mit einer Genauigkeit ausgeführt, welche sowohl für den Gouverneur als die Officiere höchst ehrenvoll war, und offenbar bewies, daß sie ihre Pflicht mit Vergnügen thaten, und daß die europäischen Einsiedler nicht mehr jenen blutgierigen Charakter hätten, der ehedem den ersten Colonisten neu entdeckter Länder so sehr zum Schimpf gereichte.

Gleich nach der Landung schritt man zur Untersuchung der Bay, und fand, daß, ob sie gleich geräumig genug war, sie dennoch gegen die östlichen Winde keinen hinlänglichen Schutz hatte: und daß selbst Schiffe von mäßiger Größe, ihrer geringen Tiefe wegen, genöthiget seyn würden, gleich an dem Eingange der Bay vor Anker zu bleiben, wo sie nothwendig von den gewaltigen Wellen leiden müßten, welche bey jedem östlichen Winde hineinschlagen.

In verschiedenen Gegenden der Bay entdeckte man zwar kleine Bäche von süßem Wasser, aber nirgends fand man eine Stelle, gegen die nicht wesentliche Einwürfe zu machen waren. So war an der nördlichen Seite ein kleiner Bach, welcher sich ziemlich weit ins Land hinein erstreckte, aber er war nur für ein Bad tief genug, seine Ufer wurden häufig überschwemmt, und die niedrigen Gegenden an demselben waren sehr sumpfig. Eben so erstreckte sich der westliche Arm der Bay tief ins Land hinein, aber dort fand man kein süßes Wasser, ausser in kleinen ganz unbedeutenden Bächelchen.

Bey der Landspitze Sutherland war die Gegend sehr bequem, weil man dort süßes Wasser in hinlänglicher Menge fand, dagegen aber konnten die Schiffe sich dieser Gegend des Hafens gar nicht nähern, und der Sand um dieselbe, selbst an den höchsten Stellen, war mehrentheils feucht und sumpfig. Eine kleinere Anzahl Colonisten hätte vielleicht an manchen Stellen einen bequemen Wohnort gefunden, aber in dem ganzen Umfange von Botany-Bay schickte sich kein Ort zur Aufnahme einer so beträchtlichen Niederlassung. Indessen diese Untersuchung angestellt wurde, kam die ganze Flotte an, und durch die baldige Ankunft derselben verlor der Gouverneur Philipp den gehoften Vortheil seines Voraussegelns. Den 19ten Januar kamen die Alexander, Scarborough und Friendship in der Botany-Bay vor Anker, und den 20sten auch der Sirius, und alle übrige Fahrzeuge in völliger Gesundheit.

Die unbeschützte Lage dieser Bay und die Feuchtigkeit des Erdreichs, welche wahrscheinlich auf die Gesundheit der Leute einen nachtheiligen Einfluß gehabt hätte, bewogen den Gouverneur sich nach einem andern Orte um zu sehn. Aus diesem Grunde beschloß er, Port Jakson, dessen Capitain Cook als einen gleich bey diesem nach Norden zu belegenen Meerbusen erwähnt, zu untersuchen. Dort hofte er nicht allein einen bessern Hafen, sondern auch einen bequemen Ort zu Errichtung seines neuen Gouvernements zu finden. Damit aber keine Zeit verloren ginge, im Fall man sich in diesen Erwartungen täuschte, befahl er, die Gegend um die Sutherlandspitze herum gleich von allen Gesträuchen und Gehölz zu säubern, und alle Zubereitungen zur Landung unter der Aufsicht des Vice-Gouverneurs zu machen.

Nach

Nach diesen getroffenen Veranstaltungen bereitete sich der Gouverneur sogleich zur Untersuchung von Port Jakson, und weil es seine Abwesenheit wahrscheinlich verzögert hätte, in dem Supply hinzusegeln, so unternahm er die Fahrt nur in drey Böten, in denen ihn der Capitain Hunter und verschiedene andere Officiere begleiteten, damit sie mehrere Gegenden des Hafens untersuchen konnten. Den 21sten Januar begaben sie sich unter Segel, und erreichten Port Jakson, welches etwa drey Seemeilen entfernt ist, früh am Nachmittage des nehmlichen Tages. Der erste Anblick dieses Hafens verlöschte sogleich alle unangenehme Erinnerungen ihrer bisher getäuschten Erwartungen, denn hier sahe man einen der schönsten Seehäfen der Welt, in dem wenigstens tausend Schiffe von der Linie bequem und sicher liegen konnten. Man erforschte mit aller möglichen Schnelligkeit die verschiedenen Buchten des Hafens, und gab einer unter diesen den Vorzug, wo man die schönste Quelle von süßem Wasser fand, und wo die Schiffe so dicht am Ufer ankern könnten, daß sich mit geringen Kosten Kayen erbauen ließen, an denen die großen Schiffe ihre Ladung aus und einnehmen konnten. Der Gouverneur gab ihr den Namen Sidney Cove.

Gleich nach Ankunft der Bote zu Port Jakson erschien ein zweyter Haufe der Eingebohrnen dicht bey dem Orte, wo die unsrigen gelandet hatten. Diese Wilden waren ebenfalls mit Speeren bewaffnet, und bezeigten sich anfänglich sehr laut und lärmend, aber eben das sanfte Betragen, welches man gegen die Vorhergehenden beobachtet hatte, zerstreuete bald ihren Argwohn, und bewog sie, alles was ihnen dargeboten wurde, freimüthig

anzunehmen. Vorzüglich zeigte einer von ihnen, welcher das Oberhaupt des Stammes zu seyn schien, ein außerordentliches Vertrauen gegen seine neue Freunde, wie auch vielen Muth und Entschlossenheit. Unter der Anführung des Gouverneurs, dem er sich willig anvertraute, ging er nach einer Gegend des Strandes hin, wo die Leute aus den Böten eben ihr Fleisch kochten: als er sich nun den See-Soldaten näherte, welche an diesem Orte aufgezogen waren, und gewahr ward, er würde sich, wenn er weiter ginge, von seinen Cameraden trennen, die in einiger Entfernung bey verschiedenen Officieren standen, blieb er stehen, und schien mit grosser Entschlossenheit in Worten und Gebehrden Rache zu drohen im Fall man seine Lage mißbrauchte. Alsdann ging er ganz gelassen fort, um zu sehen, was in den Töpfen kochte, und zeigte durch die Art wie er seine Bewunderung äußerte, er wäre entschlossen, die gemachte Entdeckung zu benutzen. Der Gouverneur gab sich Mühe, ihm zu zeigen, daß man wahrscheinlich Muscheln auch zu diesem Endzweck benutzen könnte; und diese Winke werden vermuthlich mit Hülfe seiner eigenen Bemerkung hinlänglich sein, ihn in den Stand zu setzen, die Kochkunst unter seinen Landsleuten einzuführen. Bisher schienen sie alle ihre Speisen bloß zu *rösten*. Wahrscheinlich ist auch die Art wie sie sich Feuer verschaffen, sehr mühsam, denn man hat bemerkt, daß sie es beinahe immer brennend unterhalten, auch gewöhnlich ein Stück Holz von einem Ort zum andern, und selbst in ihre Canoes mit sich führen. Vielleicht hatte das immerwährende Feuer welches in einigen Ländern einen Theil des National-Gottesdienstes ausmachte, keinen andern Grund, als die Schwierigkeit, sich zu allen Zeiten Feuer zu verschaffen, und nimmt man demnach an, daß die erste ursprüng-

sprüngliche Flamme durch den Blitz hervorgebracht wurde, so wird die Erzählung daß das erste Feuer von Himmel kam, sehr wenig von der Wahrheit abweichen.

Indem die Böte nachher bey einer Sandspitze dieses Hafens vorbeyruderten, wurden sie wiederum von einigen Eingebohren bemerkt, von denen wenigstens zwanzig unbewaffnet in das Wasser gingen, die ihnen angebotene Geschenke annahmen, und die Bote mit einer Aufmerksamkeit betrachteten, die den Engländern eine vortheilhaftere Meinung von ihrem Verstande beybrachte, als die bisherigen Nachrichten zu versprechen schienen. Der Gouverneur war mit diesem muthigen männlichen Betragen so zufrieden, daß er dieser Bucht den Namen Manly Cove beylegte. Dieselben Wilden geselleten sich nachher wieder zu den Engländern, an den Ort wo sie gelandet hatten, um ihre Mittagsmahlzeit zu verzehren. Damals aber waren sie bewaffnet, zwey mit Schwertern und Schildern und die übrigen mit Speeren. Die Schwerter waren von Holz, hatten einen schmalen Griff, und schienen nicht einmahl die Dienste eines starken Stockes leisten zu können. Einer von diesen Männern hatte sich den ganzen obern Theil des Gesichts mit einer Art weissen Thon beschmiert, welches beynahe wie eine Maske aussahe. Diese Verzierung war unter ihnen nicht sehr gewöhnlich, und wahrscheinlich ein Vorrecht, welches nur einigen bey gewissen Gelegenheiten zukommt. Als die Böte bey einem Felsen vorbeyseegelten, sahen sie auch eine Frau welche sich das Gesicht, den Hals und die Brust auf gleiche Art bemahlt hatte und ihnen ganz abscheulich in ihrem Putze vorkam. Ihren Landsleuten aber wird sie vermuthlich unwiderstehlich schön geschienen haben.

Während der Zubereitungen zur Mahlzeit fand man die Neubegierde der Eingebohrnen sehr lästig, aber ein unschuldiger Kunstgriff hob diese Unbequemlichkeit sehr leicht. Der Gouverneur zog nehmlich einen Kreis um die Stelle, wo die Engländer waren, und gab ihnen zu verstehen, diese Linie dürften sie nicht überschreiten; worauf sie sich alle ruhig hinsetzten. Dieß ist wiederum ein Beweis von der lenksamen Gemüthsart der Neuholländer, so lange man sie nicht beleidigt, und sich schicklicher Mittel bedient, ihre Einfalt zu benutzen.

Nachdem nun der Gouverneur Philipp Port Jakson hinlänglich untersucht, und in allen Rücksicht seinen Wünschen gemäß befunden hatte, kehrte er am 24sten Januar wieder nach Botany-Bay zurück. Die Nachrichten, die man ihm hier so wohl von der Stelle gab, welche die Leute vom Gehölze hatten saubern müssen, als auch von andern Gegenden an der Bay, die man unterdessen noch näher untersucht hatte, waren in so hohen Grade nachtheilig, daß man über die Wahl einer Stelle zur Niederlassung gar nicht mehr unschlüßig bleiben konnte, und Befehle zur Abreise der ganzen Flotte nach Port Jakson sogleich ertheilt wurde.

Man kann es indessen leicht erklären, wie es zuging, daß Botany-Bay dem Capitain Cook in einem vortheilhaftern Lichte als Port Jakson erschien.

Das Augenmerck beyder Befehlshaber war sehr verschieden; der eine forderte bloß Schutz und Erfrischung für ein kleines Schiff, und auf eine kurze Zeit; der andre mußte für eine große Anzahl Menschen sorgen, und war genöthigt einen Ort ausfindig zu machen, wo Schiffe von beträchtlicher Größe sich dem Ufer mit Bequemlichkeit nähern,

Digitized by Google

hern, und zu allen Zeiten in Sicherheit liegen konnten. Ueberdieß ist die Gegend in Botany-Bay reitzend und mahlerisch, und die Menge der verschiedenen Gewächse, die man dort fand, machte sie den Gelehrten an Bord interessant: bey der Wahl eines Orts aber, wo man einen festen Wohnplatz für eine große Anzahl Menschen gründen will, fordert man andere Eigenschaften, als eine angenehme Gegend und botanische Schätze.

Nunmehr machte man alle mögliche Zubereitungen zur Abreise der ganzen Flotte, als man mit einemmale des Morgens zu allgemeinem Erstaunen zwey Schiffe unter französischer Flagge erblickte. In dieser entfernten Gegend hatte man nicht leicht Besuch von Europäern erwartet, und so lange die Absicht dieses Besuchs unbekannt blieb, erregte ihre Erscheinung bey manchen allerhand Besorgnisse, nebst einer Menge von Vermuthungen, von denen einige höchst lächerlich waren. Dem Gouverneur fiel es zuerst ein, daß man in Frankreich zwey Schiffe auf Entdeckung ausgesandt habe, und schloß daher ganz richtig, daß es diese beyden seyn könnten. Weil ihnen aber der Wind ungünstig war, und eine starke Strömung sie nicht allein verhinderte in den Hafen zu segeln, sondern sie sogar nach Süden hin verschlug, hielt es der Gouverneur für unnütz, sich durch zeitverderbende Untersuchungen aufhalten zu lassen.

Den 25sten endlich, sieben Tage nach Ankunft der Supply, in Botany-Bay, verließ der Gouverneur diesen Hafen wieder, und segelte in dem nehmlichen Schiffe nach Port Jakson. Die übrigen erhielten Befehle unter Anführung des Sirius ihm zu folgen, so bald der heftige Wind sich einigermaßen legte. Kaum war die Supply

den Engländern aus dem Gesichte als die beyden französischen Schiffe sich wieder an der Mündung des Hafens sehen ließen, worauf man sogleich ein Boot mit Anerbietung jedes Beystandes, die ihre Lage bedürfte, an sie abfertigte. Durch dieses Boot erfuhr man, daß die Schiffe wie es der Gouverneur vermuthet hatte die Astrolabe und Boussole auf einer Entdeckungsreise unter dem Commando des Herrn de la Peyrouse wären.

Den 26sten verließen die sämmtlichen Transport- und Vorrathsschiffe in Gesellschaft des Sirius die Botany-Bay, und in kurzer Zeit waren alle in Sidney Cove, an dem zu ihrem künftigen Aufenthalt bestimmten Ort versammelt. Die französische Schiffe waren gerade vor der Abfahrt des Sirius in Botany-Bay vor Anker gekommen, und während einer Unterredung, die man damals mit ihnen hatte, äußerte Herr de la Peyrouse ein großes Verlangen, einige Briefe nach Europa abzufertigen, welches der Gouverneur Philipp nicht sobald erfuhr, als er einen Officier ihnen zuschickte, ihm die wahrscheinliche Zeit der Abreise unserer Schiffe anzuzeigen, und ihm zu versichern, daß seine Briefe aufs pünktlichste bestellt werden sollten. Dieser Officier brachte nachher folgende Nachricht von der Reise der Astrolabe und Boussolle mit.

Die Schiffe hatten Frankreich im Junius 1785 verlassen. Sie hatten die Insel Santa Catharina auf der Küste von Brasilien berührt, waren von dort um die südlichste Spitze von Amerika herum in das Südmeer gelaufen, und dann längst den Küsten von Chili, Peru und Californien hinauf gefahren, alsdann hatten sie die Osterinsel, den Nutka-Sund, Cooks-Fluß, Kamtschatka, Menilla,

nilla, die Iles des Navigateurs, die Sandwich- und Freundlichen Inseln besucht.

Auch bey der Norfolksinsel hatte Herr de la Peyrouse die Anker geworfen die starke Brandung ihm aber nicht zu landen erlaubt. In dieser langen Reise hatte er keinen von seinen Leuten durch Krankheiten verloren, aber an der nordwestlichen Küste von Amerika war die Mannschaft zweyer Böte in einer Brandung umgekommen, und zu Masuna einer der Navigator-Inseln hatte M. Langle, der Capitain der Astrolabe ein noch traurigeres Schicksal gehabt. Dieser Officier war mit zwey langen Boten ans Land gerudert, um die Wasserfässer füllen zu lassen. Er hatte vierzig Mann bey sich, und die Eingebohrnen von denen die Franzosen Erfrischung im Ueberfluß bisher erhalten, und mit denen sie immer im besten Vernehmen gelebt hatten, bezeigten bey ihrer Landung nicht die geringste Veränderung in ihren Gesinnungen. Es scheint selbst dem Charakter eines Wilden nicht angemessen, ohne Veranlassung und Beleidigung, Verrätherey, Bosheit auszuüben. Die französischen Officier verließen sich daher auf die von ihnen nie verletzte Freundschaft, und hatten ihre Böte vom Strande ans Trockene gezogen. Es sey aber, daß das friedfertige Betragen der Eingebohrnen bloß eine Würkung der Furcht war, oder daß sie auf irgend eine Art beleidigt waren; genug sie ergriffen die Gelegenheit, da man eben die Böte wieder ins Wasser lassen wollte, die Franzosen mit großer Wuth und ganz unerwartet anzugreifen. Sie machten mit einem gewaltigen Steinregen den Anfang; eine ungeheure Menge Steine wurden mit gewaltiger Kraft, und mit sehr richtigen Augenmaß auf die Fremden geworfen. Herr Langle ward nebst zwölf

andern

andern seiner Leuten, Officieren und Gemeinen, ein Opfer dieser Verrätherey. Die Böte wurden zertrümmert, und die übrige Mannschaft rettete sich mit vieler Mühe in kleinern Boten. Die Schiffe waren mittlerweile unter Seegel, und erfuhren, weil eine Landspitze die Aussicht hemmte, nichts von dem traurigen Schicksale ihrer Reisegefährten, bis bey der Zurückkunft der Bote. Diese betrübten Folgen eines zu blinden Vertrauens müssen nothwendigerweise die Vorsicht der Europäer in ihrem Umgange mit Wilden vermehren aber durchaus kein Mißtrauen erregen. Die Rache dieser Leute ist mehrentheils schleunig und blutig, und sie wird, weil man einander wegen Unkunde der Sprache nicht verständigen kann, sehr leicht durch Mißverständnisse veranlasset. Zum Glück aber ist es nicht unmöglich ihnen viel Vertrauen zu bezeigen, ohne der Klugheit etwas zu vergeben. Sehr oft sind die Gemeinen in ihrem Betragen unvorsichtig, wenn auch die Officiern alle Mittel anwenden, Eintracht zu erhalten, und gegen dergleichen durch Sorglosigkeit veranlaßte Ausbrüche von Unwillen, muß man immer auf seiner Hut seyn. Vielleicht müßte man auch selbst zu Erhaltung der Freundschaft immer dafür sorgen, ihnen eine Art von Ehrfurcht beyzubringen. Unsere Leute haben auch durchgängig bemerckt, daß wehrlose Wanderer von den Eingebohrnen von Neu-Süd-Wales sehr übel behandelt wurden, indeß sie sich gegen bewaffnete Parteyen, die auf ihrer Hut waren immer äußest freundlich bewiesen.

Nunmehro ging die Landung in Sidney-Cove vor sich und man schrit ohne Zeitverlust zur Arbeit, um das Erdreich zum Lager, zur Errichtung der Vorrathshäuser und anderer Gebäude von Strauchholz zu säubern. Die Schwie-

Schwierigkeiten bey diesem nothwendigen Unternehmen waren weit größer, als man sich, ohne auf der Stelle gewesen zu seyn, vorstellen kann. Die Küste und die ganze umliegende Gegend ist mehrentheils mit Holz bewachsen, und ob gleich die Bäume an dieser Stelle sparsamer standen und weniger mit Gesträuch verwachsen waren, als an vielen andern Orten, so waren sie doch von solcher Größe, daß es nicht geringe Mühe machte, sie umzuhauen, und noch größere, sie aus dem Wege zu räumen. Auch waren die meisten Gefangenen wenig zur Arbeit gewöhnt und es fehlte sehr an Aufsehern die sie dazu anhielten, so daß alles noch langsamer von Statten ging, als unter andern Umständen wohl geschehen wäre. Am Abend des 26sten wurden die Fahnen am Lande aufgesteckt, und der Gouverneur nebst den vornehmsten Officieren und einigen andern, die sich bey dieser Gelegenheit versammelt hatten, tranken auf der Stelle auf die Gesundheit des Königs und die Wohlfahrt der neuen Niederlassung mit allen Feyerlichkeiten und Ceremonien die man bey solchen Gelegenheiten für glückweissagend hält, weil sie die Lebensgeister in Bewegung setzen und die Einbildung mit angenehmen Aussichten erfüllen. Von dieser Zeit an bis zu Ende der ersten Woche des Februars herschte überall Geschäftigkeit und Eile. Einige erhielten Befehle, andere führten sie aus, und man kann sich keinen lebhaftern Anblick denken als dieser Theil der Küste bey dem ersten Streben zu Errichtung eines vesten Wohnorts zeigte. Der Plan der neuen Anlage ward bald entworfen, und zu jedem besondern Behufe wurden Plätze abgestochen, um so bald als möglich Ordnung einzuführen. Man hatte aus England die Materialien und das Holzwerk zu einem leichten Interimshause für den Gouverneur mitgebracht: diese brachte man

man nun aus Land, und fügte sie in aller Geschwindigkeit zusammen. Auch errichtete man Hospital-Zelte, deren man bald nur zu sehr bedurfte. Auf der Reise vom Cap bis nach Neu-Süd-Wales hatte man wenige Kranke gehabt, und selbst unter den Gefangenen waren nicht viele gestorben; aber bald nach der Landung brach die Ruhr aus, die verschiedene hinraffte; auch zeigte sich der Scharbock mit einer solchen Wuth, daß es in den Hospital-Zelten nie an Patienten gebrach. Man konnte für die mit dieser Krankheit behaftete nur selten frisches Fleisch oder Fische bekommen; auch eßbare Vegetabilien waren nicht in hinlänglicher Menge vorhanden um die Krankheit merklich zu mildern. In der Ruhr that das rothe Gummi, das man so häufig an dieser Küste findet, große Dienste. Das gelbe hatte auch, obgleich in geringern Grade, eben die Eigenschaften.

Der Baum, von dem man die erste Art von Gummi erhält, ist von ansehnlicher Größe, und hat einen hohen Stamm ehe er sich in Aeste vertheilt. Das rothe Gummi wird gewöhnlich mit sogenanntem Drachenblut verwechselt; doch ist es von demselben darin wesentlich verschieden, daß es sich im Wasser auflöset. Man kann es entweder von dem Baume abzapfen, oder es aus den Adern des Holzes nehmen worin es häufig gefunden wird, doch muß man es zuvor trocken werden lassen. Die Blätter des Baums sind lang und schmal, und haben einige Aehnlichkeit mit den Blättern des Weidenbaums. Das Holz ist schwer und dicht aber so von den Canälen, die den Gummi enthalten, durchschnitten, daß es häufig zu splittern und sich zu werfen pflegt, und in kurzer Zeit

ganz

ganz unbrauchbar wird, vornehmlich wenn man es verarbeitet, ehe es gehörig ausgetrocknet ist.

Das gelbe sogenannte Gummi ist eigentlich ein Harz, das im Wasser gar nicht aufgelöst wird; es hat viel Aehnlichkeit mit dem Gambuge oder Gummi-Gutti, aber nicht dessen färbende Eigenschaft. Die Pflanze, welche dieses Gummi hervorbringt, ist klein und niedrig, und hat schmale grasartige Blätter; die Saamentheile aber wachsen auf eine ganz besondere Art aus der Mitte der Blätter heraus, aus einem einzigen Stengel gerade in die Höhe schießt. Aus diesen Stengeln, welche stark und leicht wie einige rohrartige Gewächse sind, machen die Eingebohrnen gewöhnlich ihre Speere, die sie zuweilen mit einem Stück derselben Substanz, öfters aber mit Knochen zuspitzen. Das Harz wird gewöhnlich aus der Erde um den Pflanzbaum ausgegraben, und ist vielleicht eben das was Taßmann Gummi-Lack aus der Erde nennt. In der beygefügten Kupfertafel sieht man die Figur dieser Pflanze treulich dargestellt und abgebildet.

Der Monat Februar hob mit einem gewaltigen Regen und Ungewitter an, und ein Baum, unter dem man ein Obdach für einige Schaafe errichtet hatte, ward vom Blitz zersplittert, und fünf dieser nützlichen Thiere, die sich eben dort befanden, wurden erschlagen. Die Arbeiten gingen indessen rasch von Statten, so daß man im Anfange des Monats die Vorrathshäuser zu errichten anfing, und ein unermüdeter Fleiß erregte die Hoffnung endlich einmal, wenn gleich langsam, über alle Schwierigkeiten zu siegen.

Capitain Cook hatte Port Jakson gar nicht untersucht, sondern nur in einer Entfernung von zwey bis drey

Meilen

Meilen von der Küste gesehen. Hätte irgend ein glückli- cher Zufall ihn in den Hafen hineingeführt, so würde er ihm unstreitig vor der Botany-Bay den Vorzug einge- räumt haben. Nach dem Ausspruche des Gouverneurs übertrift auch dieser Hafen an Größe und Sicherheit alle andre, die er je gesehen hat; und die erfahrensten See- männer unter seinen Leuten stimmen dieser Meynung bey. Die Mündung von Port Jakson ist nicht mehr als zwey Meilen breit, allmählig aber dehnt sich der Hafen zu dem herrlichsten, geräumigsten Bassin aus welches für die größten Schiffe hinlängliche Tiefe hat und Raum genug irgend eine Anzahl Schiffe in vollkommener Sicherheit zu fassen. Seine Richtung ist vornehmlich nach Westen hin, etwa dreyzehen englische Meilen weit landeinwärts. In diesem Bezirk findet man nicht weniger als hundert kleine Buchten, welche von schmalen vorspringenden Landspitzen gebildet werden, und vortreflichen Schutz gegen alle Win- de gewähren. Sidney-Cove liegt an der südlichen Spitze des Hafens, fünf bis sechs Meilen von der Mündung. Die Landspitzen, welche die verschiedenen Buchten bilden, sind meistentheils mit Holz bewachsen, und doch ist das Erdreich auf denselben so felsig, daß man sich wundern muß, wie die Bäume hinlängliche Nahrung finden, um eine so beträchtliche Größe zu erlangen; das Erdreich zwi- schen den Felsen aber ist sehr gut, und in diesen Zwischen- räumen stehen mehrentheils die vornehmsten Wurzeln.

In andern Gegenden der Küste, unmittelbar um Port Jakson herum, ist das Erdreich verschieden. Die Landenge, welche den südlichen Theil des Hafens von der See trennt ist meist Sand. Zwischen Sidney-Cove und Botany-Bay findet man zuerst einen Wald, welcher an

einigen

einigen Orten anderthalb, an andern drey Meilen breit ist, und jenseit desselben liegt eine dürre sandige Haide mit vielen Sümpfen untermischt. Nach Westen hin erblickt man, so weit das Auge reicht, nichts als Wald. Anfänglich schien es, als ob in den obern Gegenden an der Bay das Erdreich besser als anderwärts wäre. In der Folge aber glaubte man, diese Gegend müßte wahrscheinlich ungesund seyn, weil sie zur Zeit der Ebbe nicht überall trocken bleibe, und die Krümmungen des Hafens und die vielen Wälder dort das freye Durchstreichen der Winde hemmen.

In verschiedenen Gegenden des Hafens stehen die Bäume einzelner als bey Sidney-Cove; einige dieser Stellen haben auch süßes Wasser, und dem Anschein nach ein fruchtbares Erdreich, welches der Gouverneur, so bald man nur die Arbeiter entbehren konnte, anzubauen beschloß. Der Umstand aber, daß man an dem ersterwähnten Orte die Lebensmittel und die Gewächse mit so leichter Mühe landen könnte, bewog ihn, Sidney-Cove vor allen andern als den Hauptsitz der Niederlassung den Vorzug zu geben. Hätte man auch versucht, alle diese Dinge nur eine einzige Meile weit ins Land hinein zu schaffen, so wäre wahrscheinlich das ganze Unternehmen gescheitert, weil sich der Landfracht so unzählige Hindernisse entgegensetzen. Die Besorgung der nothwendigsten Geschäfte und die Ertheilung der mannigfaltigen Befehle, welche die erste Errichtung erforderte, hatten alle Stunden des Gouverneurs beschäftiget, daß er bisher noch keinen müßigen Augenblick gefunden hatte, um sich völlig in Besitz seiner Gewalt und seines Titels als Gouverneur zu setzen.

Endlich machte die Geschäftigkeit der ersten Zubereitungen diesem ruhigen Unternehmen Raum.

Der 7te Februar 1788 war der denkwürdige Tag, an dem eine förmliche gesetzmäßige Regierung an der Küste von Neu-Süd-Walles eingeführt ward. Aus einleuchtenden Gründen suchte man dieser Ceremonie alle nur mögliche Feyerlichkeit und Würde zu geben. Die ganze Colonie versammelte sich auf einem vorher dazu geebneten Platze, die Soldaten ordentlich aufgezogen, standen unter den Waffen: an einer besondern Stelle waren die Gefangenen und rund um den Gouverneur her standen diejenigen, welche die vornehmsten Aemter unter ihm verwalten sollten. Alsdann ward die Königliche Bestallung von Herrn Collins dem Hoffiskal (judge advocate) abgelesen. Durch diese ward Herr Arthur Philip zum Oberbefehlshaber und Gouverneur von ganz Neu-Süd-Wales ernannt, welches sich von dem nördlichen Vorgebirge oder dem äußersten Theil der Küste Cap York genannt in 10 Grad 37 Min. südlicher Breite, bis zum Süd-Cap in 43 Grad 39 Min. ebenfalls südlicher Breite erstreckt, und landeinwärts bis zum 135 Grad östlicher Länge, von der Mittagslinie von Greenwich an gerechnet, mit Inbegriff aller Inseln innerhalb der oben erwähnten Grade der Breite, wie auch aller Städte, Garnisonen, Schlösser, Festungen und anderer Fortificationen, welche in der Folge auf diesem Gebiete so wohl, als den angeführten Inseln errichtet werden können. Hierauf ward die Parlaments-Acte zu Errichtung der Gerichtshöfe verlesen, und zuletzt die unter dem großen Siegel ertheilten Bestallungen welche die gehörigen Personen ernennen und bevollmächtigen, diese Gerichtshöfe zu versammeln und zu halten,

ten, so oft die Umstände es erfordern werden. Die Stelle eines Vice-Gouverneurs erhielt der Major Roß von den See-Soldaten. Eine dreyfache Salve der paradirenden Soldaten beschloß diesen Theil der Feyerlichkeit. Jetzt trat der Gouverneur hervor und wandte sich zu den gemeinen Soldaten, um ihnen für ihre durchgängig gute und muthige Aufführung bey allen Gelegenheiten zu danken: eine Ehre, die ihnen bey der nächsten allgemeinen Versammlung zum zweytenmale wiederfuhr. Darauf redete er die Gefangenen an und erklärte ihnen aufs deutlichste die Beschaffenheit ihrer ganzen Lage. Er ermahnte sie, zu bedenken, daß die mehrsten unter ihnen durch den gedachten Ausspruch der Gesetze ihr Leben verwirkt hätten: daß aber die Milde eben dieser Gesetze sie in eine Lage gebracht habe, wo sie durch Fleiß und gute Aufführung die verscherzten Vortheile und die Achtung der bürgerlichen Gesellschaft wieder erlangen könnten. Sie waren nicht allein im Besitz jeder Aufmunterung, um den Versuch getrost zu wagen, sondern auch beynahe von aller Versuchung zum Laster entfernt. In dieser kleinen Gemeinschaft wäre wenig, was einer dem andern rauben könnte, und jeder Versuch dieser Art müßte bey einer so geringen Anzahl von Menschen beynahe unausbleiblich entdeckt werden. Denen die man auf solchen Vergehungen ertapte, könnte er keine Gnade versprechen, wie auch überhaupt keinem, der in ihrer Lage es wagen würde, den Frieden und die Ordnung des neuen Staats zu stören. Die schonende Barmherzigkeit hätte an ihnen schon ihre Pflicht erfüllt, und es ließe sich weiter nichts gutes von Menschen erwarten, welche weder die gehabten Warnungen, nach die besonderen Umstände ihrer Lage vor Missethaten bewahren könnten. Die Gesetze würden daher mit aller Strenge gegen die

Verbrecher verfahren. Indessen diejenigen, derer Betragen nur einigermaßen Besserung hoffen ließe, sich aller möglichen Aufmunterung getrösten könnten. Vorzüglich erwähnte er des gesetzlosen Umgangs beyderley Geschlechts, als eines Umstands, der die Sittenlosigkeit sehr vermehrte, und der Gesellschaft in mancher Rücksicht schädlich wäre. Dieses zu verhüten, munterte er sie zum Heyrathen auf, und versprach denen, die durch ihre Bereitwilligkeit in diesen Stand zu treten, den Gesetzen, der Religion und Moral gemäß zu leben, eine aufrichtige Neigung bezeigen würden, alle mögliche Hülfe und Unterstützung. Endlich beschloß der Gouverneur seine Anrede, indem er ein ernstliches Verlangen äußerte, die Glückseligkeit aller seiner Unterthanen zu befördern, und die Niederlassung zu Neu-Süd-Wales vortheilhaft und ehrenvoll fürs Vaterland zu machen.

Diese Rede, welche mit lautem Beyfall aufgenommen wurde, beschloß die Feyerlichkeiten des Tages. Auch war sie nicht ohne Wirkung, denn schon in der folgenden Woche wurden vierzehn Heyrathen unter den Gefangenen geschlossen. Nunmehr ging die Versammlung auseinander, und der Gouverneur nahm die Revue der Truppen auf dem zur Parade bereiteten Platz vor. Nachher bewirthete er die Officiere bey sich, und der erste Abend seiner Regierung verstrich in unschuldiger Fröhlichkeit unter wiederholten Wünschen für das Wohl der neuen Colonie.

Nicht leicht konnte das Ruder des aufkommenden Staats bessern Händen anvertraut werden. Der Gouverneur Philipp scheint alle Eigenschaften zu vereinigen, die einen glücklichen Fortgang des Unternehmens versprechen, in so fern dieß von den Kräften eines einzelnen Men-

Menschen abhängt. Er ist scharfsinnig, thätig, und vereiniget ausharrende Festigkeit in Behauptung seiner rechtmäßigen Gewalt mit Sanftmuth und Güte, wodurch er, wo möglich sogar die Eingebohrnen von Neu-Süd-Wales zu einer freywilligen Unterwürfigkeit zu bringen hoffte, oder wenigstens in Ermanglung derselben einen festen Freundschaftsbund mit ihnen zu bewirken. Aus wahrer Menschenliebe hatte er auch von seiner ersten Landung beschlossen, sie mit unveränderter Güte zu behandeln, und sich nur durch die höchste Nothwendigkeit bewegen zu lassen, je auf sie Feuer zu geben. Diesem Entschluß hat er bisher glücklicherweise getreu bleiben können, aber seine Bemühungen, einen freundschaftlichen Umgang zwischen beyden Nationen zu stiften, sind noch zur Zeit fruchtlos geblieben. Herr de la Peyrouse hatte während seines Aufenthalts in Botany-Bay einen Streit mit den Eingebohrnen, der ihn unglücklicherweise nöthigte seine Feuergewehre gegen sie zu gebrauchen, und dieser Zufall, wie auch das üble Betragen einiger Missethäter, die allen Verboten und gedrohten Strafen zum Trotz, es dennoch wagten, sich unter sie zu begeben, hat eine Schüchternheit unter den Wilden hervorgebracht, die man aller angewandten Bemühungen ungeachtet, noch nicht ganz hat heben können. Wahrscheinlicherweise nimmt ihr Widerwille gegen die Europäer dadurch zu, daß sie die Absicht derselben, beständig dort zu bleiben entdeckt haben, auch daß sie ihre Nebenbuhler an ihren besten Fischerplätzen geworden. Einige der Gefangenen, die in den Wäldern herumgestreift haben, sind von den Eingebohrnen theils getödtet, theils gefährlich verwundet worden, doch ist es wahrscheinlich, daß in diesen Fällen die Gefangenen mehrentheils immer die angreifende Partie waren.

So wie man weiter in den Februar kam, stellte sich häufiger und starker Regen ein, welcher es höchst nothwendig machte, für die Leute ein sicheres Obdach zu errichten; um dieses zu bewerkstelligen, brauchte man aber eine Menge Handwerker, und eben daran litt man großen Mangel. Von allen Schiffen konnte man nur sechszehn Zimmerleute zusammenbringen, und unter den Gefangenen, waren nur zwölf, die dieses Handwerk verstanden, von diesen aber waren gerade verschiedene krank, so daß die gesammte Anzahl aller Arbeiter, im Verhältniß mit den zu verfertigenden Gebäuden sehr unzulänglich war. Diesen fügte man noch hundert Gefangene als Handlanger bey. Aber alle Anstrengung war vergebens, um das Werk so bald als man wünschte, zu vollenden; und in der Mitte des Mays waren die Casernen für die Soldaten, die Hütten für die Officiere, das Hospital und die Magazine für die Lebensmittel, die man noch nicht gelandet hatte, noch unvollendet: selbst der Gouverneur wohnte noch in einer Hütte von Seegeltuch, die weder dem Wind noch dem Regen undurchdringlich war.

Den 14ten Februar schickte man mit dem Schiffe Suggly eine Anzahl Leute aus, die sich auf einer kleinen Insel gegen Nordwesten von Neu-Seeland in 29 Grad südlicher Breite und 168 östlicher Länge von London niederlassen sollten. Capitain Cook hatte sie entdeckt und vortheilhaft beschrieben, auch der edlen Familie Nordfolk zu Ehre Nordfolk-Eyland genannt. Der Gouverneur ernannte zum Oberaufseher der neuen Niederlassung und zum Commendanten der Insel den Herrn Philipp Gidley King, zweyten Lieutenant am Bord des Königlichen Schiffes Sirius, den er wegen seiner Kenntnisse im Seewesen

wesen und seines unveränderten Eifers im Dienste sehr schätzte. Weil man schon überzeugt war, die Insel sey unbewohnt, gab man dem Lieutenant King nur ein kleines Detaschement mit, bestehend in einem Subaltern-Officier, sechs See-Soldaten, einem See-Cadetten, einem hoffnungsvollen Jüngling, einem Chirurgus, zweyen Leuten die den Anbau und die Behandlung des Flachses verstanden, nebst neun Gefangenen männlichen und sechs weiblichen Geschlechts. Ihm wurden dabey folgende Verhaltungsbefehle auf seinem Posten ertheilt.

Zuerst sollte er alle Maßregeln nehmen, sich und seine Leute, nebst allem Vorrath an Lebensmitteln und andern Dingen in Schutz und sicheres Obdach zu bringen, und sodann sogleich zum Anbau der Flachspflanze zu schreiten, welche häufig auf der Insel wild wächst: ferner Baumwolle, Getreide und andere Gewächse deren Saamen man ihm mit gab, bauen, deren Ertrag aber als Staats-Eigenthum betrachten, und als solches berechnen, damit man erführe, wie viel man zum allgemeinen Gebrauch auf der Insel ziehen könne, und welche Artikel, ferner nachgeschickt werden müßten. Seiner Willkühr überließ man es, den nöthigen Theil des gewonnenen Getreides zum Gebrauch zu verwenden; doch ward ihm anbefohlen, es mit möglichster Sparsamkeit zu benutzen, und über alles Rechnung zu führen.

Von der Beschaffenheit des Erdbodens sollte er suchen Kenntnisse zu erlangen, wie viel Baumwolle, Getreide oder Flachs man ungefähr dort erzielen könnte, wie auch welche Anzahl Vieh die Insel zu unterhalten im Stande sey, und wie viele Menschen zu diesen verschiedenen Endzwecken erforderlich seyn möchten. Ferner sollte

er beobachten, welches die herrschenden Winde in den verschiedenen Jahrszeiten und der beste Ankergrund bey Nortfolk wäre, wie auch die Beschaffenheit der Ebbe und Fluth, und wenn die trocknen und regenichten Zeiten angehen und aufhören.

Man versorgte ihn mit einem vierruderigen Bote, nebst dem gemessenen Befehl, unter keinerley Vorwand die Erbauung eines verdeckten, oder auch nur eines offenen Fahrzeuges über zwanzig Fuß lang zu erlauben, oder selbst dergleichen zu bauen; sollte auch durch irgend einen Zufall ein Bot von der oben bestimmten Größe an die Insel getrieben werden, so erhielt der Lieutenant King Befehl, solches sogleich durchlöchern zu lassen, und bis auf weitere Ordre unbrauchbar zu machen.

Man versorgte die neue Niederlassung mit Lebensmitteln auf sechs Monate, mit dem Versprechen, innerhalb dieser Zeit einen neuern Vorrath zu besorgen; doch trug man dem Commandeur auf sich Fische und Gemüse anzuschaffen und die Lebensmittel möglichst zu rathe zu halten.

Die Gefangenen sollten als eine der Krone zuständiges Eigenthum zum Vortheil des Staats arbeiten. Er müsse aber über ihr gutes und böses Verhalten genau wachen, um sie in der Folge nach Verdienst zu bestrafen oder zu belohnen.

Alle Sonntage sollte die Litaney der Englischen Kirche mit aller gehörigen Feyerlichkeit verlesen und für die Beförderung der Religion und guten Zucht gesorgt werden. Herr King sollte auch dem Gouverneur, so oft sich dazu Gelegenheit fände, genaue und umständliche Nachricht von seiner besondern Lage und allen Ereignissen geben.

Mit

Mit allen Schiffen sie möchten der Englischen oder andern Nationen zugehören, die auf der Insel ankommen könnten ward ihm aller Umgang und Handel untersagt, es sey denn, daß sie sich in einem hülfsbedürftigen Zustand befanden, in welchem Falle sie ihnen allen ersinnlichen Beystand leisten dürften. Der Gouverneur Philipp entdeckte bald zu seinem großen Leidwesen, aber ohne Zweifel auch ohne Befremdung, daß es in der ihm anvertrauten Gesellschaft, ganz besonders nöthig sey, sehr streuge auf die Ausübung der Gesetze zu halten. Unter seinen Untergebenen befanden sich Menschen, welche weder Nachsicht rühren, noch Strenge im Zaum halten konnte; die mit allem Gefühl für Pflicht und Wohlanständigkeit auch alle Liebe zum Leben verloren hatten, und sich mit gleichem Muthwillen und Leichtsinn den Pfeilen der Wilden und den härtesten Strafen bloß gaben; zu denen man, wenn gleich mit dem größten Widerwillen am Ende doch seine Zuflucht nehmen muß, wenn alle gelinde Mittel fehlschlagen. Gegen das Ende des Februars ward ein Criminalgericht zusammen berufen, in dem sechs von den Gefangenen zum Tode verurtheilet wurden. Einer, welcher der Rädelsführer gewesen war, ward denselben Tag hingerichtet, von den übrigen aber einer begnadiget, und das Urtheil der andern aufgeschoben, und diese in der Folge nach einer kleinen Insel innerhalb der Bay verbannt, wo sie sich mit Brodt und Wasser behelfen mußten. Diese Leute hatten häufig die Magazine, wie auch ihre Nebengefangenen bestohlen. Vornehmlich hatte man den Hingerichteten und zwey andere ertapt, daß sie gerade an dem Tage da sie Lebensmittel auf acht Tage erhielten, die Magazine beraubt hatten. Dieß war noch dazu zu einer Zeit geschehen, da man ihnen auf Verordnung des See-Etats eben die

Portionen als den Soldaten reichte, den Brandwein ausgenommen. So tief hatte die unselige Fertigkeit zu stehlen Wurzel geschlagen, daß selbst der wirkliche Mangel irgend eines Bewegungsgrundes sie nicht zurückhalten konnte.

Den 2ten März ging der Gouverneur mit 2 Boten nach einer Gegend hin, welche acht Meilen nordwärts von Port Jakson liegt, und von Capitain Cook, der sie entdeckte, den Namen Brocken-Bay erhielt. Man fand eine sehr weitläuftige Bucht. Die erste Nacht brachten die neuen Untersucher in ihren Böten zu, innerhalb des Schutzes einer felsigen Landspitze an der nordwestlichen Seite der Bay, und zwar weil die Wilden sehr zahlreich zu seyn schienen. Den folgenden Tag fuhren sie über eine Sandbank, auf der nur Wasser für kleine Gefäße war, und liefen über dieselbe in einen weitläuftigen Arm ein, aus dem das mit der Fluth zurückkommende Wasser so stark herausströmte, daß die Böte gegen dasselbe nicht den Strom hinauf rudern konnten. Hier war auch das Wasser minder tief. Diese Oefnung schien in einige kleine Arme und einen großen See auszulaufen, den man aber damals nicht untersuchen konnte, weil die Zeit zu kurz war, wegen der vielen Sand- und Schlammbänke einen Canal für die Böte auszuforschen. Beynahe die ganze Gegend an diesem obern Arm der Bay war niedrig und voller Sümpfe. Man sahe auch daselbst Pelikane und andere Wasservögel in großer Menge. Vornehmlich bemerkte man eine Gattung, die für ganz unbekannt gehalten, und die gekrönte Möve genannt wurde. Vermöge einer nach England geschickten Zeichnung dieses Vogels erfuhr man, daß er zu der Gattung gehöre, welcher Herr

Latham

Latham in seiner Synopsis von Vögeln die Caspische Tern nennt, und als die zweyte Abart diese Gattung beschreibt.

Sie verließen nunmehr den nordwestlichen Arm von Brocken-Bay, und ruderten queer über dieselbe nach dem südwestlichen Arm, den sie auch sehr geräumig und in demselben eine Oefnung nach Westen zu fanden, in dem unzählige Schiffe sichern Schutz gegen alle Stürme genießen könnten. Auch war hinlängliche Tiefe für die größten Schiffe, denn am Eingange fand man mit dem Senkbley sieben Klafter und weiter hin noch mehr.

Ein anhaltender Regen verhinderte ihn hier die umliegende Gegend zu untersuchen. So viel aber sahen sie, daß das Land weit höher als um Port Jakson herum, felsiger und eben so mit Holz bewachsen war. Selbst auf den Gipfeln der Berge, die nur den Vögeln erreichbar schienen, sahe man die größten Bäume. So bald man um die Landspitze herum segelt, welche den südlichen Eingang der Bay ausmacht, findet man noch einen dritten Arm, den er für das schönste Bassin hielt, so er je gesehen, und es mit dem Namen Pitts-Wasser beehrte.

Dieß Bassin so wohl als der südwestliche Arm hat einen so weiten Umfang, daß es die ganze Seemacht von Groß-Britanien fassen könnte. Doch findet man auf einer schmalen Sandbank queer vor der Mündung zur Zeit der Ebbe nur achtzehn Fuß Wasser. Innerhalb dieser Sandbank aber ist es sieben bis funfzehn Klaftern tief. Das Land ist hier nicht so hoch als an dem westlichen Arme, und es giebt hier einige vortrefliche Stellen, die zum Ackerbau sehr tauglich wären. Beynahe in allen Buchten entdeckte man kleine Quellen von süßem Wasser,

und

und von den Anhöhen, welche der Regen jetzt unzugänglich gemacht hatte, stürzten drey Wasserfälle herab.

Auf dieser Fährt fielen viele Unterredungen mit den Wilden vor. Gleich nach der ersten Landung der Engländer in Brocken-Bay kamen einige Weiber zusammen mit den Männer an den Strand hinunter. Von diesen war eine, die noch sehr jung schien, besonders munter und gesprächig. Dieß war vorzüglich auffallend, weil man allgemein bemerkt hat, daß die Weiber in diesem Lande bey weitem nicht so lebhaft als die Männer sind, und unsern bisher gemachten Erfahrungen nach, unter großem Druck leben. Die Männer begegnen ihnen mit geringer Zärtlichkeit; indeß ist zu vermuthen, daß sie mehrentheils in den Canoes beschäftiget werden, weil man in diesem häufig Weiber mit ganz jungen Kindern an der Brust gesehen hat. Die junge Dame, welche am andern Tage in ihrem Canoe die Engländer wieder besuchte, stand diesmal auf und unterhielt sie mit einem Gesang, der gar nicht unangenehm war. Die Männer bezeigten sich indessen sehr bereitwillig den Engländern beyzustehen, um Feuer zu machen, und waren überhaupt ganz freundschaftlich. Der Gouverneur und seine Gesellschaft gingen hier in einer Bay ans Land, um das Netz auszuwerfen, und wurden von einer großen Anzahl der Eingebohrnen begleitet. Bey dieser Gelegenheit bemerkte der Gouverneur zum erstenmale, daß die Weiber beynahe durchgängig zwey Gelenke des kleinen Fingers der linken Hand verloren hatten. Da dieses alles verheyrathete Weiber zu seyn schienen, so schloß er anfänglich, es müsse ein Theil ihres Heyraths-Ceremoniels seyn, als er nachmals aber in eine Hütte ging, in der verschiedene Weiber waren, bemerkte er ein Mägdchen von fünf bis sechs Jahren,

Jahren, deren linke Hand auf eben diese Art verstümmelt war, und zu gleicher Zeit ward man ein altes Weib und noch eine andere Frau gewahr, die Kinder zu haben schienen, deren Finger alle unbeschädigt waren. Auch sahe man in der Folge noch mehrere Beyspiele von schwangern Weibern und anderen, die offenbar Ehefrauen waren und diese zwey Gelenke noch nicht verloren hatten, und wiederum Kinder, denen sie dagegen fehlten. Was auch immer die Veranlassung zu dieser Verstümmelung seyn mag, so ist doch dieß gewiß, daß sie nur bey den Weibern vorgenommen wird, und vermöge ihrer mangelhaften Werkzeuge muß es eine überaus schmerzhafte Operation seyn. Man hat bey ihnen nichts bemerkt, das zu dieser Amputation nur einigermaßen nützlich wäre, außer einer Muschel, die an einem kurzen Stock befestiget ist, mit welcher sie ihre Speere zuspitzen oder die Austern von den Felsen brechen. Nie wird mehr als ein Finger abgeschnitten, und bey allen geschehenen Fällen war es immer der nehmliche, welcher gelitten hatte.

Die Männer zeichnen sich wieder auf eine andre Art aus, indem sie sich den rechten Vorderzahn an der Kinnlade ausreissen lassen. Der Gouverneur bemerkte dieß und zeigte ihnen, daß auch er einen von seinen Vorderzähnen verloren habe, welches ein allgemeines Aufsehen erregte, und er glaubte zu bemerken, sie rechneten ihm dieß zum Verdienst an. Ferner fand man, daß der Knorpel in der Nase bey ihnen durchbohrt, und wie Capitain Cook es beschreibt, ein langer Knochen oder Stock durchgesteckt war. Doch sahe man auch auf dieser Expedition verschiedene alte Männer, die keinen Zahn verloren hatten deren Nasen auch nicht mit diesem ungestalten Zierrath prangten: wahrschein-

scheinlich sind dieses also Abzeichen irgend einer Würde. Der Ehrgeitz fordert überall dergleichen, und wo man keine Kleider trägt, muß man sie dem Körper selbst einverleiben.

Ob die Narben, die man auf ihrer Haut bemerkt, auch von dieser Art waren, oder wie Capitain Cook aus ihren Gebehrden schloß, Beweise der Traurigkeit über den Verlust ihrer Freunde vorstellen sollten, konnte man noch nicht mit Gewißheit erfahren. Die Narben selbst sind von sonderbarer Beschaffenheit: zuweilen ist die Haut verschiedene Zoll lang von dem Fleische erhöht, und sieht aus als wenn sie eine mit Luft angefüllete Blase wäre, die mehr als einen viertel Zoll im Durchschnitt hält. Man macht die Narben in mehreren Gegenden des Körpers, vornehmlich um die Brust und Aerme herum und häufig an den Knöcheln der Füße; auch der Kopf geht nicht immer frey aus. Vorzüglich zeigte einer von den Männern, indem er die Haare von der Stirne wegstrich, dort eine große Narbe, dann eine andre auf dem Fuß, und so fort auf dem ganzem Leibe, und schien nicht wenig stolz auf die Anzahl derselben zu seyn. Die Weiber schienen weniger bereitwillig, ihre verstümmelten Finger sehen zu lassen; daher konnte man auch nicht bestimmen, wie allgemein diese Verstümmelung war, denn obgleich sie sich nicht zu verbergen suchten, und eben so wenig einen Begriff hatten, daß man einen Theil des Körpers eher bedecken müsse als den andern, so waren sie doch im Ganzen schüchtern und furchtsam und hielten sich mehrentheils entfernt. Sie kamen nie so freymüthig als die Männer heran, zuweilen wollten sie nicht einmal ihre Canoes verlassen, sondern machten Zeichen, man sollte die ihnen bestimm-

stimmten Geschenke nur den Männern geben. Noch sind wir nicht hinlänglich mit den Sitten dieser Leute bekannt um zu entscheiden, ob diese Zurückhaltung bloß eine Folge der Schüchternheit der Weiber, oder vielmehr der Eifersucht der Männer ist, von denen sie augenscheinlich in strenger Zucht gehalten werden.

Hier hatten die Engländer auch Gelegenheit, ihre Art zu Fischen zu beobachten: ihre Fischhaken verfertigen sie aus dem innern Theil einer Muschel, welche wie Perlmutter aussieht. So bald nun ein Fisch, den sie für zu stark halten, um ihn bloß mit der Schnur aus Land zu ziehen an der Angel anbeißt, zieht einer von ihnen ihn sanft nach dem Ufer hin indeß ein anderer mit einem Speer bereit steht, nach ihm zu werfen, welches ihnen auch selten fehlschlägt. In dem Kupfer, welches diese Handlung vorstellt, hat der Kupferstecher aus Versehn die Körper der Figuren zu weiß vorgestellt. Uebrigens aber ist es eine getreue Darstellung.

Indem man zuerst den südlichen Arm der Brocken-Bay untersuchte, hatte man wegen des starken Windes und heftigen Regens große Schwierigkeiten um die Landspitzen, welche hier die verschiedenen Buchten und Krümmungen trennen, zu schiffen. Man machte hierauf einen Versuch zu landen; das Wasser hatte aber für das Bot nicht hinlängliche Tiefe. Die ganze Zeit über da dieses vorging, standen ein alter Mann und sein Sohn auf dem Felsen, dem sich das Bot zu nähern strebte, und zeigten den Engländern mit vieler Theilnehmung die Stellen an wo das Wasser am tiefsten war. Nachher brachten sie ihnen auch Feuer, und schienen geneigt ihnen alle mögliche Dienste zu leisten. Zwey von den Officieren ließen sich

auch

auch von dem alten Manne nach einer Höhle führen, die er ihnen in einer Entfernung zeigte. Unglücklicherweise aber konnte er sie durch alle seine Zeichen nicht bewegen hinein zu gehn, und dieß war ein schlimmer Umstand, denn es regnete sehr heftig, und am andern Tage fand man daß die Höhle groß genug war, der ganzen Gesellschaft sichern Schutz zu gewähren. Der alte Mann gab sich unendliche Mühe, dieses begreiflich zu machen; man beurtheilte aber den Grund seines Eifers falsch, und seine Gäste büßten für ihren Argwohn. Dies schreckte ihn nicht ab, er fuhr fort behülflich zu seyn das Gesträuche wegzuräumen, und Zubereitungen zum Nachtlager für die Leute zu machen, und am andern Morgen belohnte man seine Dienstfertigkeit mit einigen Geschenken. Zwey Tage nachher, als der Gouverneur wieder nach diesem Ort zurückkehrte, begegnete ihm eben dieser alte Mann, der ihm sogleich mit Tanzen und Singen entgegen kam. Sein Sohn und einige andere waren bey ihm, und man beschenkte sie mit einem Beil und andern Kleinigkeiten; und da der Gouverneur am folgenden Tage nach Port Jakson zurück zu fahren beschlossen hatte, hoffte man, daß die so glücklich angefangene Freundschaft keine Veränderung erleiden würde. Diese Hofnung aber ward bald vereitelt, denn kaum war es dunkel geworden, so stahl der alte Mann einen Spaten und ward damit ertapt. Der Gouverneur hielt es für billig, bey dieser Gelegenheit einiges Mißvergnügen zu äußern, und als der Delinquent sich näherte, gab er ihm einige Schläge auf die Achsel und stieß ihn von sich, indem er auf den Spaten hinwies. Diese kleine Strafe machte aller Freundschaft ein Ende. Der alte Mann ergriff ein Speer, trat dicht an den Gouverneur heran, wog den Speer in seiner Hand, und schien ent-

schlossen

schlossen ihn fortzuschleudern. Als er aber sahe, daß seine Drohungen verachtet wurden, denn sein Gegner wollte lieber den Wirkungen seines Zorns Trotz bieten, als auf ihn Feuer geben, vielleicht auch, weil seine Landsleute ihn warnten, ließ er seinen Speer einige Minuten darauf sinken, und ging davon. Doch verdiente sein Muth bey dieser Gelegenheit immer Achtung, indem der Gouverneur nicht allein war, sondern verschiedene Officiere um sich hatte. Persönliche Tapferkeit scheint also eine von den Eigenschaften zu seyn, die man ihnen nicht abstreiten kann. Am folgenden Morgen kam der alte Mann mit vielen andern Wilden wieder; um ihn aber seinen Fehler fühlbar zu machen bekümmerte man sich weniger um ihn als um seine Cameraden, denen man Beile und andere Dinge schenkte.

Es war nunmehr der 9te März und der Gouverneur kehrte, nachdem er einige nützliche Kenntnisse von dem Lande erlangt und verschiedene Zusammenkünfte gehabt hatte, ohne von seinem Lieblingsplan der Güte und Sanftmuth abgewichen zu seyn, nach Port Jakson zurück. Er hatte zugleich gestrebt, ihre Freundschaft und ihr Vertrauen zu gewinnen, und wenn auch diese menschenfreundlichen Absichten in der Folge durch die gewissenlose Ungebundenheit einiger verderbter Menschen vereitelt wurden, so konnte dieß dem Gouverneur vohl Mißvergnügen verursachen, er selbst aber sich doch keine Vorwürfe darüber machen.

Der beynahe unablässige Regen verhinderte den Gouverneur zu Lande zurückzukehren, um die Beschaffenheit einiger Gegenden zu erforschen, die ihm gut und frey von Waldungen zu seyn schienen.

Den 10ten März verließen die französischen Schiffe die Botany-Bay. Während ihres Aufenthaltes in derselben hatten sie zwey lange Bote, deren Zimmerwerk sie mitgebracht hatten zusammengesetzt; wir hatten in diesem Zeitraum nur wenig Umgang gehabt, indem beyde zu sehr beschäftiget waren, um die Zeit mit Belustigungen hinzubringen. Doch hatte der Capitain Clouard bey dem Gouverneur einen Besuch abgestattet um ihm die für den französischen Gesandten bestimmten Briefe zu überbringen, und zu eben der Zeit waren auch einige englische Officiere zu Lande nach Botany-Bay gegangen, dort ihre Aufwartung zu machen; beyde Theile wurden natürlicherweise mit Höflichkeit und Gastfreyheit empfangen. Einige von den Gefangenen hoften auch die Gelegenheit zu benutzen, indem sie entsprangen, und auf den Französischen Schiffen unterzukommen versuchten, wo sie aber wie sichs gehörte, abgewiesen wurden. Diese Schiffe reisten jetzt nach Norden hin, wo sie neue Untersuchungen anstellen wollten.

Während des Aufenthalts des Herrn de la Peyrouse in der Botany-Bay starb Herr Peter le Receveur, welcher als Naturkundiger die Reise in der Astrolabe mit gemacht hatte. Einige Wunden, die er in dem unglücklichen Vorfall auf der Navigator-Insel davon trug, waren die Ursache seines Todes. Man errichtete seinem Andenken ein leichtes Monument mit folgender Inschrift:

Hic jacet le Receveur, e f. f. Minimis Galliæ Sacerdos Physicus in Cercumnavigatione Mundi, Duce De la Peyrouse ob. 17. Feb. 1788.

Als dieses Denkmal bald nachher von den Eingebohrnen zerstört wurde, ließ der Gouverneur die Inschrift auf

auf eine Kupferplatte stechen, und an einen benachbarten Baum befestigen. Zu Kamtschatka in dem Hafen von Peter und Paul hatte Herr de la Peyrouse dem Andenken des Capitain Clerke eine ähnliche Ehre erwiesen.

Den 19ten dieses Monats langte der Lieutenant Boll in der Supply von der Norfolk-Insel an. Er hatte das Eyland den 29sten Februar erreicht, aber fünf Tage an der Küste zugebracht, ehe er einen Ort finden können, um die Lebensmittel und den andern Vorrath zu landen, indem die Insel dermaßen von Felsen umringt ist, daß es sogar Schwierigkeiten machte die Mannschaft ans Land zu setzen. Endlich gelang es ihnen doch, an dem südwestlichen Ende der Insel eine kleine Oefnung in dem Rief zu entdecken, der sich dort queer vor einer Bay ausdehnte, und hier ward alles in völlige Sicherheit aus den Schiffen gebracht. Der Brief des Commendanten enthielt die schmeichelhaftesten Hofnungen, in Absicht auf die viel versprechende Beschaffenheit seiner neuen Herrschaft, und später eingelaufene Nachrichten haben diese günstige Meinung bestätiget. Er beschrieb die Norfolk-Insel als einen einzigen fortgesetzten Wald oder vielmehr als einen mit Fichten besetzten Garten, die an Geradheit, Größe und Stärke alle überträfen die er je gesehen hätte. Ueberall hat man eine fette, schwarze Gartenerde fünf bis sechs Fuß tief gefunden, und alle ausgesäten Getreidearten und Gesäme sind vortreflich aufgegangen, diejenigen ausgenommen, welche auf der Reise beschädiget oder von den Würmern verderbt waren.

Um Wiederholungen zu vermeiden, wird es am besten seyn, hier alle Nachrichten, die Norfolk-Insel betreffend, auf einer Stelle zu vereinigen, obgleich man aus einigen

unter ihnen deutlich ersieht, daß sie von spätern Beobachtungen herrühren, als die damals von der Supply mitgebracht wurden.

Die Insel Norfolk hat ungefähr sieben Seemeilen im Umfange, und sollte sie auch nicht, wie viele andere kleine Inseln ihre Entstehung dem Auswurf vulkanischer Materien aus der Tiefe des Meeres verdanken, so hat sie doch ehedem gewiß einen feuerspeyenden Berg enthalten. Diese Muthmassung wird durch die ungeheure Menge Bimssteine bestätigt, welche man überall zerstreuet und mit dem Erdreich vermischt, findet. Wahrscheinlich wird man auch den Crater, oder wenigstens einige Spuren von seinem ehemaligen Daseyn auf dem Gipfel eines kleinen Berges finden, der sich beynahe mitten in der Insel erhebt. Diesem Berge hat der Commendant den Namen des Pittsberges gegeben. Die Insel ist reichlich mit Wasser versehen. Auf oder an dem Pittsberge entspringt ein ansehnliches Gewässer, welches ein schönes Thal durchfließt, und sich in verschiedene Bäche theilt, von denen jeder noch stark genug ist Mühlen in Bewegung zu setzen; auch hat man noch in verschiedenen Gegenden der Insel andere schöne Quellen gefunden.

Das Clima ist vortreflich, gesund und lieblich, durch beständige Lüfte von der See her gegen die große Hitze gesichert, und im Winter so gemäßiget, daß die Vegetation ungestört fortdauern, und eine Erndte der andern folgt. Erquickende Regengüsse, die sich von Zeit zu Zeit einstellen, unterhalten ein immerwährend frisches Grün zwar nicht des Grases, denn man findet noch keines auf der Insel, aber doch der Bäume, Sträuche und Pflanzen, die überall in der größten Fülle wachsen. Von den Blättern

tern einiger dieser letztern nähren sich die Schaafe, Ziegen und Schweine, und mästen sich ordentlich davon; und jedes Mitglied der kleinen Colonie kann durch seine ununterbrochene gute Gesundheit von der Güte der Luft ein Zeugniß ablegen.

Bey der ersten Ankunft der neuen Ansiedler war noch kein Morgen Land von Bäumen frey, und die Bäume waren durch eine rankende Pflanze so an einander geschlungen, daß es beynahe unmöglich war durchzudringen. Durch unermüdete Thätigkeit ward indessen bald ein hinlänglicher Raum vom Holze gesäubert, um sich darauf einzurichten und einiges Gemüse zu bauen. Die letzten Nachrichten zeigten auch, daß schon drey Morgen mit Gerste in vortreflichem Wachsthum waren. Man hatte ferner Land zum Reiß und Waitzen zubereitet. Mit dem Waitzen hatte es nicht fortgewollt, weil ihn die Würmer so beschädigt hatten, daß er nicht zum Wachsthum tauglich war. Die Leute wohnten auch schon alle in bequemen Häusern, und nach dem eignen Ausspruch des Herrn King, in seinem Briefe an den Gouverneur Philipp, ward es keinem Zweifel unterworfen, daß diese Colonie sich in weniger als vier Jahren ohne fremde Beyhülfe würde unterhalten können, und selbst in diesem Zwischenraum würde sie nur einer geringen Hülfe bedürfen. Könnte man ihnen aber einen hinlänglichen Vorrath von Rindvieh zuschicken, so reichten zwey Jahre hin, sie alles fremden Beystandes zu überheben.

Fische werden in großem Ueberfluß gefangen, und in einigen Jahrszeiten giebt es vortrefliche Schildkröten. Unzählige Vögel von verschiedenen Arten, und zum Theil sehr schön gefiedert, bewohnen die Wälder. Die nützlich-

sten und zahlreichsten unter diesen sind Tauben und eine Gattung, die mit dem Perlhuhn viel Aehnlichkeit haben, nur daß sie mehrentheils weiß sind. Beyde waren anfangs so zahm, daß sie sich mit den Händen greifen ließen. Zu den Gewächsen, welche einige eßbare Speisen liefern, gehören die Kohlpalme, der wilde Pisang, und ein Baum, der eine ganz kleine, der Johannisbeere nicht unähnliche Frucht hervorbringt. Man hoft diese letztern mit der Zeit durch Verpflanzung und Pflege sehr zu veredeln.

Die wichtigsten Produkte der Norfolk-Insel sind indessen die Fichte und die Flachspflanze. Erstere sind von einer Größe und Vortreflichkeit, wie man sie sonst nirgends findet, und versprechen einen reichen Vorrath von Mastbäumen und Sparren für Ostindische Schiffahrt. Letztere ist zu Verfertigung des Segeltuchs, Tauwerks, wie auch feinerer Zeuge nicht minder schätzbar, indem sie in großen Ueberflusse und von so gutem Wachsthum ist, daß sie nicht selten eine Höhe von acht Fuß erreicht.

Die Pflanze wird in Capitain Cooks erster Reise unter den Neu-Seeländischen Produkten folgendermaßen beschrieben:

Man findet hier auch eine Pflanze, welche den Einwohnern statt des Hanfes und des Flachses dient, und alle die man in andern Ländern zu diesem Endzwecke braucht, unendlich übertrift. Es giebt zwey Gattungen dieser Pflanze; die Blätter von beyden gleichen den der Iris- oder Wasserlilien, die Blüthen aber sind kleiner und in häufigern Sträußern beysammen: sie sind bald von gelber und bald von dunkelrother Farbe. Von den Blättern dieser Pflanzen verfertigen die Einwohner mit geringer

ringer Zubereitung alle ihre gewöhnlichen Kleider: auch machen sie ihre Stricke, Leinen und allerley Schnüre daraus, und diese sind weit stärker als die man aus Hanf verfertigen kann. Aus derselben Pflanze gewinnen sie auch durch eine andere Zubereitung lange dünne Fasern, glänzend wie Seide und weiß wie Schnee. Von diesen die ebenfalls erstaunend fest sind, machen sie ihre besten Kleider, und endlich aus den Blättern, nachdem sie solche gehörig gespalten und die Streifen zusammengeknüpft haben, ihre Fischnetze, welche zuweilen von ungeheurer Größe sind. Ferner sagt Cook: man finde die Pflanze in jedem Erdreiche; sie ist perennirend und hat eine Zwiebelförmige Wurzel. Vor kurzem sind einige dieser Wurzeln nach England geschickt worden.

Die Fichten sind häufig 160 bis 180 Fuß hoch, und haben unten an der Wurzel des Stammes 9 bis 10 Fuß im Durchschnitt. Bis an 80 Fuß hoch steigt der Stamm ohne Zweige in die Höhe; das Holz ist von vorzüglicher Güte, beynahe so leicht als das beste Norwegische, und der Terpentin den man von diesen Bäumen erhält, ist besonders weiß und rein. Der Farrenbaum (Farntree) ist in seiner Art auch außerordentlich hoch, denn man findet ihn von einer Höhe von achtzig Fuß, und sein Laub ist ein vortrefliches Futter für die Schaafe und das kleine Vieh. Vor kurzen ist auch auf der Insel eine Pflanze in großer Menge entdeckt worden, welche Pfeffer hervorbringt, den man für den wahren orientalischen Pfeffer hält, und Proben davon nach England geschickt hat, um über diesen wichtigen Punkt Gewißheit zu erlangen.

Auf der Insel Norfolk aber ist der Mangel eines guten Landungsplatzes noch zur Zeit ein großes Uebel, das

 ihrem

ihrem Verkehr mit der Hauptniederlassung sehr im Wege steht. Die Bay, deren man sich zu diesem Ende bedient hat, ist durch einen Corall-Rief eingeschlossen, in dem nur eine Oefnung für ein Bot ist, und während der Fluth bey westlichem Winde ist hier die Landung nicht ganz ohne Gefahr. Bey einer solchen Gelegenheit ging auch ein See-Cadet, der Befehl erhalten hatte, sich innerhalb des Riefes aufzuhalten, um den Böten, wenn sie ans Land kämen, behülflich zu seyn, unglücklicherweise mit vier Mann verloren, weil er unvorsichtig genug war sein eignes Bot in die Brandung treiben zu lassen. Schon einmal vorher war sein Bot bey einem ähnlichen Geschäfte aus gleicher Sorglosigkeit umgeschlagen und ein Mann dabey ums Leben gekommen. Es sind indessen doch verschiedene andere kleine Bayen an den Küsten, und man schmeichelt sich doch mit der Hofnung, einen bessern Landungsort zu entdecken. Bisher aber sind alle Leute bey dem nothwendigen Geschäfte, sich und ihre Vorräthe unter Dach zu bringen, und viele Plätze von Holz zu säubern, unablässig angestrengt worden, daß Herr King noch nicht Gelegenheit gehabt hat, jemand auf Untersuchung auszuschicken. Sollte aber diese Untersuchung fruchtlos seyn, so will man eine oder ein Paar kleine Klippen, welche den Reif unsicher machen, mit Pulver in die Luft sprengen. Sollte aber auch dieses Mittel fehlschlagen, so muß man das Uebel mit Gedult ertragen; und Seefahrer, welche den Hafen von Riga in der Ostsee gesehen haben, versichern, daß man ein Schiff noch weit sicherer mit Masten und Sparren von der Norfolk-Insel befrachten könne, als an jenem Orte, wo jährlich so viele Fahrzeuge aus und einlaufen.

Bisher

Bisher sind Ratzen die einzigen vierfüßigen Thiere gewesen, die man auf der Insel entdeckt hat. Von diesen und von Ameisen besorgt man für die Feldfrüchte großen Nachtheil, bisher aber sind diese Besorgnisse noch nicht eingetroffen, und es fehlt nicht an Mitteln, die Anzahl solcher Feinde zu vermindern, wenn sie wirklich gefährlich werden sollten. Im Ganzen verdient Norfolk-Insel als eine nicht unwichtige Acquisition alle Aufmerksamkeit. Man könnte sogar in der Folge einige muthige Erwartung auf ihren Besitz stützen. Auf den Klippen sind einige Canoes der Wilden gefunden worden, welche, wie man vermuthet, von Neu-Seeland herkommen können. Eine ganze frische Cocusnuß und ein kleines Stück geschnitztes Holz, die beyde nur kurze Zeit im Wasser gewesen zu seyn schienen, haben indessen seit einiger Zeit den Gedanken erregt, daß irgend wo in der Nähe vielleicht eine bewohnbare Insel liegen könnte; bisher aber ist der Grund oder Ungrund dieser Vermuthung noch nicht untersucht worden.

Auf der Reise dahin entdeckte der Lieutenant Boll eine unbewohnte Insel, die er bey seiner Rückreise näher erforschte, und die Entdeckung machte, daß der Strand voll sehr schöner Schildkröten wäre. Sie hätten aber keinen guten Ankergrund. Man nannte sie Lord Howes-Insel. Sie liegt im 31 Grad 36 Min. südlicher Breite und 159 Grad östlicher Länge. Ein Theil dieser Insel ist sehr hoch und kann daher in einer Entfernung von sechszehn Seemeilen weit gesehen werden; einen gegen Südwesten derselben belegenen Felsen kann man sogar achtzehn Seemeilen weit sehen. Im 29 Grad 25 Min. südlicher Breite und 159 Grad 59 Min. östlicher Länge hat man seitdem einen sehr beträchtlichen Rief bemerkt. Das

Schiff, von dem man diese Bemerkung machte, war damals vier Seemeilen südwärts davon entfernt; noch hat man aber nicht gefunden, wie weit sich der Rief nach Norden erstreckt.

Um den Anbau der Norfolk-Insel zu beschleunigen, ist im October ein zweytes Detaschement dort hin abgesandt worden, welches aus einem Officier und acht See-Soldaten und dreißig Gefangenen, zehn Weibern und zwanzig Männern bestand.

Folglich waren, als die letzten Nachrichten ankamen, vier und vierzig Männer und sechszehn Weiber auf diesem Eylande, die mit achtzehnmonathlichem Lebensunterhalt versehen, unter der klugen Lenkung ihres jugendlichen Befehlshabers in diesem abgesonderten Winkel der Erde ein ruhiges Leben führten.

Am 25sten März wurden die Transportschiffe Charlotte, Lady Penehyn und Scarborough von allen Lebensmitteln und andern Vorrath entladen, und aus dem Dienste des Staats verabschiedet, mit der Erlaubniß, so bald ihre Capitains es für gut befänden nach China zu segeln; die andern Schiffe blieben natürlicherweise noch zurück bis die Magazine vollendet werden konnten.

Den Monath April fiel nichts merkwürdiges vor, außer daß der Gouverneur Philip zwey kleine Reisen unternahm, um das Innere des Landes kennnen zu lernen. Den 15ten trat er die erste, in Gesellschaft einiger Officiere und einer kleinen Anzahl See-Soldaten an, mit einem Vorrath von Lebensmitteln auf vier Tage. Sie landeten am Eingange einer kleinen Bucht, Namens Schell-Cove, welche vorn in dem Hafen an der nördlichen

Seite

Seite liegt. Wie sie hier in derselben Richtung fortgingen, kamen sie an einen großen See, den sie nicht ohne viele Mühe untersuchten. Ein Morast vom beträchtlichem Umfange nebst einem sumpfigen Boden umgab ihn überall, so daß sie oft bis über die Hüften hineinsanken. Sie bemerkten auf demselben den ersten schwarzen Schwan. So sprichwörtlich selten auch diese Gattung in der übrigen Welt ist, so häufig wird sie hier auf allen einländischen Seen gefunden.

Der Vogel war von edler Gestalt, größer als die gewöhnlichen in Europa, und von schöner Form. Er stieg auf unsern Schuß in die Höhe, und wir bemerkten daß seine Flügel einen weißen äußern Rand hatten, und sein Schnabel von röthlicher Farbe war.

Mit großen Beschwerden kamen sie nach drey Tagen an das Ende der in der Nachbarschaft des Hafans belegenen Sümpfe und Moore, und nichts zeigt die großen Verbesserungen leichter, die ein betriebsames Volk hier machen kann, als die kleinen Ströme, die in Port Jakson fallen. Sie entspringen sämmtlich aus den in den Morästen gestauchten Wasser, in einiger Entfernung von ihrer Quelle; und hat man erst die Hindernisse weggeräumt, die ihren Lauf aufhalten und ihnen ein freyes Bett geöffnet, so wird der benachbarte Boden austrocknen, und die Ströme werden für die Einwohner von größern Nutzen seyn. Zu gleicher Zeit wird man hier eine gesunde bewohnbare Gegend erlangen, die bisher ein beständiger Nebel deckte, und wo die Bewegung der Luft selbst zu stocken schien. Auf diese niedrigen Gegenden folgte ein kahles felsiges Land. Die Hügel waren zwar mit blühen-

dem

dem Gesträuge bedeckt, aber die mehresten schwer zu ersteigen, und einige Anhöhen waren ganz unzugänglich. In einiger Entfernung von etwa funfzehn Meilen von der Küste hatte man eine schöne Uebersicht der einländischen Gegend und ihrer Gebirge, von denen der Gouverneur einigen Namen beylegte. Die nördlichsten nannte er die Carmarthen- die südlichsten Landesdown-Berge, und einer zwischen beyden erhielt die Benennung von Richmond-Hill. Aus der Art, wie diese Berge gestaltet und belegen waren, glaubte man schließen zu können, es müsse sich irgend wo zwischen ihnen ein großer Strom ergießen. Ihre zu Untersuchungen bestimmte Zeit war aber verstrichen und sie sahen sich genöthiget zurückzukehren.

Den 22sten desselben Monaths unternahm man eine ähnliche kleine Ausflucht ins Innere des Landes. Der Gouverneur landete mit seinen Begleitern ganz am Ende des Hafens. Hier fanden sie eine schöne Gegend, bald nachher aber gelangten sie an ein dicht verwachsenes Gehölz, wo sie beynahe den ganzen Tag mit fruchtlosen Bemühungen, durchzudringen, zubrachten, und sich endlich genöthiget sahen, ihr Vorhaben auf zugeben, und zurückzugehn, den folgenden Tag gelang es ihnen doch, indem sie sich einige Meilen längs dem Ufer eines Baches hielten, durch das Dickicht zu kommen; und nunmehro setzten sie ihre Reise noch drey ganze Tage gegen Westen fort. Das Land, welches sie hier durchstrichen war ausnehmend schön, theils eben, theils in kleinen sanften Erhöhungen emporsteigend die vortrefliche mahlerische Aussichten bildeten. Das Erdreich schien auch, außer an einigen wenigen steinigen Stellen, sehr fruchtbar zu seyn. Zwanzig bis vierzig Fuß auseinander war es mit schönen Bäumen besetzt

und

und ganz frey von Strauchholz und Gebüsch, welches man nur auf den unfruchtbaren Stellen bemerckte. Den fünften Tag erstiegen sie eine kleine Anhöhe, von der sie auf dieser Reise zum erstenmale die Landsdown- und Carmarthen-Berge erblickten. Um diesen Hügel war die Gegend so reitzend, daß der Gouverneur ihm den Namen Belle-vue beylegte. Die Entfernung von den Bergen, welche zu erreichen ihre Absicht gewesen war, mochte etwa dreyßig Meilen betragen: weil sie aber wegen des Gepäckes, der Waffen, Zelte und anderer Dinge, nicht mehr als für sechs Tage Lebensmittel fortbringen konnten, waren sie gezwungen, ohne ihre Absicht erreicht zu haben, umzukehren. So gering auch dieser Vorrath war, mußten doch die Officiere so wohl als die Gemeinen schwere Bürden tragen, weil man zugleich den täglichen Vorrath Wasser mitschleppen mußte; sie stießen freylich genung auf Vertiefungen, im denen das Regenwasser zusammengeflossen war; aber man konnte auf diesen Umstand doch nicht mit Sicherheit rechnen. Nunmehr kannte man zur Genüge alle Schwierigkeiten, welche sich einer Untersuchung der innern Gedenden widersetzen wo tiefe Erdspalten und andere Hindernisse den Wanderer häufig nöthigen, von seiner vorgeschriebenen Richtung abzuweichen, und alle Vermuthungen über die erforderliche Zeit, um eine gewisse Gegend zu untersuchen, zu Schanden machen. Man hatte auf dieser Reise in gerader Linie höchstens dreyßig Meilen zurückgelegt und doch fünf Tage darauf zugebracht. Der Rückweg aber war leichter, der Pfad nun erforscht, und alle Bäume, wo man vorbey gekommen war, hatte man bezeichnet so daß sie ohne Mühe in anderthalb Tagen ihre Böte erreichten.

Man war durchgängig der Meinung, daß wenn man die Reise auf dem einmal angefangenen Wege weiter fortsetzte, man sich die Entdeckung eines großen Flusses versprechen könnte.

Man machte daher den Entwurf zu einer dritten Reise, auf der man entweder die Sarmarthen- oder Landsdown-Berge erreichen wollte; und die Hoffnung einer so wichtigen Entdeckung flößte jedem von ihnen neuen Muth und Eifer ein ungeachtet aller Beschwerden des Unternehmens.

Die Umstände machten aber die Ausführung fürs erste unmöglich. Der Gouverneur, der sich schon bey der Abreise nach Brocken-Bay nicht ganz wohl befand, hatte nunmehr von dem öftern Liegen auf der feuchten Erde einen heftigen Schmerz in der Seite bekommen. Dieses Uebel hatte in den beyden letzten Tagen der Reise so sehr zugenommen, daß er sich genöthigt sahe, einige Wochen der Ruhe zu genießen, ehe er neuen Beschwerden entgegen ginge.

Der ganze, auf dieser letzten Reise untersuchte Strich Landes schien zum Ackerbau außerordentlich geschickt, und der Gouverneur beschloß auch, so bald man von dem nothwendigen Arbeiten einige Leute entbehren könnte, ein kleines Detaschement abzuschicken, um sich hier niederzulassen. Bey aller Güte des Erdreichs ist es indessen erstaunend, wie die Eingebohrnen die Fruchtbarkeit des Bodens gar nicht zu benutzen wissen und im Innern des Landes leben können. An der Küste sind Fische ihre Hauptnahrung; aber wo diese fehlen, scheint es beynahe unmöglich, daß sie sich bloß mit Hülfe ihrer Speere animalische

Speisen

Speisen verschaffen sollten, indem die Engländer mit ihren Schießgewehren in sechs ganzen Tagen kaum so viel schießen konnten, um davon zwey Mahlzeiten zu halten. Dennoch sahe man an den hin und wieder erbaueten Hütten, daß die Eingebohrnen sich hier zuweilen aufzuhalten pflegten. Bey einer dieser Hütten fand man die Gebeine eines Kanguru, auch nicht weit davon verschiedene Bäume, die in vollen Flammen standen. Der Gouverneur fand auch ein Stück von einer Wurzel, welches der Wurzel des Farrenbaums nicht unähnlich war. Ein Theil davon schien gekäut zu seyn, und zwar so frisch, als ob es nur vor wenig Minuten geschehen wäre. Aus verschiedenen andern Anzeigen schien es auch unläugbar, daß die Eingebohrnen nur bey der Annäherung der Engländer geflüchtet waren; doch hatten sie sich so sorgfältig verborgen, daß auch nicht ein einziger bemerkt wurde.

Auf alle Fälle kann die Anzahl der Menschen in dieser innern Gegend sehr gering seyn, auch läßt sich noch nicht bestimmen, ob sich diese freywillig an einem Orte aufhalten, wo sie nothwendig mit so vielen Schwierigkeiten kämpfen müssen, oder ob sie von den Küstenbewohnern hieher vertrieben werden. Die hier gesehenen Hütten bestanden aus einzelnen Stücken Baumrinde, welche etwa eilf Fuß hoch und vier bis sechs Fuß breit waren, und die man frisch von Baum gelöset, in der Mitte eingebogen, und so aufgestellt hatte, daß sie einem scharfen Winkel bildeten, und den Kartenhäusern der Kindern nicht unähnlich sahen. Wahrscheinlich ist der vornehmste Nutzen dieser armseligen Hütten der, die Wilden zu verbergen, indem sie irgend einem Thiere aufpassen; auch können sie einem oder einem Paar Menschen, die darin sitzen oder

liegen,

liegen, einigermaßen bey einem Regenguß Schutz gewähren. Man bemerkte, daß die Rinde vieler Bäume, vermuthlich um das Hinaufklimmen zu erleichtern, verschiedene Einschnitte hatte. In mehreren derselben waren auch Höhlungen, die wahrscheinlich die Wohnung eines Thieres, und von den Eingebohrnen absichtlich vergrößert waren, um das Thier zu fangen. Diese Höhlungen mit ihren unvollkommenem Werkzeug zu erweitern, muß eine sehr mühsame und langweilige Arbeit seyn. An einigen Orten, wo das Loch zu hoch war, es von der Erde abzureichen, hatte man unten Baumzweige gelegt, um die Annäherung zu erleichtern. Vermuthlich sind das Eichhörnchen, das Opossum und die Kanguru-Ratze diejenigen Thiere, die sich in diesen Baumhöhlen aufhalten; am Fuß eines dieser Bäume fand man auch das Fell eines fliegenden Eichhorns.

An vielen Stellen sahe man Spuren vom Feuer, aber nur bey einer fand man Austern- oder Muschelschaalen, und auch dort nicht mehr als sechs bis sieben. Fischgräten bemerkte man nirgends, welches zu beweisen scheint, daß die Wilden keinen Vorrath dieser Art bey sich führen. Man sahe häufig Kangurus, gemeinhin aber waren sie schüchtern, und selten zum Schuß zu bringen. In Betracht dieser Thiere ist die sonderbare Bemerkung gemacht worden, daß sie ungeachtet ihrer Schüchternheit, und daß man täglich nach ihnen schießt, sich nirgends häufiger als in der Nähe der Niederlassung blicken lassen. Das Kanguru gehört nicht zu dem Geschlecht der Jrboas, obgleich er, wie diese, zum Fortkommen sich der Hinterbeine bedient. Vielmehr scheint es wegen des Beutels, in dem es seine Jungen führt, zum Opossum Geschlecht zu gehören.

Diese

Diese außerordentliche Bildung, die man bisher dieser inzigen Thierart eigen glaubte, schien Neu-Holland nicht usschließlich zu gehören, indem man sie sowohl bey den Katzen, als auch bey den Eichhörnchen gefunden hat. Bisher hat man noch keinen Kanguru erlegt, welcher mehr ils hundert und vierzig Pfund gewogen hätte: man hat ber zwey verschiedene Arten bemerkt, von denen die kleiere selten über sechszig Pfund wiegt; diese wohnen mehrentheils in den Hochlanden, haben röthliches Haar, und nen kürzern Kopf als die größere Art. Junge Kanguus, die man gefangen hatte, wurden in wenigen Tagen emlich zahm, blieben aber selten länger als zwey bis drey Bochen am Leben; doch hoft man sie vielleicht noch zähen zu können, wenn nur erst ihre Nahrungsmittel besser ekannt sind. Auf der letzten obenerwähnten Reise benerkte man nahe bey einem Gewässer den Unrath eines rasfressenden Thiers, welches dem Anschein nach nicht leiner als ein Pferd seyn konnte.

Ein Kanguru von solcher Größe wäre eine sonderare Erscheinung gewesen, weil man bisher noch keine rößre Thiere hier bemerkt hat, und der äußerste Grad es Wachsthums noch nicht bestimmt ist. Der Schwanz es Kanguru ist sehr groß, und er bedient sich dessen zu einer Vertheidigung, indem wir gesehen haben, daß er Hunden so kräftige Hiebe damit gab, daß sie sogleich aufhörten ihn zu verfolgen. Das Fleisch dieses Thiers ist nager und grob, und würde wahrscheinlich nie genossen verden, wenn frische Speisen hier nicht so schwer zu ekommen wären. Die unverhältnißmäßige Kleinheit er obern Theile dieses Thiers gegen die untern, ist noch in keiner Abbildung gehörig angegeben worden,

 und

und im Grunde noch weit beträchtlicher als man geglaubt hat.

Folgende sind die genauen Ausmessungen eines ausgestopften Kanguru im Besitz des Herrn Nepean:

Länge von der Spitze der Schnautze bis an das Ende des Schwanzes	6 Fuß 1 Zoll.
— des Schwanzes	2 Fuß 1 Zoll.
— des Kopfes	8 Zoll.
— der Vorderpfoten	1 Fuß.
— der Hinterpfoten	2 Fuß 8 Zoll.
Umfang des Vorderleibes dicht bey den Beinen	1 Fuß 1 Zoll.
— unten herum	3 Fuß 2 Zoll.

Der mittlere Zehe der Hinterbeine ist vorzüglich lang, stark und scharf.

Ungeachtet sich die Bewohner von Neu-Süd-Wales in einem so rohen und ungebildeten Zustande befinden, daß sie noch keine Versuche gemacht haben, sich Kleider zu verschaffen, da sie doch offenbar großen Unbequemlichkeiten von der Kälte und Nässe ausgesetzt sind, so haben sie dennoch einige Begriffe von der Bildhauerkunst.

In allen den kleinen Reisen, die in der Gegend um Botany-Bay und Port Jakson unternommen wurden, fand man Abbildungen von Thieren, Schilden und Waffen, und sogar von Menschen in den Felsen eingehauen. Alle diese Bilder waren zwar roh und unvollkommen, aber dennoch immer deutlich genug, um sogleich zu erkennen, was sie vorstellten. Fische waren auch häufig abgebildet, und an einem Orte sahe man den Umriß einer großen Eidechse ziemlich genau entworfen. Noch vollkommener war die Figur eines Menschen, die man auf dem

dem Gipfel eines Berges fand, in der Stellung, die sie gewöhnlich bey dem Anfang ihrer Tänze annehmen. Daß die bildenden und nachahmenden Künste auf diese Weise der Erfindung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse vorangehen sollten, scheint der gewöhnlichen Erfahrung ganz zuwider zu laufen. Vielleicht dient es aber eher zum Beweise, daß das Clima nie strenge genug ist, eine Bedeckung des Leibes und ein Obdach gegen den Wind und Wetter durchaus nothwendig zu machen. Wohnten diese Menschen in einem weniger milden Himmelsstriche, so würden sie sich wahrscheinlich Kleider und Häuser verschaft haben, ehe es ihnen eingefallen wäre, Bildhauer zu werden.

In allen bisher entdeckten Gegenden konnte man selten eine Viertelstunde fortgehen, ohne Bäume zu bemerken, die von den Flammen gelitten hatten. Vielleicht kann dieses von den häufigen Gewittern herrühren; vielleicht sind sie aber von den Eingebohrnen in Brand gesetzt worden. Unter andern ist der Gummibaum ganz besonders brennbarer Beschaffenheit, und sie pflegen daher gewöhnlich ihr Feuer an den Wurzeln dieser Bäume anzuzünden. Wenn sie alsdann den Ort ihres Aufenthalts verlassen, löschen sie das Feuer nie aus sondern lassen es fortbrennen, um von selbst auszugehen, oder den Baum zu ergreifen, nachdem die Umstände es mit sich bringen.

Der Gouverneur Philipp hatte bey seiner Zurückkunft von der Reise die Kränkung zu erfahren, daß fünf Mutterschaafe und ein Lamm, in der Nähe der Niederlassung bey hellem Mittage waren getödtet worden. Wie es zugegangen, wußte man nicht mit Gewißheit, doch vermuthete man, sie wären von den Hunden der Eingebohrnen umgebracht worden. Dieser Verlust war ein

wahres Unglück, indem es immer so viel Zeit erforderte, ehe man den Schaden ersetzen konnte. Die Fische sind auch nur ein unsichres Nahrungsmittel, denn obgleich man sie zuweilen in großer Menge fing, so war es doch nie hinreichend, einen wesentlichen Theil der Lebensmittel zu ersparen, und zuweilen konnte man sogar keine bekommen. Diesem hat man zur bessern Uebersicht des Ganzen ein genaues Verzeichniß des noch übrigen Viehes beygefügt.

Die drey nach China bestimmten Transportschiffe segelten den 5ten, 6ten und 8ten May ab, und die Supply, die man vorher kalfatert hatte, verließ uns gleichfalls den 6ten, um von der Lord Howes-Insel einen Vorrath Schildkröten zu holen, und dadurch dem Scharbock einigermaßen Einhalt zu thun, der noch immer so gewaltig um sich griff, daß beynahe zweyhundert Menschen zur Arbeit untauglich waren.

Das Ausrotten der Bäume und die Urbarmachung des Ackers war ein so beschwerliches und mühsames Geschäft, daß man sich außer Stande sahe, vor der Hand mehr als acht bis zehen Morgen Land mit Waizen und Gerste zu besäen, und man besorgte sogar, diese kleine Erndte würde durch die Verwüstungen der Ameisen, und Feldmäuse leiden. Im Anfange des Mays vermuthete man, wie schon ein paarmal geschehen war, die Regenzeit wäre eingetreten, aber in Zeit von acht Tagen war das Wetter wieder schön, und man sahe, daß man sich nochmals geirrt habe.

III. Ue-

III.

Ueber Klima, Gebürge, Steppen, Flüsse, Landseen, Meere, Mineralwässer, um und in dem Russischen Reiche.

(Aus Hermanns Staatskunde des Russischen Reichs. Leipz. 1791.)

Erster Abschnitt.

A. Vom Klima.

Luft und Witterung sind in diesem ungeheuren Reiche eben so verschieden, als sein Umfang weitläuftig ist. Es giebt sehr viele Gegenden, welche den mildesten Himmel und die reinste Luft haben; aber noch mehr andre, wo die Witterung äußerst rauh und kalt, und viele wo die Ausdünstungen der Erde nicht die gesundesten sind. Ueberhaupt wird das ganze Reich in Rücksicht seiner Witterung, und des hierauf beruhenden Gedeihens der Naturprodukte in drey große Landstriche abgetheilt. — 1. In den Landstrich, welcher über den 60sten Grad nördlicher Breite gelegen ist, und sich bis an den 78sten Grad erstreckt. — 2. In den Landstrich, welcher innerhalb des 50sten bis zum 60sten Grad dieser Breite liegt und 3. in den Landstrich, welcher südlicher als 50 Gr. N. Br. liegt, und sich gegen Süden vom 50sten bis zum 43sten Grad erstreckt. Der erste ist der rauheste und kälteste. In demselben liegt der größte Theil der Irkutskischen, To-

bolskischen, und Wologdaischen Stadthalterschaften; die ganze Archangelsche, Olonezische und Wiburgsche Stadthalterschaft, und ein Theil der Permischen, Nowgorodschen und St. Petersburgschen Stadthalterschaft. Alle diese Gegenden liegen also unter dem sehr kalten Erdstriche, dessen Winter, sonderlich in Siberien, äusserst streng ist. Der zweyte Landstrich heißt in Betreff der Fruchtbarkeit der gemäßigte, in dessen eine Hälfte, nämlich von 55. bis 60. Grad N. Br. die Witterung zwar noch ziemlich streng und kalt ist, aber doch alle Feld- und Gartenfrüchte gedeihen läßt. In der zweyten Hälfte, nämlich vom 50. bis 55. Grad, ist das Klima noch viel milder, und bringt nebst den gewöhnlichen Produkten auch noch andere hervor, die in jenem nicht wohl fortkommen. Dieser ganze große, schöne und wichtigste Landstrich des russischen Reichs, enthält die Stadthalterschaften St. Petersburg, Reval, Riga, Polozk, Mohilew, Smolensk, Pleskow, Nowgorod, Twer, Jaroslaw, Kostroma, Wiaetke, Perma, Kolywan, einen guten Theil von Irkutsk und Ufa, die Stadthalterschaft Moskau, Wolodimer, Nisohegorod, Kasan, Kaluga, Tulag, Räsau, Woronesch, Tambou, Pausa, Simbirks, Kurks, Orel, Nowgorod, Sewerks, Trolernigow, und den größten Theil von Kiew, Garkow und Saratow. Der dritte Landstrich ist der wärmste, in welchem Produkte hervorgebracht werden z. B. Wein und Seide, die in den beyden vorigen gar nicht gedeihen. In diesem liegt Taurien, Katharinoslaw, der größte Theil von Kaukasien, und ein Theil von Kiew, Charkow, Woronesch, Saratow, Kolywan und Irkutsk. Will man eben das Reich in Absicht seiner Klimaten noch genauer eintheilen, so zerfällt es eigentlich in vier Landstriche, wovon jeder folgende Stadthalterschaften enthält.

Der

Der sehr kalte Landstrich von 60. bis 78. Grad N. Br. Wiburg, Olenez, Archangel, den größten Theil von Irkutsk, Tobolsk und Wologda, und einen Theil von Perm, Nowgorod und St. Petersburg.

Der kalte Landstrich von 55. bis 60. Grad N. Br. Reval, Riga, Polzk, Pleskow, Twer, Moskau, Jaroslaw, Wolodinor, Kastroma, Wiätka, der größte Theil von Perm und Kasan, und ein Theil von Irkutsk, Kolywan, Ufa, Simbirsk, Nischnegrod, Kaluga und Smolensk.

Der gemäßigte Landstrich von 43. bis 50. Grad N. Br. Mohilew, Tschernigow, Orel, Kursk, Tula, Tambow, Pensa, der größte Theil von Kiew, Charkow, Woronesch, Resan, Saratow, Kaluga, Simbirsk, Ufa, Kolywan und ein Theil von Irkutsk, Kasan, Nisohegorod und Smolensk.

Der warme Landstrich von 43. bis 50. Grad N. Br. Taurien, Katarinoslaw, der größte Theil von Kaukasien, und ein Theil von Kiew, Charkow, Woronesch, Saratow, Ufa, Kolywan und Irkutsk.

Diese vier, in Absicht der Witterung sehr von einander unterschiedene Landstriche muß man beständig vor Augen haben, wenn von dem Klima des russischen Reiches die Rede ist. Man sieht hieraus, daß es Stadthalterschaften giebt, welche die Klimaten von zween andern (z. B. Kolywan) von dreyen, wie die Stadthalterschaft Irkutsk, ja von allen diesen vier Landstrichen haben. Alles, was die Natur unter diesen Himmelsstrichen hervorbringt, hat Rußland oder könnte es doch haben, es hat Vorzüge, deren sich wohl kein einziges europäisches Reich rühmen kann.

So weitläuftig diese Landstriche sind: so verschieden ist auch ihre Witterung, der Wechsel der Jahreszeiten und andere Erscheinungen des Luftkreises. Wenn in einer Gegend schon die wärmste Frühlingswitterung eintritt, herscht in andern noch der rauheste Winter, und es giebt Gebürge, theils in den uralischen, noch mehr aber in den altaischen und sajenischen Gebürgsketten, die niemals vom Schnee und Eise frey werden. So giebt es auch mehrere Landspitzen im Eismeer, deren Fahrwasser auch im höchsten Sommer mit Eis belegt, und Flüsse, die des Jahres kaum 2 bis 3 Monathe frey sind. Ueberhaupt kann man annehmen, daß es in vielen Gegenden des ersten Landstriches fast gar keinen Sommer gäbe; denn die 3 oder 4 Monathe, in welchen es in einigen nicht schneiet, verdienen diesen Namen warlich nicht. Indessen ist es doch eine durch die Erfahrung vielfältig bestätigte Beobachtung, daß, je weiter eine Gegend nach Osten liege, desto kälter verhältnißmäßig auch ihre Witterung sey. Die Früchte welche z. B. unter und über den 60. Grad N. Br. in und um St. Petersburg und in der Wiburgschen Stadthalterschaft gezogen werden, kommen unter derselben Breite in Sibirien nicht fort. Vermuthlich sind hier in der Nähe der Gebürge und die vom Eismeer herwehenden kalten Nordwinde, zum Theil mit Schuld daran. In vielen der nördlichsten Moräste thaut das Eis nicht über ¼ Arschien auf. Selbst die Witterung von St. Petersburg ist wegen der nördlichen Lage des Gouvernements ziemlich rauh, wegen der Nähe der See sehr unbeständig und oft unfreundlich. Die Kälte ist hier in den Wintermonathen beträchtlich. Uebrigens war von vierzehnjährigen genauen Beobachtungen über die Menge des in St. Petersburg fallenden Regen und Schnees, das Resultat, daß die jährliche Mitteldauer des Regen- und Schnee-

Schneewetters 42 mahl 24 Stunden, oder etwas weniger als den 9ten Theil des Jahrs betragen. Aus zehnjährigen Beobachtungen ergab sich, daß es während 103 Tagen regne, während 72 schnee, und daß, wenn man das Jahr in 12 Theile abtheile, ein Viertel schönes Wetter, ein Drittheil Regenwetter und ein Fünftheil Schneewetter sey. Die ganze Menge des Regen- und Schneewetters zusammen, welches innerhalb einem Jahre fiel, verhielt sich nach folgender Proportion:

Januar,	0,979.	Julius,	2,760.
Februar,	0,979.	August,	2,671.
März,	0,801.	September,	3,473.
April,	1,246.	October,	2,493.
May,	1,335.	November,	1,513.
Junius,	3,116.	Dezember,	0,979.
		zusammen	22,345 engl. Zoll.

Die starken Windstürme, welche in dieser Gegend sonderlich im Finnischen Meerbusen herrschen, haben oft schon sehr traurige Folgen gehabt, das Austreten der Newa und dadurch in St. Petersburg gräuliche Ueberschwemmungen verursacht. Indessen ist es tröstlich durch die bisherigen Beobachtungen gefunden zu haben, daß diese Ueberschwemmungen nicht mehr so gefährlich sind, wie ehedem, weil das Aufschwellen des Flusses bis auf ohngefähr sechs Fuß über seine gewöhnliche Oberfläche, welches ehedem die ganze Stadt unter Wasser setzte, nun keine Wirkung mehr thut, ausser auf die niedrigsten Gegenden der Stadt; ein Umstand, welcher dadurch bewürkt worden ist, daß der Boden durch das Aufführen der Gebäude und andere Ursachen allmählig höher geworden ist. — Die älteste Ueberschwemmung, von der man etwas weiß, ist

im Jahr 1691 vorgefallen, und wird von dem ehemaligen Hannöverischen Gesandten Weber nach dem Bericht einiger Fischer erzählt, die bey Nienschanz der vormaligen Schwedischen Redoute in der Newa wohnten. Um jene Zeit soll das Wasser alle fünf Jahre gestiegen haben. Sobald die Bewohner der benachbarten Gegend, die besonders heftigen Sturmwinde entstehen sahen, die sie aus der traurigen Erfahrung als die Vorläufer einer solchen Ueberschwemmung kannten, brachen sie ihre Hütten in Stücken, banden die Balken in Form von Flossen zusammen, befestigten sie an den Gipfeln der höchsten Bäume, und flohen auf die Duderhöfische Berge 15 Werste von ihrem gewöhnlichen Wohnorte, wo sie so lange blieben, bis sich das Gewässer wieder verlaufen hatte. Aus vielen über diese Sache gemachten Beobachtungen hat man folgenden Schluß gezogen: Die höchsten Anschwellungen, nämlich die über 6 Fuß hoch, erfolgten gewöhnlich in den vier letzten Monathen des Jahrs. Schnee oder Regen hat nie eine merkliche Wirkung dabey gethan. Die Anhäufung des Eises bey der Mündung der Newa verursacht manchmal einiges Anschwellen. Die Hauptursachen der Ueberschwemmungen dieses Flusses aber sind die heftigen Stürme und Winde aus Südwest oder West oder Nordwest, welche gemeiniglich beym Herbst Aequinoctium entstehen, und die Höhe des Gewässers steht allemal im Verhältniß mit der Heftigkeit und Dauer dieser Winde. Mit einem Wort, die Umstände welche am meisten beytragen, die Ueberschwemmungen der Newa zu befördern sind, wenn zur Zeit des Herbst Aequinoctium, drey oder vier Tage vor oder nach dem Vollmond oder Neumond, wenn er seinem Peigäro nahe ist, ein heftiger Nordwestwind des Gewässers der Nordsee während der Fluth und Ebbe in die Ostsee treibt,

reibt, und zugleich mit demselben oder straks nach ihm ein Südwestwind über die Ostsee oder an Finnischen Meerbusen weht. Alle diese Umstände vereinigten sich z. B. bey der großen Ueberschwemmung 1777. Sie entstand zween Tage vor dem Herbst Aequinoctium, vier vor dem Vollmond, zwey nach dessen Durchgang durch das Perigäum, und bey einem Sturm aus Südwesten, vor welchem starke Westwinde in der Nordsee, und starke Nordwinde in der Mündung der Ostsee hergegangen waren. — Die merkwürdigsten dieser Fluthen, wovon Nachricht vorhanden ist, sind folgende gewesen: 1715 wovon jedoch der Tag nicht aufgezeichnet ist, gingen fast alle Bollwerke darauf. 1721 den 5. November gerade im Vollmond, 1723 im October, auch im Vollmond da die Fluth 3 Zoll höher als 1721 stieg, 1725 den 16. November, 1726 den 12. November Tages nach dem Vollmond, von 8 Uhr Morgens bis Mittag, da das Wasser bis auf 3½ Arschien über den gewöhnlichen Stand, und anderhalb Viertel oder 8 Decimal Zolls höher als 1721 gestiegen. 1727 den 21. September. 1728 den 3. August und 3. November 1729. Den 3. und 12. Oct., Tages nach dem neuen Lichte um 10 Uhr Morgens bey einem heftigen Sturm aus der See 1737. Den 15. Sept. 1733. Den 6. September, 8. und 31. October und 17. Dezember 1735. Den 26. Februar 1735, in der Nacht zwischen den 9. und 10. September, bey einem nordwestlichen Sturm, der bis Mittag dergestallt anhielt, daß das um 8 Uhr austretende Wasser alle Gegenden von Petersburg ellenhoch überschwemmte, und erst Nachmittags ablief; 1740 den 12. September, am Tage der Nachtgleiche, da die Fluth 2 Arschien und 3 Vorschak über den gewöhnlichen Wasserstand stieg; 1752 den 22. October bey einem aus Südwest nach Westen herumlaufenden fliegenden

Sturm,

Sturm, welcher das Wasser gegen 10 Uhr Abends so anschwellte, daß es an neuntehalb Fuß über den gewöhnlichen Stand kam, und alle Inseln und Gegenden der Stadt (den Stückhof und den Theil gegen das newskische Kloster ausgenommen) mit größter Heftigkeit und mit großen Schaden der Einwohner überschwemmte, gleich nach Mitternacht aber eben so geschwinde wieder verlief. Es war bey dieser Fluth merkwürdig, daß am 25. October bey starken S. S. W. Winde das Wasser, welches ziemlich hoch geblieben war, wieder in die nächsten Straßen, den 26. oder unter südwestlichen in der über die ganze Stadt, jedoch weil sich der heftige Sturm gar bald genug nördlich gewandt hatte, ein Arschien niedriger als das erstemal austrat; und daß endlich den 28. Nachmittags, nachdem der Strom sich den 27. schon in sein Ufer zurückgezogen hatte, fast ohne Wind eine neue hohe Fluth erfolgte, welche auf Wassilie-Ostrow noch vielen Schaden that, und vermuthlich von Stürmen in der See, welche das Wässe in den Finnischen Meerbusen zusammen gedrängt hatten, verursacht wurde. Die letzte und eine der schädlichsten Ueberschwemmungen war die im Herbst 1777, und die zum Theil noch alle vorige übertraf, indem der die ganze Nacht vom 9. auf den 10. September (also drey Tage nach den Vollmond,) mit großer Wuth bey ungewöhnlich niederm Stande des Barometers herrschende südwestliche und darnach westliche Sturm Morgens nach fünf Uhr den Strom über seine Ufer jagte, und ganz Petersburg, am heftigsten aber Wassilie-Ostrow und die Petersburgische Seite, mit unglaublicher Geschwindigkeit, unterwärts über 2 Ellen unter Wasser setzte, Zäune, Brücken, Häuser die gegen die See mehr ausgesetzt waren, und Bäume fortriß, große beladene Fahrzeuge weit aufs Land versetzte oder zum scheitern brachte,

:achte, auch gewiß noch ärger gewüthet haben würde,
enn nicht der Sturm gegen 8 Uhr, da die Fluth auf mehr
s 10 Fuß über den gewöhnlichen Stand des Flusses, und
:on über anderthalb Fuß höher als 1752 angeschwollen
ar, sich nordwestwärts gedrehet, und den Ablauf des
Wassers gestattet hätte, welches auch bis Mittag die Stra-
:n größtentheils wieder verließ. Wäre die Ostsee einer
erklichen Ebbe und Fluth ausgesetzt, so würden die Pe-
rsburgischen Ueberschwemmungen ungleich fürchterlicher
yn, und vielleicht (wie man meynt) der bey Bristol be-
erklichen, unter gewissen Umständen oft auch 50 bis 60 Fuß
achsenden Springfluth nicht viel nachgeben. Es kann
er doch wohl seyn, daß auf der Nordsee bey Spring-
uthen herrschende Stürme, die ungewöhnlich viel Wasser
die Ostsee zusammenhäufen, auch an den Petersburgi-
:hen Ueberschwemmungen einen entfernten Antheil haben,
enn sich die dazu wirksame Winde mit diesen Umständen
:reinigen. Geringere von 5 bis 7 Fuß betragende An-
:hwellungen des Newa Flusses im Herbst sind nicht selten,
nd nur seit 1752 zehnmal beobachtet worden, als 1756
en 29. September bey westlichen Sturm auf 7 Fuß 3 Zoll
ig; 1775 den 16. October bey südwestlichen Sturm auf
Fuß; 1759 den 6 October bey südwestlichen Wind 6 Fuß
Zoll. 1762 den 28. October bey südwestlichen Wind
Fuß 10 Zoll. 1763 den 8. October bey südwestlichen Wind
Fuß 4 Zoll. 1764 vom 6. bis 24. November 7 Fuß 4 Zoll.
765 den 16. November bey Windstille 5 Fuß 6 Zoll. 1772
en 31. Dezember bey südwestlichen Sturm 5 Fuß 2 Zoll.

In dem zweyten Landstriche ist der Sommer in vielen
Gegenden zwar ebenfalls kurz, aber in den meisten doch
warm, und seine Tage so lang, daß gewöhnlich alle Feld-
früchte,

früchte, in viel kürzerer Zeit zur vollkommenen Reife gelangen, als anderswo. Der Winter ist in diesem Landstriche, besonders in den Stadthalterschaften Irkutsk, Tobolsk, Perm, Wiätka ꝛc. größtentheils auch sehr streng.

In dem dritten Landstriche giebt es zwar sehr weitläuftige Gegenden, z. B. in den Stadthalterschaften Irkutsk, Kolywan und Ufa, wo der Winter ebenfalls lang und kalt ist. Dies rührt aber mehr von den in diesen Gegenden gelegenen vielen sehr mächtigen Gebürgen her. Aber die in dem europäischen Theile von Rußland unter diesem Himmelsstriche befindlichen Stadthalterschaften, genießen meistens einen kurzen und ziemlich gemäßigten Winter, und einen schönen warmen Sommer.

In dem vierten Landstriche ist der Winter kurz, und obgleich in einigen hieher gehörigen Gegenden der Irkutskischen und Kolywanischen Stadthalterschaften noch kalt genug, der Sommer warm, oft heiß, und in vielen Gegenden sehr trocken.

Die Luft ist in allen nördlichen oder etwas hochgelegenen Stadthalterschaften sehr gesund. Man kann dieses auch überhaupt von dem zweyten und dritten Landstrich behaupten; nur die Gegenden von *Ob an dem Irtisch* herab, und an dem Ui und Ural bis an die kaspische See ausgenommen, wo alle Jahr (mehr oder weniger) diejenige Luftseuche herrscht, welche unter den Namen Jaswa bekannt ist. — Der vierte Landstrich enthält auch viele obere theils moråstige und theils trockene und salzhafte Stoppen, die wohl nicht die gesundesten sind.

Der Regen fällt in den nördlichen und mittlern Stadthalterschaften gewöhnlich sehr häufig, obgleich dieses auch

seine

eine Ausnahmen leidet. Vom Herbste des 1786. Jahres is in den gegenwärtigen Sommer (1788) da ich dieses chreibe, ist die Witterung in allen sibirischen und in vielen ussischen Stadthalterschaften von einer so unerhörten Trockenheit, daß Mißwachs auf dem Lande und Wassermangel bey den Hüttenwerken nie so groß gewesen ist.

Einige an den Meeren, Seen und großen Flüssen gelegenen Gegenden, werden oft von starken Uebeln belästiget; er größte Theil des Reichs hat aber eine sehr heitere und ur oft gar zu trokne Luft.

An Schnee sind die meisten Stadthalterschaften sehr eich, doch nicht alle. In einigen Gegenden z. B. um Kortschinsk, fällt gewöhnlich nur dünner Schnee, obgleich ie Winterkälte dabey sehr stark ist.

Die Winde sind in einigen Gegenden sehr heftig, sonerlich herrschen in Sibirien eine gewisse Art sehr fürchterlicher Winter Orkane, die man Burans nennt, und welche icht selten Menschen und Vieh in ihrem Schnee und Sandirbel begraben.

Gewitter sind in den meisten Gegenden nicht so häufig nd bey weiten überhaupt nicht so stark, als anderswo; ach hört man nicht viel von schädlichen Blitzzündungen. In den nödlichsten Gegenden sind Blitz und Donner eine Seltenheit.

Die Nordlichter hingegen sind gemein, und in vielen ordlichen Gegenden, (wenige Monathe ausgenommen) zu sagen, fast täglich zu sehen.

Erd-

Erdbeben sind hier in den allermeisten Gegenden sehr selten zu spüren. Doch sind einigemal welche über Kamtschatka her, bis in die Altaischen Gebürge verspürt worden *).

In den nördlichen Gegenden sind die Tage im Winter sehr kurz, aber im Sommer dafür desto länger. Am kürzesten Tage den 10. Dezember (alten Styls)

geht die Sonne auf und					unter.			
In Astrachan	um	7 Uhr	48	Min.	4 Uhr	12	Min.
= Kiew	=	8 =	7	=	3 =	53	=
= Moskau	=	8 =	37	=	3 =	23	=
= Riga	=	8 =	47	=	3 =	13	=
= Tobolsk	=	8 =	56	=	3 =	4	=
= Petersb.	=	9 =	15	=	2 =	45	=
= Archang.	=	10 =	24	=	1 =	36	=

Der Boden ist in diesem ungeheuren Reiche, wie man nicht anders erwarten kann, sehr verschieden. Es giebt ganze und sehr weitläuftige Stadthalterschaften, die voll von Gebürgen sind; aber noch mehr andere, die aus großen zum Theil unabsehbaren Flächen und Steppen bestehen. Zuerst wollen wir die Gebürge etwas näher betrachten.

B. Die vornehmsten Gebürge.

Die russischen Gebürge lassen sich bequem in eilf Theile abtheilen, wovon die meisten für sich Hauptketten ausmachen,

*) Im Jahr 1741 waren auf Beringseiland drey Erdbeben zu spüren und 1780 wütete auf den kurilischen Inseln sonderlich auf der 15. 16. und 17ten ein heftiges Erdbeben. Am 21ten Januar 1725, dann im Jahr 1768 und 1769 verspürte man Erdbeben in Taurien, Jekutks und 1734, in Tomsk. In der Gegend des Baikalsees aber sind fast alle Jahre Erdschütterungen zu mercken. (Georgi.)

hen, andere aber nur Fortsetzengen von mächtigern Gebürgsreihen sind, deren größter Theil sich in den augrenzenden Ländern befindet. Hier kommen also aufzuführen, 1. die Nordischen Gebürge zwischen dem Baltischen und weißen Meer, 2. die Waldaische Gebürge, 3. die Taurische Gebürge, 4. die Kaukasische Gebürge, 5. die Uralische Gebürge, 6. die Altaische Gebürge, 7. die Sajanische Gebürge, 8. die Baikalische Gebürge, 9. die Nertschinskische Gebürge, 10. die Ochotskische Gebürge und 11. die Kamtschatkische und andere Insel Gebürge.

1. Die Nordischen Gebürge zwischen dem baltischen und weissen Meere.

Die russisch lappländische Gebürge.

Zu diesen Gebürgen sind nicht nur allein diejenigen Zweige zu rechnen, welche als Fortsetzungen der Skandinavischen Alpen betrachtet werden können, und zwischen dem weissen Meer und den Seen Onega und Ladoga auf russischen Boden eintreten, sondern auch alle Gebürge der Wiburgischen, Olenezischen und Archangelischen Stadthalterschaften, vorzüglich die im Kolischen Kreise oder in Russisch Lappland. Sie liegen fast gänzlich jenseit des 60. Gr. N. B. und nehmen in der Länge von Westen nach Osten einen Raum von mehr als 15. Graden ein. Sie sind größtentheils noch sehr wenig bekannt. Die Nachrichten welche davon vorhanden sind, bestehen in folgenden. Von St. Petersburg wo die niedrige Gegend zu beiden Seiten der Newa, und gegen den finnischen Busen ganz deutlich ein aus Schlamm und mit vielen, oft sehr großen Granitgeschieben vermischter, von der See angeschwemter, und von dieser verlassener Boden ist, (in welchem so gar vor

mehreren Jahren, als man sich bey Strelna, unweit St. Petersburg mit Grabung eines tiefen Kanals gegen den benachbarten finnischen Meerbusen beschäftigte, unter verschiedenen abwechselnden Schichten von Thonschlamm und Erde, ja so gar unter einer Lehmschicht, welche man antraf, ein eichenes noch bis auf die schwarze Farbe ziemlich unverändertes Fahrzeug nebst verschiedenen Menschengerippen und kenntlichen Haufen von Stroh oder Schilf soll gefunden worden sein, bis Tosnimskoi Jam hat man sandige Ebenen, die sich Nordwärts bis gegen Olonez ziehen, ja bis an den See Kotk (Kotkosero) fortgehen, woselbst sich ein von den finnischen Gebürgen herkommender, aus Granit und schwarzen (vermuthlich glimmerhaften Thon) Schiefer bestehender, mit vielen Thälern und Schluchten abwechselnder Bergzug vorlegt, der Südostwärts fortsetzend die Sandebene von den gleich zu erwähnenden Troppstein Gebürgen auf dieser Seite scheidet. Wenn man von Petrowsk (oder Petrosowodsk der jetzigen Gouvernementsstadt der Olonezischen Stadthalterschaft) und der dortigen Eisenhütte nordwärts längst der westlichen Seite des Oneyasees über den darein fallenden Schujastrom gegangen ist, und das Ganggebürge erreicht hat, so findet man eine der ersten und artigsten Merkwürdigkeiten dieser Gegend, bey den martialischen Wässern zu Ussona, Muun-Osero und so weiter vor sich. Es werden daselbst eine Menge ganz von Eisen mineralisirte, und die fächrige Textur des faulenden Holzes ganz deutlich zeigende Birkenstämme, Zweige und Wurzeln, an welchen sich die zarte, bekanntlich höchst unverwesliche, weiße Rinde ganz natürlich erhalten hat, in einer reichen Eisenerde und ganz in Eisenerz verwandelten natürlichen Rasen gefunden. Dergleichen Verwandlungen finden sich in allen niedrigen

Punkten

Punkten und Schluchten, die sich gegen den Muunser neigen, besonders aber bey den martialischen Wassern und dem Dorf Buigowa gegenüber. Hier liegen die Eisenerze in einem weit ausgebreiteten und mit Birken einzeln bewaldeten Thal, zu dessen beyden Seiten sich sanfte Gebürge erheben. In diesem Thal, jedoch nicht in dessen tiefsten Punkten, quillt der martialische Brunnen, welcher 1716 auf Befehl Peter I. zum Gebrauche eingerichtet worden. Der Brunnen ist vom Tage auf drittehalb Arschien in einem lockern mit vielen Baum- und Kräuterwurzeln (die theils mineralisirt sind) und mit Steingeschieben untermengter Boden, dann anderthalb Arschien in einem Thonartigen, mit vielen Schwefelkiesen vermischten Gestein abgesunken. In den tiefen Punkten des Thales befindet sich eine Lage Vitriolerde unter vorerwehnten, die aus Eisenerde und Sumpferz gemischt ist, welche leicht gewonnen, und bey der dort angelegten Vitriolsiederey ausgelaugt und versotten wird. Die Bergart der aus dem Thal sich erhebenden Abhöhen ist das auf der Brunnensole befindliche, vorerwehnte mit Kies vermengte Gestein.

Die westliche Anhöhe neiget sich in den Muunsee, aus welchem sich die Halbinsel Deknawolok ungemein hoch erhebt, und noch eben das thonigte, mit erstaunlich vielem Kies vermengte, und mit dergleichen Trümmern durchsetzte Gestein zeigt. Auf der nordlichen oder mehr nordwestlichen Seite des Oneyasees erheben sich schon von Sohujafluß an, theils zu ansehnlichen Höhen gelangende, theils flach, theils prallend und nur gegen das obere Ende des Sees sanft ansteigende, abgesonderte und größtentheils nach dem weissen Meer zu streichende Troppsteingebürge. Dieses an einigen Orten mit Sepentin abwechselnde

Troppsteingebürge wird mancherwärts, sagt Herr Renovanzo, sichtlich, (wohl nur scheinbar) von Marmor untermengt wie bey Tiewdewa und Peregaba. Bey jenem nicht weit von Onega abgelegenen Dorf erhebt sich der Marmor (welcher dort herum, so wie auch am nördlichen Theil des Ladogasees bey Rußkoll und Serdopol für die Kaiserl. Bauten in St. Petersburg gebrochen wird) aus einem Flusse ganz prallend zu einer ansehnlichen Höhe, und unterteuft auf seiner größten Höhe, wo selbst sich viele weisse und graue, mit Kupferglas, Kupferkies und grüne eingesprengte Kalksteingeschiebe befinden, das gegen den Soudallsee einschiessende Troppsteingebürge. Dieser (schuppige) Marmor enthält keine Spur von Versteinerungen ist aber an manchen Stellen häufig mit zarten Quarztheilen, die ihn manchen Orten feuerschlagend machen, eingesprengt. Aus verschiedenen Seen alhier erheben sich Inseln, die oben aus solchen Kalkstein bestehen.

Die Troppsteingebürge ziehen sich von Tiewdewa sowohl an den Ufern des Oneyasees gegen Nordost, als gegen Norden fort. Im Busen dieses Sees, welcher Peregaba heißt, kömmt eine niedrige Halbinsel Pertnawolook genannt, (scheinbar) unter dem Tropp hervor, die aus einem quarzigen Marmor besteht. Das hiesige Troppsteingebürge ist an seinem Fuß mit Geschieben von Granit, Tropp, Marmor und Quarz häufig bedeckt, und enthält Eisen, und Kupferhältige Erze in Taggehängen, Nestern und Geschütten. Die auf der Ostseite des Onegaischen Busens sich erhebende und in den Onega neigende Halbinsel Usnawolock, welche mit der Zirkelförmigen Bergkette unmittelbar zusammenhängt, enthält unterschiedene dergleichen Nester in welchen etwas Kupferglas, wenig Asbest und

und noch weniger Glimmer eingesprengt sind. Das Streichen dieser Taggehänge erstreckt sich bey manchen kaum auf einen Faden, und ihr Verflächen nach der Teufe auch wohl noch weniger. Ein anderer Quarzgang enthält Eisenglas und grünen Schörl. In der Mitte der zirkelförmigen Bergkette, nachdem sich das Gebürge gegen Nordwest zu einem sehr hohen Punkt erhoben, und weiter nordwestwärts sich wiederum neiget, befindet sich ein mit Tannen, Fichten, und Birken bewachsener Morast, in welchem ein geringer und nahe dabey ein hoher aufsteigender Hügel sich erhebt. Diese beyden Hügel bestehen aus grauen, zart eingemengten, hier und da mit Kupferkies eingesprengten Tropp. Zwischen den Hügeln befindet sich eine, an einigen Orten anderthalb Faden und weniger mächtige, mit vielen grossen und kleinen Geschieben vermengte, lose Sandschicht, und unter selbiger ein bis drittehalb Faden mächtiges Geschütte, das aus runden Quarzkörnern zusammengeflossen und mit häufigen, bunt, messingfarbenen Kupferniesnierchen, Kupferglas, grüner und blauer Kupferrocher, einzeln auch mit Asbest, verhärteten Thonnierchen, Troppnierchen und einigen wenigen Gypsspatnieren vermengt ist, und durch welches eine schwebend fallende Kluft streicht, die nur 3 Zoll mächtig und mit Sand und Glimmer erfüllt ist. Diese Troppgebürge ziehen sich sodann gegen Lumpuscha am Onega, und von da noch, unter sehr vielen dem Auge überaus angenehmen Abwechselungen mit Flüssen, Morästen und Seen, aus deren einigen kleine Granitinseln hervorragen, Nordwärts bis Wojez oder Woyz, einer von zwo Seiten mit dem Wygsee und in der dritten vom Wygfuß, der gegen die weisse See fließt, umgebenen Halbinsel, wo sich ein ehedem bearbeitetes merkwürdiges Goldbergwerk befindet. Um Lumpu-

scha ist das Troppgebürge gewaltig zerrüttet; mächtige Felsenwände haben sich von dem pralligen Berge abgerissen und den Fuß derselben bedeckt. Der Tropp ist hier mit häufigen Eisenglanz vermischt. Nahe dabey befindet sich das mit vielen Gefällen aus obliegendem Seen herabkommende, und in den Onegasee fallende Wizgaflüßchen, dessen einseitige Ufer ganz steile, sehr hohe Sandhöhen sind.

Von hier bis gegen Powenez neigen sich diese Gebürge ganz sanft mit Sand und mächtigen Granitschieben bedeckt, in den Onegasee. Bei Powenez fällt der, über mächtige Geschiebe und hervorragende Granitwände sich brausend herabstürzende Powenezfluß. — Im Wugsee erheben sich unter sehr vielen andern auch einige Granitinseln, deren Gestein aus faustgroßem Feldspat, Quarz und Glimmer bestehe, dergleichen auch einige Inseln an der Küste des weissen Meeres gegen Soroka zeigen. Die Halbinsel Woiz hingegen besteht aus einer von Quarz und gewundenem Talk bestehenden Bergart oder sehr quarzigen Gnaus, dergleichen sich auch eine Werst davon südlich in einer Insel zeigt, wo eine Menge mit Eisenglanz und Kupferkiesel eingesprengte Quarztrümmer streichen. An die gnaußige Bergart des Woizerberges scheint ein grober Serpentin von greulicht grüner Farbe anzuschieben. In diesem Gnaus streicht eine mit Kupferlasur rc. eingesprengte Quarzluft, in welche ehedem Nieren gediegenen Goldes von einigen Markn schwer vorgekommen sind; — Dieser Woizerberg wird von dem westlichen Troppgebürge durch den alda 40 Faden breiten Wygfluß abgesondert. Gerade in der Streichungslinie des Ganges befindet sich auf der westlichen Seite des Flusses ein von Dammerde entblößtes, etliche Faden langes und breites sichtbares Stück Gebürge, welches

welches ein wahrer, aus jener quarzigen, mit Talk vermischten Bergart unter mehrerer Beymischung des Talks übergegangener, und mit jener Bergart zusammenhängender Schiefer ist, der das Troppgestein, welches hier oft Eisenglanznieren einer Faust groß enthält und hier und da mit Serpentin wechselt, unterteuft.

Ungefehr 7 Werst westlich vom Woizerberge, in welchem Abstand sich unterschiedene Troppsteinrücken erheben deren Gestein an manchen Orten mit kleinen Feldspatwürfeln häufig angefüllt ist, raget auf der höchsten Höhe des gedachten Berges einiges, aus Quarz und Talk bestehendes Gestein wiederum zwischen dem Tropp hervor, und man erblickt in selbigen, zwey mit einander parellelstreichende, bis einen Fuß und weniger mächtige, in einer langen und geraden Richtung fortstreichende Quarzgänge, welche vielleicht nicht ohne Hofnung sind. — Diese Troppgebürge setzen noch ferner nördlich bis an das weisse Meer fort woselbst endlich der Granit dicht am Ufer des Meers und in dessen Inseln hervorragt, weiter gegen Westen (sonderlich am kandalekschen Busen, und in den daran hervorstehenden Inseln) ansehnliche Höhen erreicht und verschiedene Merkwürdigkeiten zeigt. Z. B. mächtige Granitklippen, die aus dem großen Wasserfall des Summaflusses im Summa selbst hervorragen. Auf einer Insel Kimalisoha, die zwischen den Mündungen der Flüsse Schuja und Soroka an der Küste des weissen Meeres liegt, hat man im Granit gangweise einen schönen braunen, oft drusigen, mit Granaten und grünem durchsichtigen Schörl reichlich vermischten Glimmer, und zwischen Kemmi und Keret endlich, sehr große Tafeln Marienglas, durch Feuersetzen aus grobfügigen Granit, gewonnen. — Entfernt man

man sich nun aber von dem Wolzerberge gegen Osten, so erblickt man nichts mehr als die mit Morästen, Seen, und Bächen wechselnden sandigen Ebenen, aus denen sich ansehnliche, mit Granit, Quarz und Hornschiefergeschieben vermengte Sandhügel erheben, die weiter in Osten mit Kalk und Gypslagen wechseln, in denen sich versteinerte Seegeschöpfe in Menge befinden.

Geht man abermahls von den vorhin erwähnten martialischen Wassern aus, und auf einen andern mehr westlichen, und vom Onegasee entfernten Zuge gegen Pertnawolok und Muun Osero, so findet sich dort das Troppgestein bis in etliche und vierzig Lachter Tiefe noch immer einfach und besteht aus einer schwärzlichen mit zarten Eisentheilen und platten grauen Feldspatrauten häufig vermengten Thonart, in welcher auf diesem Strich verschiedene, vormahls sehr ergiebige, nunmehr aber auflässige Kupfergruben, besonders die unter dem Nahmen Nadeschda und Nisselskoi bekannten, nebst der sogenannten Silbergrube, auf mächtigen Quarz und Spatgängen in einem Zeitraum von etlich und funfzig Jahren zu einer ansehnlichen Teufe sind niedergebaut worden. Von diesen Gruben ziehen sich die Gebürge nordwestlich gegen die lappländischen Grenzen; jedoch bleibt ihr Hauptstreichen immer nordwärts, oder vielmehr aus Norden her. Die Bergart bleibt mehrentheils Tropp, welcher mit Kupferkies gefüllte Tagehänge enthält. Verschiedene dergleichen befinden sich bey Swetnawolok alwo sich die Gebürge ganz einzeln erheben. Einige dieser Berge sind mit erstaunend großen Quarzgeschieben bedeckt. An manchen Orten wechselt der Tropp mit Serpentin, von annehmlich grüner Farbe, wie bey Sludina Kupska, wo ein mit Kupferkies eingesprengter und

schöne

schöne Politur annehmender Serpentin mit gelb und schwarz gefleckt, angetroffen wird.

Von Swetnawolok noch ferner nördlich ziehen sich die Gebürge erst prallend, denn sanft, bis in die Gegenden am Pellsee, welche bis zu den Seen Ust und Toc anhalten und mit mächtigem Granit-Quarz und Hornsteingeschieben bedeckt sind. Bey Usnokonza und am Kummsee erhebt sich ein kalkichter auf dem Kopf stehender und beynahe horizontale Hauptablösungen führender (Glimmer) Schiefer mit sanften ausgedehnten Schluchten aus den Tropp hervor. Dieses Gebürge erhebt sich bey Moselka zu einer beträchtlichen Höhe, und überläßt weiter gegen Westen dem Granit die höchste Stelle. Von dem Kumsee ziehen sich die Troppgebürge mit weniger Abwechselung westlich um den Wygsee bis Sondola und schließen sich in einer beynahe ganz nördlichen Richtung an das westliche Ufer des Wygflusses bey dem Woizergoldbergwerke an. Um Sondola, besonders gegen Osten erheben sich die Gebürge zu ansehnlichen Höhen, und enthalten als Bergart größtentheils ein mit etwas Thon gemischtes Quarzgestein (Gurus.) Jedoch erheben sie sich auch nur einzeln, indem der Fuß rund um mit See oder Morast bedeckt ist. In einigen streichen Tagegehänge von Quarzklüften mit Bleyglanz, etwas Kupferkies, Bleyschwärze, Markasit, Schwefelkies und Ocher. In andern dergleichen Klüften bricht auch Kupferblau, große Nieren von Kupferkies, Spath und Quarzkristalle, wieder in andern Kupferbecherz, Kupferatlaserz, kristallinisches Kupferblau, Eisenglanz ꝛc. Pallas N. N. Beytr. Th. I.

Die Bäreninsel im weissen Meer besteht zum Theil aus Granit, zum Theil auch aus Tropp. Der Granit

führt röthlichen Feldspat, Quarz und überaus wenige Hornblende. Die hier erschürften Bleygänge streichen wie man glaubt, im Granit.

Der russische Antheil von Finnland ist ein überaus gebürgigtes Land. Gegen Norden enthält es viele Granitgebürge und ungeheure Geschiebe von gleicher Steinart. Südlicher aber, und vorzüglich in der Gegend des Ladogasees finden sich viele Kalkstein, Mergel, Sand und Schiefergebürge. In einigen sind Anzeigen auf Kupfer und Bley erschürft worden, Eisenerze sind nicht nur in der Olonezischen, sondern auch in der Wiburgschen und Archangelschen Stadthalterschaft häufig. Ueberhaupt erhellet aus dem bisher angeführten, daß der Hauptrücken, oder die größte Erhöhungen dieser Nordischen Gebürge aus Schweden kommen, und theils von Westen gegen Osten jenseits der nördlichen Küsten des baltischen Meers und der Seen Ladoga und Onega gehen und durch das weisse Meer streichen, theils aber auch aus Lappland von Norden gegen Süden ihren Zug halten. Zu besserer Unterscheidung (da der Name nördlich zu generell ist) könnte man diese Gebürge überhaupt die Lappländischen nennen. Ihre äußerliche Beschaffenheit zeigt, daß sie sehr heftige *Revolutionen* erlitten haben, denn sie erscheinen größtentheils äußerst zerrissen und unganz. Ihre Gestalt ist oft sehr schrof und prallig, ihre Höhe aber im Ganzen sehr mäßig, obgleich es viel Berge giebt sonderlich in Lappland, die ihren Schnee nie gänzlich verlieren. Die höhern nehmlich die Hauptgebürge dieser Gegenden bestehen aus Granit, Tropp, Hornschiefer, Gneus und schuppigen Kalkstein (und vermuthlich auch aus Porphyr und Serpentinwak.) Um den Onega- und Ladogasee, in dem südlichen Theile

von

von Finnland rc. bestehen viele Gebürge blos aus dichtem nicht selten rothgefleckten Kalkstein. Eine Besonderheit die dieser Gegend eigen ist, besteht darinn, daß sie in den Morästen, Sümpfen und Niedrigungen eine außerordentliche Menge, oft ungeheurer Granitgeschiebe enthält, wie denn auch der große Granitfels worauf in St. Petersburg das Bildniß Peter I. steht, von daher genommen ist. Diese ganze Gebürgsgegend ist ungemein wasserreich und mit Seen, Strömen, Wasserfällen, Bächen und Sümpfen gleichsam besäet. Im Baltischen Meer und im finnischen Busen, im Ladoga und Onegasee, und im weissen Meer ragen eine unzählige Menge Inseln hervor Der innerliche mineralische Gehalt aller dieser Gebürge ist, wie aus obigen erhellet bisher nicht sonderlich reich befunden worden, und die Gold- Silber- Kupfer- und Bleygänge, welche man in denselben erschürft hat, haben sich bald ausgekeilt. Das Eisen allein ist noch in vorzüglicher Menge in demselben vorhanden, und dieses, worauf an mehrern Orten gebauet wird, nebst Marmor, Granit, etwas Fenfterglimmer, und einigem Labrador, der zuweilen in den Granitgeschieben gefunden wird, das einzige, was man aus diesen Gebürgen zieht.

Außer verschiedenen Strömen, welche z. B. die Newa, meist ihren Ursprung aus den hiesigen Seen nehmen, entstehen keine beträchtlichen Flüsse aus diesen Gebürgen, wohl aber sind die großen Seen Ladoga und Onega, und eine Menge kleinerer in denselben gelegen.

Viele der hiesigen Gebürge sind kahl, der größte Theil aber, besonders die Thäler und Niedrigungen gut bewaldet. Die Holzarten sind hier größtentheils Kiefern, Birken, Fichten und Büchen. Die Wälder in der Gegend

des

des Onegasees sind besonders weitläuftig. Der größte Theil der Thäler und Niedrigungen in den hiesigen Gebürgen hat schwarze Sumpferde, andere haben Wellsand, viele sind aber auch fruchtbar genug und mit schönen Wiesen überkleidet, wo die Viehzucht der Hauptnahrungszweig ist. In Lappland und in einigen andern nördlichen Gegenden, kommt das Holz sehr schlecht fort, und die meisten Thäler sind mit Moos überwachsen, welches den hiesigen vielen Rennthieren ein vollkommenes Futter ist. Wegen der nördlichen Länge sind die Thäler nichts weniger als Pflanzenreich, doch aber viele Niedrigungen mit Beeren und Schwämmen häufig versehen. Desto reichlicher aber sind in diesen Gegenden wilde Thiere und eine unzählige Menge von Land und Wasservögeln anzutreffen.

II. Die Waldaischen Gebürge.

Diese Gebürge, deren Rücken man überfährt, wenn man von St. Petersburg nach Moskau reiset, sind wahrscheinlich nur eine Fortsetzung der obenbeschriebenen Lappländischen Gebürge. Sie wurden bekanntlich von den Alten Mons alaunus genannt. Heut zu Tage sind sie unter dem Namen der Waldaischen Gebürge bekannt, von der Stadt und dem See Waldai, welche auf ihrer Höhe gelegen sind.

Schon in einer Entfernung von 10 Wersten von St. Petersburg findet man auf der Moskauschen Straße eine Menge Granitgeschiebe auf den Feldern umher verstreut, an denen der Feldspat fast gänzlich verwittert ist. Der Boden ist anfänglich und bis auf 20 W. bloßer Moosgrund. Bey Slowenka erst, 22 W. von St. Petersburg, trift man einige Thon-Hügel an. Weiterhin ist das Land wieder morastig und flugsandig aber zugleich mit vielen,

und

und zum Theil sehr großen Granitgeschieben besäet. Unter diesen Geschieben findet sich auch Gestellstein mit strahlichten Blätterschörl. Bis über 100 W. von der Residenz ist das Land durchaus niedrig, und man fährt fast durch lauter Wälder; aber dann wird dasselbe etwas höher, und der Boden thonartiger. Auch trift man nunmehro Dörfer an. Große Granitgeschiebe sind hier besonders häufig. Nachdem man wieder verschiedene große Moräste passiret hat, erreicht man Nowgorod in einer mit Mergel-Sand und Thonhügeln besetzten Gegend. Der Wellsand, woraus ein großer Theil des bisher überfahrnen Landes bestehet, ist an vielen Stellen röthlich und allerwärts mit vielen Granit, Quarz und Kalkgeschieben vermengt. Der großen Heerstraße zur rechten, und von Nowgorod südlich, liegt der Ilmensee, in dessen Gegend sich viele Kalksteinflötze mit darauf angelegten Brüchen, Versteinerungen und Salzquellen befinden. Leztere sind bey Msohaga, Salziwekscha, Uglenka und Staraja Russa. Von lezterer Stadt hat man den See Seliger und die Quellen der Wolga in Südosten. Man fährt über den Lowatfluß und längst der Pola, bis zur Mündung des brausenden Iwanflüßchens. Hier erhebt sich das um den Ilmensee beynah einen halben Zirkel bildende Flözgebürge, welches sich am Schelon oberhalb Salzi, am Lowat 20 W. unterhalb Cholm, am Mesta bey Belskoi, Wolost und am Sjaes bey Tichwin erhöhet, zu einem sehr pralligen Gebürge. Unterhalb der Mündung des Iwan oder Jawan, längst welchem das Gestein, gleichwie um die Quellen des Sjaes, am höchsten und steilsten ist, ergießt sich die Pola einige Werste lang über ein Mergel und Sandschieferflöz. Es bricht auch hier viel Töpferthon der zu Töpfen verarbeitet wird.

Folgt

Folgt man von Nowgorod dem Moskauschen Wege über das Gebürge, so hat man noch bis auf die 30 W. ein hüglichtes theils Thonigtes, theils sandiges Erdreich zu überfahren, auf welchem die Granit- Quarz und Sandsteingeschiebe sehr zahlreich und von beträchtlicher Größe sind. Um Nowgorod ist der Boden an einigen Orten so lehmigt und schwer, daß große Klumpen davon auf den Feldern liegen, die das Aufkeimen des Saamens verhindern. Bey Broniza, einem großen Dorf am Mesta, liegen sehr viele Granitgeschiebe, deren einige von außerordentlicher Größe sind; vorzüglich die, welche man auf einem beträchtlichen Hügel sieht, worauf eine Kirche steht. Die größten liegen meist an der Nordseite des Hügels. An einer Stelle am Ufer des Mesta sieht man eine bis 3 Arsch. mächtige Schicht Quarzsand unter welcher ein Thonlager hervorsieht. Von hier bis Bolotniza wird der Boden noch viel hüglicher und die Granitgeschiebe noch häufiger. Unter diesen giebt es auch viele Jaspis- Tropp- und Quarzgeschiebe. Von diesem Dorf bis zur Stadt Waldai sind 44 Werste. Man sieht hier nichts als große mit Sand und vielem Granitgeschiebe bedeckte Hügel. Die Granite sind auf diesem Gebürge wo ich doch nicht den nackenden Granit hervorschiessen gesehen habe, von ganz besonderer Mannigfaltigkeit. Man findet ihn von feinsten Korn bis zu einem sehr groben Gefüge, und von Farbe roth, grau, blaulich und schwärzlich. Bald hat der Quarz, bald der Feldspat, bald Hornblende, bald Glimmer, und bald ein feiner nadelförmiger Schörl die Oberhand. Nebst Granit findet man auch viele Quarz etwas Porphyr und Jaspis und auch Schneidegesteingeschiebe. Von letztern traf ich unter andern bey dem Dorfe Woitskoi, etwa 324 Werste von Petersburg ein großes (nicht abgerundetes) Geschiebe von unge-

ungefähr 100 Pud schwer, mit vielen inliegenden braunen Stangenschörl und kleinen durchsichtigen rothbraunen Granaten. Die Gegend um Waldai, als der höchste Punkt des Gebürges, ist sehr angenehm. Schöne sanfte Hügel, ein prächtiger klarer See mit einer Insel, (worauf ein hübsches Kloster steht) einladende Lustwäldchen u. s. w. machen die reizendste Abwechselung. Man glaubt kaum auf dem Gebürge zu seyn, und fast sollte man diese Gegend für eine Art Plateaux ansehen, so sanft heben sich die Gebürgsköpfe empor.

Einige Werste von Waldai fängt der Weg schon an, sehr bergab zu gehen. Die Granitgeschiebe sind auf dem mit Sand und Thon bedeckten Gebürge zwar noch häufig, aber bey weiten nicht so groß als auf der Gegenseite. Auch zeigen sich schon viele Versteinerungen in Kalk- und Feuerstein. Letztere sind häufig jaspisartig. Gegen Wischnei-Wolotschok hin geht die Straße schon wieder über kleine Hügel, Sümpfe und wellsandigen Boden. Auf vielen Strecken, und noch bis 16 Werste vor Wischnei-Wolotschock giebt es eine Menge, und mitunter auch eine große, Granitgeschiebe. Einige Wellsandhügel enthalten Granit, Quarz- Sand- Kalk- und Feuersteine in großer Anzahl beysammen. Merkwürdig ist es, daß man hier viele Sandsteingeschiebe antrift. Zwischen Wischnei-Wolotschock und sonderlich in der Gegend Nikolskoi, Monostie ist das Land häufig mit Versteinerungen in Feuer- und Kalksteinen besäet. Darunter findet man auch Echinitenstiele, die in Carneol übergegangen sind.

Zwischen Torschok und Twer ist das Land eben, und der Boden von obiger Beschaffenheit. Man bedient sich hier eines weissen mergelhaften Bausteins, der eine Menge zerbro-

zerbrochener Muschelschalen, und einzeln inner sitzende in Kalksteinen versteinerte Ammonshörner enthält. Jenseits Twer werden die Feuersteine auf der Oberfläche seltener. Um Klin giebt es wieder viele Thonhügel; in dem großen Granit und Sandsteingeschiebe stecken auch Feuersteine mit und ohne Versteinerungen und Kalcedongeschiebe. Von Klin bis Moskau ist der Boden sehr thonartig, aber immer noch mit einigen Granitgeschieben vermischt. Die Gegend um Moskau herum hat einen Ueberfluß von schönen Versteinerungen, und vorzüglich von verkiesten Ammonshörnern, die mit einem schönen metallischen Glanz überzogen sind. Längst der Wachasa an der Wolga findet man eine Menge Kieselarten von allerhand Farben, und weiter hin in der Gegend zwischen Moskau, Kaluga, Smolensk rc. vielen Kalkstein mit einer Menge insitzender Schaalthiere.

Der höchste Punkt dieses Gebürgrückens ist also Waldai. Er nimmt seinen Zug von Norden her, und scheint zwischen den Perm, Ladoga und Onega auszugehen. Er setzt sodann über den Mesta, geht zwischen dem Jumensee und dem Seliger durch, und strekt seinen Fuß bis in die Smolenskische, Oralische und Nowgorod-Soworokische Stadthalterschaften hinein. Um sein westliches, südliches und östliches Gehänge ziehen sich *Kalk- und Meergeflöze* in mächtigen Bänken herum, die sich weiterhin in sumpfige und sandige Ebenen verlieren.

Es halten einige dafür, daß dieser ganze waldaische Bergrücken ein Werk gewaltiger Ueberschwemmungen sey, und daß er gänzlich von den, aus zertrümmerten und zerstörten Meeresprodukten entstandenen Kalksteinen bestehe. So möglich dies an sich ist, eben sowohl kann es auch seyn, daß der mittlere Theil ein Urgebürg sey, und Granit zur Grundlage

age habe, der durch die Länge der Zeit, und vielleicht selbst unter dem Wasser, so sehr verwittert ist, und gleichsam ungeebnet worden, denn meines Wissens sind auf seiner Höhe noch keine Kalkbrüche eröfnet worden; und so sehr einige Granitgeschiebe auf diesen Gebürgen, auch abgerundet sind, so sieht man doch auch viele die es nur wenig sind; aber wenn auch alle Geschiebe abgerundet wären, so wäre es doch kein Beweis, daß sie alle von der Fluth hergeführet worden. Von denen bey Broniza besonders ist dies schwer zu glauben. Ich halte also diese Landeserhöhung, bis mich triftigere Gründe des Gegentheils überzeugen, für ein ursprüngliches an seiner Oberfläche verwittertes und zerstörtes Gebürge, an welches rings um seine Gehänge herum die Kalk- und Mergelflöze angeschwemmt oder abgesetzt sind. So viel den mineralischen Gehalt dieser Gebürge betrift, so sind noch bisher keine Bergwerke in denselben angerichtet worden. Man soll zwar einige Anzeigen auf Kupfer und Bley erschürft haben. Diese sind aber nicht weiter bearbeitet worden. An Eisen fehlt es nicht, besonders bey Peterpeliz, wo es scheint, daß ein Kiesflöz einsmals in Brand gerathen, wovon ansehnliche Gruben und Tiefen entstanden, welche nachmals das Wasser angefüllt hat, die nunmehro kleine reiche Fischseen sind. Die Hitze des Brandes aber muß sehr heftig gewesen seyn, weil die martialsche Theile der Kiese gänzlich in Fluß gewesen, und zu einem theils porösen, theils derben Eisenstein geflossen sind, ohne einige Auswürfe und Merkmale der fürchterlichen Erscheinungen feuerspeyender Berge nachgelassen zu haben. Vielmehr besteht der ganze Grund der Seen aus diesem geflossenen Eisenstein. Die Flöze von Mesta enthalten eine Menge Schwefelkiese, Vitriol und Alaunerde, Steinkohlen, Eisenerze, Petrefakten. Die

Kiese findet man von allen nur bekannten Figuren, und von vortreflichen Glanz. Ein Steinkohlenflöz streicht vorzüglich bey Borowitsch und Salzquellen, Kalkbrüche und Gyps sind bey Stara Russa anzutreffen.

Die Höhe der Waldaischen Gebürge ist sehr gering, und der höchste Punkt ist kaum 200 Faden über St. Petersburg erhaben. Es befinden sich auf denselben nicht nur der Waldaische, sondern auch einige andre kleine Seen, und in seinem westlichen Fuße der große Illmensee, an dem südlichen aber der Seliger. Von Flüssen entspringen theils auf dem Gebürge, theils aus den an seinem Fuße gelegenen Seen, die Wolga, Düna, Wolchow, Lowat, Poln, Tschagedo, Kolge, Dneper, Don, Oka.

Mit Wäldern sind diese Gebürge nur wenig versehen, aber desto mehr mit schönen Wiesen und Feldern, daher die Viehzucht auf denselben sehr beträchtlich ist. Die Holzarten sind Kiesenfichten, Birken, Linden, Espen. Der Boden ist in den Thälern theils thon- und mergelartig, und überhaupt fruchtbar.

III. Die Taurischen Gebürge.

Die Halbinsel Krimm, ist von der Landenge an, wo die Festung Perekop liegt, eine Fläche, die allmählig höher wird, und sich endlich zu hohen Bergen erhebt, welche die Südseite derselben und die Ufer des schwarzen Meeres bilden. Das Gebürge erstreckt sich von Theodosia in grader Linie westwärts bis Balbeck. Bey Karasbasar wirft es zwey, und bey Akmetrohet eine sehr hohe Koppe empor, welche Aktan genannt wird. Die kleinen Berge liegen getrennt und zertrümmert. Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese

Ge-

Gebürge theils die Fortsetzung der Kaukasischen, und theils der Karpatischen Gebürge sind, und daß diese zwey Hauptgebürgsketten vermöge derselben mit einander zusammenhängen, welches auch aus der Beschaffenheit des dem taurischen entgegengesetzten Gebürges, das sich jenseit der Donau und Bulgarien erstreckt, und die Vulkanen genannt wird, zu erhellen scheint.

Die Bestandtheile der Taurischen Gebürge sind noch wenig bekannt. So viel weiß man, daß der größte Theil aus Kalkfelsen mit Versteinerungen, und viele Hügel aus Sand und Mergelflöze und Kreidehügel mit Feuersteine bestehe. Es ist also zu vermuthen, daß sie überhaupt nicht zu den ursprünglichen, sondern nur zu den aufgeschwemmten oder abgesetzten Gebürgen gehören. Ein Theil soll seinen Ursprung auch dem unterirrdischen Feuer zu danken haben. Indessen sollen doch Bley- Kupfer- und Eisenerze in demselben erschürft, und Jaspisse, Achate und Bergkristalle, gefunden worden seyn. An Kalksteinen, Marmor Schiefer, Sandsteinen, Steinkohlen, Naphtha und Kochsalz sind sie sehr reich. — Die Insel Taman besteht blos aus sandigten und mergelichten Flözen ohne Kalkfelsen.

Ihre Höhe ist in Rücksicht anderer Hauptgebürge nur mäßig. Von Wald sind sie ziemlich entblößt. Die Holzarten, welche vorhanden sind, bestehen aus den schönsten Laubhölzern, z. B. Eichen, Büchen, Kastanien, hingegen sind sie mit dem schönsten und kräuterreichsten Thälen versehen.

Die Flüsse, welche aus den Taurischen Gebürgen entspringen, sind: Alma, Katscha, Rabarta, Salgyr, Karassu, und eine Menge kleinere Bäche, die zum Theil sehr schöne Cascaden bilden.

IV. Die Kaukasischen Gebürge.

Das Kaukasische Gebürge ist, so viel es auf der russischen Seite bisher ist untersucht worden, ein wahres Alpengebürge, welches sich zwischen dem schwarzen Meere und der Kaspischen See von Westen gegen Osten ausdehnt, in der Länge nahe an 70 Meilen ausmacht, und gegen Norden und Süden ins flache Land ausstreicht, auch gegen beyde Meere abfällt. Der ganze Strich hat eine ungefähr auf eine Meile weit sich ausdehnende Strecke, wo die Kette die größte Höhe hat, die mit ewigen Eise bedeckt ist. Seine Breite am nordlichen Gehänge erstreckt sich meisstentheils auf die 10 Meilen, und läuft an die ungeheure, an 200 Meilen im Quadrat haltende nördliche Ebene aus, welche endlich gegen Osten hin von dem Sibirischen, und in Westen durch die Wollochischen Gebürge eingeschränkt wird. Der Eis- und übrige Rücken besteht in seinen höchsten Punkten meist aus Granit; die sich an denselben zunächst anlehnenden Gebürge aus allerhand Schieferarten, und der Ausgehende aus Kalkstein ꝛc. Dieses Kalkgebürge läuft in ein 4 Meilen breites, sich allmählich senkendes, flaches thonigtes Feld aus, welches sich in einem anderthalb Meilen breiten Vorgebürge endigt, das fast aus lauter groben Sandsteinen besteht, und dieses geht wiederum von neuen in eine anderthalb Meilen breite thonigte Ebene aus, in welcher sich ebenfalls viele Sandsteingebürge erheben. In dieser Ebene ist Kochsalz und Netron sehr häufig anzutreffen. In den Vorgebürgen sind Eisensteine, Schwefelkiese, Vitriol, Bergöl und warme Bäder nicht selten; es finden sich hier auch, aber nicht häufig, Versteinerungen, die meisten in Feuerstein. Bley und Kupferanzeigen sind in den Vorgebürgen selten, in dem höhern Gebürge aber häufig. Die

Schiefer

Schiefer halten Alaun. Ein Stück dieses Kaukasischen Bergrückens soll an seinen nördlichen Ausgehenden keine Flözgebürge haben. Was aber sonst die Beschaffenheit seiner hohen Gegenden betrift, so ist zu bemerken, daß der Fluß Hippus in Iberien Gold führe, die Gebürge in selbiger Gegend überhaupt sehr reich an Mineralien sey, und die Goldbergwerke bey Camana schon von den Römern bearbeitet worden, daß die Gebürge am Cura und vorzüglich in der Gegend von Azghur ebenfalls sehr reiche Erze enthalten, daß man in den Ebenen dieses Flusses den schönsten Marmor, Steinkohlen und warme Quellen, in den Gebürgen von Tereck bis an das Dorf Stephanzminda Bley, Silber und Eisenerze, in der Georgianischen Provinz Somghetien reiche Silber und Eisenerze, Marmor und Jaspis, in dem Bezirke Quoesch, Kupfererze, in der Herrschaft Tamblut reiche Bley- und Silber Gruben, in der Herrschaft Lori beträchtliche Kupfergruben, gute Mühlsteine in der Herrschaft Unsular reiche Kupfergruben, in der Gegend um Akdele Gold, Silber und Kupfer, und in der Provinz Albanien Marmor und Albaster, Eisen, warme Bäder, Bergöl und Steinsalz finde.

Hieraus erhellet, daß die Kaukasische Gebürgskette ein in seinen höchsten Punkten mit Eisbergen besetzter Hauptgebirgszug sey, der sein höchstes, hohes, Mittel- und Vorgebürge habe, an seinen Gehängen sehr reich an Mineralien sey, und wahrscheinlich in demjenigen Theile, welcher nun zum Russischen Reiche gehört, einen Schatz von edlen Metallen erhalte. Seine Höhe ist im ganzen beträchtlich, und viele einzelne Felsenparthien sind sehr steil und prallig. Es ist in vielen seiner äußerst fruchtbaren Thäler mit den schönsten Wäldern versehen, die aus treflichen Laubholzarten beste-

bestehen. — Auf der Russischen Seite entspringen aus diesen Gebürgen die Flüsse Tereck, Kuban, Kumma und eine Menge kleinere.

V. Die Uralischen Gebürge.

Diese berühmte Gebürgskette, welche die natürliche Grenze zwischen Europa und Nordasien bildet, wird insgemein auch nur kurzweg der Ural (ein Gürtel) genannt, gleichsam, als wenn solcher die ganze Welt umgäbe. Sie erstreckt sich aus Süden gegen Norden fast in grader Richtung weit über 300 deutsche Meilen. Als ihr Anfang können die Gebürge zwischen dem Kaspischen Meer und der See Aral angesehen werden, welche um die Quellen des Uralflusses, des Tobols und der Emba ihre größte Höhe und Mächtigkeit erreichen, von da gegen den Ursprung der Tschussowaja und des Issets und weiter bis an die Quellen der Petschora und Sorwa fortlaufen, endlich um den Karischen Busen des Eismeers zwey große Vorgebürge bilden, und in den Gebürgen auf Nowa Semla (nachdem sie durch die Straße Weygatz getrennt worden) ihre Endschaft erreichen. Dieses ist der Hauptzug dieser ungeheuren Kette, welche von den höhern Asiatischen Gebürgen ausgehet, sich mit vielen, oft unmerklichen Unterbrechungen allmählig erniedrigt, und endlich ins Eismeer versenkt. — Sie streckt in ihrem Laufe sowohl nach Westen als Osten einige beträchtliche Nebenzweige aus. Der beträchtlichste an jener Seite ist der sogenannte Obschtschei-Sirt, (das gemeinschaftliche Scheidegebürge) welches zwischen dem Uralflusse und der Sakmara herabzieht, und einerseits mit einem an der linken Seite des Ural aus der Kirgisischen Steppe kommenden Arm sich vereiniget, andernseits aber in die ehemalige Kalmukische

mukische Steppe zwischen der Wolga und dem Ural ausläuft und nordlich mit dem Sandsteingebürge zusammenhängt, welches den Uralischen Hauptzug an der Westseite begleitet. — Bey den Festungen Orsk und Guberlinsk scheint ein Theil des Gebürges südöstlich in die Kirgisische Wüsteney auszulaufen, und sich gegen das mitten in selber Gegend liegende Gebürge Ulutaa auszubreiten, welches an dem größten Altai angehängt ist. Dieser bey besagten Festungen sich gegen Ostsüden ausstreckende Arm wird das Guberlinskische Gebürge genannt. — Ein anderer schmaler Bergzug läuft zwischen dem Ural und Uifluß unter dem Nahmen Okto Karagai durch die offene Steppe der mittlern Kirgisenhorde südöstlich, und geht unter der Benennung Alginskoi-Sirt gegen den Irtisch und das Altaische Gebürge.

Man kann die ganze Uralische Gebürgskette füglich in drey Haupttheile eintheilen; 1) in den Kirgisischen Ural, welcher sich von der Kaspischen See und dem Ural, und östlich aus den großen Steppen der Kirgisen bis an den Ursprung des Tobolsk und der Temba erstreckt. 2) in den erzreichen Ural (im eigentlichen Verstande das Uralische Erzgebürge) welcher den ganzen Gebürgsstrich mit seinem westlichen und östlichen Gehänge, von dem Ursprung gedachter Flüsse und dem Guberlinskischen Gebürge bis an die Quellen der Soswa und Kolwa einnimmt, und 3) in den wüsten Ural, der sich von diesen Flüssen bis an das Eismeer erstreckt. Der erzreiche Ural wird wieder in den Orenburgischen, Katarinenburgischen und Werchoturischen Ural untergetheilt.

Dieser Uralische Hauptgebürgszug hat das besondere, daß er an seiner Westseite ungleich mehr abfällt, als an der Ostseite, und an jener auf eine sehr beträchtliche Strecke

von einem sehr kupferreichen Nebenrücken begleitet wird, welcher größtentheils aus schieferuden Sandsteinen besteht.

Die höchsten Berge des Uralischen Gebürges liegen in der Baschkirey (oder im Orenburgischen Ural) und im Werchoturischen Ural. Doch übertreffen jene diese sehr. Sie sind größtentheils an der nach Westen geneigten Seite des Rückens anzutreffen, wie z. B. der Iramel, Psetak, Taganai, Dschigalgo, Agescherduk, Imen oder Jamoutau, aber auch in der Ostseite sind einige sehr hohe Koppen, z. B. der Irentik und Karatasch, aus welcher letztern der Uralfluß entspringt. In Werchoturischen Ural sind die höchsten Koppen der Wostroikammen, der Konschesskoi-Kammen an der Lobwa und der Pawdinskoi und der Koswinskoi Kammen an der Tawda. Einige davon, wie der Agescherdik Dschigolga, der Taganoi, der Korkeschesskoi Pawdinskoi und Korwinskoi Kammen sind an einigen Stellen mit ewigen Schnee bedeckt. Die sanftesten Gebürge, deren Koppen größtentheils nur in mehr oder wenigern großen Halbkugeln emporragen, enthält der Katarinenburgische Ural.

Der Kirgisische Ural ist uns noch fast gänzlich unbekannt; und nicht viel bekannter ist auch der wüste Ural, doch soll dieser über den Ursprung der Soswa nordwärts mehrentheils abnehmend gehen, und endlich den Ob fast parallel gegen das Eismeer streichen, wo er einen Zweig von hornschieferigten Ganggebürg in die westliche, den obischen Meerbusen einfassende Erdzunge schickt, mit einem Theil ähnlicher Gebürgart an der Küste wie zertrümmert endigt, mit dem stärksten Theil aber an Nowa Semla anläuft, und vielleicht auch einen Zweig nordwärts durch die

See,

See, die voll felsigter Inseln ist, bis an das Lappländische Gebürge sendet.

Die Uralische Kette ist ein für sich bestehendes Hauptgebürge, dessen höchster Rücken größtentheils aus Granit und aus allen den Urgebürgen eigenen Felsarten, die Gehänge mehr aus Schiefer und Wocken, die Vorgebürge, sonderlich an der Westseite, aus Sandstein, Kalk und Gyps, und die Flötze aus Mergel, Thon und Sand bestehen. Aber diese Ordnung leidet manche Ausnahme. So sieht man z. B. daß der Granit nicht nur in den höchsten, sondern auch in sehr niedrigen Punkten hervorragt, daß auf den hohen Rücken neben den Granitkoppen auch an sehr vielen Stellen Porphyr, Gneus, Hornblendfels, (Grünstein) Serpentin Gran und Mergelwoke, Jaspis, Glimmerschiefer und Salinischen Kalkstein hervorschießt, der bald auf Granit aufgesetzt, bald aber nur an denselben angelehnt zu seyn scheint, und daß in den Vorgebürgen und Flötzen, Kalkstein, Schiefer, Sandstein und Gyps dergestallt mit einander wechseln, daß man nicht sagen kann, welche Gebürgsart eigentlich der andern zur Unterlage dient. — Der Orenburgische Ural hat ganze Koppen von derben und körnigen Quarz, und viele sich weit erstreckende Gebürge, (z. B.) die Guberlinskischen, welche fast gänzlich aus feinen Jaspis bestehen. Der Schieferstrich, (oder sogenannte Ganggebürg) ist am östlichen Gehänge des Hauptrückens nicht viel deutlicher als in der Westseite zu bemerken, wo er beynah ganz zu fehlen scheint. Gneus, Glimmerschiefer, Topfstein, Gran, Mergel aus Serpentinweke, grauer Thonschiefer, Tropp und Jaspis wechseln, ohne scheinbare Ordnung mit einander ab, und werden vielfältig durch hervorstechenden salinischen Kalkstein unterbrochen.

Eben so verhält es sich in den östlichen Vorgebürgen mit dem dichten und zerrissenen (meist versteinerungsfreyen) Kalkstein, Gyps, schwarzen Schiefer und Sandstein, Mergel- und Thonflözen, deren Aufeinanderfolge fast in jeder Gegend anders ist. — An der Westseite folgt mehrentheils gleich an das hohe Gebürge ein grauer und schwarzer Thonschiefer mit feinern Sandstein abwechselnd, und ein (von der Belaje nordwärts bis über Solykamsk hinaus) sich erstreckendes mächtiges Gebürge von dichten Kalkstein, welches an vielen Stellen sehr hohe und zerrissene Berge bildet, und westlich nach seiner ganzen Länge von Gyps und Sandsteinhügeln begleitet wird, in deren erstern reiche Salzquellen, in letztern aber sehr ergiebige Kupferflöze verborgen sind. Wo dieses Kalkgebürge an das höhere Gebürge angränzt, sind überaus viele und große Eisenerznester anzutreffen. Hingegen an der Ostseite, und auf dem Rücken des Gebürges brechen die reichsten Kupfer- und viele Eisenerze in der Scheidung des Salinischen Kalksteins mit Mergelwacke, die mächtigsten Eisenerzlagen auf Porphyr, und die Golderze im Gneus.

An Mineralien ist das Uralische Gebürge sehr reich. Man findet schöne Granitarten, Porphyr, vortreflichen Jaspis, schönen Quarz, Hornstein, Feuerstein, Schleifstein, Ofenstein, Agathen, Calcedone, Carneole, große Bergkristalle, (Rauchtopase.) trefliche Amethysten, Chrysoliten, Porcelaen und Piefenthon, Bolus, schielenden Feldspat, Serpentin, Topfstein, Fensterglimmer, Asbest und Amiant, schönen Marmor, Tafelschiefer, Gyps, Flußspath, Torf, Steinkohlen, Bergöla, Naphta, gediegenen Schwefel, Markasit, Steinsalz, Kochsalzquellen, Bitterseen, Allaunschiefer, Vitriolerde, Salpeter, Nitrum, Eisen, Kupfer,

Kupfer, Gold und Anzeigen auf Silber und Bley. Auf Gold, Kupfer und Eisen ist hier ein sehr weitläuftiger und reicher Bergbau ausgerichtet.

Mit Wäldern sind die Uralischen Gebürge noch sehr reichlich versehen. Die Holzarten sind Kiefern, Birken, Fichten, Tannen, Cedern, Lerchen, Espen, Ellern, und an der Südwestseite wenig Eichen, Ulmen, Linden, ꝛc.

Ueberall trift man in diesem Gebürgszuge die schönsten mit grasreichen Thälern und Schluchten abwechselnden Gegenden an, auch ist die Viehzucht nicht unbeträchtlich. An wilden Thieren und Geflügel enthalten sie auch einen Ueberfluß. Unter jenen giebt es auch Zobel, Biber, Rennthiere und Elendthiere.

An Wasser sind die Uralischen Gebürge in gewöhnlichen Jahren sehr reich, und seine Höhen häufig mit schönen klaren und fischreichen Seen, Teichen und einer Menge strömender Gewässer versehen. Die vorzüglichsten Flüsse welche hier entspringen, sind: die Soswa, Tura, Isset, Ui, Tobol, Temba, Ural, Belaja, Tschussowaja, Kamma, Petschora.

VI. Die Altaischen Gebürge.

Die Gebürge, welche auf Russischen Boden, zum System des hohen Altaischen Felsrückens gehören, nehmen die ganze Breite zwischen dem Irtisch und dem Jenissei ein. Sie schließen sich, oder gehen vielmehr von jenem mächtigen Kettengebürge aus, welches, so viel bisher bekannt ist, von der Festung Sempalas am Irtisch an, Südöstlich fortstreicht, sich jenseits des Jenissei mit den Sajanischen und Baika-

lischen, und in Taurien mit dem Argusinischen oder Nertschinskischen Gebürgen vereinigt, und dergestalt die Grenze zwischen Sibirien und dem Chinesischen Reiche von Irtisch bis zum Amur bestimmt. Die Altaischen Gebürge werden von den Chinesern Altai-Alin auch Gin-Scholl genannt, welches so viel als Goldberge bedeutet. Sie werden in den großen und kleinen Altai abgetheilet. Der große Altai theilet die Mongolische Tartarey von dem Reiche der Soongorischen Kalkmücken und einen kleinen Theil der Bucharey gegen Westen ab. Er ziehet sich in verschiedenen Krümmungen gegen Nordost, wirft hier einige beträchtliche Gebürgsrücken, zwischen welchen die ersten Quellen des Jenessei, des Ob und des Irtisch entspringen, durch die Soongorey gegen Nordnordwest, wo sie sich mit dem kleinen Altai vereinigen. Der kleine Altai scheidet die Soongorey von der Kolywanischen Stadthalterschaft, durch welche die besagten Ströme auf sehr beträchtliche Strecken ihren Lauf nehmen. Die größte Höhe dieser Gebürge liegt ausser dem Russischen Gebiete. Sie ziehen sich überhaupt von einem der höchsten Punkte, welcher unter dem Namen Boghdo bekannt ist, über die Quellen des Irtisches, zwischen diesem und der See Talezkoi, Osero nordwestlich und zwischen besagten See und dem Jenissei, *nordostlich* ins Russische Reich herab. Das ganze Altaische Gebürge Russischen Antheils zerfällt also in zwey große Hälften. Die eine nimmt den ganzen Raum zwischen dem Irtisch und By (weiterhin Ob) und die andere den Raum zwischen dem Ob und Jenissei ein. Zu genauer Verständlichkeit nennt man jenes das Kolywanische und dieses das Kusnezkische Gebürge. Beyde nehmen den größten Theil der Kolywanischen Stadthalterschaft ein, und gehören gänzlich zum Kolywano-Workresenokischen Bergwerksdepartement.

Die

Die erstere Hälfte, nähmlich die Gebürge zwischen dem Irtisch und By oder Ob, können wegen ihres bereits bekannten Mineralischen Reichthums Vorzugsweise das Altaische Erzgebürge genannt werden. Von allen Gebürgen im mittlern Asien scheint das Altaische das mächtigste, ausgebreiteste und zusammenhängendste zu seyn; es führt aber nicht allenthalben den Namen Altai. Der hohe Gebürgszug welchen die Kolywanische Stadthalterschaft von der Chinesischen Soongorey scheidet, theilt sich in zwey große Gelenke. Das eine vom Irtisch bis an den See Tolykoe und den Ursprung des Abakau, wird eigentlich der kleine Altai oder Cyrebet-Chalta, das andere aber von Abakau bis an den Jenessei Sabinskoi-Cyreberet genannt. In jenem finden sich die größten Höhen des Kolywanischen, und in diesem die des Kusnezischen Gebürges; sie machen also die Basis aller von demselben nordwestlich und nordlich auslaufenden Ribben oder Gebürgszüge, die sich endlich gegen das Eismeer hin in ungeheuren Flächen verliehren, gegen Süden aber wie es scheint, noch auf eine weite Strecke zu einer ausserordentlichen Höhe empor steigen.

Der vorzüglichste Theil des Altaischen Gebürgs Russischen Antheils ist das Kolywanische Gebürge, oder das eigentliche Altaische Erzgebürge. Zu desto bequemerer Uebersicht kann man es in folgende Unterabtheilungen bringen, nehmlich: 1) Die Kolywans-Workresenskischen; 2) Die Korbolichinskischen, 3) Die Aleiskischen, 4) Die Ubinskischen, 5) Die Buchterminskischen, 6) Die Telezkischen, und 7) Die Tscharískischen Gebürge.

Das Kolywans-Workresehskische Gebürge hat von dem in dieser Gegend gelegenen See Kolywan (welcher dem ganzen Gebürge zwischen dem Irtisch und Ob, und auch

der

der Stadthalterschaft seinen Nahmen gegeben hat,) und von der ersten Kupfergrube Workresenskoi, seine Benennung erhalten. Es wird in Süden von der Granitischen Scheidehöhe begränzt, welche dieses Gebürge von dem Korbolichinskischen scheidet. In Osten wird es durch die tiefsten Thäler, in welchen die Linie der jetzigen Vorposten gelegen ist, und von dem hohen Tigerrezkischen Schneegebürge eingeschlossen, und in Norden von dem Flusse Tscharysch, dessen Thal mit beträchtlich hohen Schiefer und Kalkgebürgen begleitet wird, begränzt, gegen Westen aber verliert es sich in die nordwestliche Steppe. — Die größte Höhe dieses Gebürges ist die sogenannte Sonnaja-Sopka (der blaue Berg) welcher 2814 Pariser Fuß über die Meeresfläche erhoben geschätzt wird. Er besteht auf seiner mittlern und größten Höhe, aus einem meist groben, aus Feldspat, Quarz und schwärzlichen Glimmer bestehender Granit. Auf der Nordseite stürzt er sich höchst steil gegen den sogenannten Bjelosee, unter welchen blätterigter Thon und Tafelschiefer hervorstreicht, welcher auf dem Fuße des blauen Berges aufruht, und den Granit zwischen demselben und den noch gegen 30 Werste in Osten entfernten Tigerezikischen Granitischen Schneegebürge bedeckt. Auf der Ostseite stürzt er sich ebenfalls prallig gegen die großen Bjela, und westlicher in den Winkel, den der kleine Bjelabach mit der grossen Bjela macht. In diesem Winkel findet man auf dem Fuß des blauen Berges Schiefer und Kalkstein, in welchem leztern sich einige kleine Höhlen, worin Tropfstein angetroffen worden, befinden. Von der kleinen Bjala steigt das Gebürge wiederum gegen Süden an, und erhebt sich zu der von Erzgebürgen umgebenen, aus, mit weniger Hornblende und Feldspatbrocken vermengten, Hornschiefer bestehenden sogenannten Rewennajasopka oder Rhapontik

Koppe

Koppe. Gegen Westen geht der 15 bis zu 20 Werste mächtige Granitgebürgszug, durch eine Menge Thäler unterbrochen, von dem blauen Berge ab, ziehet sich an 100 Werste bis an den Alei fort, und vereinigt sich daselbst mit den Aleiskischen Granitgebürgen. Den nördlichen Fuß, die Granitrücken unterteuft mächtiges Schiefer- und Kalkgebürge, in und zwischen welchen beyden der erste Kolywanische Bergbau betrieben worden.

Ein anderer mächtiger Granitrücken zieht sich von dem blauen Berge gegen Norden zu dem Flusse Tscharysch, und unterteuft auf der westlichen Seite Schiefer und Kalk welche sich weiterhin ebenfalls wieder an das Jarowskische und Tigerezkische Schneegebürge anlegen. Die Bestandtheile aller dieser Granitrücken sind verschieden, bald hat der Feldspat, bald der Quarz die Oberhand; bald sind die Bestandtheile groß, und bald so zart, und so glimmerarm, daß man den daraus bestehenden Granit für Sandstein halten sollte.

Dieses Bergrevier ist ungemein reich an silberhaltigen Kupfer- und Zinkerzen; denn es befinden sich in demselben die alten und ersten Woskresenskischen und Kolywanischen, Kleopinskyschen, Golowinschen, Begosawlenskischen, Bobrownikowskischen, Gustokarschinskischen, Meduecdewschen, Loktowschen, Berosowischen, Mursinskischen, Monastirskischen und Tschakirskischen Gruben, wovon aber gegenwärtig fast keine bearbeitet wird.

Das Korbolichinskische Gebürge hat seinen Namen von dem Bache Korbolicha, der dasselbe durchströmt. Er wird aus Süden, Osten und Westen von Granitgebürgen eingeschlossen, in Nordost aber durch die von Schiefer- und

Kalk-

Kalkgebürgen begleitete große Bjela begränzet. Es besteht ausser einigen wenigen Punkten, die mit einem Meerbodensatze bedeckt sind, größtentheils aus Thonschiefer, Mergelwacke, Hornstein und Quarz, welche hin und wieder von Granit und Porphyr unterteuft werden. Unerachtet die Höhe dieses Gebürges zwischen dem Ursprung der Korbolicha und der kleinen Bjela beträchtlich ist, so zeichnen sich doch die Gebürge an der grossen Bjela, imgleichen die Rewennaja, Sopka, und die Karaulnaja-Sopka wegen ihrer einzelnen Erhöhungen vorzüglich aus. Die Bergart derselben besteht aus einem schiefernden Mergelwacke und Hornschiefer, worin hie und da Hornblende und Feldspatbrocken anzutreffen sind.

Die mit dem nordwestlichen und südöstlichen Flusse der Rewennoja-Sopka zusammenhängende Kette von Gebürgen legt sich in Nordwesten an der Sinnoja-Sopka, den blauen Berg, und das mit demselben zusammenhängende Kolywanische Granitgebürge, und in Südost, nachdem sie sich um Kliutschewskoi-Majak herumziehen an den Fuß des hohen Gramitschen Schneegebürges an. Die Rewennaja-Sopka ist der höchste Punkt dieses Gebürges, und wird 2213 Pariser Fuß höher geschätzt, als der Schlangenberg; soll aber nicht aus Granit, sondern aus feinsten Hornschiefer bestehen. In diesen Korbolichinskischen Gebürgsstriche wird der allerreichste Altaische Bergbau betrieben; denn hier ist die Krone desselben, der Schlangenberg; (Smeinogorskoi Rudnik) ferner die Gruben Maschinskoi, Makscheiderskoi, Karamischewskoi, Strischkowskoi, Matweewskoi Tschere, Panowskoi, Komnussarskoi, Golzowskoi, Jewanowskoi, Pichtowskoi, Lasurskoi, Hausenskoi und Semmenowskoi.

Das

Das Aleiskische Gebürge begreift denjenigen Gebürgsstrich in sich, welcher sich von dem Ursprung des Aleis zu beyden Seiten dieses Flusses und zwischen demselben und der Uba und Irtisch herabzieht, und in die große sandige Ebene ausläuft, welche von dem Alei, Irtisch und Ob begränzt wird. Dieses Gebürge besteht bis an den in Uba fallenden Bach Schemanaictra, und an den Aleibach Talowka beynah gänzlich aus Granit und Porphyr, macht zwischen dem Ob und Irtisch eine sehr beträchtliche Höhe, und scheint das Korbolichinskische und Solotarjasche Gebürge (welches eigentlich zwischen dem Irtisch und Alei das Vorgebürge des Aleischen ist) zu unterteufen. Neben Granit und Porphyr finden sich in demselben auch Glimmer und Thonschiefer, Mergelweke und salinischer Kalkstein, an der Rechten des Alei, (wo sich der Granitrücken bis an die Sowode Loktewsk hinabzieht,) Tropp und Breccia, an der Schalbe schwarzen Schiefer, Kalk- und Sandstein, und weiter hinab Gyps, Thon, Mergel- und Sandflöze.

Die höchste Koppe dieses Gebürges ist der Berg Sludina in der Gegend der Sawade Aleisk, welcher 1672 Fuß höher als der Schlangenberg geschätzt wird. Von demselben sieht man die Tyrerzkischen und Buchtarninskischen, oder Ubninskischen Schneegebürge so deutlich, als wenn sie nur wenige Werste davon entfernt wären. Der Gipfel dieses Berges besteht aus einem aus Feldspat, Quarz und schwarzen Glimmer gemengten Granit, welcher ziemlich grobkörnig gemischt ist. In den niedern Punkten sind die Bestandtheile kleiner, und statt des Glimmers nimmt eine Hornblende überhand. An einigen Stellen verlieren sich beyde, und geben dem Granit ein sandsteinähnliches Ansehen. Auf seinen nördlichen Fuß, 4 Werste von der Hütte,

bricht Kalkstein und Meeresbeut. — In diesem Theile des Altaischen Erzgebürges sind die Gruben Medwedewskoi, Plosgokorskoi, Schemani, Chinskoi, Schulbinskoi, Solutuchinskoi, Lotewskoi ꝛc.

Das Ubinskische Gebürge (sonst auch das Bolerowskische genannt) macht an den Ursprung der Uba und Ulba einen beträchtlichen, zu hohen Schneegebürgen sich aufthürmenden Rücken, welcher seine Zweige an beyden Seiten der besagten Flüsse, sonderlich zwischen denselben herabschickt, und an seinem Fusse vom Irtisch begränzt wird.

Die größte Höhe desselben tritt bey Bobrowskaja mit Porphyren ein, welche in Norden und Süden häufig mit Granit abwechseln, dessen Koppen theils unter sanften, theils mit stralligen Ansteigen die angenehmsten und kräuterreichsten Thäler umgeben. — In der Gegend um die Festung Ustkamenegorsk unterteuft der Granit einen Theil Schiefergebürg, worin die ehemaligen Bergbaulustigen so genannten Tschuden geschürft haben. Höher an dem Irtisch bis an die Buchtorma kommen oft Schiefergebürge zum Vorschein, in welchen Kupfererze erschürft worden, und die hie und da von Porphyr und Granit unterteuft werden, an manchen Orten aber mit Kalk bedeckt sind. Die Gebürge in welchen die Quellen der Uba entspringen, bestehen aus Granit, Porphyr, Mergelweke, Hornstein und Quarz. Gegen Osten erhebt sich das Ubinskische Schneegebürge, welches mit Schnuren gemessen und 5691 engl. Fuß über dem Wasserpaß des an seinem steilen Fuß vorbeyströhmenden Ubaflusses hoch befunden worden. In diesem Gebürge findet sich die neue sehr viel versprechende Grube Filipowskoi an der Ulba, und die Gruben Talowskoi, Nicoläwskoi, Bersewskoi, Iliuskoi ꝛc.

Das

Das Buchtarminskische Gebürge fängt in den obern Gegenden des Flusses Buchtarma mit der Scheidehöhe des Chinesisch-Russischen Grenzgebürges an, fällt aus Süden gegen Norden und Westen ab, und begleitet den gedachten Strom zu beyden Seiten bis zu seiner Mündung in dem Irtisch. Es reicht in Osten und Nordosten an die den Kokusun begleitenden und in Norden an die an der Ulba herabziehenden Gebürge. Von den Ubinskischen Schneegebürgen bis zum Ursprung des Uiman, (welcher in den Koksun fällt) bildet es einen mächtigen Rücken, welcher sich fast durchaus zu hohen Schneekoppen erhebt, und auf dieser Seite an der Quelle des letztbesagten Flusses seine größte Höhe erreicht. Diese mächtigen, noch sehr wenig bekannten, und zum Theil unzugänglichen Gebürge bestehen, so viel man weiß, in ihren höchsten Punkten aus mancherley Arten Granit, Porphyr und Kieselbreccia. In ihren Schluchten aber, und besonders gegen die Ufer der haupt- oder beträchtlichsten Gebürgströme, sind Schieferarten, Kalkstein, Mergel, Breccien und Sandsteine häufig anzutreffen. Jaspis findet sich in Menge neben Porphyr und Tropp in den höhern Gegenden. Von denen in den untern Gegenden der Buchtorma befindlichen Kalkgebürgen sind einige sehr zerrissen, und mit Höhlen versehen. In diesem Gebürge ist bisher nur ein einziger Hofnungsschurf Buchtorminskoi eingeschlagen worden.

Das Telezkische Gebürge hat seinen Nahmen von dem auf einer der größten Höhen des Altajs gelegenen See Tolezkoe (Telezkoe Osero) aus welchem der Ob seinen Ausfluß nimmt. Es macht mit seinen höchsten Punkten die Grenze zwischen Sibirien und der Soongorey, zieht sich zwischen dem See und der Katunja, als ein mächtiger

Rücken herab, und vereinigt sich, nachdem es sich an der Ostseite und dem See herumgezogen hat, mit den Kusnezkischen Gebürgen. Dieser Theil ist einer der größten, aber auch zugleich der wildesten und unzulänglichsten des Altaischen Erzgebürges; daher ist seine Beschaffenheit auch noch sehr wenig bekannt. Indessen weiß man doch, daß sich sehr mächtige Granit- und Porphyrgebürge in demselben befinden, und daß es neben und auf demselben Jaspis, Kieselbreccien, Hornschiefer, weissen (vermuthlich salinischen) Kalkstein, farbigen Marmor, schwarzen Schiefer, Mergel, Sandstein, und in diesem Eisen, silberhaltige Kupfer- und Bleyerze, Brennstein, Bergpech u. s. w. gebe. Vorzüglich scheint das Gebürge zur Rechten der Katunaja sehr erzhaltig zu seyn.

Das Tscharischische Gebürge hat eine sehr weite Ausdehnung. Es nimmt den ganzen Raum zwischen den höchsten Quellen der Ulba, Uba und des Kokusun (bis dahin wo die Tschuja in den Kokusun fällt) und zwischen dem Lauf dieses leztern Flusses und der Katunaja ein, und zieht sich als ein gegabelter mächtiger Rücken zu beyden Seiten des Tscharischs von seinem Ursprung bis zu seiner Mündung in den Ob herab. Seine Richtung ist aus Osten in Westen und Nordwesten, und in Süden wird es durch ein rauhes Thal von den Ubinskischen Schneegebürgen abgesondert. Es wirft an verschiedenen Stellen sehr hohe und mächtige Koppen empor, die zum Theil mit unvergänglichen Schnee bedeckt sind, z. B. die Tigerezkischen, Korgonskischen, Tscharischischen, Katunajaischen, Anujischen und Italizkischen Schneegebürge, welche gröstentheils aus Granit, Porphyr, Jaspis und Kieselbreccien bestehen. Nur die Tigerezkischen bestehen bis zu einer brteächtlichen Höhe aus Marmor,

der

der eine Menge Schaalthiere enthält. Ueberhaupt sind solche 4392 Pariser Fuß höher, als der Schlangenberg befunden worden. Einer der höchsten Punkte ist die Rossipnaja-Sopka (die zerrissene Koppe) welche aus ungeheuren Blöcken von verwitternden Granit besteht. Man hat in diesen weitläuftigen und wilden Gebürgen in mehrern Stellen Eisen, Kupfer- und Bleyerze erschürft, aber noch keinen ordentlichen Bergbau darauf angefangen. Die zweyte Hälfte des Altaischen Gebürges Russischen Antheils, nemlich das Kusnezische Gebürge, ist noch fast größtentheils unbekannt, und unzugänglich. Man kann es in zwey Unterabtheilungen bringen, wovon eigentlich das eine das Kusnezische, das andere aber das Krasnojarskische Gebürge in sich begreift, beyde aber den ganzen großen Raum zwischen dem Ob und Jenissei erfüllen.

Dieses Gebürge wirft am Mraß und zwischen den Quellen des Tom und Jus einige sehr beträchtliche zum Theil mit ewigen Schnee bedeckte Koppen empor. In Absicht seiner innerlichen Beschaffenheit hat man noch wenig zuverlässige Nachrichten. Es sind jedoch von daher verschiedene Arten Granit, Porphyr, Jaspis, Breccia, salinischer Kalkstein, Marmor mit Schaalthieren, Hornstein, Schiefer, Serpentin, Bergkristalle, Calcedon und Carneole gebracht worden. Am Koudoma werden reiche Eisengruben, in der Gegend des Ursprungs des Trohumischs die hofnungsvolle Salahirskische Silbergrube betrieben, und bey Krasnojarsk sind ehedem verschiedene nun aufgelassene Kupfergruben bearbeitet worden. In letztbesagten Kreise ist auch eine dem Kaufmann Saweliew gehörige Eisenhütte. — Die höchsten Berge welche man hier in Süden sieht, sind um den Ursprung des Abackan, wo z. B. der

berühmte Berg Sabin oder Schabina-Dabahn sein beschneites Haupt zu einer ungeheuren Höhe emporhebt, und der Ittem am Bache Chantigiyr.

Der größte Theil des Altaischen Gebürges ist mehr kahl als bewaldet. Die größten Wälder sind in den Niedrigungen, am Alei, Ob und Jenessei; die Holzarten sind Kiefern, Birken, Espen, Tannen, Fichten, Erlen, Weiden und herrliche Lerchen und Cedern. — Die vorzüglichsten Flüsse dieser Gebürge sind: der Irtisch und seine Nebenflüsse Buchtorma, Ulba und Uba, der Ob mit seinen Hauptflüssen Alei, Tscharisch, Tschhulym, Tom, Katunia, Jus, und der Abakan welcher in den Jenissei fällt. Die höhern Gebürgsgegenden sind hier ungemein wasserreich.

VII. Die Sajanischen Gebürge.

Die nächsten Schneekoppen und Granitischen Hauptrücken bestimmen am Jenissei, von hier bis an den Baikal die Grenze zwischen Sibirien und der Mongoley, so daß nur die Nordseite des Gebürges zu Sibirien gehört. Die Granitgebürge stehen hier sehr steil an, vorzüglich in der Gegend des zur Rechten in den Jenissei fallenden Uss. Der Jenissei selbst kommt zwischen hohen Schneekoppen aus einem ungeheuren Thal, das ihn mit Felsen einklemmt, hervor; so wie überhaupt alle obern Flüsse desselben in sehr hohen und wilden Gebürgen fliessen. Hinter dem Uss ist ein sehr hohes Gebürge Choin-Dabahn, und östlicher über den Uda weg ein weitgestrektes mit zerrissenen Felsengipfeln auf-

aufsteigendes Gebürge Irgentargak, welches vom Ursprung des Uss über 500 Werste weit bis an den Ursprung des Beikem und Schlschkisch fortzieht. Nächst diesem Gebürge folgt in Nordwesten des Sees Kassogol das Grenzgebürge Nukutu-Dabahn, (oder Changai) aus welchem der Rusin in gedachten See fällt; dann fängt um den Ursprung des Baches Changa das Gebürge Gurbau-Dubahn (die drey Gebürge) an, und geht bis über die Quellen des Uroflusses, wo sich bey einem Berge Kisimktu Dabahn das grosse Gebürge (Udin Dsön) anfängt, und zwischen dem Wida und den Solengeflüßchen aus N. W. gen S. O. die Sibirische Grenze macht. Ein anderer Zweig hoher Gebürge geht unter dem Nahmen Turok-Dabahn zwischen den Quellen des Dschida und Tamnik einer und des Irkutflusses anderer Seits durch, bis an den Baikal.

Das ganze Gebürge, dessen höchster Rücken zunächst am Jenissei Sajanskoi Chrebet, gegen den Ursprung der Oka hin, aber Chrebet Chanbabaga genannt wird, besteht aus mehr oder weniger zerrissenen Granit und Porphyrkoppen, welche mit verschiedenen Schieferarten wechseln, und weiter oberwärts zwischen dem Jenissei und dem Angara mächtige Kalk- Mergel- Thon- und Sandflöze unterteufen. — Der Granit ist in vielen Bergen so grobkörnig, daß hier die besten Brüche von Felsenglimmer angelegt sind. Man findet in diesen Gebürgen am Jenissei verschiedene alte sogenannte Tschudische Schürfe; demungeachtet ist sein mineralischer Gehalt noch fast unbekannt, und ausser Eisenerzen ist wenig in demselben erschürft worden.

Das Gebürge ist zwar hin und wieder kahl, größtentheils aber, wenigstens in den Thälern, bewaldet. Die Holzarten sind: Kiefern, Fichten, Tannen, Birken und trefliche Lerchen und Cedern. — Die vorzüglichsten Flüsse des Sajanischen Gebürges sind: der Jenissei, Tuba, Mana, Kan, Bayrussa, Uda, Oka, Irkut rc.

VIII. Die Baikalischen Gebürge.

Dieses Gebürge begleitet ungefähr in eben der Richtung, welche der Baikalsee hat, denselben zu beyden Seiten aus Süden in Norden und Nordosten, läuft in Westen an der Rechten der Angara hinab, und verflächt sich hier in eine ungeheure morastige Steppe; in Osten aber zieht es vom Ursprung der Lena zu beyden Seiten dieses Flusses abwärts, und verflächt sich hier ebenfalls in weit ausgebreitete Flözgebürge. Es ist überhaupt ein sehr zerrüttetes, theils Granitisches, theils aus Kieselbreccia und Kalkstein bestehendes hoch aufgeworfenes Gebürge. In den untern Gegenden de: Angara und Lena fällt sein Flözengebürge sehr ab, und fü:ret häufig Steinkohlen. Aus dem obern Angarischen Gebürge streicht wie es scheint, ein Zweig westwärts durch die Gegend zwischen der Padkammenaja und Nischnaja-Tunjuska bis über den Jenissei weg, und besteht wahrscheinlich blos aus Flözgebürgen. Um den nordöstlichen Theil des Baikals, die obere Angara, den Mama und Witimfluß, wo berühmte Marienglasbrüche sind, ist alles Gebürge granitisch. Der mineralische Gehalt dieser Gebürge ist noch bey weiten nicht bekannt. Das vorzüglichste, was bisher in demselben entdeckt worden, sind Steinkohlen,

Berg-

Bergpech, Schwefelquellen, gediegener Schwefel, Alaun, Kochsalzquellen, Lapislazuli, Fensterglimmer, Carneole, natürliches Berlinerblau und Anzeigen auf Eisen, Kupfer und Bley. Einige Gebürgszüge um den Baikal, z. B. der Burgundu und andere, sind so hoch, daß sie mit unvergänglichen Schnee bedeckt sind. In der See selbst ragen auch viele hohe und steile Klippen als Inseln hervor, deren einige aus derben weissen Quarz bestehen. Das Gebürge ist zum Theil kahl, größtentheils aber bewaldet. Die gewöhnlichsten Holzarten sind Kiefern und Birken, man findet aber auch viele Lerchen und Cedern. — Die beträchtlichsten Flüsse, welche hier entspringen sind: die Selenga, Angara, Lena, der Wilui und die Tunguse.

IX. Die Nertschinskischen Gebürge.

Dieses Gebürge (sonst auch das Daurische genannt) erstreckt sich von dem Baikal und den Quellen der Salenga und des Amurs zu beyden Seiten dieses Strohmes hinab, einer Seits bis dahin, wo der Argan in den Amur fällt, und anderseits bis an die Quellen der Njusa und des Oldekon, wo es sich an das weitläuftige Ochotskische Gebürge (oder Chrebet Stanowoi) anhängt. Es nimmt also den ganzen Raum zwischen der Salenga und dem Argan ein, hat seine Richtung nach dem Laufe des Amurs und der Ingoda aus Westen in Nordosten, und kömmt unter dem Namen Jablonoi-Chrebet (Apfelgebürg) aus der Mongoley zu uns herüber. Seine größte Höhe hat es um den Ursprung des Amurs und der Ingoda, woselbst es aus hohen und steilen sehr verwitternden Granitkoppen besteht. Zwi-

schen dem Laufe des Jngoda und dem Ursprunge des Chilok und Witim wird es viel geringer, obgleich es demungeachtet noch sehr hoch zu liegen scheint. Es macht hier einen ziemlichen einförmig fortstreichenden bewaldeten und sehr wasserziehenden Rücken, der größtentheils aus lauter zerfallenem Granit besteht. Derjenige Theil dieses Gebürges, welcher von dem Amur und dem Argum eingeschlossen und im vorzüglichsten Verstande das Nertschinskische Erzgebürge genannt wird, (von der Stadt Nertschinsk, welche am Bache Nertscha liegt, der in den Amur fällt) ist bisher an mineralischen Gehalt als das reichste Gebürge dieser Gegend befunden worden. Man findet daselbst schöne Granitarten, Porphyr, Jaspis, eine Menge Calcedone, Carneol, Onyx, Achat, Hornstein, große Topase, Agnamerin, Hyacinth und topasfarbigen Schörl, ächten Topas, Bergöl und Granaten, schöne Feldspatdrusen, Serpentin, Asbest, Nephrit, Kalkstein, Schiefer, Gyps, schönen Flußspat, Kochsalzseen, Vitriolkiese, Alaunerz, gediegenen Schwefel, Steinkohlen, warme Quellen, Zink, Eisen, Kupfer und vorzüglich viele silber- und goldhaltige Bleyerze, auf welchen seit dem Anfang dieses Jahrhunderts eine Menge Gruben eröfnet worden, und von denen auch noch verschiedene im Bau stehen.

Diese Gegenden sind noch ziemlich stark bewaldet. Die Holzarten sind: Kiefern, Lerchen, Birken, Tannen, Cedern ꝛc. — Die vorzüglichsten der in diesen Gebürgen ströhmenden Flüsse sind: die Selenga, der Chilok, Witim, Olemka, Kanuga, Njusa, Ob, Dekon, Onon, Jngoda, Amur, Argan ꝛc.

X. Die

X. Die Ochotskischen Gebürge.

Dieses grosse, unter dem Nahmen Stanowoi-Chrebet bekannte Gebürge, grenzt mit dem Nertschinskischen oder mit dem Jablonoi-Chrebet, ungefehr in der Gegend der Urquellen des Aldan und Oldekow, läuft von da einer Seits nordlich an der Lena gegen Jakutsk hinab, und anderer Seits westlich gegen den mit vielen Inseln besetzten Udinskischen Busen des Ochotskischen Meeres, zieht sich um dieses bis über Ochotsk hinaus herum, und schickt verschiedene Gebürgszweige in die Gegenden zwischen der Lena und Indigirska, zwischen dieser und der Kolyma, und zwischen dieser und dem Anadyn, wo ein Theil der Gebürge in die Tschuskische Landspitze ausläuft, der andere aber seine Fortsetzung in der Halbinsel Kamtschatka erreicht.

Alle diese weitläuftigen Gebürgsgegenden sind fast alle gänzlich unbekannt. Aus der Gegend von Ochotsk hat man Jaspis, Porphyr und schöne Calcedone und Carneole, Schwefelkies, gediegenen Alaun, (Steinbutter,) Bergkristalle, Steinkohlen, auch sind daselbst warme Quellen.

Das Gebürge ist größtentheils nicht sehr bewaldet. Seine vornehmsten Flüsse auf der russischen oder nördlichen Seite sind: die Amga, der Aldan, die Uda, Maja, Jana, Indigirka, Kolyma und der Anadyr.

XI. Die Kamschatkischen und östlichen Insel-Gebürge.

Die Halbinsel Kamschatka besteht aus einer felsigten Gebürgskette, welche auf dem festen Lande von dem Penschinski-

schinskischen und Anadyrskischen Meerbusen, und von dem Flusse Anadyr begrenzt wird. An der südlichen Landspitze schließen sich die Kurilischen Inseln an dieselbe an, und gegen Westen hängt sie durch die Aleutischen Inseln mit Nordamerika zusammen. Sowohl von der äusserlichen als innern mineralogischen Beschaffenheit dieser Inselgebürge hat man sehr wenige Nachricht, nur weiß man daß es auf Kamschatka einige Vulkane giebt. Der beträchtlichste Strohm auf der Halbinsel ist der Fluß Kamschatka.

In=

Inhalt

der vier Stücke der neuen Quartalschrift vom Jahre 1791.

Erstes Stück.

Seite.
Beschreibung von Madrid 1.
Die Pelew-Inseln 61.
Der Thurm zu Vincennes 104.
Reise nach dem Lande Bambouc. 113.
Beschreibung der Insel Celebes 146.

Zweytes Stück.

Umständliche Nachrichten von Genf 1.
Reise durch Schweden 58.
Beschreibung der Grafschaft Kent 129.
Bemerkungen über Portugal in Briefen 160.

Drittes Stück.

Fortsetzung der umständlichen Nachrichten von Genf 1.
Briefe über Antigua 56.
Fortsetzung der Beschreibung der Grafschaft Kent 106.
Ueber Marokko und die Marokkaner, in Briefen 131.
Zustand der Litteratur in Spanien, nebst der Art in diesem Lande zu reisen 181.

Vier-

Viertes Stück.

Nachrichten von der Grafschaft Norfolk 1.
Merciers Bemerkungen und Paradoxen über Paris (Schluß.) 35.
Geschichte der ersten englischen Niederlassung auf Botany-Bay 50.
Ueber Klima, Gebürge, Steppen, Flüsse, Landseen, Meere, Mineralwasser, um und in dem Russischen Reiche. 101.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Digitized by Google

Digitized by Google

HER
MOI-
Digitized by Google

Digitized by Google